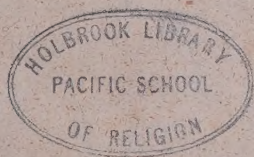




Gift of
University of California
In Memory of

J. August P. $\frac{5}{12}$ 1860.





Buch der Märtyrer

und

andrer Glaubenszeugen
der evangelischen Kirche,

von den Aposteln bis auf unsere Zeit,

in vier Bänden.

Zur Stärkung des Glaubens und der Liebe
unsrer evangelischen Christenheit

herausgegeben

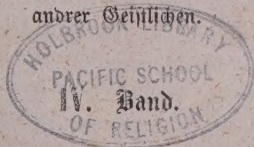
von

Dr. Theodor Fliedner,
Pfarrer zu Kaiserswerth am Rhein

Unter Mitwirkung

von

G. Jahn, Pfarrer J. Düsselhoff, J. A. Schöler und mehrerer
andrer Geistlichen.



Zum Besten der Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth,
und im Verlage derselben.

63969

IY34

F624

VIA



V o r r e d e

zu allen vier Bänden des Buchs der Märtyrer.

So hat durch Gottes Gnade dies Werk denn endlich vollendet werden dürfen, dessen Vorbereitung vor 20 Jahren, und dessen Druck vor 10 Jahren begonnen hat. Der frühe Tod einiger lieben Mitarbeiter, und der Wechsel von andern, sowie meine vielen Amtreisen und andere Arbeiten in Diaconissen-Angelegenheiten haben öftere Unterbrechungen herbeigeführt. Allein die Liebe für die wichtige Sache blieb, wofür auch der Umstand zeugt, daß aus drei Bänden vier geworden sind, doch so, daß der vierte nur halb so stark ist, als die andern. Da das Werk nicht bloß Blutzeugen und Bekenner im engsten Sinne enthalten sollte, sondern auch andere hervorragende Glaubenszeugen der evangelischen Kirche, so durften wir einen Arndt, Spener, Francke, eine Churfürstinn Luise von Brandenburg, einen Herzog Ernst von Gotha, einen Ziegenbalg, von Westen, Egede, einen Grafen und eine Gräfinn Zinzendorf, einen Spangenberg, Wesley, Schwarz, Zeisberger, Oberlin, Wilberforce, eine Elisabeth Fry u. A. nicht weglassen, deren Leben und Wirken eine Zierde jedes Jahrhunderts, eine köstliche Frucht von dem Baum der evangelischen Wahrheit, und ein leuchtendes Vorbild für jeden ernstern Christen ist. Die meisten dieser Lebensbilder sind in den zwei letzten Heften enthalten, welche den vierten Band ausmachen.

Der vierte Band enthält außerdem noch zwei Anhänge.

Der erste Anhang enthält Zusätze zu den Lehren mehrerer der wichtigsten Kirchenväter und Kirchenlehrer im Märtyrerbuche, mit noch einigen Zeugnissen derselben

für Glaubenslehren der evang. Kirche, und wider Irrlehren der römischen Kirche.

Dieser Anhang ist veranlaßt worden durch mehrere spöttische Angriffe auf unser Märtyrerbuch in römisch-katholischen Zeitschriften, namentlich auf unsere angebliche Vermessenheit, daß wir so wichtige Kirchenväter, als Ignatius, Irenäus, Cyprianus, Athanasius, Ambrosius, Chrysostomus, Hieronymus, Augustinus u. A. zu den Unserigen, zur evangelischen Kirche zählten, weil dieselben doch Säulen der römisch-katholischen Kirche seien, und die evangelische Kirche nicht vor Dr. Luther existirt habe.

Da haben wir es denn für Pflicht gehalten, durch noch mehrere Auszüge aus den genannten Kirchenvätern und andern großen Kirchenlehrern der vorreformatorischen Zeit, nachträglich zu dem in ihren Biographien im I. Bande darüber Bemerkten, sowie aus einigen nicht im Märtyrerbuch enthaltenen wichtigen Kirchenlehrern nachzuweisen, daß diese großen Kirchenmänner in den wichtigsten christlichen Glaubenslehren auf Seiten der evangelischen Kirche stehen, und der römischen Kirche in's Angesicht widersprechen, daß hiernach unsere evangelische Kirche, die so alt ist, wie das Evangelium, auch durch die Zeugnisse der Kirche der ersten Jahrhunderte, als eins mit der apostolischen Kirche, bestätigt wird, und daß sie nur durch den Unrath der Irrlehren, abergläubischen Menschenfahrungen und Gebräuche, welche die römische Kirche in den spätern Jahrhunderten einführte, so überschüttet und verunreinigt wurde, daß sie schien untergegangen zu seyn. Sie war es aber nicht, sondern durch alle Jahrhunderte leuchteten Spuren derselben, wenn auch in Knechtsgestalt, theils in größeren Kirchen-Gemeinschaften, so in der altbrittischen und altirländischen Kirche, in der alemannischen Kirche Süddeutschlands und Frankreichs, so in der Kirche der syrischen Christen (Thomas-Christen) in Ostindien, so in der waldensischen Kirche, und unter den böhmischen und mährischen Brüdern, theils in den Zeugnissen Tausender einzelner Glaubensmänner bis auf Wiclef und Hus, bis auf Johann Wessel und Johann von Goch.

Fragst Du daher nach Gewährsmännern für Hauptlehren der evangel. Kirche aus der alten Kirche, so findest Du im Märtyrerbuch z. B.

- 1) als Zeugen für die Vollständigkeit und Genugsamkeit der h. Schrift als Regel und Richtschnur des christlichen Glaubens und Lebens:

die Kirchenväter Athanasius, Basilus, Chrysostomus, Hieronymus, Augustinus und die II. und III. allgemeine Kirchenversammlung zu Constantinopel und Ephesus;

- 2) als Zeugen für das Verwerfen der apokryphischen Bücher des N. T., als nicht der h. Schrift gleich zu achten:

die Kirchenväter Hieronymus, Cyrillus und die Kirchenversammlung zu Laodicea;

- 3) als Zeugen für das Lesen der h. Schrift, als ein Recht und eine Pflicht aller Christen:

die Kirchenväter Origenes, Athanasius, Chrysostomus, Hieronymus, Papst Gregor I., Isidorus von Pelusium, Bischof Theophylakt, Bernhard von Clairvaux, Gerhard Groot, Gerhard von Zutphen, Thomas von Kempen, Erasmus, Wiclef, selbst aus der neuern Zeit Papst Pius VI.;

- 4) als Zeugen für die Verwerfung der Anrufung der Maria und anderer Heiligen um ihre Fürsprache:

die Kirchenväter Ambrosius, Chrysostomus, Hieronymus und Augustinus, die apostolische Gemeinde in Smyrna, die syrische Kirche in Ostindien;

- 5) als Zeugen für die Lehre, daß die Erbsünde in Maria gewesen sey:

die Kirchenväter Augustinus, Eusebius, Hilarius, Gregorius von Nazianz, Theophilus, Epiphanius, auch Papst Leo I., Beda, den Ehrwürdigen, Bischof Anselm von Canterbury, Bischof Petrus Damianus, Hugo von St. Victor, Bischof Petrus, den Lombarden, Thomas von Aquin, Bernhard von Clairvaux;

- 6) als Zeugen gegen die Bilder-Verehrung der Heiligen:

die Kirchenväter Chrysostomus, Augustinus, Lactantius, Epiphanius, die syrische Kirche in Ostindien, Bischof Claudius von Turin, und die Kirchenversammlungen zu Elvira, zu Constantinopel, zu Frankfurt a. M. und zu Paris;

- 7) als Zeugen gegen die Irrlehre vom Fegfeuer:

die Kirchenväter Cyprianus, Cyrillus, Chrysostomus, Augustinus, selbst Papst Gregor I.;

- 8) als Zeugen für die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben, ohne Verdienst der Werke:
die Kirchenväter Clemens von Rom, Augustinus, die syrische Kirche in Ostindien, Bischof Claudius von Turin, Anselm von Canterbury, Bernhard von Clairvaux, Johann von Goch, Johann Wessel, die Waldenser;
- 9) als Zeugen gegen die Irrlehre von der Brodverwandlung im h. Abendmahl:
die Kirchenväter Irenäus, Augustinus, Papst Gelasius, Wiclef;
- 10) als Zeugen gegen die Irrlehre von dem Rechte der Oberherrschaft des Papstes, als Statthalters Christi:
die Kirchenväter Clemens von Rom, Irenäus, Cyprianus, Ambrosius, Chrysostomus, Augustinus, Hieronymus, die altbritische Kirche, die syrische Kirche in Ostindien, Bischof Claudius von Turin, Wiclef, Johann Wessel, und die Kirchenversammlungen zu Nicäa, Antiochien, Mileve, Carthago, Costniz und Basel;
- 11) als Zeugen wider die Irrlehre von der Nothwendigkeit der Ohrenbeichte:
die Kirchenväter Cyprianus, Ambrosius, Augustinus, Chrysostomus.

Da siehst Du, mein lieber evangelischer Christ, daß unsere evangelische Kirche, welche nur die h. Schrift als untrügliche Erkenntnißquelle ihres Glaubens annimmt, doch auch durch die wichtigsten Kirchenväter, Kirchenlehrer und Kirchenversammlungen der ersten Jahrhunderte in ihren Glaubenslehren bestätigt wird, und daß die dagegen streitenden Irrlehren der römischen Kirche widerlegt werden. Da siehest Du, wie die stolze Berufung der letzteren auf die Tradition, auf die Zeugnisse der Kirchenväter und Kirchenversammlungen für ihre Irrlehren in Nichts zusammenfällt, nur ein Blendwerk ist für die Unwissenden. Ja, wenn Du noch im IV. Bande S. 1233 ff. die vielen darin mitgetheilten Widersprüche von Kirchenversammlungen gegen Kirchenversammlungen, und von Päpsten gegen Päpste findest, dann siehst Du die Lehre von der Unfehlbarkeit der Päpste

und der Kirchenversammlungen ganz über den Haufen fallen, und Du freust Dich, daß die evangelische Kirche nicht auf die Zeugnisse solcher sichtbaren, irrenden Menschen gebaut ist, sondern auf den Felsengrund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist.

Der zweite Anhang im vierten Bande enthält die kurze Biographie einiger wichtigen Glaubenszeugen des Alten und Neuen Testaments, deren Gedächtnistage noch in unserm evangel. Kalender stehen, nämlich Abrahams, Moses, Davids, Jesaiä, der 7 Makkabäer, Simeons, der Hanna, der unschuldigen Kinder, Johannis, des Täufers, der Maria und Martha, der Maria Magdalena und der Maria, Mutter Jesu. Sodann enthält dieser Anhang noch die Beschreibung einiger Festtage, welche theils das Leben unsers Herrn Jesu Christi betreffen, nämlich die h. Nacht, den Christtag, seine Beschneidung, seine Erscheinung den Weisen, und seine Verklärung, theils das Michaelis-Engelfest. Diese Festtage stehen auch noch im evangel. Kalender.

Ferner enthält dieser Anhang noch in Bezug auf den römischen Allerheiligen-Tag, welchen unsere Kirche nicht feiern kann, eine kurze Widerlegung der römischen Irrlehre von der Verehrung der Heiligen, ihrer Reliquien und Bilder, und von dem Ablasse, und die Biographie des evangelischen Glaubenszeugen, des Missionars Henry Martyn, welche am 1. November, am sogenannten Allerheiligen-Tag, zu lesen sind.

So findest Du denn, lieber Leser, im Märtyrer-Buch für Dich, für Deine Kinder und Hausgenossen geistliche Speise zubereitet für jeden Kalendertag des ganzen Jahres, so daß Du da jeden Mittag oder jeden Abend etwa nach dem Essen ihnen vorlesen kannst das Lebensbild des evangelischen Glaubenszeugen, der an diesem Tage in unserm Kaiserswerther christlichen Volkskalender in der Reihe steht, welche die verbesserten evangelischen Kalender-Namen enthält. In diesen Lebensbildern tritt Dir und den Deinen alsdann täglich das Leben und Walten des Geistes des Herrn unter seinem Volke in mehr als achtzehn Jahrhunderten entgegen, zur Lehre und zum Vorbilde, zur Bewunderung und Erquickung, wo Du den schwachen, furchtsamen, müden Geist stärken kannst an dem Lichte von evangelischen Heiligen, die nicht, wie die römischen Heiligen, im eigenen Licht und Verdienst glänzen wollen, sondern

nur, wie die Planeten um die Sonne kreisend, von deren Licht ihren Glanz borgen, auch von der Geister Sonne allein, von Jesu Christo sich erleuchten und heiligen lassen, und Dich auf ihn zu gleicher Heiligung hinweisen, ja ihre Kronen vor ihm niederwerfen mit den 24 Aeltesten in der Offenbarung, und ihm Preis, Ehre und Anbetung bringen von Ewigkeit zu Ewigkeit *).

Da wir uns hiernach auf die rein evangelischen Glaubenszeugen der Kirche haben beschränken müssen, wie es sich für ein evangelisches Märtyrerbuch ziemt, und nicht die in kirchlicher und wissenschaftlicher Hinsicht merkwürdigen Männer der römischen und anderer christlichen Confessionen, gleich als in einer Universal-Kirchengeschichte, mit aufführen wollten, so haben wir viele Personen, die Professor Dr. Piper zu Berlin in seinem evangel. Kalender aufgenommen und beschrieben hat, nicht aufnehmen können, dagegen eine Menge anderer von ihm weggelassener merkwürdiger evangelischer Blut- und Glaubenszeugen aufgenommen.

So haben wir z. B., statt der Einsiedler, Mönche und römischen Ordensstifter: Paulus, Antonius, Pachomius, Hilarion, Joachim, Trudpert, Benedikt von Nursia, Franziskus von Assisi u. A., welche Dr. Piper hat, lieber: die Thomas-Christen in Ostindien, die böhmischen und mährischen Brüder, die Märtyrer in Ungarn und Siebenbürgen, worunter die 41 nach den Galeeren Neapels geschleppten evangel. Geistlichen, die Märtyrer in den Rheinlanden, den Reformator Oldenburgs, Franziskus Alardus u. A., die Dr. Piper nicht hat, aufgenommen.

So haben wir, statt der Nonnen und Büsserinnen; Gioba, Aurelia, Hildegard, Hedwig u. A., welche Dr. Piper hat, lieber: Symphorosa und ihre 7 Söhne, Julitta von Caesarea und von Iconium, und andre Märtyrerinnen aus den ersten drei Jahrhunderten der Kirche, sodann auch die Königin Margaretha von Navarra, die Königin Elisabeth von Dänemark, Kaiser Karl's V. Schwester, Churfürstin Elisabeth von Brandenburg, Herzoginn Elisabeth von Braunschweig, und andere großherzige Befennerinnen der Reformation, so die niederländische Märtyrerin Anna aus dem Hofe, so die beiden Margarethen, schottische Märty-

*) Offenb. Joh. 4, 10. 11. Siehe auch Band I. 2. 3.

rerinnen, so die Gräfinn Erdmuth Dorothea von Zinzendorf u. A. aufgenommen, welche Dr. Piper nicht hat.

So haben wir, statt der Päpste Leo I. und Gregor I., und vieler römisch-katholischer Bischöfe und Aebte, welche Dr. Piper hat, lieber: den Churfürsten Hermann V. von Köln, den edlen Bekenner der Reformation, den päpstlichen Nuntius Bischof Paulus Petrus Bergerius und seinen Bruder Bischof Joh. Baptista Bergerius, so den Nessen des Papstes, den Marquis von Vico, Galeazzo von Caraccioli, so viele andere italienische Märtyrer, Faventino Janino, Franzisko Gamba, Pomponio Algieri u. A., und noch mehrere spanische Märtyrer, Rodrigo de Valer, Joh. Gill, Franzisko von St. Roman, Joh. Diaz, Antonio Herezuelo und Leonore de Cisneros, Joh. Gonzalez mit Mutter und vier Geschwistern, Constantin Joncius, Kaplan Kaiser Karl's V., u. A. aufgenommen, welche Dr. Piper nicht hat.

So haben wir, statt großer Krieger, als Wittekind, Kaiser Heinrich II. u. A., welche Dr. Piper hat, lieber: König Eduard VI. von England, Christian III., König von Dänemark, Churfürst Friedrich, den Großmüthigen, Markgraf Johann von Küstrin u. A. aufgenommen, welche Dr. Piper nicht hat.

So haben wir, statt bloßer Gelehrter, Künstler, Musiker, als: Didymus, Alcuin, Thomas v. Aquin, Hugo v. St. Victor, Calixt, Chemnitz, Freder, Detinger, Eccardt, Albert u. A., welche Dr. Piper hat, lieber: die Bartholomäus-Nacht in Halberstadt, den Beltliner und Buschlaver Mord, die Verfolgungen der Evangelischen in Schlesien, das Blutbad von Thorn, das irländische Blutbad, die Zillerthaler, die Märtyrer von Madagascar, die Hofprediger Hedinger und Urlsperger, John Howard, Jean Calas, und noch viele Märtyrer Frankreichs, Spaniens, Italiens, Englands, Schottlands und der Niederlande aufgenommen, welche Dr. Piper nicht hat.

Daß wir hiernach unsre evangel. Glaubenszeugen allein und in reicherer Fülle auf den Plan gestellt haben, dafür wird ein evangelisches Publikum uns wohl Dank wissen.

Außerdem haben wir in den Gedächtnistagen der Märtyrer und der andern Glaubenszeugen von der im Piperschen

evangel. Kalender beobachteten Ordnung nicht selten abweichen müssen. Wir haben nämlich geglaubt, nicht ohne die dringendste Noth von der alten, allgemeinen Regel abgehen zu dürfen, daß die Todestage der Märtyrer, als ihre geistlichen Geburtstage, auch ihre Gedenktage im Kalender seyen.

Dr. Piper hat sich in der Verlegung vieler Gedächtnistage von dem Todestage auf einen andern Tag eine große Willkür erlaubt, welche wir nicht berechtigt waren, nachzuahmen, obgleich es uns leid thut, daß dadurch zwischen seinem und unserm Kalender eine Verschiedenheit in dem Datum mancher Gedächtnistage eingetreten ist. Wo wir irgend mit Zug konnten, haben wir gesucht, mit ihm in den Datis übereinzustimmen, da eine Gleichförmigkeit aller evangel. Kalender hierin sehr wünschenswerth ist.

Wo nicht der Tag, aber doch der Monat des Todes bekannt ist, ist in der Regel der Gedächtnistag in denselben Monat gelegt. Wo man auch den Sterbe-Monat nicht kennt, ist der Name nach Befinden in den einen oder andern Monat gelegt. Wo zwei oder mehrere Namen auf denselben Tag fallen, ist nur Ein, höchstens zwei Namen auf diesen Tag genannt; die andern Namen sind auf andre Tage in demselben Monat gelegt, und zwar dem Todestage möglichst nahe.

Um dem lieben Leser das Auffuchen der Namen für jeden Tag des Kalenders im Märtyrerbuche möglichst zu erleichtern, ist am Schluß des Werkes im IV. Band eine Monatsstafel über die evangelischen Kalender-Namen für's ganze Jahr beigefügt, worin bei jedem Namen der Band und die Seite angegeben wird, wo der Name des Zeugen, oder sein Gedächtnistag zu finden ist.

In dem angehängten Namen-Register über das ganze Werk sind gleichfalls alle evangel. Kalender-Namen angegeben mit Band und Seite, wo sie beschrieben sind.

Mit dem Namen-Register ist ein ausführliches Sach-Register verbunden, damit Du, mein lieber Leser, leicht die Stellen finden könnest, wo die wichtigsten sächlichen Gegenstände des Werkes vorkommen, wo namentlich die wichtigsten evangelischen Glaubenslehren von den Märtyrern vertheidigt, und die entgegenstehenden Irrlehren widerlegt werden. Da kannst Du denn sehen, wie sie diesen Glaubens-Wahrheiten Zeugniß gegeben haben in Ketten und Banden, im Kerker und auf den Galeeren, vor den blutdürstigen Regerrichtern und In-

quisitoren, mitten in Folterqualen und auf Scheiterhaufen, und also den Satan und seine Knechte überwunden haben durch des Lammes Blut und durch das Wort ihres Zeugnisses, und haben ihr Leben nicht geliebet bis an den Tod. Ihr Ende schaue an, und folge ihrem Glauben nach!

Statt der 7 Bilder, die wir für die feine Ausgabe des Werkes von Anfang an versprochen, haben wir 100 Bilder in den 4 Bänden gegeben, und zwar fast alle auch in der ordinären Ausgabe, welche Bilder wir mit großen Kosten, selbst aus fremden Ländern, und einzelne durch Königliche und andere hohe Hände erhalten haben, gewiß keine unwichtige Bereicherung und Veranschaulichung der Biographien.

Die Zeitfolge ist bei Aufführung der Glaubenszeugen nicht immer genau wahrgenommen worden. Mehrere wichtigere wurden in den zwei ersten Bänden übersehen, und sind daher später nachgeholt worden. Der Leser wolle dies geneigt entschuldigen.

Ueber die Auswahl der Glaubenszeugen selbst läßt sich natürlich streiten, und wir wünschen, darüber das Urtheil besonnener Geschichtskenner zu hören. Wir haben nach bestem Wissen ausgewählt, suchten auch möglichst alle Länder vertreten zu lassen. Allein manche wichtigere mögen doch unsern Augen entgangen, und unwichtigere von uns aufgenommen seyn, welche den ersteren Platz zu machen hätten. Für solche Verbesserungen, sowie für etwaige Berichtigungen einzelner Data, geschichtlicher Züge u. dgl. werden wir sehr dankbar seyn, und sie mit Freuden bei einer etwaigen künftigen Auflage benutzen, wo dann auch die Zeitfolge genau beobachtet werden soll. Denn es ist uns nur um Wahrheit zu thun, um Wahrheit zur Gottseligkeit, um Stärkung des Glaubens und der Liebe unserer evangelischen Christenheit, wie der Titel sagt, daß sie sich ihrer großen Vorrechte in der reinen Lehre vor allen andern Confessionen dankbarer bewußt werde, und mit heiligerem, liebevollerem Mitleid für die letzteren brünstiger bete um Erleuchtung und Heiligung, daß die große Babylon, die Mutter der Hurerei auf den 7 Bergen, nicht mehr trunken werde, wie vormals, von dem Blut der Heiligen und dem Blut der Zeugen Jesu, sondern bald die selige Zeit auf Erden komme, wo die Stimme der Engel, als eine Stimme großer Wasser, und als eine Stimme starker Donner, sprechen: „Sie ist gefallen, sie ist gefallen, Babylon, die große!“ — Halleluja! Denn der allmächtige Gott hat das Reich eingenommen. Laßt uns freuen und fröhlich seyn, und ihm die Ehre geben!

Denn die Hochzeit des Lammes ist gekommen, und sein Weib hat sich bereitet. — Selig sind, die zum Abendmahl des Lammes berufen sind“ *).

Und so bleibt uns nur noch übrig, den theuern Mitarbeitern an diesem Werke den innigsten Dank für ihre treue Unterstützung auch hier öffentlich auszusprechen. Die beiden ersten, Pastor W. Leopoldt zu Unterbarmen, und Pastor Theob. Gräber zu Calcar sitzen längst beim Abendmahl des Lammes in der triumphirenden Kirche. Den dritten, Pastor J. Disselhoff dahier, hat mir der Herr seitdem zum Gehülfen auch in den andern Diakonissen-Anstalts-Arbeiten und zum Schwiegersohn gegeben. Die andern sind: Pastor Schlickum von Heiligenhaus, Pastor A. J. Schöler von Andernach, G. Jahn, Vorsteher des Brüder- und Rettungshauses zu Büllchow, Pastor R. Falcke zu Dinslaken, Pastor Th. Hachtmann zu Freiburg, und die Candidaten der Theologie A. Wagner von Alvensleben und R. Tigges von Gelsenkirchen. Auch die Bibliothekare, und die andern Männer und Frauen, welche durch Leihen und Schenken von Büchern und Bildern die Herausgabe freundlich unterstützt haben, wolle der Herr dafür segnen!

Er segne auch dies Werk, das sein Zion will bauen helfen, und seine Ehre allein fördern, wenn gleich in Schwachheit, und nehme den Herausgeber zu Gnaden an!

*) Offenb. Joh. 17, 6. 18, 2. 19, 6. 7. 9.

Kaiserswerth am 24. November 1859.

Dr. Theodor Fliedner.



Inhalt des vierten Bandes.

	Seite
Nicolaus Ludwig Graf von Zinzendorf	915
Erdmuth Dorothea, Gräfinn von Zinzendorf, geb. Gräfinn Reuß	983
Westindische Mission der Brüdergemeinde (L. Dober u. David Nitschmann)	999
Samuel Ursperger, Hosprediger in Stuttgart	1009
Grönländische Mission der Brüdergemeinde (W. Stach, C. David, E. Stach, J. Beck und F. Böhnisch)	1013
John Howard	1030
Prediger Franz Rochette, und die drei Edelleute Grenier	1048
Jean Calas	1052
Johann Wesley, Gründer der Methodisten-Kirche	1055
Paul Rabaut, der letzte Prediger der Wüste	1078
August Gottlieb Spangenberg, Bischof der Brüdergemeinde	1091
Christian Friedrich Schwarz, Missionar in Ostindien	1116
David Zeisberger, Missionar der Indianer Nordamerikas	1134
Johann Friedrich Oberlin, Pfr. im Steinthal bei Straßburg	1148
William Wilberforce, der siegreiche Vorkämpfer für Abschaffung des Sklavenhandels und der Sklaverei	1168
Elisabeth Fry, geb. Gurney	1189

I. Anhang.

Zusätze zu mehreren Kirchenvätern und Kirchenlehrern im Märtyrerbuche, enthaltend noch einige Zeugnisse derselben für Glaubenslehren der evangeli-

schen Kirche, und wider die Irrlehren der römisch-katholischen Kirche, nebst den Zeugnissen einiger nicht im Märtyrerbuch enthaltenen großen Kirchenlehrer für die evangelische Wahrheit, und dem Nachweise merkwürdiger Widersprüche von Kirchen-Versammlungen gegen Kirchen-Versammlungen, und von Päpsten gegen Päpste. 1211

II. Anhang.

Enthaltend die kurze Biographie einiger wichtiger Glaubenszeugen des Alten und des Neuen Testaments, deren Gedächtnistage auch im evangelischen Kalender stehen, und die Beschreibung einiger Festtage, welche theils das Leben unseres Herrn Jesu Christi betreffen, theils die Engel, und im evangelischen Kalender ihren Platz behaupten	1244
Der Erzvater Abraham	1246
Moses	1253
David	1263
Jesajas	1272
Das Märtyrthum einer jüdischen Mutter und ihrer sieben Söhne, zur Zeit der Makkabäer	1278
Der alte Simeon	1282
Hanna, die greise Prophetinn	1283
Die unschuldigen Kinder	1284
Johannis, des Täufers, Geburt	1286
" " " Enthauptung	1288
Martha und Maria	1290
Maria Magdalena	1292

	Seite		Seite
Maria, die Mutter Jesu.		4. Erscheinung Christi (Epi- phania)	1308
1. Die Verkündigung	1297	Verklärung Christi	1310
2. Die Heimsuchung	1299	Der Erzengel Michael	1311
3. Mariä Reinigung	1301	Römische Irrlehre von der Ver- ehrung der Heiligen, ihrer Reliquien und Bilder	1315
Die Weihnachtszeit		Römische Irrlehre vom Ablass	1322
1. Die h. Nacht	1302	Henry Martyn, Missionar in Ostindien und Persien	1331
2. Der h. Christtag	1304		
3. Beschneidung und Namens- gebung Jesu	1306		





**Nikolaus Ludwig,
Graf von Zinzendorf,**

Erneuerer der alten Böhmisches-Mährischen Brüderkirche.
(Geb. den 26. Mai 1700, gest. den 9. Mai 1760.)

Die Familie Zinzendorf, seit den Kreuzzügen rühmlich in der Geschichte Oesterreichs bekannt, hatte um ihres Glaubens willen Güter und Ehrenstellen verlassen, um in evangelischen Landen frei nach ihrem Bekenntnisse zu leben. Ansehen vor der Welt und Herzensfrömmigkeit walteten seit langer Zeit in dieser

Familie. Graf Georg Ludwig, sächsischer Minister zu Dresden, ein Mann von gediegenem Charakter und aufrichtiger Frömmigkeit, ehelichte 1699 Charlotte Justine, Freiinn von Gersdorf. Den Neuverbundenen wünschte ihr Hausfreund Spener, „daß es ihnen gelingen möge, die etwa geschenkten Kindlein dem Herrn wieder zu schenken.“ Am 26. Mai 1700 erhielten sie ein Söhnlein, unsern Nikolaus Ludwig. Die Mutter schrieb den Tag der Geburt nach alter Sitte in ihre Hausbibel, darunter die Worte: „Der barmherzige Gott regiere dieses Kindes Herz, daß es in den Wegen der Tugend unsträflich einhergehe! Er lasse kein Unrecht über den Knaben herrschen, und seinen Gang gewiß seyn in seinem Worte, so wird es ihm an keinem Guten fehlen, hier zeitlich und dort ewiglich!“ Als das Kind zur Taufe gebracht werden sollte, da baten die Aeltern auch den frommen Spener zur Pathenschaft, auf daß sein Vorbild und Gebet den jungen Grafen zum Guten reize. Schon 6 Wochen nach diesem frohen Ereigniß mußte man das Kindlein aus Sterbebett des noch in voller Manneskraft stehenden Vaters tragen, damit er es segne. „Ich soll dich segnen, mein Sohn? spricht der sterbende Vater, und du bist jetzt schon seliger, als ich, ob ich gleich bereits vor dem Throne Jesu stehe.“ Segens-Wünsche strömten reichlich von seinem erblaffenden Munde, derer die Umstehenden nimmer vergessen konnten. Da war auf die kurze, selige Freude der Aeltern gar bald bittere Trauer gefolgt. Die junge Wittwe zog nun mit ihrem Säugling aus dem geräuschvollen Dresden auf das stille, abgelegene Landgut Groß-Hennersdorf zu ihren Aeltern. Das Kind schien jetzt recht übel daran zu seyn. Doch Gott ist ja der Wittwen und Waisen Vater. Was uns zuerst dünkt Traurigkeit zu seyn, wird hernach eitel Freude. Statt des geräuschvollen, versuchlichen Dresdens stellte Gott die Wiege des Kindes auf stillem Lande in das gar fromme Haus der Großältern, wo der Geist Spener's, Franke's, Canstein's und andrer Gottes-Männer, die dort aus- und eingingen, wehte. Die Mutter verheirathete sich nach einiger Zeit wieder; das Kind aber blieb in Hennersdorf. Die Großmutter und Tante Henriette, wozu noch ein treuer Lehrer, Edeling, angenommen wurde, leiteten die Erziehung. Die glaubensinnige Tante machte es sich zur schönen Pflicht, des Morgens und Abends mit dem Kinde zu beten, und gewann so sein Vertrauen, daß es sein Herz frei vor ihr ausschüttete, und ihr sein Gutes, wie Böses, offen bekannte. Sie

trugen dann gemeinschaftlich in innigem Gebet das Herz dem Heiland hin. Auch Edeling, ein gottesfürchtiger Lehrer, suchte seinem Zögling nicht todtes Wissen aufzuzwingen, sondern trachtete vor Allem darnach, sein Herz für die Wunder Gottes in der Natur, besonders aber für die Lieblichkeit des Evangeliums zu öffnen. Was die Kirche Christi Heiliges und Schönes hat an Lied und Predigt, an Sacrament und andern Gnadenmitteln, das legte er dem Kinde an's Herz. Die an Herz und Geist tief gebildete, ehrwürdige Großmutter blieb die Hauptperson in Führung des Mutteramtes. Sie suchte Leib und Seele des Kindes treulich vor Schaden zu bewahren, und da ihr Wandel mit dem, was sie vom Heiland und seiner Nachfolge sagte, übereinstimmte, so schaffte ihm ihr Beispiel nicht weniger Frucht, als ihr herzlicher Unterricht. Unter der treuen Pflege so trefflicher Erzieher ward durch Gottes Gnade Zinzendorf das fromme Kind, welches Thränen der tiefsten Rührung bei der Schilderung vom Leiden und Sterben des Herrn vergoß, und, kaum sechs Jahre alt, in vertrautem Umgang mit seinem Heiland stand. Voll kindlicher Einfalt schreibt er Briefe an den Heiland, wirft sie zum Fenster hinaus, in der Ueberzeugung, der Heiland werde sie schon finden, und wenn er ihn nur Einmal höre, so werde es genug seyn, daß er auf seine ganze Lebenszeit sein wäre. Mit seiner Umgebung hält er Betstunden. So treffen ihn einst schwedische Soldaten, die 1706 ganz Sachsen plündernd durchzogen, und auch ins Schloß zu Hennersdorf eindringen. Der kleine, beredte Prediger unter der andächtigen Kinder-Versammlung macht einen solchen Eindruck auf die wilden Krieger, daß sie fast den Zweck ihres Kommens vergessen. Die Hausandachten, welche die fromme Großmutter mit ihrem Gesinde hält, versäumt er nie; und als er einst den schönen Vers: „Unser lieber Vater du bist, weil Christus unser Bruder ist,“ verschlafen hat, weint er bitterlich. Auf die alten Kirchenlieder, zumal Weihnachts- und Osterlieder, freut er sich Viertel-Jahre voraus, wann diese würden gesungen werden. Denn Gesang und Predigt an heiliger Stätte erfüllten ihn mit tiefer Ehrfurcht. Wie das Geheimniß des heiligen Abendmahls wunderbar auf sein junges Gemüth wirkt, darüber sagt er uns selbst: „Wenn ich vom Abendmahle reden hörte, hat mir das Herz gehüpft. Einem Jeden, den ich hatte zu Gottes Tische gehen sehen, konnte ich nicht anders als sehr ehrerbietig begegnen, weil die Worte: „Der den Himmel

kann verwalten, will jetzt Herberg bei dir halten," mir so zu Herzen gingen, daß ich wahrhaftig glaubte, es habe sich durch den Leib Jesu eines solchen Menschen Gebein zu Einem Geist mit Gott vereint." Die Bibel war sein liebstes Buch, nächst ihr der kleine Catechismus Luthers, der ihm unter dem besondern Einflusse des heiligen Geistes verfaßt schien. Seine kindliche Herzensfrömmigkeit äußerte sich auch in seinem ganzen Handeln. Alle, die ihm einen Dienst erwiesen, und ihm wohlwollten, liebte er herzlich. Seine Mutter, die er in seiner Kindheit selten sah, machte durch ihr ernstes, würdiges Wesen einen heiligen Eindruck auf ihn, der ihm stets geblieben ist. Die Erinnerung an seinen Vater, von dessen herzlicher Liebe zur Marter-Person des Heilandes ihm seine Mutter erzählte, entflammte zuerst den heiligen Entschluß in ihm, sich innig und auf ewig mit dem Heiland zu verbinden, so daß er erklärte, wenn der liebe Herr auch von sonst Niemand geachtet werden sollte, so wolle er doch mit ihm vereint leben und sterben. Hierüber äußert er sich später in einem Liede:

Ich war ein Zinzendorf; die sind nicht lebenswerth,
Wenn sie ihr Leben nicht zu rechten Sachen brauchen.
Drum hat die Sorge mich beinahe ganz verzehrt,
Zu früh und ohne Nutz der Erden auszurauchen.
Nun heiß' ich gar ein Christ; verdoppeltes Gesetz!
Die Christen dürfen nicht verbrennen, ohne Leuchten.
Der Glaube, der nichts thut, ist ein verdammt Geschwätz,
Und muß Vernünftigen sehr unvernünftig dünken.

Dieser tiefe Eindruck vom Leiden und Verdienst Christi, und der feste Vorsatz, dem Herrn lediglich zu leben, fingen so in seiner Kindheit an, wuchsen mit ihm fort, und setzten sich in ihm immer fester. Doch fehlte noch gar viel, ehe das fromme Kind ein tüchtiger Streiter für das Reich Gottes wurde. Er hatte, wie jeder Mensch, Fleisch und Blut an sich, wogegen er zu kämpfen hatte. Fröh schon tauchten in ihm Zweifel über seinen Glauben auf. Ja, er erzählt uns selbst, wie er in einer Nacht, nachdem die Großmutter vorher ein frommes Lied gesungen hatte, in solch schwere Anfechtungen gefallen sey, daß es ihm gewesen wäre, wie am Abgrunde des größten Unglaubens zu stehen. Nur der feste Entschluß, unter allen Umständen am Herrn zu hangen, gäbe es selbst noch einen andern Gott, hätte ihn gewappnet und gestärkt gegen die Anläufe des bösen Feindes. Auch zog er aus dieser bestandnen Versuchung den großen Vortheil

für sein späteres Leben, daß alles, was er später von Zweifeln Ungläubiger las und hörte, ihm nur sehr leicht und schwach erschien gegen das, was er selbst darin erfahren.

Schul- und Universitäts-Leben in Halle und Wittenberg. Jugendreisen nach Holland und Frankreich.

Im eilften Jahre schickte ihn die Großmutter auf das Pädagogium zu Halle; denn dort mußte sie ihren Enkel unter der Aufsicht und Lehre des frommen Francke gut aufgehoben. Zinzendorf hatte schöne Fähigkeiten und gute Kenntnisse; sein frommes Herz war aber der größte Schatz. Doch nebenbei hatte sich gar viel Eitelkeit, Eigensinn und Hochmuth eingeschlichen, welche, wie Unkraut, die gute Saat zu überwuchern drohten. Es war eben Zeit, daß der lebhafteste, geistreiche Knabe aus zarter Frauen Hand unter die strenge Zucht würdiger Männer kam. Das fühlte die verständige Großmutter. Darum bat sie nicht etwa die Lehrer, man möge das zarte Kind recht schonen, und schön mit ihm thun, nach andrer thörichtester Mütter Weise, sondern sie schilderte den Knaben als einen geschickten, fähigen, jungen Herrn, den man aber kurz halten müsse, damit er nicht hochmüthig werde, und sich auf seine Gaben etwas einbilde. Dieser Rath wurde getreu befolgt. Da kam denn eine recht schwere Prüfungszeit über Zinzendorf, wobei es sich zeigen sollte, ob sein kindlicher Glaube wahr und lauter, oder nur Schein wäre. Ihm wurden viele Demüthigungen zu Theil; er wurde in den Klassen zurückgesetzt, hart und beschämend bestraft, sein Stand und bisherige Erziehung gar nicht beachtet, so daß ihn auch seine Mitschüler geringschätzten, und gar als Pietisten verspotteten und haßten. Dazu war er sehr kränklich, und ein untreuer Hofmeister behandelte den Knaben hart, und verklagte ihn unbillig bei den Aeltern, wobei Zinzendorf nie zu seinem Rechte kam, weil die Aeltern stets dem Lehrer Recht gaben. So sehr ihn viele Schüler haßten, suchten sie doch den Unschuldigen zu allerhand schweren, geheimen Sünden zu verführen. Aber sein Glaube war kein gemachtes, überspanntes Wesen; sondern ein Herzensglaube, dessen Gold durch diese Prüfungen von den Schlacken gereinigt werden sollte. Er verzweifelte deswegen nicht, sondern dachte: Hat dein Heiland so viel für dich gelitten, so kannst du wohl auch etwas um seines Namens willen leiden.

Den Versuchungen zu den Lüsten der Jugend entging er durch die Gnadenzucht, unter der er stand. Statt selbst von den Banden der Sünde umstrickt zu werden, suchte er, von der ersten feurigen Liebe zum Herrn getrieben, Andre von den Stricken des Satans los zu machen. Er sammelte sich ein kleines Häuflein, mit denen er auf abgelegenen Böden Betstunden hielt. „Wir baten den Herrn, erzählt er, um Alles, was wir brauchten, insonderheit, daß er uns so machen solle, wie er uns gern haben wolle.“ Zinzendorf war nun Seelsorger der kleinen Gemeinde; das war eine Herzenslust für ihn. Denn sein innigster Wunsch von frühster Jugend an war immer gewesen, einst ein Prediger zu werden. Doch hatte er auch dabei große Sorge, wie er uns berichtet. Es sei damals bei dieser kleinen Gesellschaft so viel Mühe, Treue und Arbeit nöthig gewesen, als nachher in einer großen Gemeine; sie wären auch ebenso beneidet und verfolgt worden, wie es nachher geschehen. Aus dieser Gesellschaft bildete sich allmählig ein inniger Bund weniger auserwählter Freunde, welche sich zu beständiger Gemeinschaft mit dem Heiland und zum Wirken für sein Reich verbanden. Dieser Bund, den man den Senfkorn-Orden nannte, hat bis in sein späteres Leben fortgedauert. Die Mitglieder zerstreuten sich wohl nach Holland, Ungarn, Frankreich u. s. w.; aber man setzte die Verbindung durch Briefvereine fort, und senfkornartig ist die ganze spätere Wirksamkeit Zinzendorf's aus diesem Bunde hervorgegangen. Besonders wichtig ward der Freundschaftsbund, den er schon damals mit Friedrich von Watterville schloß. Angeregt durch die Missions-Thätigkeit, welche damals vom Waisenhaus zu Halle ausgeübt wurde, schlossen die Knaben einen Bund zur Bekehrung der Heiden, und zwar wollten die Knaben in frischem Jugend-Muth sich gerade an die schlechtesten Heiden machen, die sonst Niemand bekehren möchte. Freilich bedachten sie mit Schmerz, daß sie wohl selbst nicht würden das Missions-Werk treiben können, da sie von den Aeltern bestimmt waren, als Staatsmänner in der großen Welt aufzutreten, und von einer Verletzung des kindlichen Gehorsams keinen Begriff hatten. Doch trösteten sie sich: Vielleicht schickt der Herr, welcher dem Herrn von Canstein einen Francke zugeführt hat, auch uns solche Leute, die zu diesem Dienste tauglich sind. Zinzendorf ahnte nicht, daß er einst Canstein und Francke würde in Einer Person vereinigen dürfen. Halle wurde nun dem jungen Grafen ein gar lieber Aufenthalt. Er machte gute Fortschritte,

gewann die innige Liebe Francés und andrer Lehrer, und wünschte sehnlich, auch dort studiren zu dürfen. Doch den Verwandten wollte das fromme Wesen des Jünglings nicht gefallen. Wenn sie auch ein bißchen Frömmigkeit für ganz gut hielten, so fürchteten sie doch, daß solch Hallenser Pietismus einem Edelmann, der am Hofe sein Glück machen sollte, schaden könne. Der Oheim zumal hatte sich vorgenommen, seinem Neffen den Kopf auf eine andere Stelle zu setzen, als wo er ihn gefunden. Er schickte den Jüngling, der noch vor seinem Abschied eine tüchtige Rede „über die Rechthaberei der Gelehrten“ gehalten, nach der alten Lutherstadt Wittenberg. Dort solle er tüchtig die Rechte studiren, aber auch nicht den sonntäglichen Gottesdienst versäumen. Zinzendorf fügte sich mit unbedingtem Gehorsam, wiewohl mit tiefem Schmerze, dem Willen des Oheims, und verließ Halle im April 1716.

Noch vor seiner Ankunft in Wittenberg schreibt er an seine Mutter: „Nunmehr ist das liebe Halle verlassen, wiewohl es aus meinem Sinne nicht kommen wird, weil ich lebe. Denn da habe ich dasjenige erlernt, was mich in Zeit und Ewigkeit glücklich machen kann. Der Abschied ist mit unzähligen Thränen und starker Begleitung geschehen.“ Der junge Student warf sich nun mit Eifer auf die trockene Juristerei, die seinem feurigen Geiste gar schwer anging. Doch die Liebe zum Herrn gab Kraft, seine Pflicht treu zu erfüllen. Er lernte auch, weil es die Verwandten so wollten, reiten, fechten, tanzen, aber mit dem Gebet zum Herrn, er möge ihm doch sein viel Geschick zu diesen Dingen geben, um seine Zeit bald zu bessern und nützlichern Sachen anwenden zu können. Hatte er nun nach treu vollbrachter Pflicht ein Paar Mußestunden, gleich wurde die Bibel vorgenommen, und dazu die Schriften Luthers und seines lieben Vatheken Spener lustig traktirt, damit, neben einem Juristen, doch noch ein tüchtiger Theologus aus ihm werden möchte. Wie in Halle, mußte Zinzendorf auch in Wittenberg gar manchen Kampf um seines Glaubens willen bestehen. Sein streng christlicher Wandel, sein Bestreben, dem rohen Studentenwesen kräftig entgegen zu wirken, brachte ihm viel Haß und Verfolgung. Auch fand er unter seines Gleichen gar wenige, die Christum lieb hatten. Da schrieb er denn in seiner Bekümmerniß nach Halle, sich verlassen meinend, gleich wie Elias am Berge Horeb, (1. Könige 19.): „Ich bin erbarmungswürdig, daß ich so ganz allein bin; ich soll mein Lehrer, mein Bestrafer, mein Freund und Alles

seyn, und habe, außer Gottes Wort und meinem Gewissen, keinen Menschen, den ich brauchen und befragen könnte.“ Doch der Herr hat noch überall seine 7000, die ihre Knie nicht gebeugt haben vor Baal. Auch Wittenberg war von dem alten Luthers-Geist noch nicht verlassen. Doch hatte Zinzendorf ein arges Mißtrauen gegen die Wittenberger Theologen. Grade damals war ein recht trauriger Streit zwischen den beiden Universitäten Wittenberg und Halle. Beide waren gläubig-evangelisch. Die Wittenberger aber wollten das Kleinod des Glaubens, wie sie meinten, in rechtem Maria-Sinn bewahren. Die Hallenser drangen dagegen auf den in Liebe thätigen Glauben; neben dem stillen Maria-Sinn dürfe auch nicht der Geist der geschäftigen Martha fehlen. Beide Theile waren wohl nicht so weit auseinander, als sie glaubten. Aber man brauchte beiderseits mißverständliche Ausdrücke, und dieß verursachte viel Aergerniß. Zinzendorf, bei seiner tiefen Verehrung für Spener und Francke, nahm eifrig Partei für sein liebes Halle, und beschuldigte die Wittenberger arger Zänkereei. Doch bei näherer Bekanntschaft fand er auch unter den Wittenberger Theologen liebe, wahre Christen. Zumal war ein Dr. Wernsdorf ein treuer Diener des Herrn, der gar ruhig und sanft die harten Vorwürfe des feurigen Jünglings ertrug, und in diesem die Sehnsucht weckte, die traurigen Zerwürfnisse zwischen beiden Universitäten ausgeglichen zu sehen. Der junge Graf schien, um seines hohen Standes und seines Liebeseifers willen, ein recht geeigneter Vermittler. Schon wollte Dr. Wernsdorf mit ihm nach Halle reisen, um sich mit Francke zu einigen, als die Aeltern, denen die ganze Sache falsch vorgestellt worden war, dem Grafen ernstlich die Reise untersagten.

Du siehst, lieber Leser, wie viel auch ein Jüngling durch treue Liebe zum Herrn vermag. Wie ernst er aber damals rang, sich von der Welt los zum Herrn zu wenden, ersuchen wir aus einem Liede, welches er um jene Zeit verfaßte. Da lautet ein Vers:

Mein treuer Geist ermüdet nicht,
Sich von der Macht der Eitelkeit zu reißen,
Und wenn es ihm an Muth und Kraft gebricht,
Bedenket er, was ihm sein Herr verheißen;
Wie gut wird's sich doch nach der Arbeit ruhn!
Wie wohl wird's thun! —

Das Reformations-Jubiläum von 1717 feierte er, statt in das übermäßige Jubiliren auf allen Kanzeln und

Kathedern einzustimmen, im Stillen mit inniger Behmuth über das mannigfache, gelehrte Wortgezänke so vieler Theologen über Nebensachen, über ihr verdammungsfüchtiges Splitter-Richten und Wühlen in den eignen Eingeweiden der Kirche, und über so manche andre eingerißne Mißbräuche. „Haben wir nicht, fragt er, Ursache, in uns zu schlagen, und uns vor Gott zu schämen?“ — Dabei stellt er sich bußfertig dem Heiland als einen Sünder dar, und bittet ihn um Gnade, für seine Person das Evangelium recht zu gebrauchen, und ihm zur Ehre in der Welt zu seyn. „Was ich bisher profitirt habe, so schreibt er in seinem Tagebuch, ist, daß ich die Eitelkeit der Welt immer mehr verachten, und meine einzige Sorge seyn lasse, wie ich mit dem, der aller Welt gebieten kann, mich immer näher vereinigen, und in ihm erfunden werden möge. Will Gott was Großes, und seinem Reich zum Nutzen Dienendes aus mir machen, so biete ich der ganzen Welt Trost, und weiß, daß ich's ohne ihren Dank werden müsse. Will er mich bei den Menschen vergessen machen, so bin ich bei Ihm doch unvergessen. Ich lebe überhaupt der festen Zuversicht, daß ich einmal ein hauptsächliches Werkzeug zur göttlichen Ehre werden dürfe, welches durch Haß, Neid und Rachgier dringen wird. Gott hat mir, Ihm sei Dank!, zur Beförderung seines Ruhmes einen unermüdeten Geist gegeben, welcher nicht einen Augenblick ruhen kann.“ — Das waren prophetische Worte, worauf Gott sein Siegel der Erfüllung gedrückt hat. —

Zinzendorf hatte nun drei Jahre studirt, und seine Zeit auch für sein Studium gut angewendet. Aber er wünschte von Herzen, daß er für weltliche Geschäfte nichts taugen möchte, und daß der Herr ihm doch ein Aemtlehen zur Arbeit für sein Reich anweisen möchte. Doch die Verwandten kannten für ihren Liebling kein herrlicheres Loos, als einst als Hof-Cavalier vor der Welt zu glänzen. Das Verlangen nach einem geistlichen Wirkungskreise hielten sie für eine krankhafte Stimmung, die sich am besten durch eine Reise in die große Welt heben werde. So ward Zinzendorf auf Reisen geschickt.

Die Jugend hat ja stets große Reiselust; und Mancher würde bei dem Gedanken, den schönen Rhein hinab durch Holland nach Paris, und von da über die Schweiz, bei guter Reisefasse und angenehmen Empfehlungen an die vornehmsten Familien, zu reisen, wohl nicht wenig frohlocken. Doch Zinzendorf hatte zu sehr den Eitelkeiten der Welt entsagt. Er gehorchte zwar, wie immer, dem Willen seiner Verwandten, doch

mit der Aeußerung: „Will mich Gott in seinem Reich zu etwas brauchen, so biete ich der ganzen Welt Troß, daß ich ohne ihren Dank es werden müßte, und wenn ich etwa zum Versuch, ob mich der Weltgeist ankommen wollte, nach Frankreich gehen soll, so werden die Kosten übel angewendet.“ Gott werde ihn bei seinem Sinne erhalten, deß tröstete er sich, und reiste, in Begleitung eines Hofmeisters, von Wittenberg ab, mit dem Gebet zu Gott: „Der Herr behüte uns nur bei dem Einen, daß wir seinen Namen fürchten!“

Den schönen, deutschen Rhein entlang steigt der junge Graf in einer der blühendsten Rheinstädte, Düsseldorf, ans Land. Dort tritt er in die große Bildergallerie. Ein Bild fesselt ihn am meisten, es ist ein leidender Christus. Das trägt die Unterschrift: „Dies Alles that ich für dich; was thust du für mich?“ Gar mancher Reisender war an dem Bilde vorbeigeschlattert. Er aber bleibt davor stehen. Mir gilt das Wort, denkt er. Was habe ich denn schon für meinen Heiland gethan? Diese Frage liegt, wie ein Stein, auf seinem Herzen, und begleitet ihn auf allen Wegen. — Liegt sie auch dir auf deinem Herzen, lieber Leser? —

Er mußte nach seinen Instruktionen drei Monate an der holländischen Universität Utrecht bleiben, um seine juristischen Kenntnisse zu vermehren. Da lebt er nun ganz nach seiner Vorschrift, vergißt aber auch nicht seiner höheren Instruktionen, die ihm sein Heiland gleichsam auf's Neue in Düsseldorf gegeben. Da arbeitet er zunächst gar wacker an sich selbst durch Beten und Forschen im Worte Gottes. Eine Anzahl Gleichgesinnter vereinigt er zu gemeinsamen, täglichen Andachtsübungen. Er, schon wahrhaft von Gott gelehrt, legt gar trefflich das Wort Gottes aus. Wo er hinkommt, legt er ein wackeres Zeugniß von seinem Glauben ab. Einst, bei einem Ausfluge in die Holländische Residenz, den Haag, wird er in eine hohe Gesellschaft eingeladen. Ein vornehmer, katholischer Minister bemitleidet den jungen Mann wegen seines einfältigen Glaubens. Er sucht ihm daher Stundenlang zu demonstrieren, wie solcher Glaube, zumal in der vornehmen Welt, schon längst aus der Mode sei; man könne wohl im Herzen einige Frömmigkeit für sich behalten, müsse aber Andere damit nicht inkommodiren. Da erklärt der Jüngling mit Ernst und Kraft frei und öffentlich: „Gott wolle einen reinen Gottesdienst, und die Eitelkeit der Welt sey nicht bloß Thorheit, sondern seelengefährlich.“ Das schien

der ganzen, hohen Gesellschaft doch zu arg, und für einen jungen Edelmann höchst taktlos zu seyn. Sie dringen alle auf ihn ein, um ihm die Lieblichkeit der Welteitelkeiten, wohl auch ihre Nothwendigkeit darzuthun. Das konnte Zinzendorf nicht länger ertragen; er stand plötzlich auf, beurlaubte sich aus der Gesellschaft, und überließ es ihr, wie sie sich diesen Schritt deuten möchte. Solche Versuchung war nur ein kleines Vorspiel von Paris.

Zinzendorf wurde hier in die höchsten Gesellschaften, sogar in die Kreise der königlichen Familie eingeführt. Sein liebenswürdiges, anspruchloses Wesen, aus dem Keuschheit und wahre, christliche Frömmigkeit sprachen, war eine ungewöhnliche Erscheinung in dem französischen Vabel. Da nun die feinen Franzosen das Neue und Ungewöhnliche schon damals sehr liebten, so war der junge, deutsche Graf, ohne es zu wollen und zu ahnen, das Tagesgespräch. Er hörte allerlei süße, liebevolle Worte von den höchsten Herrschaften, und, wie die Schmeißfliegen, machten sich Herren und Damen um ihn herum, um die zarte Blume seiner Unschuld zu vergiften. Doch die Unschuld, welche im Glauben an Jesum, den Sünderheiland, beruht, steht unter himmlischem Schutz, und ist unantastbar. Das merkten die klugen Franzosen gar bald, und standen nach ihrer Gewohnheit von dem ab, wo kein Erfolg zu hoffen war. Sie meinten nun, der junge deutsche Herr sei ein Sonderling, der gar nicht, wie seine Landsleute, den feinen Pariser Ton erlernen möchte. Sonderbar mußte es den verderbten Weltleuten vorkommen, daß ein junger, vornehmer Herr nicht tanzen, spielen, schwelgen, noch Liebes-Abentheuer anspinnen mochte, auch die üppigen Opern und Schauspiele verabscheute, und, statt dessen, den Umgang mit frommen Leuten suchte. Es hatte sich nämlich noch damals, seit den gesegneten Zeiten der Reformation, eine Parthei Evangelisch-Gesinnter in der katholischen Kirche Frankreichs erhalten; man nannte sie Jansenisten. Aus Menschenfurcht und Kreuzescheu waren sie in der katholischen Kirche geblieben, in der thörichten Meinung, diese reformiren zu können. Zinzendorf ward mit mehreren dieser Leute bekannt, und durch sie auch bei dem Cardinal und Erzbischof von Paris, von Noailles, eingeführt. Herr von Noailles, früher selbst Jansenist, ein Mann von herrlichen Geistesgaben, war vom Papst als ein gutes Werkzeug befunden, und deshalb durch den Cardinals-Hut gefördert worden, so daß er jetzt, wohl oder übel, mit ins Römische

Horn blasen mußte. Anfangs suchte er nun auch den artigen, jungen Grafen durch bald verblühte, bald unverblühte Redensarten ins Römische Garn zu locken. Doch kurzweg, und mit Bestimmtheit, entgegnete Zinzendorf auf solche Anläufe des feinen Prälaten: „Die Wahrheit meiner Kirche dispensirt mich, eine andre zu suchen.“ Da gab's nun nichts zu befehlen, wohl aber hätte sich die Sache bald umgekehrt. Der Papst hatte grade damals eine recht gottlose Bulle in die Welt gesandt, die Bulle Unigenitus genannt, so recht gemacht, um die letzten evangelischen Reste in der katholischen Kirche Frankreichs auszutilgen, welche auf Anstiften der Jesuiten gemacht war, und das Bekenntniß der christlichen Wahrheit in wesentlichen Punkten beeinträchtigte. Der Erzbischof hatte anfangs, an der Spitze vieler Bischöfe und andrer Geistlichen der französischen Kirche, freimüthig dagegen protestirt. Unser junger Graf erfuhr die Sachlage, und ermuthigte mit dem ganzen Eifer seiner ersten Liebe zum Heilande den alten Herrn, er möge doch nicht aus Menschenfurcht die dem Evangelio entgegenstehende Bulle annehmen, und die Kirche Christi in Frankreich zerstören. Doch, wie es so oft geht, wer einmal A gesagt hat, muß auch B sagen. Hatte Herr von Noailles einmal den Cardinalsstuhl angenommen, da mußte er nun schon die gräuliche Bulle annehmen. Zinzendorf war auß tiefste betrübt. Mit einem solchen Manne, der die Sache Christi um ein Einsengericht verrieth, konnte er nicht länger umgehen. Er schreibt ihm einen freimüthigen Absagebrief, unterm 29. März 1720. „So ist es denn vorbei, Monseigneur, und der große Muth, der den Gefahren trotzte, und die Feinde der Wahrheit in Erstaunen setzte, weicht der schwachen Hoffnung eines unerlaubten Friedens. — — Ich kann es kaum glauben, Monseigneur, ich, der ich Sie und Ihre guten Absichten kenne. Was werden aber diejenigen sagen, die entfernt von Ihrer Person, Ihre Tugenden jederzeit bewundert haben, wenn sie dies erfahren werden? Was mich betrifft, so habe ich zweimal die Pflichten des treuesten Dieners erfüllt, und weiß nichts mehr hinzuzufügen. Auch erkenne ich mich für unfähig, Sie zu belehren. Da aber meine Augen Sie, nach dieser beklagenswerthen Unterzeichnung, nicht mehr sehen werden, so will ich Ihnen hiermit auf ewig Lebewohl sagen!“ — — Der arme Erzbischof war nicht beleidigt durch diesen Brief; er mochte wohl seinen traurigen Irrthum nur zu sehr fühlen. Aber er war, wie Simson durch die List der Delila, so in die

päpstlichen Bande verstrickt, daß er wohl den freien, deutschen evangelischen Christen um seiner goldenen Freiheit willen beneiden mochte. Zinzendorf war tief gerührt von dem Elend des alten Mannes, und vergaß seiner nicht. Noch sechs Jahre später, im Jahre 1725, sandte er ihm durch seinen Freund Wattewille 4 Bücher von Arnds wahrem Christenthum, die er ins Französische übersezt hatte. Der Cardinal bat um acht-tägige Lese- und Bedenkzeit. Dann erklärte er: „Er habe das Buch so vortrefflich gefunden, daß er es nicht nur für seine Person mit Freuden annehme, sondern Frankreich glücklich schätzen würde, so schöne Wahrheiten in seiner Sprache zu lesen. Er werde es den Buchhändlern empfehlen, sehe aber voraus, daß der Verkauf desselben werde gehindert werden.“ Das geschah auch wirklich. Es war, als ob das Papstthum mit Blindheit geschlagen, die letzten evangelischen Regungen in der katholischen Kirche Frankreichs unterdrücken wollte, um das Ungethüm der Revolution herauf zu beschwören, welches ihm doch selbst den Kopf zertreten sollte. Zinzendorf war in Paris viel krank gewesen; seine Freunde fürchteten gar, daß Jesuiten-Gift an seinem Gebein nage. Doch diese Kränklichkeit war wohl auch eine züchtigende Gnadenführung Gottes, die ihn von Hoffart und der Welteitelkeit abzog, sowie er an der andren wunderbaren Führung, mitten in dem gottlosen Paris gläubige Christenherzen zu finden, die Liebesseile merken konnte, mit denen der Herr ihn zu sich zog. Dankbar konnte er am Schlusse seiner Reise von der Hirtentreue des Herrn rühmen: „Je mehr ich in die Welt kam, je fester hielt er mich, je inniger zog er mich in die Betrachtung seiner Leiden!“ Ueber Genf, wo Zinzendorf den Vater seines Freundes Wattewille kennen lernte, kehrte er nach Deutschland zurück, und verweilte ein halbes Jahr bei seiner Tante, der verwittweten Gräfinn von Castell.

Seine Entsagung und Vermählung. Eintritt in den Staatsdienst zu Dresden.

Glücklich von seiner Reise zurückgekehrt in die liebe Heimath, in den Kreis theurer Verwandten, glaubte Zinzendorf bald in den Hafen einer stillen, häuslichen Ruhe einlaufen zu können. Er gewann hier in Castell seine Cousine Theodora, eine blühende Jungfrau, lieb, und hoffte, diese werde seine ihm vom Herrn zugewiesene Lebensgefährtin seyn. Tante und Vormund waren einverstanden. Theodora schenkte dem scheidenden

Grafen ihr Bildniß, und bat ihn, wiederzukommen. Auch seine Verwandten waren mit seiner Verbindung ganz einverstanden. Voll schöner Hoffnungen eilt bald darauf der im ersten Liebesglück schwärmende Bräutigam seiner Geliebten nach Castell zu. Da stürzt sein Wagen in der Gegend von Plauen in den schäumenden Elster-Fluß. Nur mit Lebensgefahr entkommt der Graf dem kalten Bade. Sein Gepäck ist völlig durchnäßt. Er muß einige Tage verweilen. Graf Heinrich XXIX., regierender Herr zu Ebersdorf, ein Universitätsfreund, ladet den Verunglückten auf sein Schloß, damit er sich dort erhole. Im Laufe des Gesprächs äußerte die Mutter des jungen Grafen Heinrich: „Es sei unumgänglich nöthig, daß ihr Sohn sich verheirathe. Unter allen vorgeschlagenen Damen von Stande habe keine so viel Lob, als Gräfinn Theodora von Castell; aber an diese dürfe man nicht denken, wie Zinzendorf am besten wisse.“ Dies etwas undelicate Wort, welches besorgte Mutterliebe der sonst so rücksichtsvollen Gräfinn entlockte, in Verbindung mit dem gestrigen, lebensgefährlichen Ereigniß, brachte unsern Grafen in ein tiefes Sinnen. Er sah eine wunderbare Föhrung Gottes in allem dem. Er fühlte, daß er seine Theodora zu leidenschaftlich liebe, daß er über ihr wohl seines Heilandes vergessen könne. Nach hartem Seelenkampfe eröffnete er seinem erstaunten Wirth, daß er von seiner Bewerbung um Gräfinn Theodora unbedingt abstehe; ja er drang in den Freund, der dem Freunde an Edelmuth nicht nachstehen wollte, sogleich mit ihm nach Castell zu reisen. Da gab es im gräflichen Schlosse zu Castell ein nicht geringes Verwundern. Es kommt der Bräutigam der blühenden Tochter des Hauses, die wohl Mancher als ein beneidenswerthes Kleinod betrachtete, kommt aber nicht, um zu freien, sondern um ihr für den Freund zu entsagen. Nachdem man sich an das Unglaubliche gewöhnt, erkannten wohl Alle Gottes Finger in der Sache. Theodora hatte sich mehr aus Gehorsam zu der Verbindung mit dem ernstesten, stets in himmlischen Betrachtungen lebenden Zinzendorf entschlossen; ihr Herz zog sie mehr zu dem heitern Grafen Neuß. Zinzendorf überwand im Glauben den harten Verlust, der noch erschwert wurde durch den Spott und Hohn vieler Weltleute, die eine solche Entsagung für narrenhaft hielten. Nur, wie ein Ton stiller Wehmuth, klingt die Erinnerung an das Opfer hindurch, was er gebracht, wenn er singt:

„Die Christen sind stille, und lassen den machen,
 Der ihnen als Vater mit Rechte befiehlt.
 Die andern, die sehen's, und spotten und lachen,
 Daß Gott mit den Seinen so wunderbarlich spielt.
 Und dieser erscheint, wenn's Niemand vermeint,
 Und hebt sich in seinen gemessenen Schranken
 Weit über der Menschen Vernunft und Gedanken.“

Von neuem, und jetzt noch lebendiger als früher, erwacht in ihm das Verlangen, ausschließlich dem Wirken im Reiche Gottes zu leben. Herr von Canstein war kurz vorher gestorben. Zinzendorf wäre gern sein Nachfolger geworden; er reiste nach Halle. Francke kommt seinem Wunsche durch ein freundliches Anerbieten zuvor. Doch auch jetzt mußte er entsagen. Seine Verwandten dringen in ihn, ein Regierungsamt in Dresden anzunehmen. Mit kindlichem Gehorsam tritt 1721 Zinzendorf in den Staatsdienst. Aber mit so viel Thränen und Seufzern hat wohl noch kein junger Hof- und Justizrath sein Patent empfangen. Voll Schmerz ruft er in seinem Liede aus:

O Jesu, gedenke,
 Wie sehr es uns kränke,
 Dir so nicht zu dienen, wie wir es begehren!
 Ausß wenigste mußt du uns stille seyn lehren!

Einen so sonderbaren Hof- und Justizrath hatte man aber auch noch nicht in Dresden gesehen. Er ging theilnehmend zu den geringsten Leuten der Stadt, und stand ihnen mit Rath und That bei, immer nur darauf bedacht, Seelen zu Christo zu führen. Darum hielt er auch in seinem Hause Andachtsstunden, an denen Jedermann Theil nehmen konnte; die Armen und Geringen waren ihm die liebsten Gäste. Jetzt sollte sich auch sein geistlicher Wirkungskreis schon etwas erweitern. Er kaufte 1722 das Gut Berthelsdorf von seiner Großmutter, nur eine Stunde von Hennersdorf, dem Segens-Orte seiner Kindheit. Die dortige Pfarrstelle wurde gerade erledigt. Da berief er sogleich einen frommen Candidaten, Andreas Rothe, dem er das Wohl seiner Gemeinde dringend ans Herz legte. Er selbst wollte nicht von Rothe als Patron, sondern als treuer Freund und Mitarbeiter angesehen werden. Hatte er doch das Gut gekauft, wie er selbst erzählt, aus keinem anderen Grunde, als sein Leben unter den Bauern zuzubringen, und ihre Seelen für den Heiland zu werben.“ Mit Ernst dachte nun Zinzendorf an seine Verheirathung. Aber er fürchtete dabei gar manche Schwierigkeiten.

Als Hauptzweck seines Lebens betrachtete er ja: Christo unter Schmach und Verachtung die Seelen der Menschen werben zu helfen. Als ehrlicher, gewissenhafter Mann konnte er dies seiner Braut nicht verschweigen. Welche Dame, zumal von hohem Stande, ist zu solcher Ehe bereit? Doch grade eine solche Ehe-Gefährtin, ein wahres Kleinod unter den Frauen, wies ihm der Herr zu. Am 7. September 1722 vermählte sich der Graf mit Erdmuth Dorothea, Gräfinn von Neuß, (geb. 7. November 1700), Schwester seines Freundes, des Grafen Heinrich, dem zu lieb er seiner ersten Braut entsagt hatte. Mit welch heiligem Sinne dieser Ehebund geschlossen wurde, das sagt uns am besten ein Lied des Grafen, welches er auf seinen Trauung dichtete, und worin er die Seligkeiten der Berg-Predigt gar herrlich besingt. Der Anfang lautet:

„Kron und Lohn beherzter Kinger,
Der Seligkeit Herwiederbringer,
Herr Jesu, Herr der Herrlichkeit!
Schau vor Deines Thrones Stufen
Zwei Seelen, welche zu Dir rufen,
Sie wären gernt beneidet!
Du segnest ja so gern,
Gesegneter des Herrn,
Wir begehren's,
So komm herein, wir sind ja Dein,
Und laß uns recht gesegnet sehn!

Also müssen wir auf Erden
Nie, als in Dir, erfunden werden
Du hast uns je und je geliebt.
Du hast zuerst um uns geworben,
Du bist aus Liebe gar gestorben,
Wer ist, der solche Proben giebt?
Wohlan, wir lieben dich,
O Liebe, inniglich.
Unsre Liebe
Ist nur ein Bild, so lang es gilt,
Wie Du uns ewig lieben willst.“

Seiner Gemahlinn schenkte er gleich beim Heirathskontrakte zur Abschneidung aller Formalitäten sein ganzes Vermögen. Schon vorher hatte er einem treulosen Curator seines Vermögens, der, um sich der Liquidation zu entziehen, ihm frech genug zu verstehen gab, daß er, als Jünger Christi, wohl kein so großes Gewicht auf irdische Güter legen werde, die Rechenschaft mit großmüthigem Sinne erlassen, und mit dem Ueberbleibenden, ganz im Geiste der von ihm besungenen Berg-Predigt, friedselig vorlieb genommen.

Mit seiner Gefährtin machte er zu dieser Zeit einen Bund, „auf des Herrn Wink alle Stunden den Pilgerstab in die Hand zu nehmen, und zu den Heiden zu gehen, um ihnen den Heiland zu predigen.“ Aber vor der Hand sah man nicht, wie er dazu kommen könnte. Zinzendorf, als Guts herr, Staatsbeamter und junger Ehegatte, schien so recht zu einem stillen, beschaulichen

Leben bestimmt zu seyn, Doch siehe, der Herr braucht oft geringe Mittel zu großen, ungeahnten Dingen. Eben wollte Zinzendorf zur Hochzeit nach Ebersdorf abreisen, da kommt ein armer Zimmermann an ihn heran, und klagt den schrecklichen Druck, den die Evangelischen in Mähren erlitten, und bittet um Aufnahme für Etliche. Gerührt von dieser Erzählung sagt der Graf sehr freundlich die Aufnahme zu, und empfiehlt ihn seinem frommen Haushofmeister Heiz. Was daraus folgen könnte, ahnt er nicht von ferne.

Mährische Brüder gründen Herrnhut. Neu-Begründung der alten Brüderkirche.

Wer waren diese Mährischen Brüder? Da muß ich dich bitten, lieber Leser, mit mir einen Blick in die alte Kirchengeschichte Böhmens und Mährens zu thun. Diesen beiden, von Gott so reich gesegneten Ländern war das Wort Gottes von Constantinopel aus verkündigt worden ums Jahr 900. Der Papst suchte aber diese Länder unter die römische Herrschaft zu bringen. Dies gelang nicht ganz. Es kamen 1176 aus dem Norden Italiens ursprünglich evangelische Christen, die in verborgenen Thälern, wohl schon seit der Apostelzeit, den reinen Glauben bewahrt hatten. Diese, Waldenser genannt, gründeten in Böhmen und Mähren eine gar liebliche, evangelische Kirche, die lange im Verborgenen blühte. 1391 ward sie vom Papst entdeckt und blutig verfolgt. Johann Hus tritt auf ihre Seite, und leidet 1415 den Märtyrertod. Nun werden die Armen erst gar entsetzlich verfolgt. Sie schauen sich in der Welt um, ob nirgends eine evangelische, biblische Kirche sei. Doch ihre ausgesandten Boten bringen die traurige Kunde zurück: „Seufzer nach Erlösung genug, aber nirgends eine ächte Christengemeinde!“ Da erscholl 1517 Luthers gewaltiges Wort zu Wittenberg, auch ihnen Erlösung verkündigend. Sie senden zu Luther Abgeordnete, der sie gar liebevoll aufnimmt, und erklärt 1532: „daß die Brüder, trotz der Verschiedenheit der Kirchenübungen, Ceremonien und Ausdrücke mit den Seinen in Einen Schafstall gehören.“ Sie hatten nun wohl eine Zeitlang Ruhe, aber der unglückliche Ausgang des dreißigjährigen Krieges brachte über sie neue Verfolgungen. An 90,000 wanderten in evangelische Länder aus. Nur ein kleines Häuflein blieb in Mähren zurück. Ihr letzter großer Bischof war Amos Comenius, ein weit berühmter Mann. In der Gegend von

Fulnek lebte noch jetzt, nahe der schlesischen Grenze, ein kleines Häuflein. Zu diesen Brüdern kommt einst ein armer Zimmermann, Christian David, der, früher Katholik, durch wunderbare Führungen Gottes zum lebendigen Glauben erweckt, nun auch den Brüdern reichlich mittheilt aus seinem Schätze evangelischer Weisheit. Die im alten Glauben neugestärkten Brüder wünschten nun sehnlich in ein evangelisches Land auszuwandern, zumal da Christian David vor den Jesuiten fliehen mußte, die gar bald von seiner Wirksamkeit erfahren hatten. Er reiste über Schlesien nach Sachsen, wurde durch gläubige Geistliche an Zinzendorf empfohlen, und hatte dessen Herz durch die Schilderung der Noth jener Brüder mächtig gerührt. Jetzt, am Pfingstmontag 1722, kam er nach Fulnek zu den Brüdern zurück, und überbrachte ihnen die fröhliche Botschaft: „Er habe einen jungen Grafen kennen gelernt, welcher nicht bloß selbst ein Kind Gottes sei, sondern auch andre Seelen zu Christo zu bringen suche, auch in dieser Absicht ein Gut in der Oberlausiz, Berthelsdorf, angekauft, und einen erweckten Prediger Namens Rothe, dahin berufen habe, der ein treuer Zeuge Jesu sei.“ Zwei Brüder Augustin und Jakob Reißer, ihres Handwerks Messerschmiede, entschlossen sich sogleich, alles stehen und liegen zu lassen, um nach Berthelsdorf zu ziehen. „Denn, sagten sie, das thut Gott; das kommt vom Herrn.“ Das war kein kleiner Entschluß für die beiden Brüder, auszuziehen, wie Abraham, aus dem Vaterlande und von ihrer Freundschaft, Hab und Gut, wohl eingerichtete Wirthschaften zurückzulassen, und mit ihren Weibern und Kindern bei Nacht und auf heimlichen Wegen, um nicht entdeckt zu werden, zu pilgern in ein fremdes Land, im Vertrauen auf die unbestimmte Verheißung des Zimmermanns, Christian David. Doch der Herr war mit den Reisenden, und brachte sie allesammt wohlbehalten an den Ort ihrer Bestimmung. Zinzendorf war nicht in Berthelsdorf. Da wurde viel überlegt, was zu thun sey. Endlich entschied die Großmutter und der treue Heiz, unter Beirath anderer treuen Männer, daß sich die Flüchtlinge des Grafen am Hutberge, mitten im Wald, aber an der Landstraße, anbauen sollten. Christian David legte den 17. Juni seine Art an den ersten Baum mit den glaubensmuthigen Worten: Hier hat der Vogel sein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest, nämlich deine Altäre, Herr Zebaoth, mein König und mein Gott!“

Am 28. Oktober ward das erste, neue Haus bezogen; aber im Glauben, daß hier bald eine neue Stadt stehen werde, nannte Heiz den künftigen Ort „Herrnhut,“ und schrieb darüber am 8. Juli an den Grafen: „Gott segne dies Werk nach seiner Güte, und verschaffe, daß Ew. Excellenz an dem Berge, der der Hut berg heißt, eine Stadt bauen, die nicht nur unter des Herrn Hut stehe, sondern da auch alle Einwohner auf des Herrn Hut stehen, daß Tag und Nacht kein Schweigen bei ihnen sey.“

Zinzendorf hatte von dem, was auf seinem Gute voring, gehört, und seine Zustimmung gern gegeben; begrüßte auch die armen, mährischen Ansiedler in einem innigen Briefe, worin folgende Worte stehen: „Und ihr, geliebteste Fremdlinge und Pilgrimme, die der ewige Gott aus fremdem Lande hierher geführt hat, wie selig seyd ihr, die ihr geglaubt habt! Denn es werden euch alle Verheißungen Gottes zufallen, und Amen seyn in Ihm, Gott zu Lobe, durch uns. Gehet den andern Einwohnern, wie im Glauben, also auch in den lebendigen Werken des Glaubens, mit anhaltendem Ernst und in der Liebe vor! Seyd das Salz unter meinem Volk! Das Salz ist ein gut Ding. — Hört, liebe Unterthanen! Laßt euch diese Fremdlinge nicht vorlaufen, daß die Speise, die euch bereitet ist, nicht ihnen allein zukomme! — Kommt, und laßt uns Alle zum Heiland ziehen, und mit Ihm einen ewigen Bund machen, so wird er auch mit uns Bund machen in alle Ewigkeit! Er wird Gedanken des Friedens über Euch haben, und nicht des Leids. Ja, der Heiland wird seinem Volke Kraft geben. Er wird sein Volk segnen mit Frieden. Amen, Halleluja!“ — Als Pastor Schäfer von Görlitz den Pastor Rothe zu Berthelsdorf einführte, sagte er: „Gott wird auf diesen Hügeln ein Licht aufstecken, das im ganzen Lande leuchten wird. Davon bin ich lebendig versichert.“ — Ende Dezember 1722 besuchte Zinzendorf mit seiner jungen Gemahlinn das erste Mal Berthelsdorf. Da schimmert ihm in der Nähe des Dorfes vom Hutberge her durch das Abend-Dunkel ein Licht entgegen. Er läßt den Wagen halten, und geht mit der Gräfinn darauf zu. In einem neuen, ihm ganz unbekannten Hause findet er die vertriebenen, mährischen Brüder. Herzlich reicht er ihnen die Hand, fällt mit ihnen auf die Kniee, und betet inbrünstig, daß Gott seine Hand über diesem Hause halten wolle.

Recht zur passenden Zeit kam damals sein alter Jugendfreund, Friedrich von Wattewille, zu ihm. Er war in

gar trauriger Lage. Er war den Lüsten der Jugend eine Zeit lang erlegen, hatte fast sein ganzes Vermögen vergeudet, und am Glauben Schiffbruch gelitten. Jetzt kommt er, wie der verlornen Sohn zu seinem alten Freunde. „Gott ist die Liebe,“ ruft der treue Freund dem tiefzerknirschten, reuigen Freunde zu. Dies Wort dringt tief in das zerissene Herz. Mit Thränen der Buße wirft sich Watterwille vor dem Heilande nieder, ringt mit ihm etliche Stunden allein, daß er ihn segne, und fühlt, wie die Todesschatten der Gottvergeessenheit schwinden, und ein neues Morgenroth eines frischen Glaubenslebens in ihm aufdämmert. Es ward nun ein inniger Bruderbund geschlossen zwischen Zinzendorf, Watterwille und Pfarrer Rothe, zu denen sich noch der innige Magister Schäfer gesellte, der unserm Christian David zuerst die Glaubensaugen aufgethan, auch die Mährischen Flüchtlinge liebevoll beherbergt, und ihnen die Zufluchtsstätte in Berthelsdorf eröffnet hatte. Die vier Freunde gelobten sich nun, überall, wo sie hingelangen könnten, ein kräftiges Zeugniß von Jesu, als dem einzigen Weg ihres Lebens, abzulegen, allerhand nützliche Schriften zu verbreiten, und Anstalten zur Erziehung der Kinder nach dem Sinne Christi zu stiften. Vor allem aber trachtete der Graf, seine sämtlichen Unterthanen zu Berthelsdorf in die Bahn ächter Frömmigkeit zu führen. Nicht eher wollte er ruhen, bis der letzte seiner Bauern dem Heiland gewonnen sey. Nach den Winken Luthers, und besonders Speners, kleine Kirchen in die großen Kirchen zu pflanzen, war sein Hauptzweck, die Mährischen Brüder sollten ein heilsames Salz für seine Gemeinde werden. In der Erbauung und Seelenpflege der Erweckten unter seinen Unterthanen sah er sich als einen Gehülfen des Pastors Rothe an. Nach Rothe's Sonntags-Predigt und Katechisation wurde von dem Grafen eine Singstunde gehalten, bei welcher Tobias Friedrich, einer seiner Bedienten, von ausgezeichnete, musikalischer Gabe, der um die Ausbildung des Gesanges in der Gemeinde das größte Verdienst hat, den Gesang mit der Orgel begleitete. In einer andern Versammlung des Nachmittags in seinem Hause, wiederholte der Graf die Predigt des Pastor Rothe, über deren Inhalt man sich miteinander unterhielt. Doch noch größere Dinge sollte nach dem Willen Gottes Zinzendorf ausrichten, an die er bis jetzt nicht gedacht. Im Jahr 1723 reiste er nach Prag, zur Zeit der Krönung Kaiser Karls VI., um sich bei demselben für die armen, gedrückten Protestanten zu ver-

wenden. Der Kaiser nahm ihn sehr gnädig auf, und sein Vetter, der Kaiserliche Erbschatzmeister, Rudolph von Zinzendorf, wollte ihm gleich zu einer Kammerherrn-Stelle beim Kaiser verhelfen, ohne jedoch in den Religionsfachen ihm dienen zu wollen. Er dankte aber für diese und andere Vorschläge zu seiner Beförderung am kaiserlichen Hofe.

Zu dieser Zeit zeigte er auch eine lebhafteste Theilnahme für die Schritte, welche in Regensburg geschahen, um eine Union zwischen den Lutheranern und Reformirten herbeizuführen, und setzte sich deshalb mit einem der Hauptbeförderer, Kanzler Pfaff in Tübingen, in Correspondenz. Als bald darauf, durch Vermittlung des preussischen und englischen Hofes, das sogenannte Corpus Evangelicorum zu Stande kam, welches die gemeinsamen Rechte der Protestanten im deutschen Reiche vertreten sollte, so freute er sich sehr darüber, in der Hoffnung, daß auf diese Weise wenigstens der seitherige heftige Streit zwischen Lutheranern und Reformirten gemäßiget werden, wo nicht ganz aufhören würde. Von jetzt an that er weiter nichts in dieser Sache. Unterdeffen ließ es dem glaubenseifrigen Christian David keine Ruhe in Herrnhut. Er wollte mehr Seelen herbeiführen. Im Frühjahr 1723 nahm er seinen Wanderstab zur Hand, und pilgerte nach Mähren. In zwei Dörfern Kunnewalde und Zauchenthal entzündete er durch seine Predigten ein gewaltiges Liebesfeuer, welches sich beinahe allen Einwohnern mittheilte. Die Viehhirten auf dem Felde beteten und sangen schöne geistliche Lieder bei ihren Heerden; Knechte und Mägde waren um ihr Seelenheil bekümmert; es wurde keine Musik mehr auf den Dörfern gehört; Niemand wollte in die Spiel- und Tanzhäuser gehen. David Nitschmann, ein Jüngling von 18 Jahren, mit seinem Bruder Melchior, zeugten kräftig von der Gnade Gottes, die sie an ihrem Herzen erfahren hatten. Der römische Pfarrer erschöpfte sich in Schmah- und Droh-Worten. Aber er richtete nichts aus. Da griff er zur Gewalt. Man nahm die schönen, geistlichen Bücher weg, forderte viele vor Gericht, und kerkerte sie ein. Melchior Nitschmann ward im Gefängniß durch Hunger gequält, und vergestalt gebunden, daß ihm das Blut zur Nase und zum Mund und durch die Haut herausdrang; daher er auch nach seiner wunderbaren Befreiung 1724 bis an sein Ende elend und fränklich blieb. Fünf junge Männer, die Söhne bemittelter Aeltern, an ihrer Spitze

David Nitschmann, mußten des Nachts fliehen, da die äußere Gewalt ihnen die Verkündigung des Evangeliums unmöglich machte. Auf einer Wiese vor dem Dorfe knieten sie nieder, und beteten über Zauchenthal und die ganze Gegend. Sie selbst empfahlen sie der Fürsorge Gottes; denn sie wußten nicht, wohin sich zu wenden. Doch fröhlich setzten sie ihre Wanderschaft fort, indem sie das schöne Lied sangen, welches 100 Jahre vorher ihre Vorfahren bei ihrer Vertreibung aus dem Vaterlande verfaßt hatten:

Selig der Tag, da ich muß scheiden,
Mein liebes Vaterland muß meiden,
Und mich begeben in das Elend!

Der Herr wird mein Geleitsmann seyn,
Mich schützen durch die Engeln,
Der aller Gläubigen Beschützer ist.

Ein Dertlein hat mir Gott ausgewählt,
Daß meinem Herzen wohlgefällt.
Wo ruhen kann die Seele mein.

Gleich wie ein Hirsch, verlangt sehr
Nach frischem Wasser, soviel mehr
Dürst' meine Seel' nach Gott allein. u. s. w.

Sie wollten nun gern ihre Brüder in der Lausitz auffuchen, und besonders den Christian David, der das Werkzeug ihrer Erweckung gewesen war. Am 12. Mai 1724 trafen sie glücklich in Herrshut ein, an demselben Tage, wo dort der Grundstein zu einem großen, neuen Hause, einem Gemein- und Anstalts-Hause, gelegt wurde. Auch die Pastoren Schäfer und Rothe, sodann Wattewille und Milde, der Sekretär des Prof. Francke von Halle, waren gegenwärtig. Der Graf sprach in einer nachdrücklichen Rede über die Absicht des Baus. Wattewille kniete auf den Grundstein nieder, und that ein Gebet mit solcher Geisteskraft, daß die Anwesenden in Thränen zerflossen, und der Graf in der Folge oft bezeugte, ein solches Gebet habe er seitdem nicht wieder gehört. „Sie haben viel versprochen, sagte die Gräfinn nach dem Gebet zu Wattewille. Trifft die Hälfte davon zu, so ist's weit über unsre Erwartungen.“ — Was die fünf Jünglinge hier fanden und hörten von Wattewille und vom Grafen, und wie dieser Gott bat, das Werk zu segnen, wenn es zu seinem Dienst wäre,

es aber in seinen Anfängen zu vernichten, wenn es Menschenwerk wäre, ließ sie nicht weiter ziehen. Sie hatten über ihre Erwartung gefunden. Diese Männer waren ächte Glieder der alten Bruderkirche, und gaben die Veranlassung zur Erneuerung derselben. Bald kamen immer mehrere derselben nach.

Aber in einer Gemeinde, die aus Leuten der verschiedensten Gegenden gebildet war, mußte gar bald mancher Streit aus der Verschiedenheit der Gesinnung hervor gehen. Einige neigten mehr zum lutherischen, andre mehr zum reformirten Bekenntniß. Viele hatten dazu harten Druck erlitten, und vermochten nur schwer, die neue Freiheit zu ertragen. Die religiösen Neigungen waren gar verschieden. Nur mit Mühe konnte Zinzendorf durch sein Ansehen die Ordnung und Eintracht aufrecht erhalten. Er hatte den mährischen Exulanten nachgegeben, daß an der Stelle der Privatbeichte, welche Rothe eingeführt hatte, die allgemeine Beichte wieder in Brauch kam. Da kam, um die Verwirrung zu vermehren, noch ein Rechtsgelehrter, Krüger, nach Herrnhut, der wegen religiöser Zänkereien allwärts verstoßen, in Herrnhut Zuflucht suchte. Die Gemeinde nahm ihn in christlicher Liebe auf. Er aber, nachdem er sich bei einem großen Theil der Gemeinde den Schein einer außerordentlichen Heiligkeit zu geben gewußt hatte, begann bald mit seinen unheilvollen Streitigkeiten: Zinzendorf sei der Zerstörer der uralten Bruderkirche, Pastor Rothe sei ein falscher Prophet, sie sollten sich von beiden lossagen. Die Gottheit Christi und die Göttlichkeit der h. Schrift leugnete er. Da gab es schreckliche Verwirrung in Herrnhut. Selbst Christian David ward eine Zeit lang an der guten Sache irre, baute sich eine Strecke entfernt von Herrnhut ein Häuslein, und grub sich einen Brunnen. Denn er mochte nichts mehr wissen von seinem Volk Israel, was er selbst größtentheils aus dem ägyptischen Knechtshause ausgeführt hatte. Die Feinde Zinzendorfs jubelten: „Seht da, das Sectenest Herrnhut, was noch viel Unheil anrichten wird, wenn man es nicht bald zerstört!“ Aber auch Wohlmeinende schüttelten den Kopf über diese Sachen.

Zinzendorf war mit Lebensgefahr wieder nach Oestreich gereist; denn dort lagen viele Brüder in Banden. Sein lieber David Rit sch mann war, als er seinen alten Vater besuchen wollte, ins Gefängniß gelegt worden. Diese alle wollte der Graf losbitten. Er hatte deshalb eine Conferenz zu Kremsir mit

dem Cardinal von Schrautenbach und dessen Bruder. Er richtete zwar in diesem Punkte nicht viel aus, stärkte und tröstete aber doch viele Brüder, erweckte viele Seelen durch seine evangelischen Vorträge, und kehrte mit Preis gegen Gott für seine glückliche Errettung zurück.

Hier findet er aber seine liebe Gemeinde zu Herrnhut durch die auf's höchste gestiegene Zwietracht am Rande des Verderbens. Rothe hatte schon lange mit gewohnter Kraft und Strenge dagegen gedonnert. Es war aber ein Sturmwind, und kein lindes, sanftes Säusen. Nun betritt Zinzendorf den Kampfplatz. Die Verwaltung seiner Güter und aller weltlichen Geschäfte überläßt er seiner Frau und Wattewille. Er selbst zieht nach Herrnhut in das neue Waisenhaus, obgleich dessen Wände noch nicht trocken sind. Die hingebende Liebe des Grafen und die gewaltige Kraft seiner Erscheinung und seiner Rede übten eine wunderbare Macht auf die Gemüther. Durch feurigen Zuspruch, heiße Thränen und liebevolle Belehrung, die er bald vertraulich, bald öffentlich spendete, brachte er die Versöhnung zu Stande. Krüger wäre gar gerne verfolgt worden, um als Märtyrer glänzen zu können. Doch die erbarmende Liebe, die Zinzendorf ihm, trotz alles seines Undanks und Hasses, bezeugt, nahm der giftigen Schlange den Stachel, andre zu verletzen. Gott aber übte ein schrecklich Strafgericht. Krüger wurde wahnsinnig, kam später ins Irrenhaus nach Berlin, und nahm, von seinem bösen Gewissen gequält, ein klägliches Ende. In Herrnhut war nun wieder Friede eingelehrt. Nur etwas beunruhigte noch die Gemüther. Zinzendorf war ein warmer Verehrer Luthers, den er nach den Aposteln für den gewaltigsten Gottesmann, der je gelebt, erklärte, und verlangte jetzt, die mährischen Brüder sollten sich ganz, auch in der kirchlichen Verfassung, mit der lutherischen Kirche vereinigen. Die Brüder begehrten nun wohl in Gemeinschaft mit der evangelischen Kirche zu bleiben. Doch wollten sie das Kleinod ihrer Verfassung durchaus nicht aufgeben. Selbst Luther habe ja offen zugestanden, daß die Bruderkirche darin etwas vor der seinen voraus habe. Diese bündige Erklärung veranlaßte den Grafen, ernstlicher über die Sache nachzudenken. Je mehr Zinzendorf von der Kirchen-Ordnung der alten Brüder-Kirche hörte und las, und damit die Einrichtungen der apostolischen Kirche verglich, desto fester wurde sein Entschluß, trotz der Schmähungen und Mißdeutungen, die seiner

harren würden, den Brüdern die alte Verfassung wieder zu geben. Am meisten bestärkte ihn der Schmerz des alten, ehrwürdigen Brüderbischofs, Amos Comenius, der, 1671 vertrieben aus seinem Vaterland, aus Gram über den Untergang seiner Kirche gestorben war, in dem Entschluß, ein Wiederhersteller derselben zu werden. Er erklärt sich darüber unter Andern: „Ich durfte des alten Comenii erbärmliche Lamentation nicht lange lesen, da er dachte, nun sey's mit dem Kirchlein der Brüder am Ende; ich durfte sein wehmüthiges Gebet: „Bringe uns, Herr, wieder zu dir, daß wir wieder heimkommen! Erneure unsre Tage, wie vor Alters!“, nicht zweimal ins Gesicht bekommen, so war der Entschluß da: Ich will dazu helfen, so viel ich kann. Ginge auch Hab und Gut, Ehre und Leben darauf, so soll, so lange ich lebe, und, soviel ich dazu thun kann, auch nach mir dieses Häuflein des Herrn Ihm bewahrt werden, bis daß Er kommt.“ Der 12. Mai 1727 war der gesegnete Tag, an welchem die alte Brüderverfassung nach dem Vorbild der apostolischen Kirche erneuert wurde. Unter Mitwirkung des Pastors Rothe und der angesehensten Einwohner von Herrnhut hatte der Graf eine christbrüderliche Gemein-Ordnung, mit Berücksichtigung der ersten apostolischen Kirchenverfassung und der Regeln der alten Mährischen Kirche entworfen. An diesem Tage hielt er nun an alle Versammelten drei Stunden lang eine tiefbewegte, gründliche Rede gegen die Uebel religiöser Trennungen und über den Zweck der Gemein-Ordnung. Alle gaben ihm hierauf, beschämt über die betrübenden Zerwürfnisse, mit tiefer Rührung die Hand zum feierlichen Versprechen, im Geist der Liebe Christi Eins seyn zu wollen, und der Erfolg bewährte es, daß hier ein höherer Geist der Eintracht die zersprengten Gemüthsrichtungen bereits zusammengefaßt hatte. Es wurden nun 12 Männer zu Gemein-Altesten, und unter diesen 4 zu Ober-Altesten erwählt, der Graf zum Vorsteher, und Wattewille zu seinem Gehülfen. Außerdem gab es Helfer, Almosenpfleger, Krankenwärter, Ermahner, männliche und weibliche. Die ganze Gemeinde theilte sich, nach Alter und Geschlecht, in Chöre der Jünglinge und Jungfrauen, der Ehemänner und Ehefrauen u. s. w. Jeder Chor hatte seine besondere Andachten, Lieder und Feste. Einfache Kleidung war allen gemein, aller Mode-Putz wurde verbannt. Bürgerliche Streitigkeiten wurden brüderlich von den Altesten geschlichtet. Um der Reinheit der Sitten willen son-

berten sich die Geschlechter mehr und mehr. Man ordnete tägliche Gottesdienste Morgens und Abends an, theilte die Gemeinde in kleinere Gesellschaften, oder Bänden, welche sich mit besondrer Offenheit wechselseitig ermahnten und erbauten, und vereinigte sich zu Nachtwachen, woran alle Männer von 16—60 Jahren Theil nahmen, so daß die Gemeinde auch nachts durch Gesänge ermuntert, und daneben in ununterbrochenem Gebete dem Herrn priesterlich vorgetragen wurde. (Jes. 62, 6.) Dies waren die sogenannten Stunden-Gebete. Es wurde auch eine Aufsicht über die irdischen Handthierungen festgesetzt. „In einer christlichen Gemeinde, sagt Zinzendorf, muß gearbeitet, nur gute Arbeit zu dem billigsten Preise geliefert, und noch immer dem Arbeitsunfähigen gegeben werden.“ Er hob auch alle Dienstbarkeit und Leibeigenschaft für Herrnhut auf. Durch solche Wechselwirkung gläubiger Liebe schwand die Mißstimmung und Zwietracht; ein demüthiger, himmelwärts gerichteter Sinn verband die Herzen, und fast jeder Tag wurde durch neue Gnadenregungen bezeichnet. Dieser Segen innigster Verschwisterung im Geiste erreichte durch ein der Gemeinde zum unvergeßlichen Andenken gewordenes Abendmahl am 13. August einen seligen Gipfelpunkt, so daß die verschiedenen Genossen recht eigentlich als Ein Herz und Eine Seele zusammenfloßen, und, von jener Zeit an, der eigentliche Gemeingeist und das einträchtige Festhalten an Christo, dem Gefreuzigten, seinen lebendigen Anfang nahm. Ein Bericht von jenem Tage sagt hierüber: „Wir brachten diesen und die folgenden Tage in einer stillen, freudigen Fassung zu, und lernten lieben.“ Zu dieser Geistesstauung der Erwachsenen kam bald hernach eine große, segensreiche Erweckung unter den Kindern der Gemeinde, und so wurde jener Tag von Allen mit Recht als der eigentliche Stiftungstag der erneuerten Brüderkirche betrachtet, als welcher er noch heutiges Tages von ihr alljährlich gefeiert wird.

Diese seligen Erfahrungen befang Zinzendorf in dem trefflichen Weiheliede:

„O ihr auserwählten Seelen,
In dem Bella Herrenhut. ic.

wo er unter andern von dem Fundamente der Gemeinde sagt:

„Drum, so gründe dich auf Gnade,
Bau des Höchsten, Herrenhut!
Mache deine Mauern grade,

Deine Pfosten rühr' mit Blut!
 Jesu Leiden, drin wir weiden,
 Haben uns das Herz genommen.
 Drauf sind wir zusammenkommen.

Aber in tiefer Demuth fügt er auch hinzu:

Herrnhut soll nicht länger stehen,
 Als die Werke deiner Hand
 Ungehindert drinnen gehen,
 Und die Liebe sey sein Band,
 Bis wir fertig, und gewärtig.
 Als ein gutes Salz der Erden,
 Nützlich ausgestreut zu werden.

Mit besonderer Liebe nahm sich Zinzendorf der Kinder an, als der jungen Saat für die künftige Gemeinde. Er hielt ihnen gar liebliche, kindliche Reden, machte für sie Lieder, unter denen eins:

„Ich bin ein armes Kindelein,
 Und meine Kraft ist schwach.“ &c.

besonders bekannt zu seyn verdient. Wie wichtig ihm die Kinderzucht war, äußert er z. B. in folgenden Worten: „Sie ist, sagt er, eine heilige, priesterliche Methode, die Seelen von ihrer Wiege an nichts andres wissen zu lassen, als daß sie für Jesum da sind, und daß ihre ganze Glückseligkeit darin besteht, wenn sie ihn kennen, ihn haben, ihm dienen, mit ihm umgehen, und ihr größtes Unglück ist, auf irgend eine Art von ihm getrennt zu seyn. Daher der Kinder größte Strafe seyn muß, nicht mitbeten, nicht mitsingen, nicht in die Versammlung gehen zu dürfen.“

Loosungen. Erweckungs-Reisen. Verbindung mit Professoren und Studenten zu Jena. Erste Reise nach Kopenhagen. Die ersten Missionen.

Die Reden, welche Zinzendorf in den täglichen Abend-Versammlungen über einen biblischen Spruch, oder über einen Liedervers zu halten pflegte, gaben im Mai 1728 Veranlassung zu den sogenannten „Loosungen“ der Gemeinde, indem er den behandelten Spruch oder Vers den Brüdern und Schwestern, zu einer Loosung für den folgenden Tag, mit nach Hause zu geben anfang. Während das Werk Gottes in Herrnhut fröhlich ge-

dieß, und die Tage unter Singen und Beten von Jung und Alt
 gefeiert wurden, dachte Zinzendorf schon an die Zukunft. Wie
 leicht konnte weiche Ruhe und ein unthätiges schwärmerisches
 Wesen in der Gemeinde einreißen, und ihre Glaubenskraft brechen.
 Er überzeugte sich, daß die Form nur taue, so lange der Geist
 darin walte. Von außen mußte neue Lebenskraft und Anregung
 in die Gemeinde kommen. Darum machte er Erweckungsreisen.
 Obgleich die österreichischen Aemter den Befehl hatten, ihn
 fest zu nehmen, reiste er doch ohne Furcht und unangefochten
 durch Schlesien, von da in die Thüringer Lande. Die
 Universität Jena war damals eine gar liebliche Blume
 evangelischen Glaubens. Der wackere Gottesmann, Professor
 Buddens, der junge Magister Spangenberg und über
 hundert erweckte Studenten luden den Grafen im J. 1728 zu
 sich ein, und wurden mächtig erregt durch seine gewaltigen, feu-
 rigen Reden. Nicht anders die große Schaar gläubiger Studen-
 ten in Halle, die schon damals christliche Verbindungen zu gründen
 beabsichtigten, noch frisch angeweht durch den Geist Speners
 und Franckes. Vor Fürsten und Gewaltigen, wo ihm sein
 Stand Eingang verschaffte, zeugte er mächtig von der Wahrheit
 des Evangeliums, und erwarb gar viele Freunde. Seine Feinde
 aber wurden in seiner Gegenwart beschämt, und zum Schweigen
 gebracht. Die Glaubensfrische, die Zinzendorf von seinen
 Reisen nach Herrnhut zurückbrachte, ermunterte die Brüder
 zu ähnlichen Reisen. Johann und David Nitschmann
 gingen nach Dänemark, drei Andre nach England, Andre
 nach Mähren; selbst bis Ungarn drangen einige vor. —
 Schon längst empfand Zinzendorf sehr schmerzlich, daß sein
 äußerer weltlicher Stand nicht mit seinem innern, geistlichen Be-
 rufe übereinstimmte. Er fühlte, er müsse selbst Geistlicher
 werden, und doch fand er bei diesem Plan so vielen Widerspruch.
 Da schien sich ein Ausweg zu finden. In Dänemark herrschte
 damals ein frommer König, Christian VI., mit welchem, wie
 mit der Königin, und seiner Schwiegermutter, der Mark-
 gräfinn Sophie Christine von Baireuth, der Graf
 schon länger bekannt und befreundet war. Er reiste deshalb im
 April 1731 nach Kopenhagen, mit der Hoffnung, dort vielleicht
 einen entsprechenden Wirkungskreis zu finden. Die königliche
 Familie empfing ihn mit der größten Auszeichnung. Die höchsten
 weltlichen Ehrenstellen und Staatsämter wurden ihm angetragen,
 und der König hing ihm am Krönungs-Tage mit eigener Hand

den Danebrogss-Orden um. Doch alle diese Ehren achtete er nicht, er suchte ja nur einen geistlichen Wirkungskreis. „Wenn das Gute bei Hofe gefördert werden muß, — schreibt er an seine Gemahlinn, — so kann ichs nicht unternehmen; denn es geht allzuviel edle Zeit auf die größten Kleinigkeiten, daß man's bei Gott nicht verantworten kann, seine Stunden und Tage so sehr zu mißbrauchen. Mein Beruf heißt:

„Jesu nach, durch die Schmach,
Durchs Gedräng von auß- und innen,
Das Geraume zu gewinnen,
Dessen Pforte Jesus brach!“

Als der König ihn deshalb nun frug, was er denn eigentlich wünsche, so schlug Zinzendorf vor, „eine neue Universität zu gründen, welche die Welt mit dem Evangelio erfüllen könne.“ Darüber äußerte der König große Freude. Er habe längst sich schon mit diesem Plane beschäftigt, aber bis jetzt noch nicht den rechten Mann finden können. Als es nun aber zur Ausführung kommen sollte, da zeigte es sich, daß der junge König auch bei dem besten Willen den Plan eines Ausländers gegen das Gutachten seiner Räthe nicht ausführen konnte. Wohl gab es auch unter den Hofleuten einige christliche Männer; die meisten aber behandelten das Christenthum als eine Mode, der man sich aus Liebe zum König, wenn auch mit Widerstreben, fügen müsse. Zinzendorf hatte seinen Zweck nicht erreicht; und doch sollte diese Reise großartige Erfolge haben. Was ein König beim besten Willen nicht thun konnte, dem Grafen einen großen, geistlichen Wirkungskreis anzuweisen, das wirkte ein armer Mohr und zwei Grönländer.

Ein Neger-Slave, Anton, aus der Dänisch-Westindischen Insel St. Thomas war nach Kopenhagen gebracht worden, um hier bei einem Grafen als Kammermohr aufzuwarten. Zinzendorf wurde mit ihm bekannt. Anton erzählte, wie er sich früher selbst so sehr nach dem unbekannten Gott gesehnt habe, wie seine leibliche Schwester Anna, die in St. Thomas zurückgeblieben sey, so inniges Verlangen nach dem Christen-Gott habe, und wie gränzenlos elend der Zustand der armen Seelen sey. Das ging dem Grafen durchs Herz. Um dieselbe Zeit sah er zwei Grönländer, die der heldenmüthige Missionar Hans Egede mitgebracht hatte. Das Werk der Mission lag aber jetzt jämmerlich darnieder. Der arme Egede erndtete nur Undank für seine saure Arbeit. Zinzendorf nahm

freundlichen Abschied von der Königlichen Familie, und kehrte mit neuen Missions-Gedanken erfüllt nach Herrnhut zurück. Die meisten Brüder wollten nicht viel wissen von der Heidenbefehrung; sie waren ja eben erst nach langem Kampf zu stiller Ruhe gekommen. Dazu waren eben erst 74 Vertriebene aus Mähren gekommen, die untergebracht werden sollten. Doch einige Brüder wurden mächtig ergriffen, entschlossen sich zur Reise nach St. Thomas, und erklärten, selbst Sklaven werden zu wollen, wenn sie auf keine andere Weise das Evangelium predigen könnten. Dies waren Leonhard Dober, ein Töpfer, und David Nitschmann, der Zimmermann.

Jeder hatte nur sechs Thaler Reisegeld. Alles lachte und spottete über dies kühne Unternehmen. Selbst gottesfürchtige Freunde machten Einwürfe, und suchten sie auf andere Gedanken zu bringen. Nur die Gräfinn von Stolberg zu Wernigerode sprach sich für ihr Vorhaben aus. — Sie sprach herzlich mit ihnen, und sagte zum Abschied: „Gehet hin!, und wenn sie euch todt schlagen um des Heilandes willen, Er ist alles werth.“ Das war Balsam auf mein Haupt, schreibt Dober, weil sie die einzige auf der ganzen Reise, und, außer dem Grafen Zinzendorf, die einzige auf der ganzen Welt gewesen, die mir meinen Weg nicht schwer gemacht.“ In Kopenhagen ward ihnen durch eine Prinzessin eine Beisteuer zu ihrer Reise und eine holländische Bibel zugewandt. Auch einige Staats-Räthe, die die Glaubensfreudigkeit der Brüder bewunderten, entließen sie freundlich mit den tröstlichen Worten: „So geht in Gottes Namen! Unser Heiland hat Fischer erwählt, sein Evangelium zu predigen, und er selbst war eines Zimmermanns Sohn.“ Nach einer beschwerlichen Reise von 10 Wochen kamen die Reisenden in St. Thomas an. Der Neger Anton hatte ihnen einen Brief an seine Schwester Anna mitgegeben. Diese suchten sie auf, lasen ihr im Beiseyn andrer Neger den Brief vor, und verkündeten ihnen, daß Jesus auch ihnen die Seligkeit erworben habe. Vor Freude über diese Botchaft klopften die Neger in die Hände. Bisher hatten sie geglaubt, die ewige Seligkeit sey nur ein Vorzug ihrer weißen Herren. Die Negerinn Anna mit ihrem Manne und Bruder Abraham waren die Erstlinge der schwarzen Christen. David Nitschmann mußte bald zurück nach Europa. Dober blieb zwei Jahre zu großem Segen, aber unter vielen Gefahren, allein in St. Thomas, bis auch er als Ältester nach Herrnhut zurückberufen

wurde, und andre Brüder in sein Arbeitsfeld eintraten, welches unter Döbers apostolischem Wirken schon reif zur Ernte geworden war.

Auch das eisige Grönland mit seinen ewigen Nächten und seiner kümmerlichen Vegetation sollte seine Apostel unter den Brüdern finden, die mit liebeglühendem Herzen die harten E isrinden von den Herzen dieser armen Grönländer wegzuschmelzen wünschten. Matthäus Stach trug diesen Missions-Gedanken vom ersten Abend an, wo er von den armen Grönländern in der Versammlung hatte reden hören, still im Herzen herum. Endlich entdeckte er sich den Ältesten in Herrnhut. Doch Niemand wollte den Plan billigen; bis nach längerer Zeit Zinzendorf ernstlich mit Stach über die Sache sprach, und ihn zur Ausführung aufforderte.

Der schon bejahrte Christian David konnte seinen apostolischen Eifer nicht zähmen; er reiste mit nach Grönland. Den 20. Mai 1733 landeten die beiden Brüder glücklich an der Küste Grönlands. Das mühsame, aber gesegnete Wirken derselben siehe weiter unten in der „Geschichte der ersten Missionare der Brüder-Gemeinde in Grönland!“

Während so das Kirchlein der Brüder nach innen und außen fröhlich aufzublühen begann, thürmten sich aber schwere, schwarze Gewitter über ihnen auf, die sich zunächst über dem Haupte des Gründers zu entladen drohten.

Zinzendorfs Verfolgungen. Gutachten der theol. Facultät zu Tübingen. Seine geistlichen Anfechtungen und vergebende Liebe.

Herrnhut war zu einer Gemeinde von fast 600 Seelen angewachsen. Dies erregte den Neid und Haß der Widersacher. Bei der sächsischen Regierung verdächtigte man den Grafen als einen unruhigen, neuerungsfüchtigen Mann. Es liefen auch Klagen von der Oestreichischen Regierung ein, daß Unterthanen zur Auswanderung verlockt würden. Dazu war der Umgang des Grafen mit einfachen, geringen Leuten den Hofleuten schon längst ein Gräuel. Man verbot ihm in Dresden, erbauliche Versammlungen zu halten; nach Herrnhut aber sandte man eine Commission, welche eine gründliche Untersuchung anstellen sollte. Sie kommt im Januar 1732, den Amtshauptmann von Görlitz, Georg von Gersdorf, an der Spitze.

Aber siehe! Die heilige, feierliche Sabbaths-Ruhe, die schöne Ordnung, das liebliche, frische Glaubensleben, welches in Herrnhut waltet, macht auf die Glieder der Commission einen so tiefen Eindruck, daß diese sich nicht nur völlig von der Grundlosigkeit aller Anschuldigungen überzeugen, sondern auch mit Thränen und herzlichen Segens-Wünschen von dort scheiden. Die Feinde schienen zum Schweigen gebracht, aber nun grollte man auch gegen die Commission, welche einen für Zinzendorf sehr günstigen Bericht eingesandt hatte, als heimliche Herrnhuter. Der Graf hatte im März 1732 sein Staats-Amt zu Dresden niedergelegt. Seinen Feinden gelang es, schon im Novbr. d. J. den Befehl zu erwirken, daß er seine Güter in Sachsen verkaufen solle. Kamen diese nun an einen den Brüdern feindlichen Herrn, so war es um Herrnhut geschehen. Doch Zinzendorf hatte schon 1722 die Güter seiner Frau geschenkt, und übertrug sie ihr nun noch förmlich durch einen Kaufact. Hierdurch war dem Unheil vorläufig gewehrt. —

Zu den häuslichen Leiden, welche dieses Jahr 1732 ihm noch bereitet, dem Tode eines zweimonatlichen Sohnes, Johann Ernst, und eines zweijährigen, frommen Tochterleins, Theodora Charitas, kommen neue Schmähungen, selbst Drohungen von außen. Man spricht schon davon, bald werde der Graf auf der Festung Königstein für immer unschädlich gemacht werden. Sein Stand schützte ihn nun wohl vor äußerster Gewaltthat. Was konnte er aber bei seinem evangelischen Eifer von einem Fürsten erwarten, der, wie August der Starke, den heiligen Glauben seiner ruhmreichen Vorfahren verläugnet hatte, um die Polnische Königs-Krone zu gewinnen, dessen Hof, nach dem Pariser, der üppigste und sittenloseste in Europa war?

Da der Befehl, seine Güter zu verkaufen, deutlich genug seine Ausweisung aus Sachsen anbahnen sollte, so beschloß er auf den Rath seiner Freunde, einstweilen freiwillig außer Landes zu gehen. Er pilgerte nach seinem lieben Württemberg, wo Geistlichkeit und Volk ihn stets so freundlich aufnahmen. Auch jetzt kam man ihm mit so viel Vertrauen, Liebe und Hochachtung entgegen, daß er sich in seinem Unglück dadurch beschämt und gedemüthigt fühlte. Er schreibt darüber an seine Gemahlinn: „Ist die Schmach und Noth in der Lausitz groß, so ist die Erhebung meiner Person in diesem Lande mir gewiß tausendmal ängstlicher, und plagt mich bis zum Sterben.“ Auch an seinem Leibe sollte der Graf heimgesucht werden. Ein schweres Fieber

warf ihn auf das Krankenbett, und machte ihn Wochenlang zu gewohntem, geistlichem Wirken untüchtig. Theilnehmend umstanden sein Lager die gläubigen Seelen Tübingens Hoch und Niedrig, begierig, ein Wort des Lebens aus seinem Munde zu hören. Ein Hauptzweck seiner Reise nach Württemberg war auch wirklich erreicht worden. Auf seine Veranlassung hatte die theologische Fakultät zu Tübingen unterm 19. April 1733 ein Gutachten herausgegeben, worin sie erklärte: „daß die mährische Brüdergemeinde zu Herrnhut, ihre Uebereinstimmung mit der evangelischen Lehre vorausgesetzt, bei ihren seit 300 Jahren bestehenden Einrichtungen und bekannten Kirchenzucht verbleiben, und dennoch ihre Verbindung mit der evangelischen Kirche behaupten könne und solle.“ Diese Entscheidung einer so berühmten, lutherischen Fakultät, wie die zu Tübingen, war ihm eine kräftige Stütze, seinen theologischen Feinden gegenüber.

Aber auch mit geistlichen Anfechtungen sollte der Vielgeplagte nicht verschont werden. Jetzt war ihm von mehreren Seiten vorgeworfen worden, seine Lehre, sein Hervorheben des blutigen Verdienstes Jesu Christi, seine sogenannte Martertheologie sey nicht die rechte Lehre. Auch sey er selbst noch nie rechtschaffen bekehrt worden.“ Es ward nämlich die Lehre der Schrift von dem Versöhnungsoffer Jesu Christi zwar von den evangelischen Kanzeln herab noch gepredigt, aber von vielen Theologen so dürr und trocken, so gelehrt systematisch, als Gewohnheitsfache, ohne eigene Erfahrung, ohne inneres gläubiges Leben, daß diese dürre Glaubenslehre auch kein fruchtbringendes Glaubensleben erweckte, sondern nur einen todten Kopf und Gewohnheits-Glauben, auf den sich aber die Selbstgerechtigkeit der Zuhörer viel zu Gute that, so daß er ihnen ein bequemes Ruhefissen in ihren Sünden wurde. Die Knechte Gottes, Arnd, Spener, Francke, hatten bekanntlich auch über solche kalte, todte Orthodorie geklagt, und dagegen geeifert. Diese Einseitigkeit des Vortrags der evangelischen Glaubenslehre benutzten nun ungläubige Philosophen und Moralisten, an ihrer Spitze der Kanzleirath, Conrad Dippel zu Berleburg, die Fundamentallehre des Evangelii: „das Blut des Sohnes Gottes macht uns rein von aller Sünde,“ (1. Joh. 1, 7.), selbst zu bekämpfen, weil sie meinten, die Menschen dadurch zu größerer, sittlicher Selbstthätigkeit zu zwingen. Dies war der

Anfang der sogenannten Aufklärung, des trostlosen Rationalismus, der das Wort Gottes zuerst verflachte, nachher mit Füßen trat, und lange Zeit, wie ein giftiger Pesthauch, die Kirche Gottes verwüstet hat.

Diese Angriffe Dippels gegen die Lehre von der Versöhnung trieben den Grafen im Jahre 1734 zu einer neuen, ernstlichen Prüfung seines Glaubens-Grundes, und zur Vergleichung desselben mit der h. Schrift und der Kirchenlehre, worin Spangenberg, Rothe, und die zwei grade in Herrnhut anwesenden württembergischen Magister Steinhofser und Dettinger ihm halfen. Auf diesem Wege ernster Forschung und aufrichtiger Selbstprüfung gelangte er zu der bisher noch nicht so klar und bestimmt erkannten Ueberzeugung, „daß die von so vielen verkannte und verworfne Lehre von dem Versöhnungsoffer Jesu Christi der Mittelpunkt und die Hauptlehre des christlichen Glaubens sey, und daß alle wahre Herzens-Religion sich auf den lebendigen Glauben an den gekreuzigten Versöhner der Sünde, und auf die aus diesem Glauben hervorgehende Liebes-Gemeinschaft mit Ihm (dem Umgang des Herzens mit ihm) gründen müsse.“ Er sagt darüber: „So lange ich Dippel's System bloß von der Ecke ansah, da er den Zorn von Gott abwenden wollte, gefiel es mir; denn ich war damals in dem Concept der Theodicee, und der liebe Gott jammerte mich gleichsam, wo seine Handlungen nicht mathematisch genug zusammen zu hängen schienen; und weil ich nicht an Ihm irre werden konnte, so suchte ich Ihn auf alle Weise bei vernünftigen Leuten zu entschuldigen, war also bei Dippel's Behauptungen ziemlich gleichgültig. Als aber ich selbst in die genaue Untersuchung meiner Bekehrung kam, merkte ich, daß in der Nothwendigkeit des Todes Jesu und in dem Wort „Lösegeld“ ein besonderes Geheimniß und große Tiefe stecke, wo die Philosophie zwar schlechthin stehen bleibe, und nicht weiter komme, die Offenbarung aber unbeweglich darüber halte. Das gab mir einen Aufschluß in die ganze Heilslehre, davon ich an meinem Herzen die erste, selige Probe machte, endlich an den Herzen meiner lieben Brüder und Mitarbeiter, da es haften blieb. Von dieser Versöhnungslehre singt er:

Dies ist das wundervolle Ding :
 Erst dünkt's für Kinder zu gering;
 Und dann zerglaubt ein Mann sich dran,
 Und stirbt wohl, eh' er's glauben kann.

Auch wurde er, der früher so ängstlich geseglich war, jetzt, und eigentlich schon vom Jahre 1729 an, immer evangelisch freier. Nach A. H. Francke's Tode war nämlich ein Theil der Hallenser Theologen sehr engherzig in der Lehre von der Besserung und Wiedergeburt geworden. Sie hatten eine bestimmte Reihe von Bußkämpfen und Besserungsstufen festgesetzt, die jeder durchgemacht haben müsse, ehe er sich ein Kind Gottes glauben dürfe. „Ei, schreibt Zinzendorf, die Apostel haben ja die bekümmerten Seelen nicht auf ein bestimmtes Maß von Bußangst und ängstliche Uebung, sondern direkt zu Christo gewiesen, (1 Petr. 1, 13. Hebr. 4, 16.), und der Meister selbst beruft ja gerade die Mühseligen und Beladenen, nicht, daß er sie quäle, sondern, daß er sie erquickte. Ich weiß wohl, daß die geistliche Geburt nicht ohne Empfindlichkeit geschieht. Aber wer darf den Grad der Schmerzen bestimmen? Wäre die Geburt hart, und das Kind könnte weder vorwärts, noch rückwärts, so ist das beste Mittel gewiß: — des Kindleins Weinen! Nach meiner Idee ist das ein Heiliges, das zu den Füßen des Heilandes um Gnade weint.“ — Unterdessen war Churfürst August II. im J. 1733 gestorben, und sein Nachfolger August III. war milder gesinnt gegen die Brüder-Gemeinde, so daß Zinzendorf sich wieder freier bewegen konnte. Im Mai 1733 kam der treffliche Spangenberg nach Herrnhut, der fortan 60 Jahre im Segen in der Gemeinde wirkte. Auch Leonhard Dober kam, wie ein Siegesheld, aus St. Thomas zurück, um sein Ältesten-Amt anzutreten. Er führte als erste Sieges-Beute einen hoffnungsvollen Negerknaben, Carmel Oly, mit sich, der später in Ebersdorf getauft wurde, und den Namen Josua empfing.

Bald nach der Rückkehr des Grafen aus Württemberg fand ein ergreifendes Ereigniß statt. Der frühere Orts-Älteste Kühnel hat lange Jahre hindurch den Grafen heimlich gehaßt und verfolgt, auch viele Andre auf böse Wege gebracht. Zuletzt ward er aus der Gemeinde ausgestoßen. Da wird Kühnel krank, von schrecklichen Gewissensbissen gepeinigt, und begehrt, der Gemeinde seine Vergehungen abzubitten. Er läßt sich

in die Versammlung tragen, als eben die Gemeinde den Vers singt:

Gnade bitten wir von dir.
Gnade ist der Seelen-Anker;
Und ein Kranker findet in der Gnade Saft —
Heilungs-Kraft.“

Seine Gestalt war jämmerlich, mehr einer Leiche, als einem lebenden Menschen ähnlich. Wie er nun so kläglich um Vergebung bittet, kann die ganze Versammlung die Thränen nicht zurückhalten. Der Graf aber, gegen den der Unglückliche am meisten gesündigt, steht auf, fällt ihm um den Hals, küßt ihn vielmals, und weint mit ihm. Dann kniet der Graf mit der ganzen Gemeinde nieder, und betet inbrünstig, daß sich der Heiland seiner in Gnaden annehmen wolle. Der Kranke, durch diese barmherzige Samariter-Liebe wie von neuem geboren, fühlt einen Stein der Schuld von seiner Brust gewälzt, und erholt sich sichtlich. Er war dem Herrn von neuem gewonnen, und wollte wieder nach Herrnhut ziehen. Diese Barmherzigkeit war eine liebliche Frucht, welche die Schule der Leiden in dem Grafen gezeitigt hatte.

Der innere Herzenszustand Zinzendorfs wollte sich aber, je länger, je weniger, mit dem äußern hohen, weltlichen Stande vertragen. Er wollte nun auch vor der Welt nichts, als ein armer Diener Jesu Christi seyn. Sein Staats-Amte hat er niedergelegt, aber alle rathen ihm ab, in den geistlichen Stand zu treten. Selbst die Gräfinn, bereit, jegliches Kreuz im Namen Christi zu tragen, sagt ihm die unangenehmen Folgen voraus, die ein solcher Schritt haben müßte. Doch er bezeugt: „Er habe einen göttlichen Ruf, das Evangelium zu predigen. Es sey aber nicht gleichviel, ob er in einer Privat-Versammlung, oder öffentlich das Evangelium verkündige; die Kirchen und Kanzeln hätten einen Vorzug, und es sey gewiß nicht vergeblich, wenn man Gottes Wort vor Jedermann bekenne; es komme nie leer zurück.“ Gegen solche Ueberzeugung half kein Widerspruch.

Zinzendorf tritt in den geistlichen Stand. Nitschmann zum Brüder-Bischof ordinirt.

Ein gottesfürchtiger Kaufmann in Stralsund, Namens Richter, begehrte einen Lehrer für seine Kinder aus Herrn-

hut. Da beschloß er, unter dem Namen „Ludwig von Freideck,“ Hauslehrer desselben zu werden, um bei dieser Gelegenheit sich von den dasigen zwei angesehenen lutherischen Theologen, Superintendent Langemack und Dr. Sibeth, als Candidat der Theologie examiniren zu lassen.

Er gab sich seinem Principal, wie den Theologen, zu erkennen, und wurde von diesen drei Tage lang, lateinisch und deutsch, aufs strengste geprüft, mußte mehrere Predigten halten, und erhielt darauf von ihnen das Zeugniß nicht bloß theologischer Gelehrsamkeit, sondern auch vollständiger Rechtgläubigkeit. Kaufmann Richter aber hatte ihn so lieb gewonnen, und fühlte sich so zu ihm hingezogen, daß er mit seiner ganzen Familie nach Herrnhut zog, und später sich getrieben fühlte, den Galeerensclaven zu Algier das Evangelium zu verkündigen, wo er 1740 an der Pest starb. Bald nach seiner Rückkehr von Stralsund reist der Graf nach Tübingen, um der theologischen Fakultät seinen Entschluß, den geistlichen Stand anzutreten, schriftlich darzulegen, welche ihn öffentlich billigt. Er predigt darauf am IV. Advents-sonntag daselbst zweimal, und tritt damit den geistlichen Stand öffentlich an.

Er kehrt nach Herrnhut zurück, kommt in der Neujahrs-Nacht 4 Uhr Morgens an, und hält noch am selben Tage seine Reden an alle Chöre und an die ganze Gemeinde. So selig ist er, jetzt als öffentlicher Prediger des süßen Evangelii arbeiten zu können. Daher singt er auch in dem in dieser Zeit verfaßten herrlichen Liede:

Du, unser auserwähltes Haupt,“

unter andern:

Da bin ich, Herr, dein Unterthan,
Und melde meine Gaben an,
Die du mir Armen mitgetheilt! —
Wenn mich der Hausherr Boten schickt,
So halt' ich mich für höchst beglückt.
O, unser allgemeines Haupt,
Gib, daß man meiner Botschaft glaubt!
Mein Rufen bring' in Herz und Ohren ein,
Und, wenn ich auf dich weise, so erschein'!

Die Brüder waren, je mehr sie Missionare unter die Heiden schicken mußten, denen eine kirchliche Ordination nöthig war,

in desto größerer Verlegenheit, wer diese, die meistens unstudirte Leute waren, ordiniren solle. Keine lutherische, oder sonstige Kirchenbehörde war dazu geneigt. Da erinnerte sich der Graf, daß die alte Bruderkirche aus uralter Zeit her Bischöfe habe. Jablonsky, Hofprediger des preussischen Königs Friedrich Wilhelm I., war noch ein solcher Bischof. Und dieser stand schon lange mit Zinzendorf und der Gemeinde zu Herrnhut in inniger Verbindung. An diesen, als den Aeltesten der damaligen Brüder-Bischöfe, schrieb Zinzendorf, ob er wohl den Zimmermann David Nitschmann, der zu diesem Amt von der Gemeinde außersuchen war, zum Bischof weihen wolle. Jablonsky bezeugte seine innige Freude darüber, es in einem Alter von 75 Jahren noch zu erleben, daß die Brüdergemeinde von dem Herrn gewürdigt werde, den Samen des Evangelii in der alten und neuen Welt auszustreuen." Nach genauer Prüfung seiner Erkenntniß und seines Glaubens ward Bruder David Nitschmann am 13. März 1735 mit Einstimmung seines Collegen im Bischofs-Amt, des Seniors Sittovius zu Lissa, zu einem Bischof der Brüder-Kirche geweiht.

Im Herbst desselben Jahres trat Zinzendorf eine merkwürdige Reise an, bekannt unter dem Namen Zeugenreise." Am ersten Reisetage kehrte er bei einem gottesfürchtigen Edelmann, von Gersdorf, zu Leichnam, bei Bauzen, ein. Ein religiöses Gespräch dauert bis Mitternacht; da will der Guts herr seinen Gast ins Schlafzimmer führen. Doch dieser erklärt, trotz alles Zuredens, er müsse jetzt gleich weiter reisen, und reist wirklich ab. Des andern Morgens findet man die Decke jenes Schlafzimmers grade über dem für den Grafen bestimmten Bett eingestürzt. Dem apostolischen Feuereifer verdankte Zinzendorf sein Leben! — Fast beständig pilgerte Zinzendorf bis in die Schweiz zu Fuß. Er war aber ein schlechter Fußreisender. In traulichem Gespräch mit seinem unsichtbaren Himmelsfreunde bemerkte er bei seiner großen Kurzsichtigkeit erst die Gegenstände, wenn er sich gestoßen, oder in Ungelegenheit verwickelt hatte, verfehlte auch häufig den rechten Weg, und wenn er sich den Tag über im Gespräch mit Leuten, die seine Theilnahme weckten, aufgehalten hatte, so pilgerte er bis tief in die Nacht, um in eine Herberge zu gelangen. Da nun der Fußreisende so stattlich vornehm, und doch dabei so mild und freundlich aussah, so wußten scharfsinnige Bettler seinen Taschen

unerwartet schnell alles Geld zu entlocken, so daß er oft selbst in Noth kam. Für seine letzten Pfennige bat er einst, zum Tod ermattet, um ein wenig Brod und Wasser, wurde aber mit Spott abgewiesen. Doch sammelte er auf solchen Reisen gar köstliche Lebenserfahrungen, die durch die ausgestandenen Beschwerden nicht zu theuer bezahlt waren. — Neue Gewitter, schwerer als je, waren unterdeß im Anzug gegen ihn. Nicht bloß war er bei dem Könige von Dänemark durch Verläumdungen gänzlich in Ungnade gefallen, so daß er sich gedrungen fühlte, ihm den Lænebrog-Orden zurück zu senden, sondern seinen Feinden in Dresden war es auch gelungen, ein Verbannungsdekret gegen ihn, und eine neue Untersuchungs-Commission gegen Herrnhut auszuwirken, von welcher letzteren man hoffte, daß sie dem Pietisten-Neste den Garaus machen würde.

**Zinzendorf in der Verbannung, — auf der Ronneburg.
Reise nach Viefland. Verhältniß zum König Friedrich
Friedrich Wilhelm I. von Preußen.**

Eben war Zinzendorf nach Holland gerufen worden, wo er, auf den Wunsch der Fürstinn von Dranien, eine neue Brüder-Colonie zu Heerenwyck bei Utrecht gründete, und durch Predigten und Privat-Versammlungen in Amsterdam, Gröningen u. a. D. viel guten Samen unter verschiedenen Confessionen und Sekten austreute. In Amsterdam hatte er auf den bekannten Unitarier, Samuel Grell, tiefen Eindruck gemacht, so daß dieser auf seinem Sterbebett gläubig an Jesum verschied. Mit den Handels-Direktoren der holländischen Colonien hatte er Missionen der Brüder nach Surinam, Guinea, Südafrika und Ceylon eingeleitet. Da findet er auf der Rückreise in Hessenkassel das Dekret seiner lebenslänglichen Verbannung aus Sachsen. Er ertrug diesen harten Schlag mit heldenmüthiger Fassung, ohne Bitterkeit, und sah darin eine liebevolle, heilige Fügung des Herrn, die seiner Gemeinde nicht zum Schaden, sondern zur Förderung dienen werde. Mit großer Freudigkeit sagte er daher zu David Nitschmann: „Ich kann unter zehn Jahren ohnedem nicht nach Herrnhut kommen zum Dableiben. Denn jetzt müssen wir die Pilger-Gemeine sammeln, und der Welt den Heiland verkündigen. Das wird nun unsere Heimath, wo grade jetzt für den Heiland das Realste zu thun ist.“ Er sah sich nunmehr

mit dem Evangelium in alle Welt geschickt, zur Entschädigung dafür, daß er mit seiner vorerst hinreichend gekräftigten Gemeinde zu Herrnhut nicht unmittelbar verbunden seyn konnte. Seine Frau, die ihn nach Holland begleitet hatte, sandte er schnell nach Herrnhut zurück, um bei dem Erscheinen der Untersuchungs-Commission von Dresden zugegen zu seyn. Er selbst reiste nach Frankfurt am Main, um dort die gläubigen Seelen zu besuchen, die als eine frische, grüne Saat aus dem Samen hervorgewachsen waren, den sein Bathe Spener einst dort streute, und die ihn eingeladen hatten. Die Commission kam, Superintendent Dr. Löschner von Dresden an der Spitze. Aber siehe!, sie mußte Herrnhut segnen, statt zu fluchen. Bei ihrer zehntägigen Anwesenheit fand sie so viel tiefen und fröhlichen Glauben, und so viel weise, christliche Einrichtungen, statt der erwarteten Schwärmerei und Kopfhängerei, daß Dr. Löschner den Sonntag darauf Herrnhut seiner Dresdner Gemeinde als Muster hinstellte.

Eine Stimme des Unwillens erscholl aus dem Munde Tausender in Deutschland über Zinzendorfs Verbannung. Was hatte er Uebles gethan, daß man ihn aus dem Lande verbannte? Man warf ihm falsche Lehre und gefährliche Principien vor, und doch hatten ihn zwei lutherische Consistorien zu Stralsund und Tübingen für völlig rechtgläubig erklärt.

Von allen Seiten gingen ihm Einladungen zu, und herzliche Theilnahme wurde ihm vielfach gezollt. Zinzendorf verweilte eine Zeitlang auf dem lieblichen Schlosse Marienborn in der Wetterau. Doch, als mehrere Brüder zu ihm stießen, auch die Gräfinn mit allen Kindern bei ihm eintraf, wurde Marienborn zu klein für so viele Gäste. Da wurde ihm das nicht weit davon entfernte alte, halbverfallene Schloß Ronneburg zur Wohnung angeboten. Dort lebten aber schon Inspirirte, Juden, und allerhand arme Familien von andern Sekten in großer Verwahrlosung. Christian David ward ausgeschiedt, dort das Terrain zu recognosciren. Der brachte die Antwort: „Da können Sie nicht wohnen!“ Der Graf erwiderte: „Christian, bist du nicht in Grönland gewesen?“ Ja, sagte er darauf: „Wenn's wie in Grönland wäre! Aber da können Sie nicht hin; Sie müssen verderben.“ Je größer das Elend dort aber war, desto mehr zog es den Grafen zu diesen an Leib und Seele Verkommenen, als zu seinem eigentlichen Beruf.

Er begann auf der Konneburg seine Predigten und Erbauungen für die armen Leute, errichtete Schulen für den Unterricht der Kinder, theilte Lebensmittel aus, und schon begannen sich die ersten Früchte der sauren Missions-Arbeit zu zeigen, als die gegen ihn aufgewiegelte Landesherrschaft Miene machte, das fernere Arbeiten an den Seelen jener Unglücklichen zu verbieten. Der Graf erklärte zwar voll Unmuths und heiligen Zorns, „er würde sich die Arbeit an diesen Seelen nicht wehren lassen, sondern über dieser seiner Passion alles daran wagen.“ Da er aber Gewalt fürchten mußte, so reiste er nach einem Aufenthalte von sechs Wochen ab, um einer Einladung mehrerer Gläubigen nach Liefland zu folgen. Hier ließ er in Riga, Reval, und auf dem Lande, wo er eine große Zahl Geistlicher für sich gewonnen, viele Segensspuren von seinem kurzen Wirken zurück. Auf der Rückreise machte er die wichtige Bekanntschaft des Königs von Preußen.

Friedrich Wilhelm I., ein streng gläubiger Herr, war in jener traurigen Zeit einer der wenigen Fürsten Europa's, der die wahre Bedeutung des Christenthums begriff. Aber, weil er als Christ wohl wußte, was am Menschen ist, so mußte Jeder, ehe er sein Vertrauen erhielt, erst manche Proben durchmachen, ob er für Ehrgeiz, Geldgeiz, oder andre Leidenschaften zugänglich sey. Bestand Einer diese Proben, dann konnte er auf seine dauernde Achtung rechnen. Im Stillen war der König allen Vorgängen in der Brüder-Gemeinde gefolgt; er hatte sogar zur Beobachtung einen Obersten nach Herrn hut gesandt. Denn seine Soldaten hielt er nun einmal zu allen Geschäften tauglich. Als Zinzendorf durch Berlin kam, ließ ihn der König auf sein Jagd-Schloß Wusterhausen einladen. Der König frug einige Hofleute, was sie von dem Grafen hielten. Sie waren bald mit der Antwort fertig. „Gew. Majestät, entgegneten sie kurz, der Graf Zinzendorf ist ein Narr.“ Das aber wollte der König erst untersuchen. Zinzendorf mußte, auf ausdrücklichen Befehl, drei Tage in Wusterhausen bleiben, und alle Tage eine Unterredung vor dem scharfprüfenden Monarchen aushalten. „Am ersten Tage, erzählt Zinzendorf; sprach der König sehr kalt, doch gründlich. Am zweiten offen und zutraulicher. Am dritten Tage erklärte er vor der Königin und dem Hofe: „Er sey meiner wegen belogen und betrogen; der Teufel aus der Hölle könne nicht ärger lügen; meine ganze Sünde sey, daß ich mich als ein Graf und in der Welt ange-

sehener Mann dem Dienste des Evangelii widme. Er versicherte mich seiner Liebe und seines völligen Vertrauens, und daß er nichts mehr wider mich glauben, sondern mir dienen wolle, wo er wisse und könne.“ Zu jenen Hofleuten aber sagte der König bitter: „Er wisse nun, auf welcher Seite er die Narren zu suchen hätte.“ Theilnehmend ging nun auch der König auf alle Lebensverhältnisse des Grafen ein. Er hatte ihn als einen rechtschaffenen Christen erkannt, der mit ihm auf gleicher Straße dem Himmel zustrebte; so wollte er ihm, als einem Bruder in Christo, auch in zeitlichen Dingen rathen. Bis an des Königs Tod fand ein herzlicher Briefwechsel mit ihm statt; auf allen seinen Reisen mußte der Graf an den königlichen Gönner schreiben.

Anerkennung der Brüder-Kirche, als einer bischöflichen, vom englischen Parlament. Zinzendorfs Ordination zum Bischof. Wirken in Berlin.

Vom König mit einem kräftigen Empfehlungsschreiben an den Grafen von Degenfeld, seinen Gesandten beim Ober-rheinischen Kreise, versehen, reiste Zinzendorf nach der Wetterau zu seiner Familie. Die Gräfinn war durch die Ränke übelgesinnter Menschen förmlich von der Ronneburg vertrieben worden, und nach Frankfurt a. M. geflüchtet. Aber jene Empfehlung des Königs von Preußen that Wunder. Mit größter Auszeichnung empfing ihn die weltliche und geistliche Obrigkeit der Stadt. Man gestattete ihm gerne, öffentliche Andachten zu halten, wiewohl sein Predigen, daß der ehrlichste und rechtschaffenste Rathsherr von Frankfurt nur grade so durch die Gnade Gottes in Christo Jesu selig werden könne, wie der Straßenräuber, den man auf das Rad lege, den seinen Weltleuten bitter, wie Bermuth, dünkte. Er schrieb auch von hier eine Synode aus, welche auf dem Schlosse Marienborn, im Dezember 1736, zum großen Segen der Versammelten abgehalten wurde. Dies war der erste Synodus der erneuerten Brüder-Unität. Seinen ältesten Sohn, Christian Renatus, sandte er um diese Zeit auf die Universität Jena, unter Aufsicht des ältern Johann Ritschmann, welcher sich zugleich der zahlreichen erweckten Studenten annehmen sollte. Er selbst reiste mit der Gräfinn, mit Watteville und andern Brüdern aus der sogenannten Pilgergemeinde nach Holland, wo bereits zwei liebliche Brüder-Colonien erblühten, von welchen bald

zahlreiche Missionen in die holländischen Colonien nach Indien, Süd-Afrika und Amerika ausgehen sollten. Sein Missions-Eifer trieb ihn im Januar 1737 von hier über das Meer nach England.

In diesem schönen Gilande, welches schon damals bedeutenden Handel mit seinen weitläufigen Colonien trieb, und wo sich viel evangelischer Eifer für Heidenmission zu entwickeln anfang, ersah sich der Graf ein reiches Feld für sein Wirken. Der würdige Erzbischof von Canterbury, Johannes Votter, nahm ihn freundlichst auf, und war tief ergriffen von seiner aufopfernden Liebe für das Evangelium. Sollte er auch manches Leid darum zu erdulden haben, so müsse er doch nach der Wahrheit bekennen, „die Brüderkirche sey eine wahrhaft apostolische und bischöfliche, und behaupte in ihren Lehren nichts, was denen der Englischen Kirche widerstreite.“ Dies wurde später, im J. 1749, von dem englischen Parla- mente anerkannt, und den Brüdern rechtskräftig freie Uebung ihres Glaubens in dem gesammten Britischen Reiche gestattet, ein wichtiger Gewinn für die Brüderkirche zu ihrer ferneren Ausbreitung. Zinzendorf aber predigte zu London gewaltig auf Deutsch und Englisch, und legte den Grund zur ersten englischen Brüder-Gemeine, aus der bald zahlreiche Tochter-Gemeinen hervorgingen. Auch mit den verschiedenen Sekten, den Quäkern, und den Häuptern der sich eben bildenden Methodisten, Wesley und Whitefield, machte er Bekanntschaft, und blieb eine Zeit lang mit ihnen in freundschaftlicher Verbindung.

Nach einem gesegneten Wirken von 3 Monaten reiste Zinzendorf aus England wieder nach Holland, und von da nach Berlin. Hier wurde er, mit Genehmigung des Königs, am 20. Mai 1737 vom Oberhofprediger, Bischof Jablonsky, zu einem Bischof der Brüderkirche ordinirt. Von Juny bis Dezember ward es ihm vergönnt, in Herrnhut zuzubringen. Der 13. August 1737 ward feierlich als Stiftungsfest begangen. Erst zehn Jahre bestand die Gemeine, und was hatte man in dieser Zeit nicht schon alles erlebt! Aus dem kleinen Haufen mährischer Exulanten war ein blühendes Kirchlein entstanden, welches seine Zweige fast über alle Theile der Welt ausstreckte. Unermüdlich arbeitete Zinzendorf fast Tag und Nacht, um alle etwa eingerissenen Irrthümer zu beseitigen, und mit Weisheit die nöthigen Institutionen zu schaffen, „damit es

auf lange Zeit keinem Wolfe gelingen möge, wie es in den andern Kirchen geschehen, die kleine Heerde durch Mißglauben zu zerfleischen.“ Obgleich im August d. J. die sächsische Regierung verfügt hatte, daß die Gemeinde in Herrnhut, so lange sie bei der Lehre der Augsbургischen Confession beharre, bei ihrer Einrichtung und Kirchengzucht gelassen werden solle, so wurde dem Grafen doch jetzt von dieser Regierung zugemuthet, einen Revers zu unterschreiben, wornach er mancherlei Vergehungen eingestehen sollte, deren er sich ganz unschuldig wußte. Da er dies Gewissens halber nicht konnte, so mußte er das Land wiederum verlassen. Dieses Exil dauerte zehn Jahre; Herrnhut aber blieb unangefochten. Freudig bekannte Zinzendorf am Schluß seines Exils: „In der Zeit ist Herrnhut gestanden als eine Hütte Gottes bei den Menschen, und Niemand hat einen Nagel verrückt.“

Von jetzt an siehest du ihn, lieber Leser, bald hier, bald da! Er schien so recht dazu bestimmt, in der Welt umherzuziehen und wohlzuthun, seinem göttlichen Meister nach. Sein Herz zog ihn sehr nach Berlin. Dort lebte seine Mutter, gegen die er die tiefste Verehrung und Pietät bis an ihr seliges Ende bewahrte. Dort lebte Preußens christlicher König, der einzige Fürst, der ihn verstand, und ihm als königlicher Schirmherr und liebevoller Freund zuverlässigen Schutz verlieh. Dort hatte sein geistlicher Vorgänger und Pathe Spener gewirkt. Wie er in Dresden und Frankfurt dessen Spuren nachgegangen war, so wollte er es auch in Berlin thun. Freilich schien es, als ob der märkische Sand hier diese Spuren am schnellsten verweht hätte. Nur dünne schienen die Pflänzlein von dem reichen Saamen, den Spener ausgestreut, hier zu stehen. Nach einem Besuche bei seinem Sohne in Jena reiste er nach Berlin. In Halle ging ihm das Geld aus. Ein alter Freund mochte ihm nichts borgen. So mußte er zu Fuß nach Berlin wandern. Zufällig kehrt er bei einem wackern Bauer zu Radegast ein, dem er seine Noth klagt. Dieser, ergriffen von der würdigen Erscheinung des Grafen, spannt sogleich seine Pferde ein, um den ehrwürdigen Herrn auf die nächste Poststation zu bringen, und leiht ihm das nöthige Geld. Von Berlin, wo er im Dezember 1737 ankam, sandte der Graf seine Schuld zurück mit einem herzlichen Dankbrief. Nun mietete sich Zinzendorf ein Haus in Berlin, und begann, in demselben Andachtsstunden zu halten, unter immer wachsendem Zulauf von Vornehmen

und Geringen, Soldaten und Civil-Personen. Obgleich die meisten Geistlichen Berlins sich, theils heimlich, theils öffentlich, dagegen erklärten, so ermunterte ihn der edle König, „nur in Gottes Namen das reine Evangelium zu predigen, und Gott werde seinen Segen dazu geben.“ Ein Zimmer war bald zu klein; man nahm das anstoßende dazu. Endlich mußte man auf den geräumigen Hausboden ziehen. Aber auch hier fanden die Schaaren Heilsbegieriger nicht Raum genug, so daß die Gesellschaft sich theilen mußte. War eine Abtheilung durch das Wort des Lebens gesättigt, so zog sie ab, und es kam eine neue. An die Männer und an die Frauen hielt er ohnehin getrennte Ansprachen. Eine Kirche ward ihm nicht eingeräumt; ja Geistliche und Weltliche suchten den Grafen beim König zu verdächtigen. Doch da kamen sie schlecht an. Seine sanfteste Antwort war: „Gegen den Grafen Zinzendorf bringe mir Niemand etwas bei! Ich fühle ihn an meinem Herzen.“ Friedrich Wilhelm war sich als Christ des großen Segens bewußt, den der Schutz des Evangeliums einem Staate bringt. Er nahm mit Freuden alle flüchtige Evangelische, zumal die armen Salzburger, in seinen Staaten auf. Als einst wieder eine solche Schaar evangelischer Flüchtlinge gemeldet wurde, da rief der fromme König mit Freudenthränen: „Ach Gott, was thust du an dem Hause Brandenburg!“ So legte damals gläubige Liebe zum Heiland und dessen armen Brüdern den Grund zu Preußens nachmaliger Größe und Heldenkraft, die sich schon im nächsten Jahrzehnt entfaltete, und an der fast ein ganzes ungläubiges Jahrhundert zehrte. „Wer mich ehret, spricht der Herr, den will ich auch ehren!“ — Ende April 1738 reiste Zinzendorf, nach einem sehr gnädigen und herzlichen Abschied von Preußens Könige, nach der Wetterau.

Visitation der Missionen in Westindien. Pflege der Diaspora. Zinzendorfs innerer Lebensgang. Zweite amerikanische Reise.

Jetzt kam sein lang gehegter Plan, selbst eine Missions-Reise nach Amerika anzutreten, in Ausführung. Man machte ihm den harten Vorwurf, als schicke er die Brüder in den gewissen Tod nach dem fernen Amerika, während er selbst gemüthlich zu Hause sitze. Auch gab es Mißverhältnisse zwischen den Missionaren und dem dänischen Gouverneur in St. Thomas, denen nur Zinzendorf durch seine Gegenwart

abhelfen konnte. Aber schwer war der Abschied von seiner Frau und Kindern; denn nicht leicht entrann ein Europäer dem mörderischen Klima auf St. Thomas. Doch gottergeben, wie immer, sang die opferfreudige Gräfinn ihrem scheidenden Gatten ein schönes Abschiedslied, worin sie sein Zeugenglück rühmte. (s. unten in ihrem Leben.)

Im Dezember 1738 ging Zinzendorf von Amsterdam aus zu Schiffe. Er litt gewöhnlich sehr an der Seerkrankheit, und doch hatte er diesmal so sehr viel zu arbeiten. Da bat er den Herrn, er möge ihm diesmal die Krankheit mildern, und wirklich war er auf der ganzen Reise nur Einen Tag krank. Am 28. Januar 1739 landete er in Gustavius auf Westindien. Man frug ihn, ob er wohl wisse, daß St. Thomas das allgemeine Todtenloch, zumal in dieser Jahreszeit, sei, woraus wegen der pestilenzialischen Luft nicht leicht Jemand lebendig zurückkomme. Er solle wenigstens noch zwei Monate warten. Er miethete aber sogleich ein Fahrzeug, und fuhr nach St. Thomas über. Er kam gerade, wie ein Engel vom Himmel, zu rechter Zeit. Die Brüder schmachteten schon seit 3 Monaten im Gefängniß; den schwarzen Christen suchten aber ihre Herren aus Furcht, jene könnten bessere Christen als sie selbst werden, den frisch gepflanzten Glauben mit Peitschenhieben auszutreiben. Das war ein bejammernswerther Anblick. Des Grafen Gegenwart änderte bald Alles zum Bessern. Durch sein Ansehen imponirte er dem Dänischen Gouverneur dermaßen, daß dieser sogleich die gefangenen Brüder los ließ. Nun war große Freude unter den Christen in St. Thomas; denn auch die Pflanzler bekamen Respekt vor dem Grafen, und zeigten sich milder gegen ihre christliche Sklaven.

Zinzendorf begann bald seine Predigt im Freien. Als er bei der ersten Versammlung mit seinem gewöhnlichen Stößgebet anfang: „Ich glaube, daß Jesus Christus u. s. w. mein Herr ist“, da fuhr die ganze schwarze Mohnen-Versammlung mit herzlichster Inbrunst und vielen Thränen fort: „Mein Herr, mein Herr! der mich verlornen und verdammten Menschen erlöset hat“ u. s. w. Ungewöhnlich stark war der Zudrang zu dem Hause des Grafen. An 900 Schwarze waren gläubig geworden. — Ihre Zahl ist gegenwärtig bis auf 70,000 gewachsen. — Nachdem sie unter den härtesten Drangsalen und schrecklichsten Mißhandlungen des Tages Last und Hitze getragen hatten, eilten sie gegen 7—8 Uhr

des Sonnabends zu den gottesdienstlichen Versammlungen, von denen sie oft erst des Sonntags früh zurück kamen. Aber auch die Pflanzler wurden von neuem erbitterter. Mit grenzenloser Schamlosigkeit klagten sie, daß keine Negerinn sich mehr zu ihren fleischlichen Lüsten wolle gebrauchen lassen. Man stellte dem Grafen förmlich nach dem Leben, und dieser mußte nach einem Aufenthalt von 3 Wochen St. Thomas verlassen. Vorher aber brachte er den Kauf eines Hauses und einer Plantage, der Posauenberg genannt, (nach Jes. 18, 1.), zum Dienste der Mission zu Stande. Diese Station heißt jetzt Neuherrnhut. Ein Neger schrieb einen beweglichen Brief, von 650 Negern unterschrieben, an den König von Dänemark, eine Negerinn einen ebenso beweglichen Brief an die Königin, den 250 Negerinnen unterzeichnet hatten. Zinzendorf übernahm es, diese Briefe richtig zu bestellen, und reiste, nach einem rührenden Abschied von den Brüdern und der Neger-Gemeine, den 17. Februar von St. Thomas ab. Er nahm einen getauften Neger und einen gelehrten portugiesischen Juden, Da Costa, mit seiner Frau, der ihn flehentlich darum bat, nach Europa mit. Ja, aus Mitleid bezahlte er nicht blos die Ueberfahrt für den Juden, sondern überließ ihm auch sein eignes Cabinet mit einem Bett, während er selbst mit den andern Reisenden in der Kajüte blieb. Die Reise dauerte 7 Wochen, in denen der Graf entsetzlich litt. An seinem ganzen Körper brachen, in Folge der großen Anstrengung und schlechten Luft, Schwären und Wunden auf. Dessen ungeachtet predigte er alle Sonntage vor dem versammelten Schiffsvolk, studirte und arbeitete viel. Eine seiner trefflichsten Schriften verfaßte er auf dem Schiff: „Jeremias, der Prediger der Gerechtigkeit.“ Auch dichtete er viele Lieder, worunter das köstliche Lied:

„Christi Blut und Gerechtigkeit,
Das ist mein Schmuck und Ehrentleid;
Damit will ich vor Gott bestehn,
Wenn ich zum Himmel werd' eingehn. 2c.“

Erstaunlich schnell und glücklich war diese Reise vollendet, so daß viele gar nicht glauben konnten, daß er diese Reise überhaupt gemacht habe.

Den 1. Juni 1739 traf Zinzendorf in Marienborn ein, in Begleitung des Negers Andreas, der nun durch seinen Wandel ein freundliches Zeugniß von der unter den Negern

waltenden Gnade ablegte. Seine ganze Familie und viele Freunde warteten seiner mit Sehnsucht. Doch voll Mitleid ruhten die Blicke der Seinen auf der veränderten Gestalt des zurückkommenden Reisenden. Das war nicht mehr der gesunde, blühende Mann von ehemals, das war nicht mehr das große, blaue, leuchtende Auge, welches ihm so viele Herzen gewonnen hatte. Man sah vielmehr einen kranken Mann vor sich, über und über mit Ausschlag bedeckt, die Schultern rund von den Taschen voll Büchern, und dem Gepäck, das er selbst getragen. Dabei kam er zu Fuß, zitternd vor Fieber und Entbehrung. Unwillkürlich fiel einem Jeden der Gedanke ein, wie so ganz anders es dieser Mann hätte haben können, wenn er nicht die Eine Passion gehabt hätte: Er, nur Er!

Auch jetzt ließ ihn sein Eifer für des Herrn Sache die Sorge um seinen Leib vergessen. Durch seine vielen Reisen, und Predigten waren in den Kirchen der verschiednen Länder Gemeinschaften erweckter Seelen zusammengetreten, die nun auch gern in der äußern Form das Vorbild Herrnhuts nachgeahmt hätten. Aber, ohne den Grund und Boden Herrnhuts, unter ganz andern staatlichen und kirchlichen Verhältnissen, mußten solche Bestrebungen mißlingen, und nur Haß und Erbitterung gegen die Brüder-Kirche selbst erregen. Zinzendorf wünschte, daß seine Brüder und Anstalten mit der gesammten evangelischen Kirche im Frieden und enger Verbindung ständen; ohne äußere Eroberungen zu machen, sollten sie nur Sammel-Punkte eines innigen Glaubens-Lebens für die ganze Kirche werden. Deshalb berief er eine Synode nach Ebersdorf, wo er durchzusehen suchte, daß solche Aftergemeinden, wie er sie nannte, von den Brüdern entschieden gemißbilligt, und die Verbindung erweckter Seelen mit der Brüderkirche unverfänglich geordnet würde. Obgleich man anfangs nicht darauf eingehen wollte, so drang doch später die von großer Weisheit und Selbstlosigkeit zeugende Ansicht des Grafen durch, und gab Veranlassung zu der Pflege der sogenannten „Diaspora“, der Freunde der Brüder-Gemeine, welche einerlei Grund der Lehre und der Hoffnung mit ihr haben, aber nicht dieselbe kirchliche Verfassung. Bald auch trieb es ihn, eine Fuß-Reise nach Schwaben zu machen, wo er überall predigte, und köstlichen Saamen austreute. aber auch seine Gesundheit dermaßen aufs Spiel setzte, daß er in völliger Entkräftung nach Marienborn zurückkehrte. Von seiner West-Indischen Reise hatte er sich noch gar nicht erholt;

die neuen Anstrengungen brachten ihn daher dem Tode nahe. Er selbst glaubte zu sterben, und freute sich darauf. Der Arzt gab auch den Patienten auf, und verordnete ihm nur ein kühlendes Getränk. Ein ungeschickter Wärter nahm, statt dessen, ein Glas mit *essentia dulcis*, und ward so durch Gottes Fügung sein Lebens-Netter. Nach ihrem Genuß fiel der Graf in einen fürchterlichen Schweiß, der in Strömen von ihm herabfloß. Hierdurch brach sich die Krankheit. Bald zeigten Briesfe, Lieder, Anordnungen aller Art, daß er wieder in gewohnter Thätigkeit sei. In Holland ward ein neues Seminar gegründet. Glaubensboten wurden nach der Wallachei, Nord-Amerika, Ceylon und Algier ausgesandt.

Um seine Gesundheit zu stärken, mußte er noch im Dezember 1739 eine Reise nach der Schweiz unternehmen, in Begleitung seines Freundes Watterville meist zu Fuß, wo sie sich bei Bern einmal verirrtten. Zinzendorf rief in dieser Noth den Heiland um Hülfe an, und nicht vergeblich. Ein Knabe, der aus einem Busch heraus kam, zeigte ihnen den Weg. Viele Freunde gewann der Graf auf dieser Reise; viele aber hatten den Verdacht, als wolle er sich durch seinen Eifer fürs Christenthum berühmt machen.

Darüber, und über seinen ganzen innern Lebensgang äußert er sich in einem Briesfe folgendermaßen: „Daß ich die ersten, tiefgehenden Gnadenzüge erfahren, die von der Predigt des Kreuzes entstanden, ist ohngefähr etliche und dreißig Jahr. Daß die Begierde, Seelen zu Jesu zu bringen, mein Herz eingenommen, und mein Plan im Herzen das Lamm gewesen, ob ich gleich auf unterschiedliche Methoden gedacht, mit Ihm anzukommen, — (z. E. in Halle geradezu; in Wittenberg durch die Moral; in Dresden durch die Philosophie; seitdem durch Seine Nachfolge; und nicht eher, als nach der seligen Zeit in Herrnhut, die mit dem Dippelschen Wesen zusammentraf, durch die simple Lehre von Seinem Leiden und Tode;) — das kann Alles zu meinem Knechtsberuf referirt werden. Doch habe ich dabei lediglich um Jesu willen gehandelt, und keineswegs aus eigenen Nebenabsichten. Denn, daß ich durch die Sache Jesu hätte berühmt werden wollen, war meinem Temperament ungemäß. Ich liebte Pferde, Grandeurs, und meine Natur portirte mich, einen Xenophon, Brutus, Seneka u. s. w. abzugeben. Die Modelle von meinen Aeltern, und Groß- und Ur-Aeltern waren dem gemäß; meine Erziehung

auch; und soviel wußte ich, daß bei der Lehre Jesu kein Staat auf dergleichen Etablissemments könnte gemacht werden. Aber das habe ich Jesu wissentlich aufgeopfert. Meine Führung ging darum ziemlich langsam und confus. Weil ich keine Führer hatte, und wir die Schrift heutzutage nicht mehr verstehen, wie sie ist, sondern wie man sie mühsam verstellt und paraphrasirt hat, so führten mich die Exempel der Heiligen, und keine Principia. Ohnerachtet ich nun 1711, 1714, 1717, 1719 und 1721 solche innige Begnadigungen gefühlt, und der Seligkeit so gewiß war, als meines Lebens, so gestand ich doch denen, die mir's negirten, leichtlich zu, daß ich vielleicht noch nicht bekehrt sei. Und da kam ich in ein, nach meiner jetzigen Idee, unnöthiges, mir aber doch sehr wohl bekommenes Ringen und Flehen; und habe die Versiegelung des ewigen Friedens und der Kindschaft seit der Zeit mehrmalen so empfindlich erfahren, daß ich endlich inne gehalten, sie weiter zu begehren, damit sich keine geistliche Eitelkeit drehn mengen möge. Die Sache hat allezeit durchs Blut und Verdienst Jesu gesucht und erlangt werden müssen. Daß ich hundertmal mehr Angst, Noth und Thränen erfahren, als ich von keinem Sünder jemals fordern werde, ist gewiß. Ich halte aber diese meine Führung für eine bloß durch mein Amt zu entschuldigende, sonst höchst absurde, nicht göttliche, sondern den Umständen affomodirte, systematische Umführung, die ich Jedermann treulich widerrathe, ob sie mir gleich auf meinen Geburtsbrief ein Siegel nach dem andern gedrückt. — Was meinen Generalplan betrifft, so habe ich gar keinen, sondern gehe dem Heiland von Jahr zu Jahr nach, und thue, was ich soll, doch gerne. Auf Ein oder zwei Jahre habe ich zuweilen einen Specialplan, weil ich durch die Sache selbst darauf gebracht werde; und was dergleichen Specialplane betrifft, so habe ich Einen Plan, die mährische, ohne mich entstandne Kirche dem Heiland zu conserviren, daß sie bei meinem Lebzeiten, und, wo möglich noch lange darnach, kein Wolf zu fressen kriege; Einen Plan, so viel heidnische Völker aufzusuchen, als ich kann, und zu sehen, ob sie des für alle Welt vergossenen Blutes können theilhaftig werden; Einen Plan, des Heilands Testament Joh. 17, soviel mir möglich ist, durch Gnade ausführen zu helfen, damit die zerstreuten Kinder Gottes allenthalben in Ordnung zusammenkommen, wo sie leiblich beisammen sind, nicht ins mährische, — da arbeite ich vielmehr dagegen, — sondern ins allgemeine

Band der Gemeinschaft, dahin endlich die mährische Kirche auch soll, doch erst nach ihrer völligen Abnutzung in dem Theil ihres jetzigen Looses; Einen Plan, so viele Seelen, als ich kann, zur Sünderschast und Gnade zu bringen; — darum habe ich die Kanzel lieb, und reisete, einer Kanzel zu Gefallen, 50 Meilen; — und Einen Plan, alle auch nicht beisammen wohnende Kinder Gottes zu vereinigen, dem ich seit 1717 bis 1739 unverrückt gefolget; lasse ihn aber jetzt fahren, weil ich nicht allein kein Durchkommen damit sehe, sondern im Gegentheil anfangs, ein Geheimniß der göttlichen Vorsehung zu merken.“

Im Februar 1740 kehrte er nach Marienborn zurück, und hörte von den bedenklichen Krankheitszuständen, in welchen der König von Preußen sich befände.

Da Friedrich Wilhelm I., bei einer strengen und heftigen Gemüthsart, ein rechtschaffener und frommer Herr war, und Zinzendorf ihn als solchen stets hochgeschätzt, und ihm zum tiefsten Dank verpflichtet war, er auch wußte, daß wegen der Menge der Schmeichler einem Fürsten die Seligkeit schwerer gemacht zu werden pflegt, als fast allen Andern, so fühlte er sich verpflichtet, den König brieflich wegen der Gewißheit der Seligkeit zu einer ernsten Selbstprüfung aufzufordern. Derselbe nahm diese Aufforderung nicht bloß nicht übel, sondern antwortete und fragte mit solcher edlen, großherzigen Demuth in mehreren Briefen, daß man ihn ebenso zu bewundern und zu verehren gedungen wird, wie den freiwilligen Seelsorger, wegen der Freimüthigkeit, Weisheit und Zartheit in dieser Seelenpflege.

Der gottselige König entschlief nicht lange darauf, wie er gelebt, fröhlich im Glauben, am 31. Mai 1740.

Im Juni desselben Jahres ward eine Synode zu Gotha abgehalten, auf welcher die Missionsreise des Bischofs David Nitschmann und der bisherigen Ältestin Anna Nitschmann nach Nord-Amerika beschloffen wurde. Zugleich beehrte der Graf, seines bisherigen Bischofsamtes entbunden zu werden. Grade damals waren nämlich die Beschuldigungen gegen die Brüder-Gemeine, und besonders gegen das Haupt derselben, ungemein stark. Nun wünschte Zinzendorf, diese Wetter und Stürme möchten nur ihn, als einen freien Diener Christi, treffen, nicht aber zugleich die Brüder-Gemeine. Sodann erkannte er, daß unter seinen Gegnern auch Männer von Frömmigkeit und Christlichem Eifer seyen. Er wollte sich daher genau im Stillen

prüfen, worin er unrecht gehandelt habe. Die Synode ging aber auf dies Begehren nicht ein, sondern ordnete nur den ehemaligen Leipziger Professor, Polykarp Müller, ihm zum Gehülfsen zu, als einen zweiten Bischof. Sodann drang Zinzendorf in die Brüder, dem etwaigen Unrecht genau nachzuspüren, um dasselbe wieder nach Kräften gut zu machen. Allen Gegnern sollte für gethanes Unrecht abgebeten, keine Schmähschrift mehr beantwortet werden. Doch dieß hieß: Del ins Feuer gießen. Denn bald wurden die Schmähungen gegen den Grafen so arg, daß die Brüder, voll Grauen über solche Entstellungen, ihn zwangen, sich von Neuem zu vertheidigen. In Herrnhag, nahe bei Marienborn, hatte sich eine neue Brüder-Gemeine gegründet, zu der ein außerordentlicher Zulauf aus der ganzen Umgegend stattfand. Darüber wurde ein Professor Benner in Gießen dermaßen erbittert, daß er eine Schrift: „Die Zinzendorfsche Schlange,“ herausgab. In dieser nannte er die Brüder wahre Ungeheuer, den Grafen einen Betrüger voller Ränke und erhabener Verrücktheiten, so daß dieser mit Schmerz ausrief: „Ach, geht das so fort, so wird bald Niemand mehr von Christo, seinem Tode, seiner Versöhnung, dem zärtlichen Umgange mit Ihm, von seiner ewigen Gottheit und wahrhaftigen Menschheit reden dürfen! Mein Herz weint über den Schaden, der der evangelischen Kirche daraus entstehen kann.“ Leider erfüllte sich dies Wort nur zu früh. Schon streckte das Ungeheuer des Unglaubens, wenn auch zuerst in artiger Verhüllung, seine Krallen aus, um die evangelische Kirche Deutschlands zu vertilgen, und benutzte das blinde Lästern solcher todten Orthodoren, die wahre Orthodorie zu verdächtigen. Zinzendorf klagte nun zwar bei dem Reichs-Kammergericht zu Wezlar gegen solche Unbilden, erhielt aber, statt einer gewünschten, ernstlichen Untersuchung, nur von dem Kammergerichts-Assessor von Heynitz den, wenn auch von Richtern ungewöhnlichen, doch herrlichen Trost: „Der alte Gott lebt ja noch! Sie dürfen sich solches Leidens Aufhören kaum wünschen. Fahren Sie fort! Wären Sie und Ihre Gemeinde von der Welt, so hätte die Welt das Ihre lieb! Gott wird das Leiden nicht abändern wollen, und so müssen es auch die Richter auf Erden also geschehen lassen.“ Unter so vielfachen Anfechtungen, wozu sich von neuem körperliche Krankheit gesellte, reiste ins Zinzendorfs Seele der Entschluß, eine zweite amerikanische Reise zu unternehmen. Denn für die Heiden, die oft viel dankbarer waren

für die Kunde des Evangeliums, als heidnisch gewordene Christen, fühlte er stets die innigste Theilnahme, wie er dies in einem Liede ausdrückt:

„O wie unbeschreiblich dauern
Mich in ihren Kerkermauern
Alle Heiden, die noch trauern,
Seit der Gnadenstern erschien.“

Sein Ziel sollte diesmal Nordamerika seyn, und seine Absicht ging dahin, die bereits dort begonnene Mission unter den Indianern zu visitiren und zu fördern, anderseits aber auch eine Vereinigung der vielen dort wohnenden Sekten zu versuchen. Bis London begleitete ihn seine Gemahlinn, die hier zurück blieb. Seiner sechszehnjährigen Tochter Benigna machte er den Antrag, ihn auf seiner Reise zu begleiten. Ein Uebel am Fuß, den ihr die Aerzte schon hatten ablösen wollen, hinderte sie nicht, mit Zustimmung der Mutter, den Antrag anzunehmen. Ihr Muth fand bald eine köstliche Belohnung. Denn ihr Fuß wurde durch die Seereise ganz geheilt. Wegen des Seekrieges, der damals zwischen Spanien und England geführt wurde, rieth man ihm, auf einem Kriegsschiffe überzufahren. Doch der Gedanke, einem Gefechte beizuwohnen, war ihm schrecklicher, als in Gefangenschaft zu gerathen. Deshalb vertraute er sich in fröhlicher Glaubenszuversicht einem unbewaffneten Segelschiffe an. Während seiner zweimonatlichen Seereise war er, nach seiner Gewohnheit, außerordentlich thätig, dichtete viele Lieder, die, wie aus einem unerschöpflichen Born, ihm stets flossen, schrieb auch, unter Anderm, eine Zuschrift an alle christliche Obrigkeiten, unter welchen Brüder wohnten, mit der dringenden Bitte, die Lehre und den Wandel derselben gründlich zu prüfen, bevor ein Ausspruch gegen sie gethan würde. An die Brüder aber schreibt er folgende merkwürdige Worte, welche uns ein deutliches Bild geben von seiner damaligen Denkweise: „Ich bin von Gott, dem Herrn, dazu bestimmt, das Wort von Jesu Blut und Tod zu treiben, nicht mit Künstelei, sondern mit Gotteskraft, ohne darauf zu achten, wie es mir dabei gehen wird; und das ist mein Beruf gewesen, ehe ich etwas von den Mährischen Brüdern wußte. Ich bin und bleibe zwar mit diesen verbunden, die unser Evangelium von Jesu Christo ins Herz gefaßt, und mich und andre Brüder zur Bedienung ihrer Gemeinde berufen haben. Doch trenne ich mich dadurch nicht von der lutherischen Kirche; denn

ein Zeuge Jesu kann in dieser Religion leben und bestehen. Indesß kann ich mich mit meinem Zeugniß nicht an Eine Religion binden, sondern die ganze Erde ist des Herrn, und alle Seelen sind sein; ich bin mich allen schuldig. Es wird mir wohl so wenig künftig, als bisher, an Widerspruch fehlen; aber das Wort von Jesu ist Gotteskraft und göttliche Weisheit, und was sich dem widersezt, das wird zu Schanden werden."

Ende November kam Zinzendorf wohlbehalten in New-York an, und begab sich in den Staat Pennsylvanien, wo schon damals über 100,000 Deutsche lebten. Weil sein Grafen-Titel in der neuen Welt viel Anstoß gab, legte er ihn öffentlich im Hause des Gouverneurs zu Philadelphia, wo auch Franklin zugegen war, nieder, und lebte als ein lutherischer Pastor Ludwig fortan in Amerika. Am Delaware-Strom fand er viele Brüder und Schwestern, unter andern den alten Vater David Nitschmann mit seiner Tochter Anna, und den Bischof David Nitschmann. Sie waren im Bau eines großen Hauses begriffen, woraus bald der liebliche Gemeindeort Bethlehem hervorging.

Nicht weit davon erblühte einige Zeit später ein zweiter Gemeindeort Nazareth.

Mit Anfang des neuen Jahres begann der Graf seine Indianer-Reisen, in Begleitung seiner Tochter Benigna und mehrerer Brüder. Der Weg ging mitten durch dichte Wälder, gefährliche Moräste und angeschwollne Flüsse, oft nur auf den Jagdpfaden der Indianer zu den Delawaren. Auf der ersten Reise begegneten ihm die Häupter der Irokesen, und als er sie durch seinen Dolmetscher fragen ließ, ob sie und ihre Völker das Wort des Herrn annehmen wollten, so gaben sie ihm, nach einer halben Stunde, die Antwort. „Bruder! Du bist diesen fernen Weg übers Meer zu uns gekommen, den weißen Leuten und den Indianern zu predigen. Du hast nicht gewußt, daß wir hier sind, und wir haben nichts von dir gewußt. Das ist von einer hohen Hand droben gekommen. Komm zu uns, du und deine Brüder, du sollst uns willkommen seyn!“ Unter ihnen wirkte später in großem Segen Missionar Zeisberger. Von der zweiten Reise zu einem andern Indianerstamm, den Mohikanern, sagt Zinzendorf in einem Briefe: „Die für uns bereitete Wohnung von Baumrinde war mir das liebste Haus, welches ich noch bewohnt habe. Von Innen hatten wir einige Prüfung, von Außen Regen, von Seiten der Heiden aber einen

klaren Himmel, und alle Tage nur Freude über unsre lieben Indianer. Sogleich konnten sechs getauft werden." Seine dritte Reise zu dem grausamen Volke der Schawanos war die gefährlichste, und doch schlug er sein Zelt unter ihnen auf, und wohnte 20 Tage unter ihnen, so er doch keine Nacht mit seinen Begleitern des Lebens sicher war. Der Herr aber wachte über ihnen, daß der Anschlag der Wilden, ihn in einer Nacht zu überfallen und zu morden, vereitelt wurde, und Keinem ein Leid geschah.

Aus dem gesegneten Wirken in Amerika riß den Grafen eine Nachricht aus Europa, die ihn sehr beunruhigte. Er hatte die Brüder ernstlich gebeten, Alles während seiner Abwesenheit im alten Gange zu lassen. Das war nicht befolgt worden. Man hatte neue Niederlassungen gegründet, und das Band mit der evangelischen Kirche so gelockert, daß die Brüder-Gemeine wie eine neue Confession erscheinen mußte. Dies aber wäre ein großes Unglück für die ganze Brüder-Sache gewesen.

Rückkehr nach Europa. Kirchliche Unabhängigkeit der Brüder-Gemeinden von den Consistorien. Reise des Grafen nach Rußland.

Sofort eilte Zinzendorf nach Europa zurück. Während der anfangs glücklichen Seereise brach plötzlich ein Sturm aus, der das Schiff an die Klippen der Insel Scilly in der Nähe Englands zu werfen drohte. Das Schiffsvoll sah schon den gewissen Tod vor Augen. Zinzendorf allein war heitern Sinnes, und verkündete Allen ein sicheres Landen; schon nach zwei Stunden werde der Sturm aufhören. Man achtete dieser Tröstung wenig. Als aber die genannte Zeit um war, ersuchte er den Kapitän, auf dem Verdeck nach dem Wetter zu sehen, und wirklich legte sich der Sturmwind in den nächsten Minuten. Der Kapitän Garrison befragte nachher den Grafen, was es mit dieser Vorherverkündung für ein Bewandniß habe, worauf dieser, im Vertrauen, daß kein Mißbrauch davon gemacht würde, ihm Folgendes mittheilte: „Es sind schon über zwanzig Jahre, daß ich mit meinem lieben Heiland einen herzvertraulichen Umgang habe. Wenn ich nun in gefährliche und seltsame Umstände komme, so ist mein Erstes dabei, daß ich genau untersuche, ob ich daran schuld sei, oder nicht. Finde ich nun etwas, damit er nicht zufrieden ist, so falle ich ihm gleich zu Füßen, und bitte um Vergebung. Da vergibt mir's dann mein guter Heiland,

und läßt mich gemeiniglich zugleich wissen, wie es ablaufen werde. Wenn es ihm aber nicht gefällt, mich den Erfolg vorher wissen zu lassen, so bin ich stille, und denke, es ist das Beste für mich, daß es mir unbekannt bleibe. Diesmal aber hat er mich es wissen lassen, daß der Sturm noch zwei Stunden dauern würde.“ Dieser gewaltige Kindesglaube des großen Mannes ging Garri-son durchs Herz. Er wollte nicht länger Schifskapitän bleiben, sondern reiste mit dem Grafen nach der Wetterau, um fortan in der Brüder-Gemeine zu leben. Später hat er noch manchmal auf dem Brüder-Schiffe „Irene“ Boten des Heils über das Meer geleitet.

Im Februar 1743 kam er in England, und Ende April in Herrnhag an, wo er mit der gesammten Gemeine in Herrnhag das heilige Abendmahl feierte. Hier begann für ihn eine der peinlichsten und schwierigsten Arbeiten, die ihm je obgelegen. Es galt, den Strom des Lebens in den Brüder-Gemeinen, der sich über Maas und Ziel ergossen hatte, in sein bescheidenes, stilles Bett zurück zu lenken. Zinzendorf wollte fromme Gemeinschaften gründen, die sich in alle evangelischen Kirchen hineinbilden, und wieder aus ihnen entwickeln, aber mit ihnen vereinigt bleiben sollten. Aber nicht bloß in Deutschland in vielen Gemeinen, sondern auch in Holland und England erklärten sich die Brüder für Glieder einer besondern Mährischen Kirche. Da galt es, viele Weisheit anzuwenden, und bald mit Ernst, bald mit sanften, freundlichen Worten die Brüder zur Besonnenheit zu mahnen. Seine Bemühungen wurden in der Hauptsache mit Erfolg gekrönt, obgleich Gott es ihm in mehreren Punkten nicht gelingen ließ, die in seiner Abwesenheit geschehenen Maßregeln rückgängig zu machen. Dies Letztere geschah, nach der verborgnen Weisheit Gottes, zum Heil der Brüder-Gemeine selbst, wie die Zukunft lehrte.

Auch die Gräfinn war während der Abwesenheit ihres Gemahls nicht unthätig geblieben; sie hatte Herrnhut, Ebersdorf und Berlin besucht, war endlich sogar nach Copenhagen und Petersburg gereist, um für das Reich Gottes zu wirken. Sie kehrte einige Tage nach des Grafen Ankunft zurück. Ueber Ein Jahr hatte die Trennung gedauert; um so herzlicher und inniger war das Wiedersehn in Marienborn. Aber Zinzendorf war so recht dazu bestimmt, keine bleibende Stätte zu haben. Die Liebe zu Schlesien trieb ihn aus der kurzen Ruhe bei den Sei-

nen wieder heraus. Friedrich der Große hatte nämlich mittlerweile Schlesien erobert, welches nun nach langem Glaubensdruck frei aufzuathmen anfang. Eine Menge Brüder aus Böhmen und Mähren suchten hier leibliche und geistliche Stärkung bei den evangelischen Glaubensgenossen, und fanden, was sie suchten. Hierin that es Allen Herr von Seidlitz auf Oberpeilau bei Reichenbach zuvor. Er war selbst um des Glaubens willen zu Jauer in Banden gelegt, aber bei dem siegreichen Eindringen Friedrichs des Großen sogleich befreit worden. Voll Dank für seine Erlösung nannte er sein Gut Gnadenfrei, und begründete dort eine Brüder-Gemeine. In dieselbe Zeit fällt die Entstehung von Gnadenberg bei Bunzlau, und von Neusalz an der Oder. An der Gründung dieser Gemeinde nahm Zinzendorf thätigen Antheil. Friedrich der Große theilte zwar nicht die christliche Gesinnung seines seligen Vaters; hatte aber Achtung vor wahren, lebendigem Glauben. Auch gab es unter seinen Generalen und Ministern noch gar manchen ernstgläubigen Mann aus der guten, alten Zeit. So hatte er, noch vor Zinzendorfs Rückkehr aus Amerika, den Brüder-Gemeinen eine General-Concession erteilt, sich überall in seinen Staaten niederzulassen, hatte ihren Bischöfen allein das Recht der Inspektion über sie zuerkannt, und sie von der Inspektion der Königl. Consistorien befreit. Zinzendorf aber wünschte gar nicht eine solche Selbstständigkeit der Brüderkirche, sondern begehrte vielmehr in Berlin aufs dringendste eine abermalige Prüfung des Glaubens seiner Gemeinde, und zugleich einen innigen Anschluß an die Landeskirche, unter fortdauernder Aufsicht der Consistorien. Doch der Minister ließ ihn wissen, ihre Rechtgläubigkeit sei längst geprüft, und ihren Wandel wolle man an ihren Früchten erkennen. Uebrigens solle er Gott danken, daß die Sache in der Königl. Concession so, wie geschehen, resolvirt worden. Denn er könne ihn versichern, daß die Männer, unter deren Inspektion er die Brüder nöthigen wolle, denselben von Herzen zuwider wären, wie er selbst ja am besten wissen müsse.“ Und allerdings waren die Consistorien gegen die Brüder nicht günstig gesinnt.

Von Preußen reiste der Graf nach Rußland. Er wollte bewirken, was seine Frau nicht hatte ausrichten können, nämlich: bei der russischen Kaiserinn Schutz für die armen Brüder zu erwirken, von denen einige, die nach dem Orient hatten gehen wollen, in Petersburg im Gefängniß saßen. Noch vor seiner

Abreise hatte er seinen alten Freund und Mitarbeiter, Friedrich von Wattewille, zu einem Bischof der Bräderkirche ordinirt.

Als er, in Riga im Dezember angekommen, um einen Paß nach Petersburg bat, sperrte man ihn selbst ins Gefängniß, und er mußte es sich zur großen Gnade rechnen, daß er, anstatt nach Sibirien wandern zu müssen, nur nach der preußischen Grenze zurückdirigirt wurde. Während seiner Haft von 20 Tagen verfaßte er voll fröhlichen Muthes Lieder, und schrieb Briefe an seine in Königsberg zurückgebliebene Frau und Tochter Benigna, an Erstere unter Anderm Folgendes: „Wir sind hier ein hübsches Häuflein um des Heilandes willen gefangen, und mein Christel macht sich eine Freude daraus, so etwas mit seinem Papa zu erfahren. Denke, liebes Herz, daß wir einen Heiland haben, in dessen treuen Händen wir sind, und der uns selig und lieblich leitet, wenn es gleich wunderbarlich aussieht! Ich habe mein Lebtag zu nichts weniger Inclination gehabt, als zu Arresten. Da es aber nun dazu kommt, ist mir's recht. Ich kann weiter nichts sagen, als was ich Dir schon ehemals gesagt habe: Wenn ich nicht da bin, so sey Du ganz da, und thue meine Treue doppelt! — Riga am Christabend 1743.“

Einführung des lutherischen, reformirten und mährischen Tropus. Ende der Verbannung des Grafen. Verirrungen in der Bräder-Gemeinde. Finanz-Noth. Zerstörung Herrnhaags.

Nach einem kurzen und gesegneten Aufenthalt in Schlesien hielt er zu Marienborn im Mai und Juni 1744 eine Synode, wo es durchgesetzt ward, daß für jeden der drei Tropen, des lutherischen, reformirten und mährischen, ein eigner Bischof eingesetzt wurde. Er ging nämlich in seiner Idee in Betreff dieser drei verschiedenen Tropen in der Bräder-Unität von dem Grundsatz aus, daß Einigkeit der Herzen und der Gesinnung in den Cardinal-Glaubens-Punkten mit Verschiedenheit der Ansichten in den Punkten, die nicht zur Seligkeit nothwendig seien, gar wohl zusammen bestehen könne. Darum könne die Bräder-Gemeinde, die ihrem wesentlichen Charakter nach ein auf Herzens-Religion gegründeter, freier, geistiger Verein der Herzen sei, die in solchen untergeordneten Punkten von einander abweichenden Ansichten und Meinungen ihrer Mitglieder ohne Bedenken in ihrer Mitte fortbestehen lassen, wie sie denn auch wirklich, theils aus mäh-

rischen und böhmischen Brüdern, theils aus Luthern und Reformirten bestehe, welche alle sich auf denselben Grund des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung mit einander verbunden fühlten, ohne dabei eine Trennung von den Kirchen, welchen sie angehörten, für nothwendig zu halten. Die Brüder-Gemeine müsse, um in der Kirche für das Reich Gottes zu wirken, innerhalb derselben seyn und bleiben. Wenn die Gemeinschaft mit ihr jezt von den meisten Stimmführern der verschiedenen kirchlichen Abtheilungen und Partheien abgelehnt würde, so solle einstweilen die Brüderkirche, als eine universelle, jede Partikularkirche in sich aufnehmen, als eben so viele Tropfen (Weisen, Erziehungs-Weisen Gottes in seiner Kirche). Zinzendorf übernahm es, Bischof für den lutherischen Tropfen zu seyn, der preussische Oberhofprediger Cochius für den reformirten. In diesem Sommer 1744 vermählte sich seine Tochter Benigna mit Johannes von Wattewille, dem Adoptiv-Sohne unsers Friedrich von Wattewille, früher Johannes Langguth. Die Neuvermählten suchten sich bald ein ernstes, aber reich gesegnetes Arbeitsfeld auf St. Thomas.

Ein heiterer Lebensabend schien jezt für den viel geschmähten, müde gearbeiteten Mann zu kommen. Es ward ihm vergönnt, wieder in seine Heimath zurück zu kehren. Die sächsische Regierung hatte mit einem gewissen Neide gehört, wie anderwärts die Brüdergemeinen blühten, wie sie nicht bloß für Erziehung und geistige Bildung Außerordentliches wirkten, sondern auch einen lebendigen Handelsverkehr und Gewerbe in ihre ganze Umgebung brächten. Selbst Herrnhut war mittlerweile zu einem Orte von 11—1200 Seelen aufgeblüht.

Die Regierung ließ den Grafen nun wissen, daß man mehrere solcher Niederlassungen, wie Herrnhut, im Lande wünsche, und bot ihm die Erbpacht des Schlosses Barby und des Amtes Döben an. Zinzendorf reiste zuerst nach Berthelsdorf. Zehn Jahre hatte sein Exil gedauert, wie er es voraus gesagt hatte. Er traf daselbst den 16. September 1747 grade in der Stunde ein, in welcher vor 6 Jahren der Heiland als Ältester der Gemeinde erkannt worden war.

Durch ein feierliches Liebesmahl, wobei 200 Arme gespeiset wurden, ward die Rückkehr festlich begangen.

Aber noch war die Arbeit für diesen Mann Gottes nicht beendet. Leider hatte sich in vielen Brüdergemeinen ein schwärmerisches Wesen eingeschlichen. Zinzendorf hatte selbst

von Amerika eine eigenthümliche Bewegung des Gemüths, eine überspannte Gefühlsrichtung mitgebracht, die sich auch in seinen Liedern und Reden um diese Zeit kund gibt. Nachfolgend dem Worte Luthers: „Gottes Wort in den Wunden des Heilandes zu verstehen, sei seine ganze Lebensaufgabe,“ hatte er gleich Luther, Arnd, Spener und Francke in der Erlösung durch Christi Blut und Gerechtigkeit den köstlichsten Trost und Frieden gefunden. Aber, indem er mit Recht diese Versöhnungslehre als den Mittelpunkt des Glaubens festhielt, hatte er doch, diese Lehre auf Kosten andrer Lehren mit großer Einseitigkeit ganz allein getrieben; besonders mißbrauchte er die in der heil. Schrift einfach gebrauchten Ausdrücke von den Wunden und dem Blut Christi und ähnliche, mit maßloser Gefühlschwärmerei und Ländelei in Liedern und Vorträgen, und verunreinigte das Reden von der heiligen Liebe zu Christo durch eine Menge unpassender, von der sinnlichen Geschlechtsliebe hergenommenen Ausdrücke in taktiloser Weise. Das Schlimmste war, daß die Glieder seiner Gemeinden, besonders in Herrnhag, aber auch in sehr vielen andern, sich auf die geschmackloseste, unzarteste und tollste Weise überboten, ihm in dieser Gefühlschwärmerei nachzuahmen. Um die von ihm ausgesprochene Ueberzeugung, daß Niemand die völlige Seligkeit in Christo recht schmecken könne, wenn er nicht im Herzen wieder zum Kinde würde, (Matth. 18, 3.), recht als die ihrige zu erklären, und zu zeigen, wie wenig sie sich vor dem Schelten und Verfolgen ihrer Feinde ringsum in ihrem Frieden stören ließen, meinten sie, sich gar nicht kindlich und herzensfröhlich genug in Liedern und Reden ausdrücken zu können, und verfielen in ein höchst kindisches, abgeschmacktes, an unsittliche Lustigkeit streifendes Faseln, sodaß nicht bloß alle besonnenen Freunde der Brüder-Gemeinde dagegen protestiren mußten, sondern auch die Legion seiner Feinde diese Verirrungen mit triumphirenden Hohnen gegen ihn und seine Sache benutzte. Zinzendorfs eigner Sohn, der sonst tiefchristliche und selbstverläugnende Christian Renatus, hatte an dieser leichtsinnigen Gefühlschwärmerei starken Antheil genommen.

Nachdem diese Periode einer geistigen Trunkenheit, diese Sichtszeit, wie Zinzendorf sie selbst nennt, fast sechs Jahre, von 1745—1750, gedauert hatte, während welcher er zwar oft war gewarnt worden, aber nie klar genug die Größe und die drohenden Folgen der Verwirrung eingesehen hatte, erwachte

er endlich aus seinen Träumen. Nun aber schritt er auch mit der ihm eignen Entschiedenheit ein, rügte die Schwärmerei mit großem Ernste, und forderte die Gemeinden zur Sichtung auf, mit der Ermahnung: „Her zu mir, wer dem Herrn angehört! Wer ungehorsam ist, der wird sein Urtheil tragen, er sey, wer er wolle!“ Wunderbar wirkte sein kräftiger Aufruf von London aus, wo er damals war, in allen Gemeinden. Bald waren alle Tändeleien und Spielereien, alle phantastischen Ausgeburten eines schwärmerischen Gefühls-Christenthums beseitigt.

Aber der hinkende Bote kam nach. Durch die Kämpfe im Innern sank der Kredit der Brüder-Gemeinde nach Außen. Die Gläubiger forderten von allen Seiten Bezahlung der gemachten Vorschüsse. Da half aus dieser Tod-drohenden Gefahr Zinzendorf, indem er mit seltner Hoherzigkeit, obgleich von Rechtsgelehrten dringend abgemahnt, sich schriftlich für die Gesamtschuld verbürgte, und zu allmäliger Abzahlung der Zinsen bereit erklärte.

Ein andrer nicht zu ersetzender Verlust war die Zerstörung der blühenden Gemeinde Herrnhag in der Wetterau. Der junge Graf von Pfenburg-Büdingen, der eben seine Regierung angetreten, war, im Gegensatz zu seinem Vater, ein Feind der Brüder. Man stellte ihm vor, die Gemeinde schmälere ihm seine Rechte, und, wenn die Sachen so fortgingen, würde Zinzendorf ihn mehr und mehr verdrängen, und sich als Herr des Landes einschleichen. Die häufigen Schmähungen gegen die Brüder, und die mancherlei Verirrungen, die unter denselben stattgefunden, gaben ihm einen Schein des Rechts zu Gewaltmaßregeln. Es ward den Brüdern plötzlich befohlen, keine Gemeinschaft ferner mit dem Grafen Zinzendorf und ihren Ältesten und Leuten zu haben, widrigenfalls sie auswandern sollten. Man versuchte alles, um Milde rung dieses Befehls zu erlangen; doch vergebens.

Die Gemeinde, welche sich eben noch so sorglos den Gefühls-Tändeleien überlassen hatte, mußte jetzt mit Kummer an ihre Zukunft denken. Aber der gute Grund, der durch Zinzendorf gelegt war, trat gerade nun aufs Herrlichste hervor. Sämmtliche Einwohner Herrnhags, geleitet von Johannes von Wattewille, der grade in diesen entscheidenden Tagen angekommen war, verließen willig Hab und Gut, und wanderten theils nach Amerika, theils nach Sachsen und Schlesien.

Dies hatte man nicht erwartet. Selbst die ärgsten Feinde der Brüder klagten jetzt, daß durch ihren Abzug der Gegend so reichliche Nahrung entzogen würde. Auch die Regierung wollte einlenken; doch es war zu spät. Diese liebliche Gegend der Wetterau, durch Zinzendorf zu einem Garten Gottes umgewandelt, ward wieder öde, wie zuvor. Die Gräfinn, welche diese schweren Tage in Herrnhut verlebt hatte, brachte dem Grafen die schmerzliche Botschaft nach London, wo er eben weilte. —

Ausbreitung der Brüder-Gemeinden. Tod des Grafen Christian Renatus. Tod der Gräfinn.

Um den Streitigkeiten über seine Person und die Brüder-Gemeine, so viel an ihm war, ein Ende zu machen, ließ er sich die Hauptbeschuldigungen seiner Gegner von seinem treuen Gehülfsen, dem gelehrten und gottseligen Spangenberg, vorlegen, und beantwortete mit Hülfe desselben zuerst 300, und hernach noch über 1000 dieser Anklagen. —

Die edleren Gegner Zinzendorfs und der Brüder-Gemeinde überzeugten sich allmählig mehr und mehr von ihrem Irrthum, der meist aus Unkenntniß der Sache entsprang. Ja, von einem lutherischen Prediger Jung, in der Wetterau, erschien eine dem Oberhofprediger, Dr. Herrmann, zu Dresden gewidmete Schrift, unter dem Titel: „Der in dem Grafen von Zinzendorf noch lebende und lehrende, wie auch leidende und siegende Dr. Luther.“ Der Verfasser gab auf alle Beschuldigungen Antwort mit Luthers Worten, in einem Auszuge aus Luthers Schriften, und wies die wunderbare Uebereinstimmung desselben mit Zinzendorf schlagend nach. Solche unpartheiische Vertheidigung schaffte die beste Ruhe. Die meisten englischen Bischöfe bezeugten fortwährend die vertraulichste Freundschaft gegen den Grafen. Einer derselben, der Bischof von Sodor und Man, wurde selbst später Bischof für den reformirten Tropus. Eben waren auch wieder 100,000 Morgen Landes in Nord-Carolina zur Anlage einer neuen Colonie angekauft worden. Bruder Hoyer machte eine Missions-Reise nach Aegypten, und nahm an den Patriarchen der Kopten zu Kairo einen Brief mit, worin ein kurzer Begriff von der Brüder-Kirche gegeben wurde. Heidenboten wanderten nach Nord- und Süd-Amerika und nach Ost-Indien. Auch in Herrnhut ging alles recht

fröhlich von statten. Der Graf war so recht in seinem Gott vergnügt. Da wird sein Sohn, Christian Renatus, der letzte von 5 Söhnen, todtfrank in London, und stirbt, noch ehe die arme Mutter auf den Flügeln der Mutterliebe ihn ereilen kann. Dieser edle Jüngling war im Jahre 1750 am Ende der Sichtsungszeit von seinem Vater von Herrnhaag ab nach London berufen worden, hatte da seine Verirrung bitter bereut, und war seinem Vater noch ein treuer Gehülfe gewesen. In Folge der übergroßen Anstrengung im Dienste des Herrn erlag er am 28. Mai 1752 der Schwindsucht. Mehrere liebliche, tiefchristliche Lieder zeugen noch von seinem Geiste.

Wiederum kamen die Brüder in große Geld-Verlegenheit. Einige ihrer Kaufleute waren durch einen Bankerott in furchtbare Noth gerathen. Die neuen vielfachen Ankäufe von Grundstücken, zumal in England, hatten die Schulden der Brüder sehr vermehrt. Die Gläubiger erhoben sich von allen Seiten zugleich mit ihren Forderungen. Nach menschlichen Aussichten war die ganze Brüder-Gemeine ruinirt. Da trat der Graf, im Vertrauen auf die Hülfe des Herrn, mit Dranwagung seiner Person, abermal ins Mittel, durch eine schriftliche Erklärung an sämtliche Gläubiger, daß er die ganze Schuld übernehmen wolle. Ein Rechtsgelehrter widerrieth dies dem Grafen aufs dringendste; als er aber seinen festen Entschluß merkte, lief er mit Thränen in den Augen zu den Gläubigern, und bestürmte sie, nachzugeben. Die meisten wurden so gerührt, daß sie nicht nur von der weitem Forderung abstanden, sondern auch die wenigen Hartherzigen durch baare Zahlung befriedigten. Zinzendorf aber klagte sich selbst am meisten an, daß er, über seiner Beschäftigung mit geistlichen Dingen, so sehr der weltlichen Geschäfte vergessen hätte. Noch manchmal kam er deswegen in Verlegenheit, erfuhr aber auch alle Zeit die gnädige Durchhülfe Gottes. Schon hatte er sich einst bereit gemacht, in den Schuldthurm zu wandern; da brachte die Post, welche diesmal weit früher, als gewöhnlich, ankam, die ihm fehlende Summe. Er hatte zwar schon im Jahre 1741 eine Commission von Brüdern, eine Diaconie, zur Besorgung der äußern Bedürfnisse der Brüder-Gemeinden angeordnet. Allein sie verließ sich meist auf ihn.

Ueber drei Jahre hatte Zinzendorf, in London verweilt; dringende Geschäfte riefen ihn im Frühling 1755 nach Herrnhut zurück. Er blieb unterwegs 4 Wochen in der lieblich aufblühenden holländischen Brüder-Colonie Zeyst

bei Utrecht, wohin er im Jahre 1745 die Brüder-Colonie zu Heerendyk verpflanzt hatte.

In Herrnhut brachten ihn mehrere herzliche, abbittende Geständnisse früherer erbitterter Gegner zu der Ueberzeugung, daß man es wohl am Besten dem heiligen Geist allein überlasse, die Gegner von ihrem Unrecht zu überzeugen. „Wenn nur ein einziger in sich schlüge, dem Heiland zu Füßen fiele, und nicht nur von den Sünden, die er an den Brüdern begangen, sondern überhaupt von ganzem Herzen sich zu Gott bekehrte, das sei mehr werth, als wenn die Brüder ihr Recht vor Jedermann behaupteten.“

Das Jahr 1756 brachte den Brüder-Colonien viel Unruhe. Nicht nur in Amerika war Krieg, sondern auch in Sachsen und Schlesien drohte der siebenjährige Krieg Verderben zu bringen. Doch Gott hielt seine Hand gnädig über den Gemeinen. Friedrich der Große verlieh ihnen einen Schutzbrief, so auch der österreichische Feldherr, Herzog Carl von Lothringen. Nach Herrnhut kamen aber in diesem Jahre allein 34 Prinzen, 78 Grafen und zahllose andere vornehme Herren, die wenigstens auf kurze Zeit einen segensreichen Eindruck empfingen, und die Sache der Brüder zu Ehren brachten. — Das für den Grafen und die ganze Gemeinde schmerzlichste Ereigniß dieses Jahres war der Tod der Gräfinn, seiner Gemahlinn. Durch die vielen Kämpfe und Arbeiten während ihres bewegten Lebens war ihre Kraft endlich gebrochen. Ihre Kraft schwand allmählig. Ohne Schmerz, ohne Klagen schief sie sanft lächelnd ein, den 19. Juli. Sie war eine Frau, die nicht bloß Küche und Haushaltung wohl zu verwalten verstand, sondern auch an Geistesiefe und Herzensfrömmigkeit ihrem Manne würdig zur Seite stand. Allen, die sie kannten, erschien sie wie eine Priesterinn und Heilige, die die Welt überwunden hat, aber in derselben verklärt, freudig und rastlos für aller Menschen Heil arbeitete und betete. Näheres über sie lies in ihrem Leben weiter unten! —

Zinzendorfs Tod. Sein Körper, Geist und Charakter.

Die Güter, welche bisher auf seiner Gemahlinn Namen gestanden, ließ Zinzendorf, der sich mit weltlichem Eigenthum nicht mehr befassen wollte, nunmehr auf seine Tochter Benigna übergehen. Er selbst wandte seine Thätigkeit fast noch unermüdlicher der Sache des Heilands zu, mit dem Eifer eines treuen Knechtes Christi, der noch viel zu thun, und wenig Zeit dazu hat, wie er auch öfters sagte: „Kinder, wir müssen fleißig

seyn! Die Zeit ist kurz.“ Tief aber versenkte er sich auch in Selbstbetrachtung. Er prüfte genau alles, was sündlich an ihm wäre, und empfand bittere Reue auch über die kleinsten Sünden. Oft verlor er sich ganz in der Einsamkeit. Da es die Masse seiner häuslichen Geschäfte bedurfte, so verband er sich, auf dringendes Zureden der Brüder, im Juni 1757 mit Anna Mitschmann, der Tochter des würdigen, ersten Bräuer-Bischofs David Mitschmann. Sie war in ihrer Jugend eine arme Wollspinnerin gewesen; aber durch die tief-innige Jesusliebe war ihr Herz so geädelt, daß sie allein unter Tausenden würdig war, ihrer großen Vorgängerin nachzufolgen. Sie war schon vor 27 Jahren zur Ältestin der Gemeinde ernannt worden, hatte auch in Nord-Amerika mit ihrem Vater Missions-Dienste gethan, und war jetzt in der Arbeit bei den Schwestern die nächste Gehülfin des Bräuers gewesen. Von nun an lebte Zinzendorf meist in der Stille zu Herrnhut, das auf 1300 Seelen herangewachsen war. Täglich hielt er hier Hausversammlungen. In seinen Reden drang er vor allem darauf, daß ein jeder Mensch eine neue Creatur, ein Geist mit Christo werden müsse. Scharf war er nur gegen die, welche klagten, als könnten sie nicht zur Seligkeit gelangen, als hätte Gott sie nicht erwählen wollen. Denn Gott wolle alle erwählen, und rufe einen Jeden zu sich. (Hiob 33, 29. Joh. 6, 37. 1 Tim. 2, 4.) Es liege nur an der Bosheit und Trägheit des Herzens, daß wir nicht zu ihm wollten (Joh. 3, 19). Er selbst aber betete damals für sich inbrünstig: „Ach, möchte ich gefallen dem Märtyrer für mich, dem Treuen, den meine Seele liebt, dem Gott, der meine Freude und Wonne ist! Möchte ihm mein Gang recht, meine Denkweise nach seinem Sinn, und meine Handlungsweise ihm zu Ehren seyn!“

Wie genau er es in der Seelenführung mit redlichen Personen nahm, wie kurz und klar er ihnen den Heilsweg zu zeigen wußte, davon möge noch folgender Brief vom J. 1755 zeugen an eine Person, die ihren Herrn verloren zu haben meinte. „Ob Sie Ihn recht liebet, das kann Sie aus folgenden Punkten sehen: 1) Wenn Sie thut, was nur Er haben will. 2) Wenn Sie es gerne thut, ohne daß Ihr einfällt: das war etwas Gutes! 3) Wenn Ihr vornehmstes Verlangen ist, Ihm zu gefallen. 4) Wenn Ihr keine fremden Gedanken kommen, wenn Sie mit Ihm redet. 5) Wenn Ihr ein Gedanke und eine Sache einfällt, die Ihm zuwider ist, und Sie ist dem feind. 6) Wenn

Sie nichts hat, was Sie Ihm verhehlen wollte. 7) Wenn Sie sich immer gerne mit Ihm zu thun macht, wenn Sie auch gleich nichts Sonderliches zu verlangen hätte. 8) Wenn's Ihr schwer wird, vom Gebet aufzustehen. 9) Wenn Sie immer mehr sagt, als Sie vorgehabt, Ihm zu sagen, und es ist Ihr doch immer zu wenig. 10) Wenn Ihr alle Lust, Ehre, Fühlen, Reichthum, Ruhe, ausser Jesu selbst, ein Verdruß ist, und der Mangel davon keine Verleugnung kostet. 11) Wenn Sie um Seinetwillen lieben kann, was Ihr zuwider ist, und 12) um Seinetwillen gleich stutzig wird an Allem, das Sie liebet, so es Ihm nur scheint entgegenzustehen. Wenn das ist, so hat Sie Ihn und Er Sie lieber, als Sie es selber weiß. Ich bin mit aller Demuth und Freude Ihr geringer Mitgenosß der seligen Hoffnung."

Seit Anfang des Jahres 1760 bemerkten viele der Seinigen einen besondern, lieblichen, seligen Blick an ihm, und seine Augen oft voll Thränen, und ein Bruder belauschte ihn einmal, wie er zu seinem Herrn sagte: Ach könnte ich Dir doch einmal meinen Plan persönlich darlegen!" Zu Anfang des Mai fertigte er noch das Lösungs-Büchlein auf 1761 an, was immer sein liebstes Geschäft war. In den letzten 5 Tagesloosungen hinterließ er der Gemeinde einen rührenden Abschiedssegens, als hätte er sie damit noch vor seinem Heimgange begrüßen wollen. Es waren die Stellen: Ps. 118, 26. 1 Mos. 49, 28. - Ps. 115, 4. Col. 3, 15. 1 Könige 18, 14.

Zinzendorfs Körper war durch die großen Anstrengungen sehr geschwächt. Er war schon in den letzteren Jahren häufiger von Krankheiten befallen worden. Den 5. Mai fühlte er sich unwohl, verrichtete aber noch seine Arbeit, und erst Nachmittags stellte sich ein hitziges Catarrhal-Fieber ein. Wiewohl an solche Anfälle gewohnt, sah er diesen Anfall doch für etwas Besonderes an. In jeder Krankheit, sagte er, habe er den Wink des Herrn erkannt, daß etwas zu seiner innern Besserung nöthig gewesen, worauf die äußere bald erfolgt sei; diesmal aber verweise ihm der Heiland nichts, sondern gebe ihm ein heiteres Gemüth und frohe Zuversicht. Er sprach noch mit seinen 3 Töchtern, welche allein noch von 6 Söhnen und 6 Töchtern am Leben waren. Als er den Tod nahen fühlte, sprach er leise zu seinem Schwiegersohn, Johannes von Wattewille: „Mein lieber Sohn, ich werde nun hingehen. Ich bin mit meinem Herrn ganz einverstanden. Er ist mit mir zufrieden. Ich bin fertig zu ihm

zu gehen. Mir ist nichts mehr im Wege." An 100 Brüder und Schwestern standen in Thränen in den Nebenzimmern. Er blickte sich noch einmal freundlich nach allen um, und schloß die Augen, und während Johannes von Wattewille die Worte sagte: „Herr! nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren!“ hauchte er mit dem Worte „Friede“ den letzten Athem aus. Man kleidete den Leichnam in einen weißen Talar, wie solchen die Bischöfe der Brüder zu tragen pflegten. Zu seinem Begräbniß strömten über 2000 Fremde zusammen. Den Sarg trugen abwechselnd 32 Prediger, wie sie aus den verschiedensten Gegenden, aus Holland, England, Nordamerika, Grönland zugegen waren. Kaiserliche Grenadiere, an ihrer Spitze angesehene österreichische Officiere, bildeten eine Ehrenwache. Unter Musik und Absingung von Liedern, unter andern: „Ei, wie so selig schläfest Du, und träumest süßen Traum!“ geschah die Bestattung auf dem Gutberge. Auf seinem Grabsteine liest man die Inschrift: „Er war gesetzt, Frucht zu bringen, und eine Frucht, die da bleibe.“ Die Lesung seines Sterbetages hieß: „Er wird seine Ernte fröhlich einbringen mit Lob und Dank.“ Als der kranken Gemahlinn des Grafen die Kunde von seinem Scheiden gebracht wurde, rief sie weinend: „Ich habe von euch allen die fröhlichste Aussicht; ich werde bald zu ihm kommen.“ Sie folgte ihm schon in 12 Tagen, den 21. Mai. Der Graf ruht in der Mitte seiner beiden Gemahlinnen.

Zinzendorf war von Gestalt groß und stattlich, in seinem Alter wohl beleibt. Seine blauen Augen waren voll Feuer und milder Freundlichkeit. Sein offnes, zutrauliches Benehmen gewann ihm bald aller Herzen. Mit Leuten geringen Standes ging er um, wie mit Brüdern, gegen Vornehme und Gebildete konnte er auch fein und gemessen seyn. Sein Gespräch, stets voll Geist und Leben, noch unterstützt durch ein gewinnendes Aeußere und eine klangvolle Stimme, war für alle Vornehme und Geringe sehr anziehend. Seine Lieder quollen ihm, wie ein lebendiger Strom, nach seinem eignen Ausdrucke, wie bei einem Fasse, daran man den Spund aufmacht. Viele Lieder, darunter mehrere seiner schönsten, sang er in Gemeinversammlungen frei aus dem Herzen. An Einem Tage sang er so einst acht Lieder. Dabei legte er natürlich wenig Werth auf äußere Form. Sie haben aber einen unschätzbaren Werth, weil sie aus dem lebendigen Glauben an Christum flossen, und gleichsam fröhliche Be-

gleiter seiner heiligen, aufopfernden Thaten waren. Denn, was er innerlich erfahren hatte, und lebendig fühlte, das sprach er aus in seinen Liedern. Alle seine Lieder bewegen sich um zwei Haupt-Punkte: Christum, den Gekreuzigten, und die Gemeine des Herrn. Man erzählt von ihm, daß er durch seinen Umgang an fünfzigtausend Seelen zum lebendigen Glauben geführt habe. Herder, der große deutsche Dichter, nennt ihn einen „Eroberer im Reiche der Geister, dergleichen die Welt von Anfang nur wenige gesehen hat.“ Er hatte fast in allen Theilen der Erde Anhänger Christi gesammelt, und das Alles nur durch das einfache Wort vom Kreuz. Albert Knapp, der von seinen 2000 Liedern eine köstliche, viel zu wenig bekannte Sammlung von 700 herausgegeben hat, bezeugt von ihm: „Er war ein Herzensjünger Jesu Christi, und daneben ein Donnerskind im schönsten, edelsten Sinne des Wortes, wie Johannes, der selige Sohn des Zebedäus. In seinem Herzen war es immer Charfreitag. Bei ihm vereinigten sich drei seltene Gaben, hoher Geist, feine, vornehme Bildung, und ein feuriges, von der Liebe Christi von Kindheit auf innig entzündetes Herz, um einen Mann in Christo aus ihm zu machen. Zinzendorf, der Patriarch der Bruderkirche, von dem Herrn zum Träger seines himmlischen Lichtes vor Millionen berufen und ausgerüstet, steht mit Augustin und Luther an Geistes-Kraft auf gleicher Höhe. Diese drei sind die größten Zeugen Christi seit der Apostel-Zeit; denn sie waren die freisten, entschiedensten Prediger der freien Gnade Gottes in ihm.“

Seine innige Liebe zum Herrn drückt er selbst in den Worten aus: „Ich habe nur Eine Passion; die ist Er, nur Er.“

Sein ganzes Leben war ein beständiges Ringen und Streben, sowohl selbst seinem Herrn wohlgefällig zu seyn, als auch Andere zum Born des Lebens zu führen. Dabei hatte er stets das unaussprechlich selige Gefühl, durch den Heiland erlöst zu seyn. Sein ganzes irdisches Leben ging darauf hinaus, wie er früher gesungen hatte:

„Lebt man, so zeugt man mit einer Kraft,
Die mit Widerhaken im Herzen haft't;
Geht man aus der Hütte, das Lamm zu küssen,
So soll noch der letzte Blick zeugen müssen,
Daß wir geglaubt!“



Erdmuth Dorothea,
Gräfinn von Zinzendorf,
 geb. **Gräfinn Neuß.**

(Geb. 7. Nov. 1700, gest. 19. Juni 1756.)

Erdmuth Dorothea, Gräfinn Neuß, die Gemahlinn des Grafen Nicolaus Ludwig von Zinzendorf war eine der seltenen Frauen, welche den hohen Beruf ihres Gemahls, die Kirche Gottes auf Erden mit größter Selbstverläugnung bauen zu helfen, nicht bloß in seinem ganzen Umfange als einen gottgegebenen erkannte, und ihn darin unumschränkt gewähren ließ, nach Pauli Wort: „Die da Weiber haben, daß sie

seyen, als hätten sie keine,“ sondern die auch sich selbst ihrem Gemahle zu einer Gehülfinn in seinem Berufe mit einer Opfersfreudigkeit und Ausdauer ihr ganzes Lebenlang hingab, daß sie mit Recht eine Säugamme der Bräuerkirche, und eine Fürstinn Gottes unter den Christen genannt wird. Nur durch eine solche Mitwirkung von ihrer Seite konnte er so Großes leisten, und ein solcher Vater für sein Brudervolk werden, wie er selbst dankbarlichst bekannte.

Erdmuth Dorothea war eine Tochter des Grafen Reuß zu Ebersdorf, geboren am 7. November 1700. Von dem berühmten Hochmann von Hohenau, der einer ihrer Jugendlehrer war, schreibt sich ihr erster Eindruck von dem Verdienst Christi und dem hohen Werth seines Versöhnungs-Leidens her, welche Lehre sie hernach in der Brüdergemeinde so stark unterstützt hat. Ihre Schwester, Gräfinn Benigna, hatte großen Antheil an der ihr im Jahre 1720 widerfahrenen Begnadigung.

Bei dem Besuche ihres Bruders, seines Universitäts-Freundes, des Grafen Heinrich XXIX., im Jahr 1721, hatte Graf Zinzendorf sie kennen gelernt, und in ihr die für ihn passende Gehülfinn erkannt. Da seine Verwandten mit dieser Wahl einverstanden waren, so erklärte er bei seiner Werbung um sie ihr sogleich mündlich, was für eine Gemahlinn er suche und nöthig habe. Seine Absicht mit einer Gemahlinn ginge eigentlich dahin, sowohl seinem jetzigen, als künftigen Vermögen, Unterthanen und Anstalten eine Hausmutter zu verschaffen, damit er für seine Person das Zeugniß Jesu, dem er bereits diene, freier und ungehinderter durch die Welt tragen könne. Wenn er durch einen künftigen Ehestand daran gehindert werden sollte, so wolle er lieber ledig bleiben. Er machte darum auch seiner Braut sogleich mit seinem ganzen Vermögen ein Geschenk, und ersuchte sie, solches allemal zu obengenanntem Zweck zu verwenden, und wolle nicht über hundert Thlr. jährlich zu seinen Special-Bedürfnissen verlangen. Sie ging mit Freuden in seinen Plan ein, gestand ihrem künftigen Gemahl die volle Freiheit zu, seinem Herrn, ganz ungehindert von ihr, auch ohne die geringste Rücksicht auf sie, und künftige Familie, nach vollem Maße seines Erkenntnisses und innern Rufes zu dienen, und solchen Dienst in seiner Person so weit zu treiben, als es die Natur der Sache von Zeit zu Zeit erfordern würde.

Am 7. September 1822 erfolgte ihre Trauung. Ihre Ehe wurde mit 12 Kindern gesegnet, von denen jedoch nur 3 Töchter

sie überlebt haben. Besonders vom Jahre 1727 an, wo Graf Zinzendorf seinen bleibenden Wohnsitz in Herrnhut nahm, wenn schon er sein Staats-Amt zu Dresden erst im Jahre 1732 förmlich niederlegte, übte sie das Amt der Hausmutter zum Dienst der armen mährischen Exulanten und aller ihrer andern Unterthanen, mit einer unvergleichlichen Gabe, nicht bloß in den ausgedehnten ökonomischen Angelegenheiten, sondern auch in der Seelenpflege unter ihrem Geschlecht, worin sie ihrem Gemahl eine treue und zuverlässige Mitarbeiterin war. So war sie eine der Gemeinhelferinnen und Seelenpflegerinnen der Frauen der Gemeinde; so hatte sie eine der kleinen Gesellschaften weiblicher Seelen, Bänden genannt, welche zur Besprechung ihres Seelenzustandes von Zeit zu Zeit zusammenkamen, unter ihrer Aufsicht.

Alle ökonomischen Gehülfsen standen unter ihr; denn ihr und ihres Mannes Vermögen war der vornehmste Fond für die Oekonomie. Sie war auch Herrschaft von Herrnhut, besonders seit der Graf seine Güter im Jahr 1732 förmlich durch einen Kaufact ihr übertragen, und ihr hatte huldigen lassen. Ihr Haus war die Haupt-Werkstatt der ganzen Gemeinde, eine Wohnung der vornehmsten Arbeiter, und ein Ruheplatz der vielen Pilger. Für viele Hunderte Menschen mußte sie fortwährend sorgen.

Während der vielen, langen Reisen ihres Gemahls blieb alle Arbeit der Leitung und Verwaltung der Gemeinde fast allein auf ihren Schultern, so daß sie dadurch oft in große Noth kam. So z. B. bereitete ihr, während der Reise des Grafen nach Kopenhagen, im Jahr 1731, die Ankunft vieler mährischen Exulanten zu Herrnhut, Mißwachs und Theurung große Verlegenheit. Sie erfuhr aber auch dabei, daß der Herr treu ist, und die Last, die er auflegt, selbst tragen hilft. Der Graf dankte dem Herrn dafür bei seiner Rückkehr von Herzen, und Beide verbanden sich auf's Neue, sich zum Dienste des Heilands und seiner Gemeinde noch kindlicher, herzlicher und einfältiger herzugeben.

In einem Liede singt er davon also:

„Nun haben wir die Hände eingeschlagen,
Und halten sie Dir, treue Liebe, hin.
Wir schwören Dir den unerrückten Sinn,
Wir wollen uns um Dich mit Freuden wagen;
Man soll an uns nichts hören, merken, sehn,
Als was in uns durch Deinen Trieb geschehn.“

Hier hast Du uns, und unsre lieben Kinder,
 Die uns nur lieb sind, wenn sie Dir gefall'n;
 Wir woll'n mit Mund und Herz und That erschall'n
 Von unserm guten Herrn und Ueberwinder;
 Wir und der Zeugen ganze Gnadenfluth,
 Wir bringen Dir, nimm's, unser Gut und Blut!

Im Februar 1736 reiste sie mit ihrem Gemahl und ihrer ältesten Tochter Benigna und 12 Mitarbeitern nach Holland und Friesland. Als sie auf der Rückreise nach Hessen-Kassel kamen, erhielten sie von Herrnhut eine Abschrift des Königlich-Sächsischen Rescriptes, wodurch dem Grafen der Aufenthalt in Sachsen verboten wurde. Da zur selben Zeit eine Regierungs-Commission von Dresden zur Untersuchung der Brüdergemeinde nach Herrnhut abgehen sollte, so eilte die Gräfin nach Herrnhut, um während der Verhandlungen der Commission gegenwärtig zu seyn, kam auch noch Einen Tag vor dem Eintreffen derselben an.

Dies Eril ihres Mannes beugte aber ihren Muth und ihre Freudigkeit für die Brüdergemeinde so wenig, wie bei ihm selbst. Sie erkannte vielmehr darin die gnädige Absicht ihres Gottes, durch das Eril ihres Mannes die Brüdergemeinde noch nach andern Ländern auszubreiten, wie es mit jener Verfolgung und Vertreibung der Apostel von Jerusalem Apgsch. 8 Statt hatte. Sie sang auf diese Begebenheit folgendes glaubensfreudige Lied:

1. Nun ist's Zeit ::

Völlig an das Licht zu gehn,
 Denn der Herr macht offne Bahnen,
 Und läßt uns ins Freie sehn.
 Er steckt hie und da die Fahnen,
 Machet Raum den Seinigen zum
 Streit,
 Es geht weit. ::

2. Allemal ::

Wenn Er Seine Herrlichkeit
 Auf besondere Art will zeigen,
 Führet Er zur Niedrigkeit,
 Und ein ganz besonders Beugen,
 Die erfüllen soll'n der Zeugen
 Zahl

Allemal. ::

3. Und daß nun ::

Sie nichts mehr verhindern kann,
 Recht in Kraft hervor zu brechen,
 So erweitert Er den Plan,
 Und führet sie auf weite Flächen,
 Drauf sie können reiche Beute
 thun,
 Eh' sie ruhn. ::

4. Welch ein Loos ::

Haben wir in unserm Lauf!
 Wir sind doch Herausgewählte,
 Da kann man sich steifen drauf,
 Und zu denen Mitgezählte,
 Durch die Er sich, ob sie arm
 und bloß,

Machet groß. ::

5. O! man ach't' :.

Sich der Gnade ja nicht werth,
 Daß man also wird erhöht!
 Man hält sich zu hoch geehrt;
 Wer in diesem Sinne stehet,
 Der will gern mit werden aus-
 gelacht,

Und veracht't. :.

6. Fahret fort, :.

Rehret euch an Niemand nicht!
 Unser Aug' bleibt an dem hängen,
 Der auch Sein's auf uns gericht't.
 Wir sind frei und doch gefangen;
 Unsern Füßen leucht't sein helles
 Wort

Immerfort. :.

7. Ei wie leicht :.

Trägt sich nicht die schöne Schmach
 Unserer verwund'ten Liebe!
 Und wie frisch geht man ihr nach!
 Dahin gehen unsre Triebe.
 Ist wohl was, das dieses über-
 steigt?

Und ihm gleich? :.

8. Wohl uns nun :.

Ueber diese Seligkeit!
 Da wir so viel Lust bekommen,
 Und die Wege sind bereit't,
 Auch viel Hindrung weggenommen,
 Woll'n wir treulich das Befohlene
 thun,

Und nicht ruhn!

Statt daß die Gräfinn nun, bei ihrem schwächlichen Körper, auf ihren Gütern zu Herrnhut geblieben wäre, wo sie auch für die Gemeinde viel Nutzen stiften konnte, zog sie vor, das vielerlei Ungemach und die Beschwerde des Exils mit ihrem Gatten zu theilen, so weit es irgend möglich war. So zog sie mit ihm und den Kindern auf die wüste Ronneburg in der Wetterau, und half da ihrem Manne an den vielen verkommenen Armen und Elenden, die dort wohnten, missioniren. Zugleich war sie der mütterliche Mittelpunkt der Pilgergemeinde, die sich um ihn herum sammelte, wo der Graf seinen Wohnsitz aufschlug. Hier waren die Brüder und Schwestern, die er im Dienst des Herrn aussandte; hierher kamen sie, wenn sie von den auswärtigen Stationen zurückkehrten. So füllten denn immer Schaaren von Pilgern das Haus, für deren Nothdurft sie nicht nur nach Vermögen, sondern auch über Vermögen sorgte. Sie wußte dabei Alles so weislich und sparsam einzurichten, daß mit Wenigem Viel geschah, und man pilgermäßig auskam. Wer von den Pilgern noch etwas eigenes hatte, der schaffte sich selbst seine Kleidung und andere geringere Bedürfnisse an; wer aber nichts hatte, dem wurde geholfen, so gut man konnte. Wer eine Gabe zum Dienen hatte, der wurde dazu gebraucht, nahm aber keinen Lohn. So war es auf der Brüder, und auch auf der Schwestern Seite.

Als der Graf in diesem Jahre nach Liefland reiste, in Folge vieler Einladungen von dort, blieb sie mit ihren Kindern und der Pilgergemeinde auf der Ronneburg. Allein die Landes-Herrschaft, der Graf von Osenburg Wächtersbach,

hatte sich von den Feinden der Brüder so gegen sie aufbringen lassen, daß er ihr plötzlich befahl, mit ihrer ganzen Pilgergemeinde die Ronneburg zu verlassen. Obgleich ihre jüngste Tochter in diesem Momente so krank lag, daß man alle Stunden ihr Scheiden erwartete, und obgleich sie noch kein Plätzchen zum künftigen Aufenthalt für sich und ihre Familie hatte, so machte sie sich doch am 11. Oktober mit den Ihrigen auf den Weg, nachdem sie vorher mit den bei ihr anwesenden Brüdern und Schwestern sich dem Heiland zu Füßen geworfen, und der Baron Friedrich von Wattwille, in einem herzlichen Gebet, wobei sich keines der Thränen enthalten konnte, nicht nur die abreisende Gesellschaft, sondern auch die auf der Ronneburg zurück bleibenden Seelen dem Herrn empfohlen hatte.

Sie selbst schreibt davon: „Mein Herz war sonderlich ganz zermalmt vor dem Heilande, um vieler Ursach wegen, und ich bat Ihn, daß Er uns immer hinten nach sollte sehen lassen, und Ihm vorher danken, und daß Er auch die so viele und mancherlei Proben in- und äußerlich, die ich da erfahren, zu meinem wahren Nutzen und Seiner Verherrlichung möge gereichen lassen.“ Als die Schwestern, die sie bei sich hatte, zu Fuß nachfolgten, gingen die Mägdechen (auf der Ronneburg) unter vielem Weinen zur Begleitung mit, und versprachen dem Heiland treu zu bleiben. Sie kam dann nach Lindheim zu dem Baron von Schrautenbach, und wurde mit vieler Liebe aufgenommen, resolvirte aber, sich für die Zeit nach Frankfurt a. M. zu begeben, was am 15. Oktober erfolgte. Dasselbst richtete sie sich mit ihrer Familie ein, doch sehr pilgermäßig. Wenige Tage darauf kamen viele Leute, und baten wieder um eine Versammlung. Sie schreibt davon: „Wir waren drei Stunden beisammen, und discurrirten mit einander von dem ganzen Grunde der Seligkeit, und es war sehr herrlich und gesegnet. Am 27. hörten wir, daß sich einige schon darüber aufhielten, daß die Separatisten zum Theil bei uns aus- und eingingen. Herr Jesu, lehr' mich wandeln in deiner Augen Licht!“

Uebrigens war die Gräfinn mit ihrem ganzen Hause (denn die Brüder und Schwestern, die mit ihr auf der Ronneburg gewohnt, kamen auch mit nach Frankfurt) im Herrn vergnügt. Sie verbanden sich bei einem Liebesmahl allerseits mit einander, dem Heiland treulich anzuhängen und zu dienen, und in ungestörter Bruderliebe bei Ihm auszuhalten.

Tiefes Leid fühlte ihr Mutterherz durch das frühe Sterben vieler Kinder. Ein Kind, Christian Ludwig, hatte sie schon im Mai d. J. auf der Ronneburg durch den Tod verloren, außerdem früher noch vier, Christian Ernst im J. 1724, Christian Friedrich im J. 1729, Johann Ernst im Mai 1732 und Theodora Caritas im Decbr. 1732.

In der letzteren Tochter, welche nur 2 Jahre und 2 Monate alt wurde, hatte sich außerordentlich früh eine kindliche Frömmigkeit mit geistiger Reife entwickelt, so daß sie ihren Aeltern große Freude machte. Sie sang sehr gern geistliche Lieder, selbst mit schweren Melodien, und Vater und Mutter mußten oft mit ihr singen. Mama fragte sie einmal: „Wo bist Du gewesen?“ „Bei dem Heiland und bei dem Papa!“ antwortete sie. Sie hatte den Vater im Gebete angetroffen. Wenn sie etwas versehen hatte, fiel sie gleich auf ihre Kniee, und bat es dem Heilande ab. Auch ihrem Papa, Mama und Andern pflegte sie ihre Versehen abzubitten, ohne dazu angetrieben zu werden. Auch vergaß sie nicht in ihren kindlichen Gebeten die ihr bekannten Brüder und Schwestern. Als sie sich zu ihrer letzten Krankheit legte, sang sie auf dem Sterbebett:

„Mein Heiland, nimm mich ein zur Ruh,
Und mich in Dich recht füge!
Thu' Du mir selbst die Sinne zu,
Und sey Du meine Wiege!“

Dies war damals der gewöhnliche Vers bei der Einsenkung der Kinder ins Grab.

Zu Ende des J. 1836 reiste die Gräfinn mit ihrem Gemahl nach Marienborn und nach Holland, und als er von da nach London überschiffte, kehrte sie nach Frankfurt a. M. zurück.

Die ersten Monate des J. 1733 brachte sie mit ihm in Berlin zu, und als er die westindische Reise nach St. Thomas gegen Ende des Jahres unternahm, von wo sie wenig Hoffnung haben konnte, ihn wiederkommen zu sehen, da war sie so wenig betrübt, daß sie in ihrem Glaubensmuthe vielmehr das schöne Lied sang:

1. Willst Du nun Botschaft gehn?
It's nun des Herren Wille;
So will ich in der Stille
Derweile zu Ihm flehn,

Daß, weil Er dich geheißen,
Nach Indien zu reisen,
Er alles laß' geschehn,
Was Er dadurch ersch'n.

2. Ich bleibe dann zurück,
Und seh dir nach mit Beugung,
Doch auch mit Ueberzeugung
Von deinem Zeugenglück.
Hier soll Natur ersticken,
Und gehen in's Verderben,
Weil ich in diesem Stück
Nur auf die Sache blick'. — —

3. Ich gebe Dir die Hand,
Ich will des Heilands bleiben,
Und Seine Sache treiben
In meinem schwachen Stand.
Du gehst dann schon weiter,
Und bist Sein Wegbereiter,
Durch Wasser und zu Land:
Sein Sinn ist Dir bekannt.

4. So ziehe denn nun hin
Mit tausendfachen Segen,
Auf den beschwerten Wegen!
Du siehst schon den Gewinn,
Den Du, beim Ueberlassen,
Wirfst mit den Händen fassen.
Du weißt des Heilands Sinn,
Und hast Befehl von Ihm.

5. Der Herzog über's Heer,
Der Hirte Seiner Heerde,
Der König Seiner Erde,
Der Herrscher über's Meer,
Leit' dich durch Wind und Wellen,
Mit Deinen Reis'gesellen,
In Gnaden hin und her,
Als Seinen Wanderer

6. Er stärk' auch euren Muth!
Seht, schaut auf die Gefilde,
Und sehet, ob das Milde,
Das theure Gottesblut
Die Saaten dort besüßet?
Ob's Wundenlicht hell leuchtet?
Was sonst für Wunder thut,
Dies unschätzbare Blut.

7. Seht nach der schwarzen Schaar,
Ob die gewaschen worden?
Ob sie im Sünderorden?
Und seht ihr, daß es wahr;
So stärket auch die Brüder,
Die dort sind hin und wieder;
Seht ihr was in Gefahr,
So macht es ihnen klar!

8. Wenn alles ausgericht',
So kommet als die Tauben,
Mit recht gestärktem Glauben,
(Wie's dann allzeit geschieht,)
Zu euren Fenstern wieder,
Und sehet, wie die Glieder
Die Zeit sich eingerichtet;
Gebt ihnen dann Bericht!

9. So wollen wir das Lamm
Mit Einem Munde loben,
Daß es so manche Proben,
So treu, so wundersam
Hat helfen überstehen;
Wir wollen es erhöhen.
Es brenn' dann Eine Flamme
Vor unserm Bräutigam!

Tags drauf sandte er ihr zur Antwort nachstehendes Lied,
aus dem wir die hohe Verehrung ihrer großen Eigenschaften,
die er ihr zollte, und die selige Geistes-Gemeinschaft, auch in
der Opfersfreudigkeit, ersehen, welche beide in dem Dienst ihres
Heilandes zeigten.

1. Da ist Dein Gefinde,
Du geschlacht'tes Lamm!
Sende doch geschwinde
Deines 'Herzens Flamme',
Und entzünd' uns beide,
Die Du in der Welt
Sich zu Leid und Freude
Hattest zugesellt!

2. Deine Wegen gehen
Wir schon sechszehn Jahr,
Lamm!, und wir verstehen
Dich nun ziemlich gar.
Ich bin ganz zufrieden;
Meine Schwester auch,
Wie Du uns beschieden,
Deinem Reich zum Brauch.

3. O Du Herzenskönig!
 Was machst Du das Jahr?
 Ich geh's ein wenig,
 Wie's vor Alter war,
 Wenn die Patriarchen
 Deinen Sinn bedacht,
 Und bei Deinen Archen
 Heiliglich gewacht.
4. Meine Ehgenossinn,
 Der Dein heiliges Blut
 Längst ins Herz geflossen,
 Fühlt den Zeugenmuth.
 Du willst, daß ihr Bruder,
 Der ihr lieb und werth,
 Weg vom Kirchenruder,
 In die Inseln fährt.
5. Und das größte Wunder
 Bei der Sache ist,
 Daß der Liebeszunder
 Mehr entglommen ist,
 Als er, weil wir leben,
 Jemals noch gewesen,
 Und uns gern drein geben,
 Wie Du alles brechst.
6. Ueber dieses bleibet's
 Beim Ergeben nicht;
 Denn die Gnade treibet's
 In ein höher Licht.

Meine hochgeliebte
 Mitmagd, Schwester, Frau,
 Die so manches übte
 In der Wetterau; — —

7. Ist bei meiner Reise
 Noch dazu erfreut,
 Und auf eine Weise
 Fertig und bereit,
 Mir mein Glück zu gönnen
 An der Kreuzes Fahn',
 Daß ich sie kaum kennen
 Und begreifen kann.
8. Meine Herzensschwester!
 Du bist wirklich so,
 Wie die Fürstin Esther,
 Deines Stand's recht froh.
 Unter Centnerlasten
 Stehst du aufgerich't,
 Als wenn sie dir paßten;
 Ja, sie drücken nicht. — —
9. Einen Blick der Freude,
 Und der Innigkeit,
 Sah man, wenn wir beide
 Eine kurze Zeit
 Von einander waren,
 Und uns wieder sahn,
 In den sechszehn Jahren
 Dir beständig an. — —

Während Graf Zinzendorf in Westindien ist, hält sie sich in Marienborn auf, wo sie mehrere Jahre bleibt. Im Jahr 1741 reist sie mit ihm und der Pilgergemeinde nach Genf. Im Jahr 1742, während er die zweite Reise nach Amerika macht, in Begleitung der ältesten Tochter Benigna, wird sie vom Zeugengeist so mächtig ergriffen, daß sie im Interesse der Gemeinde größere Reisen, nicht bloß Reisen nach Ebersdorf, Herrnhut und Berlin macht, sondern auch nach Dänemark und nach Liefland, theils um Vorurtheile und Beschuldigungen gegen die dortigen Brüder zu widerlegen, theils um diese unter den Anfeindungen von außen zu stärken.

Auf dem Schloß Hirschholm bei Kopenhagen erhielt sie auf der ersten Reise eine Privat-Audienz bei der Königin von Dänemark.

Auf der letzteren Reise machte sie in Liefland, wo die

vielfach gedrückten Brüder sie mit Sehnsucht erwartet hatten, große Freude. Schon vor ihrer Abreise von Herrnhut erhielt sie die Nachricht, daß ihr jüngster 4jähriger Sohn David zu Marienborn heimgegangen sei, und in Liefland wurde ihr der unterdeß erfolgte Heimgang ihrer zu Herrnhut zurückgebliebenen 5jährigen Tochter, Johanna Salome, gemeldet. Wegen der bedenklichen Lage der Brüder in Liefland und der Anschwärzung derselben bei der Regierung reiste sie nach Petersburg, um eine Audienz bei der Kaiserinn zu erhalten. Man erwies ihr große Höflichkeiten von Seiten des Kanzlers Bestucher und Andrer, ließ sie aber nicht zur Audienz bei der Kaiserinn kommen. So verließ sie Petersburg wieder. Kaum aber hatte sie die russische Grenze passirt, so erreichte sie ein Kaiserlicher Gilbotz, der sie zu bereden suchte, wieder zurückzukehren: „Die Kaiserinn wolle sie sehen.“ Sie hatte aber nun schon 100 Meilen zurückgelegt, und ihr Scharfblick sah bei dieser Einladung so viele Bedenken, daß sie sich entschuldigte, und entschlossen weiter nach der Heimath reiste. Sie war wirklich als eine Stifterinn der neuen Secte und der liesländischen Unruhen angegeben, und da hätte die in Aussicht gestellte Untersuchung ihr übel bekommen können. — Bis zum Jahr 1745 behielt sie die Oberaufsicht über die ganze Oekonomie der Brüder, wo ihre zunehmende körperliche Schwachheit sie nöthigte, diese Last abzugeben, was ihr Gemahl außs tieffste bedauerte, und was freilich auch nicht zum zeitlichen Vortheil der Brüder diente.

In den Jahren 1745 und 1746 reiste sie mit ihm nach Holland. Im Jahr 1748 wohnt sie im Herrnhag, während er in England ist. Im Jahr 1750 reist sie zu ihm nach England, ebenso im Jahr 1752, als ihr die tödtliche Krankheit ihres dort bei dem Vater verweilenden einzigen Sohnes, Christian Renatus, gemeldet wird. Sie findet ihn nicht mehr lebend, was ihr Mutterherz außs allertieffste verwundet. Denn er war der einzige Sohn, der zu reifen Jahren gekommen war, eine tiefe Herzensfrömmigkeit besaß, und darum von Vater und Mutter außs zärtlichste geliebt wurde. Er war nicht bloß ein treuer Vorsteher der ledigen Brüderchöre, sondern auch dem Vater ein sehr thätiger Gehülfe in der Correspondenz und andern Amts-Geschäften.

Sie hatte ihre 3 erwachsenen Töchter Benigna, Marie Agnes und Elisabeth schon frühe zu Gehülffinnen bei den ledigen Mädchen-Chören der Gemeinde heran gebildet, weil sie

nichts Seligeres und Heiligeres kannte, als sich mit all ihren Kindern in den Dienst des Herrn zu stellen.

Seit dem Tode ihres Sohnes zog sie sich, so viel sie konnte, in die Stille zurück. Auch ihre Kräfte nahmen in diesen Jahren merklich ab. Anfangs Juni 1756 wohnte sie noch den zwei ersten Sitzungen der in Berthelsdorf eröffneten General-Synode bei, entschlief aber darauf am 19. in Folge der überhand nehmenden Schwäche sanft und selig, ohne besondere vorhergegangene Krankheit, in ihrem 53. Lebensjahre. Die Gemeinde in Herrnhut weinte der Seligen mit dem Grafen und den zur Synode versammelten Arbeitern unzählige Thränen der Liebe und des Schmerzes nach. Am 25. Juni wurde die entseelte Hülle dieser Magd des Herrn, bei einem feierlichen Leichenbegängniß, unter zahlreicher Begleitung, auf dem Gottesacker der Herrnhutischen Gemeinde zur Erde bestattet.

Der Graf versfertigte ihr folgende Grabschrift:

Hier liegt

seit dem 25. Juni 1756
vor eine bestimmte Weile
der Leichnam der Gräfinn

Erdmuth Dorothea

von Binzendorf und Pottendorf,
geborenen Gräfinn Reuß,
einer Fürstinn Gottes unter uns,
und der Säugamme
der Brüder-Kirche im 18. Seculo.

Das Blut Jesu Christi hat ihn versöhnt,
Sein Geist hat ihn bewohnt,
und das Korn seines Leichnams
verklärt ihn.

Denn er selbst ist die Auferstehung.

Das Leben war auch todt.

Sie war geboren den 7. November
1700

und entschlief den 19. Juni

1756.

Was den Werth und Charakter seiner treuen Gehülfinn betrifft, so hatte der Graf schon während ihrer Lebzeit in mehreren Liedern davon gerühmt. Außerdem ist noch die Erklärung

merkwürdig, welche er darüber im Jahr 1757 in den naturellen Reflexionen giebt:

„Ich habe 25 Jahre aus Erfahrung gelernt, daß die Gehülfsinn, die ich habe, die einzige gewesen, die von allen Ecken und Enden her in meinen Beruf paßt. Wer hätte sich in meiner Familie so durchgebracht? Wer hätte vor der Welt so unanständig gelebt? Wer hätte mir in Ablehnung der trockenen Moral so flug assistirt? Wer hätte den Pharisäismus, der sich alle diese Jahre hindurch immer herbei gemacht, so gründlich gekannt? Wer hätte die Irrgeister, die sich von Zeit zu Zeit so gern mit uns vermengt hätten, so tief eingesehen? Wer hätte meine ganze Oekonomie so viele Jahre so wirthschaftlich und so reichlich geführt, wie es die Umstände erfordert? Wer hätte mir den Detail des Hauswesens so ungern und doch so ganz abgenommen? Wer hätte so ökonomisch und doch so noble gelebt? Wer hätte so à propos niedrig und hoch seyn können? Wer hätte bald eine Dienerinn, bald eine Herrinn repräsentirt, ohne weder eine besondere Geistlichkeit zu affectiren, noch zu mundanisiren? Wer hätte in einer Gemeine, wo sich alle Stände beeifern, einander gleich zu werden, aus weisen und realen Ursachen, eine gewisse Distinction von außen und innen zu maintainiren gewußt? Wer hätte zu Land und See solche erstaunliche Mitpilgerschaften übernommen und soutenirt? Wer hätte die Welt so à propos zu ehren und zu verachten gewußt? Wer hätte, unter so mancherlei fast erdrückenden Gemeinumständen, sein Haupt immer emporgehalten und mich unterstützt? Wer endlich unter allen Menschen hätte ereignenden Falls ein wahreres, ein plausibleres, ein überzeugenderes Zeugniß von meinem innern und äußern Privatwesen ablegen können, als eine Person von ihrer Capacität, von ihrer Noblesse, zu denken, und von ihrer Unvermengtheit mit allen den theologischen Vorgängen, in die ich verwickelt worden?“

Spangenberg giebt noch folgende treffende Schilderung von der Gräfinn:

„Die selige Frau Gräfinn, deren Charakter mir nicht nur durch Zeugnisse vieler Andern, sondern auch aus eigener Erfahrung bekannt worden ist, hatte an Gnade und Gabe etwas Ungemeines, und ihre lobenswürdigen Eigenschaften bleiben bei Allen, die sie kennen gelernt haben, unvergessen. Sie stammte aus einer Familie, die Gottes Wort in Ehren hielt, und bei der die Kinder und Diener Jesu, wenn sie auch sonst mit

Schmach bedeckt waren, lieb und werth gehalten wurden. Sie war in der heiligen Schrift sehr geübt, und hatte die Gotteswahrheiten, worauf sich unser Glaube und Wandel gründet, in einem trefflichen Zusammenhang inne. In andern Wissenschaften war sie nicht unbefarnt. Dem Leibe nach war sie schwächlich; aber an Gemüth und Verstand stark und doch dabei von kindlicher Einfalt. Ihre Denkweise war gründlich und zugleich sehr lebhaft. So abgemessen ihre Reden und ihre schriftlichen Ausdrücke waren, so eindrucklich und begnadigt waren sie. Im Umgang distinguirte sie sich, und war doch herablassend gegen Jedermann. Sie war in schweren Umständen muthig und getrost, und im Rathgeben besonders glücklich. In kleineren Ausgaben war sie sehr sparsam und wirthschaftlich; wenn es aber die Sache des Heilandes erforderte, so war sie willig und bereit, nicht nur nach Vermögen, sondern über ihr Vermögen zu thun. Sie wußte das Vergangene mit dem Gegenwärtigen weislich zusammen zu halten, und daraus Schlüsse auf's Künftige zu machen, die gemeiniglich pünktlich eintrafen. Kurz: sie war eine Fürstinn Gottes unter ihrem Volk, in einem patriarchalischen Sinn, da sie in der That eine gesegnete Dienerinn desselben war; gegen die Elenden und Nothleidenden mitleidig und mütterlich, und um das Kleinste, wie um das Größte besorgt; daher man sie auch nur die Mama nannte; doch ihre Bedienten und Unterthanen blieben in gehörigem Respect gegen sie. Das Köstlichste von Allem, das von ihr gesagt werden kann, war, daß ihr Herz mit einer sehr zärtlichen Liebe am Heiland hing, mit dem sie in einem kindvertraulichen Umgang ihre liebsten Stunden zubrachte. — Es heißt von vielen Menschen: Man weiß nicht, was man an ihnen hat, so lange sie da sind; wenn sie aber nicht mehr da sind, so siehet man es erst. So war es nicht in Absicht auf die selige Frau Gräfinn. Man wußte, was man an ihr hatte; sie war erkannt, geliebt und geehrt. — Die Güte, Treue und Weisheit des Herrn hat sich in Absicht auf unsern Grafen sonderlich darin geoffenbart, daß Er ihm diese Gemahlinn gegeben. Sie war ihm zur Erreichung des Endzwecks, den der Heiland mit ihm hatte, schlechterdings, nach unsrer Denkart, unentbehrlich, und ihm war am besten bewußt, was er seit 34 Jahren an ihr gehabt hatte. —

Man kann es bei manchen Ehen als eine Schönheit ansehen, wenn der Mann so viel Vorzügliches vor seiner Frau hat, daß sie sich, ohne über die Dinge selbst viel zu denken,

von ihm so kann leiten und führen lassen, als ob er ihr Vater wäre. So war es aber nicht mit unserm Grafen und seiner Gemahlinn. Sie war nicht dazu gemacht, eine Copie zu seyn, sondern war ein Original; und ob sie gleich ihren Gemahl von Herzen liebte und ehrte, so dachte sie doch selbst über alle Dinge mit so viel Verstand, daß er sie in dem Theil mehr als Schwester und Freundin anzusehen hatte. Er that es wirklich, und das war auch eine Schönheit von einer andern Art. Sie nahm ihrem Gemahl nicht nur die Last der Besorgung der ökonomischen und herrschaftlichen Geschäfte ab; sondern war ihm auch eine treue, weise und gesegnete Gehülfinn in den Dingen, welche er als Objecte seines eigentlichen Berufes ansah. Der Heiland war mit ihr, und bekannte sich zu ihr, wenn sie als Helferinn der Gemeinde etwas in die Hände nahm. Sie hatte ein offenes Ohr für Alles, was Rath und Trost brauchte. Zuweilen machte sie sich schwere Stunden durch unnöthige Verlegenheit; welches sie hernach, wenn sich die Wölken verzogen, und sie die Sache im rechten Licht sah, selbst erkannte, und darüber beschämt war. Gegen ihre Kinder bewies sie sich als eine zärtliche, sorgfältige, verständige und unermüdet treue Mutter. Von 12 Kindern, 6 Söhnen und 6 Töchtern, haben sie nur 3 Töchter überlebt. Ihren Sohn Christian Renatus konnte sie nicht vergessen, und hatte von der Zeit seines Todes an nicht viel Neigung mehr, sich mit Geschäften abzugeben, sondern war, wie ein Müdes, das sich nach der Ruhe sehnt. Aus ihren Liedern, die zum Theil gedruckt sind, sieht man deutlich, daß unser Herr Jesus Christus und Sein für uns zur Vergebung der Sünde vergossenes Blut der alleinige Grund war, worauf sie als eine arme Sünderin sich gründete. Sie hatte dieses nicht nur im Kopfe, sondern auch im Herzen, und daraus floss ihr Bestreben, dem Heiland zu dienen, und Sein Herz zu erfreuen. Sie lebt nun in ungestörtem und vollkommensten Genuß dessen, was ihr derselbe durch Sein Leiden und Sterben erworben hat."

Eine seltene köstliche Mischung in ihrem Charakter dürfen wir zum Schluß nicht unerwähnt lassen, den heidenmüthigen Zeugen-Geist, der sie zu weiten, beschwerlichen Reisen trieb, um Seelen für das Lamm werben zu helfen, und das innigste, zarteste Gemeinschafts-Leben mit ihrem geliebten Seelen-Bräutigam in seligster Stille.

Der erstere Geist spricht sich aus in dem kleinen folgenden Liede, wo man eine Debora, die Mutter in Israel, glaubt mächtig in die Saiten greifen zu hören, aufrufend zu heiligem Streit:

1. Wasser brause, das die Welt um-
geht!
Odem sause, der die Welt durch-
weht!
Gottes ganze Dienerschaft,
Auf! und alle eure Kraft
Aufgeboten, daß ihr Ihn erhöht!
2. Das ist Klarheit, was sich offen-
bart;
Das ist Wahrheit, was den Grund
bewahrt;
Das ist Einfalt, welch ein Wort!
Das ist rechter Zeit und Ort,
So ist's, wie es soll in seiner Art.

Der kindlich-selige Geist der Gemeinschaft mit ihrem Hei-
lande tönt aus folgendem Liede:

1. Ach, mein Herr Jesu! dein Nahe-
sehn
Bringt großen Frieden in's Herz
hinein,
Und dein Gnadenanblick
Macht uns so selig,
Daß auch's Gebeine darüber fröhlich
Und dankbar wird.
2. Wir sehn dein freundliches Ange-
sicht,
Boll Guld und Gnade, wohl leib-
lich nicht;
Aber unsre Seele
Kann's schon gewahren;
Du kannst dich fühlbar g'nug
offenbaren,
Auch ungesehen.
3. O, wer nur immer bei Tag und
Nacht
Dein zu genießen recht wär' be-
dacht:
Der hätt' ohn' Ende
Von Glück zu sagen,
Und Leib und Seele müßt' immer
fragen:
Wer ist wie du?
4. Barmherzig, gnädig, geduldig sehn,
Uns täglich reichlich die Schuld
verzeihn,

3. Herrhut, weist du, Schein
vom Morgenstern!
Warum heißt du eine Gut des
Herrn? —
Daß in dir bei Tag und Nacht
Werde unserm Herrn gewacht;
Und Gottlob! wir rühren uns
ihm gern.
4. Weiser Meister, fördre unsern
Lauf!
Deine Geister freun sich alle drauf;
Die Dich ohne Aufenthalt
Loben, göttliche Gestalt!
Die Register zueh du selber auf!

- Heilen, stillen, trösten, Erfreun
und segnen,
Und unsrer Seele als Freund be-
geggen;
Ist deine Lust.
5. Ach gieb an deinem kostbaren Heil
Uns alle Tage vollkomm'nern Theil,
Und laß unsre Seele
Sich immer schicken,
Aus Noth und Liebe nach dir zu
blicken
Ohn Unterlaß!
6. Und wenn wir weinen, so tröst'
uns bald
Mit deiner Gnad' und Friedens-
gewalt;
Laß dein Bild uns immer
Vor Augen schweben,
Und dein wahrhaftiges In-uns-
leben
Zu sehen sehn!
7. Ein herzlich Wesen und Kindlich-
keit
Sei unsre Stütze zu aller Zeit,
Und die Tröstung
Aus deinen heiligen Wunden
Erhalt' uns Frieden zu allen
Stunden
Bei Freud' und Leid!

8. So werden wir bis in Himmel
hinein

In dir vergnügt wie die Kinder
sehn.

Muß gleich unser Auge

Sich manchmal nehen, —

Wenn sich das Herz nur an dir
ergözen

Und stillen kann!

9. Du reich'st uns deine durchgrab'ne
Hand,

Die so viel Treue an uns ge-
wandt,

Daß wir bei'm Gedächtniß

Beschämt dastehen,

Und unser Auge muß übergehen

Vor Lob und Dank.





Leonhard Dober,

(gest. 1. April 1766.),

und David Nitschmann,

(gest. 6. Okt. 1772.),

die ersten Missionare der Brüdergemeinde in Westindien.

Der Herr Zebaoth rüstet ein Heer zum Streit. (Jes. 13, 14.)

Der Graf von Zinzendorf hatte schon im Jahre 1715 auf dem Pädagogium in Halle mit seinem Herzensfreunde Friedrich von Wattewille einen Bund gemacht zur Befeh- rung der Heiden, und zwar nur solcher, an die sonst Niemand sich machen würde. Dieser Bund war lange ohne Thaten ge-

blieben. Im Jahre 1728, als die Brüdergemeinde sich schon auf seinen Gütern angesiedelt hatte, fanden des Grafen Gedanken bei der Gemeinde Anklang. Manche wurden willig gemacht, Hand ans Werk zu legen, wenn der Herr ihnen Gelegenheit dazu geben würde.

Im Sommer 1731 begab sich Zinzendorf nach Kopenhagen, um der Krönung des Königs Christians VI. beizuwohnen. Diese Reise wurde für die Mission der Brüdergemeinde entscheidend. In dem Dienste des Oberstallmeisters, Grafen von Laurwig, diente ein Neger aus Westindien, Namens Anton, als Kammermohr. Er erzählte einigen Brüdern, die der Graf mitgenommen hatte, unter ihnen dem David Nitschmann, daß er schon oft in St. Thomas, einer westindischen Insel, einsam am Seeufer sitzend, Gott gebeten habe, daß er ihm Licht in seiner Finsterniß geben möge. Auf wunderbare Weise habe es Gott gefügt, daß er nach Kopenhagen gekommen, und hier im Christenthum unterrichtet und getauft sei. Er erzählte von dem Glende der Negerclaven auf St. Thomas, von ihrer Sehnsucht, und besonders von der Sehnsucht seiner Schwester Anna, Gott kennen zu lernen, ohne daß sie Zeit und Gelegenheit dazu hätte. Die Erzählung des Negers ging dem David Nitschmann durch die Seele. Zinzendorf hätte gern auf der Stelle Boten des Heils nach St. Thomas geschickt.

Kurz darauf, nachdem der Graf nach Herrnhut zurückgekehrt war, erzählte er am 23. Juli der Gemeinde von dem Neger Anton, und von der Noth der Schwarzen auf St. Thomas. Durch seine Erzählung fühlten sich zwei junge Brüder, Johann Leonhard Dober und Tobias Leupold in ihrem Herzen angetrieben, diesen Armen das Evangelium zu verkündigen. Es waren innig verbundene Freunde; aber an diesem Tage sagten sie einander Nichts von dem, was in ihnen vorging. Am folgenden Morgen hatte Dober noch denselben Trieb, und als er sein Loosungsbüchlein aufschlug, traten ihm die Worte entgegen: „Es ist nicht ein vergeblich Wort an euch, sondern es ist euer Leben, und das Wort wird euer Leben verlängern. 5. Mos. 32, 47. Denn wahrlich bleibt's dabei, daß der wahrhaftige Zeuge heißt Amen mit dem Namen, und die Verheißung nur in Jesu Namen sei; Ja, Amen treuer Zeug! Ja, Amen, Amen.“ Dem Dober war es ein göttlich Amen auf die Gedanken seines Herzens. Am Abend ging er mit Leupold hinaus aufs Feld. Dober spricht von dem Bericht des Grafen, und von den Gedanken, die er in ihm

erregt hatte. Da schließt auch Leupold sein Herz auf; alle Ungewißheit über ihr Vorhaben ist verschwunden.

Singend zogen die Beiden mit andern Brüdern nach Herrnhut zurück. Als sie zu des Grafen Haus kamen, trat dieser mit Magister Schäfer mitten unter sie, und sprach: „Herr Magister, hier unter diesen Brüdern sind Boten zu den Heiden in St. Thomas, Grönland, Lappland u. s. w.“ Beide erhielten durch diese wenigen Worte, die der Graf mit sichtbarer Glaubensfreudigkeit sprach, neuen Muth, und beschloßen, ihn mit ihrem Geheimniß bekannt zu machen. Bei verschlossener Thüre schrieben sie ihm von ihrem Vorsatz, und überreichten den Brief heimlich, der mit den Worten schließt: „Lieber Bruder, behalten Sie es bei sich, und überlegen es, und seien Sie so gnädig, und lassen uns Ihre Gedanken darüber wissen! Der Herr aber führe uns allezeit rechte, aber rauhe Wege!“

Der Graf las den Brief mit großer Freude, und theilte ihn ohne Nennung der Namen der Gemeinde mit.

Am 29. Juli langte der Neger Anton in Herrnhut an. In einer Gemeindeversammlung theilte er sein Anliegen in holländischer Sprache mit; der Graf war sein Dolmetscher. Er erzählte von dem Elend der Neger, von ihrer Blindheit und von ihren gräulichen Sünden. Viele, sagte er, würden die Botschaft vom Heilande mit Freuden aufnehmen; seine Schwester Anna sehne sich danach. Aber wegen ihrer vielen Arbeiten sei es schwer, ihnen nahe zu kommen, es sei denn, daß der Missionar selbst Sklave werde. Dober und Leupold erklärten, sie wären bereit, Sklaven zu werden, wenn sie dadurch nur Eine Seele gewinnen könnten. Aber ihr Vorhaben fand wenig Beifall in der Gemeinde. Es erschien ihnen als ein gutgemeinter Einfall junger Leute, der nicht auszuführen sei. Der Älteste, Martin Linner, meinte, die Gemeinde könne seinen Gehülfsen Dober nicht entbehren; er selbst war dem Grabe nahe, und gedachte in Dobers Hände sein Ältestenamt niederzulegen.

So ging ein ganzes Jahr hin; alle Vorstellungen bei der Gemeinde waren vergebens. Da endlich fragte der Graf unsern Dober, ob er damit zufrieden sei, daß man den Willen des Herrn durch das Loos erforsche. Dieser antwortete: für ihn wäre es nicht nöthig; die Gemeinde möge thun, was sie für gut halte. Er zog das Loos; es lautete: „Lasset den Knaben ziehen!, der Herr ist mit ihm.“ Jetzt war die Sache entschieden; die Gemeinde bestätigte Dobers Beruf. Linner

ertheilte ihm in ihrem Namen den Segen. Leopold zog für dies Mal nicht mit. An seine Stelle war David Ritschmann getreten, der freudig Weib und Kind verließ, um die Mission unter den Negern beginnen zu helfen.

Am 21. August, Morgens drei Uhr, verließen die Heidenboten Herrn hut. Zinzendorf begleitete sie bis Baugen, wo er ihnen seinen väterlichen Segn ertheilte. Ihre ganze Instruction war, sich in allen Dingen von dem Geiste Jesu Christi leiten zu lassen. Der Graf gab einem jeden einen Dukat zu Reise; jeder hatte selbst vorher drei Thaler bei sich. Zu Fuße wanderten sie über Wernigerode, Braunschweig und Hamburg Kopenhagen zu. Unterwegs hatten sie manche Einwürfe gegen ihre Vorhaben zu hören. Die meisten hielten eine Mission unter den Negerflaven für unmöglich. Doberpflügte zu antworten: „Ich wundere mich selbst, wenn ich an mein Vorhaben denke; ich kann aber doch nicht anders, als meinem Triebe einsältig folgen, und dem Willen Gottes, wie ich glaube, dadurch dienen.“ Nur die edle Gräfinn von Stolberg in Wernigerode bewies sich ihrem Vorhaben geneigt, und unterredete sich theilnehmend mit ihnen. Sie sagte ihnen: „Gehet hin, und wenn sie euch auch todt schlagen um des Heilandes willen, er ist es Alles werth!“

Die Brüder langten am 15. September in Kopenhagen an. Auch hier hörten sie die so oft gemachten Einwendungen. Selbst Zinzendorfs Freunde wollten sie nicht unterstützen; sie meinten, arme Europäer würden wegen der Theuerung der Lebensmittel in Westindien nicht bestehen können. So fragte sie der Oberkammerherr von Pless: „Wie werdet ihr in St. Thomas durchkommen?“ Sie antworteten: Wir wollen als Sklaven mit den Negern arbeiten.“ Er sagte darauf: „Das könnt ihr nicht; das wird durchaus nicht zugelassen.“ Ritschmann erwiederte: „So will ich denn auf meinem Handwerk als Zimmermann arbeiten.“ — „Wie aber der andere, der Töpfer?“ — Ritschmann gab zur Antwort: „Den will ich schon mit-erhalten.“

Dazu kam, daß der Neger Anton jetzt ganz anders gesinnt war, als früher. Er hatte den Einflüsterungen Anderer sein Ohr geliehen, und widerrief nun Alles, was er in Herrn hut von der Sehnsucht der Heiden gesagt hatte. Doch gab er ihnen, da er sie nicht von ihrem Vorhaben abbringen konnte, einen Brief an seine Schwester mit. In allen diesen Widerwärtigkeiten

blieben die Brüder dem treu, der sie berufen hatte. Einmal besanden sie sich wegen ihres Fortkommens in der größten Verlegenheit. Da fiel ihnen die Stelle in ihrem Loosungsbüchlein in die Hände: „Sollte er etwas sagen, und nicht thun? Sollte er etwas reden, und nicht halten?“ Und alle Zweifel und Besorgnisse waren geschwunden.

Durch ihre Standhaftigkeit und Freudigkeit wurden nach und nach Manche in ihrer Ansicht umgestimmt. Die beiden Hosprediger Reuß und Blum wurden ihre Freunde, und gewannen andere vornehme Personen für das Unternehmen. Die Königin bezeugte ihre Theilnahme; die Prinzessin Charlotte Amalie ließ ihnen eine Beisteuer zur Reise und eine holländische Bibel zustellen. Einige Staatsrätthe entließen sie mit den Worten: „So geht denn in Gottes Namen! unser Heiland hat Fischer erwählt, sein Evangelium zu predigen, und er selbst war ein Zimmermann, und eines Zimmermanns Sohn.“ Durch Vermittlung des königlichen Mundschenken Martens ließ sich der Kapitän eines holländischen Schiffes bereit finden, sie mit nach St. Thomas zu nehmen. Das Ueberfahrtsgehd bezahlten Freunde in Kopenhagen; sie versorgten den Mitschmann auch mit dem nöthigen Zimmerhandwerkszeug. So stachen sie am 8. Oktober 1732 in See. —

Als sie am 13. Dez. in St. Thomas ans Land stiegen, hieß die Loosung des Tages: „Der Herr Zebaoth rüstet ein Heer zum Streit. (Jes. 13, 14.)

Rüstet euch, ihr Christenleute,
Die Feinde suchen euch zur Beute,
Ja, Satan selbst hat eu'r begehrt.“

Am folgenden Tage, einem Sonntage, überlegten die Brüder, wie sie sich in dem fremden und theuren Lande am besten einrichten könnten. Sie sollten bald erfahren, wie sich ihre heutige Loosung: „Er macht es wunderbarlich; wir aber sehen ihm zu;“ (Richt. 13, 19.) an ihnen erfüllen sollte. Noch rathlos, was sie thun sollten, empfingen sie die Einladung eines Pflanzers Lorenzen, in sein Haus zu kommen, er wolle sie mit Allem versorgen. Ohne ihr Wissen hatte sie nämlich ein Freund in Kopenhagen an denselben empfohlen. Ein schwerer Sorgenstein war dadurch von ihrem Herzen genommen. Noch an demselben Tage begannen sie die Missionsarbeit. Zunächst wurde die Schwester Antons, Anna, aufgesucht. Sie diente mit

ihrem Bruder Abraham auf einer Plantage. Sie lasen ihr den Brief Anton's vor, worin er seine eigene Bekehrung erzählte, und sie ermahnte, seinem Beispiele zu folgen. In dem Briefe kam die Stelle vor: „Das ist aber das ewige Leben, daß sie dich, daß du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen.“ In einem Gemisch von Deutsch und Holländisch verkündigten sie den Negern die Erlösung durch Christum; sie setzten ihnen auseinander, daß dies nicht bloß die Weißen angehe, sondern auch die Schwarzen. Den Sklaven ging ein neues Licht auf; freudiges Händeklatschen war ihre Antwort. Sie hatten bisher gemeint, nur für die Weißen sei Jesus in die Welt gekommen. Einen tiefen Eindruck von dem Tage nahmen Anna und Abraham mit; von der Stunde an sahen sie die Missionare als Boten des Himmels an.

Das war ein verheißungsvoller Tag. Die Freude und der Muth der Brüder wuchs. Sie besuchten die Neger an den Sonnabenden und Sonntagen, und erwarben sich nach und nach ihr Zutrauen und ihre Liebe. Dazu trug besonders die Herzlichkeit im Umgange bei, welche die Brüder mit der Verkündigung des Evangeliums verbanden, und welche einen um so größern Eindruck machen mußte, da die Neger sonst von den Weißen wie die Hunde behandelt wurden. Bei den weißen Einwohnern gingen die Brüder durch gute und böse Gerüchte. Die Einen ehrten und achteten sie, daß sie um Christi und der Heiden Seligkeit Vaterland und Freundschaft verlassen hatten; die Andern verspotteten sie als Thoren, ja schalteten sie als Verführer, die man je eher, je lieber aus dem Lande fortjagen mußte. Selbst die Neger lachten, wenn ein Mann von ihrem Elende sprach, der viel ärmer und unglücklicher sei, als sie selbst. Doch das waren Beide ja schon gewohnt, und ließen sich nicht irremachen, sondern fuhrten fort, in des Herrn Namen an den Seelen der Heiden zu arbeiten. Beide hatten zu leiden von dem ungesunden Klima, und hatten mehrere heftige Anfälle von Krankheiten zu bestehen.

Für ihr äußeres Fortkommen hatte vorerst Lorenzen gesorgt, da er sie in sein Haus aufnahm. Da es sie aber schmerzte, auf Kosten eines Andern zu leben, so hatte Nitschmann sein Zimmerhandwerk betrieben, und so Beide unterhalten. Jedoch sein Auftrag von der Gemeinde ging nur dahin, Dober nach St. Thomas zu begleiten, hier ihm die ersten Einrichtungen

treffen zu helfen, und dann nach Herrnhut zurückzukehren. So mußte letzterer darauf bedacht seyn, selbst sich sein Brod zu verschaffen. Aber alle seine Versuche, sein Töpferhandwerk zu treiben, mißlingen, theils wegen des schlechten Thons, theils weil er keinen ordentlichen Brennofen hatte. Nichts desto weniger wollte er Nitschmann, als sich im April 1733 eine Schiffsgelegenheit nach Kopenhagen zeigte, nicht zurückhalten, besonders da ihm der Gedanke an Frau und Kinder desselben, die er in Herrnhut zurückgelassen hatte, große Sorge machte. —

Die Freunde setzten Dober zu, mit nach Europa zurückzukehren; es würde ihm ja unmöglich seyn, ohne Nitschmann auf St. Thomas zu bestehen. Aber er war der festen Zuversicht, daß der Herr ihn nicht verlassen, noch versäumen werde. Seinen freudigen Muth drückt er in einem Briefe an die Gemeinde in Herrnhut aus, den er Nitschmann mitgab: „Er ist Haupt, und wir sind Glieder. Ich habe manche Angst gehabt, und doch keine Leiden; der Heiland sei dafür gelobt! Es hat mir zum Nutzen und zur Stärkung gedient. Und wenn ich den ganzen Weg betrachte, den mich der Herr geführt hat, so muß ich sagen: ich bin viel zu wenig aller der Vätertreue. Denn er hebt und trägt der Seinen kleine Zahl; und es hat sich doch auch schon bewiesen und gezeigt, daß Er es ist, der uns gesandt hat, obwohl wenige dem Evangelio gehorsam sind. Ich bitte euch, geliebteste Brüder, daß ihr meiner gedenket, und kämpfen helfet über dem Evangelio und meinem Beruf, den ich auf den Heiland angefangen habe, daß ich darin treu sey, und der Herr die Herzen öffnen möge. Denn ich glaube, daß ich durch die Handreichung eures Gebets, und durch die Gnade unseres Heilandes nicht werde zu Schanden werden in meiner Hoffnung.“ Am 24. Juli sah Nitschmann die Seinigen in Herrnhut wieder.

Nun war Dober allein auf St. Thomas. Seine äußere Lage gestaltete sich nach des Bruders Abreise günstiger, als seine Freunde erwartet hatten. Etwa drei Wochen nach Nitschmanns Abreise wurde ihm von dem neuen Gouverneur der Insel, Gardelin, angeboten, Haushofmeister bei ihm zu werden. Er nahm das Amt unter der Bedingung an, daß er dadurch in seinem Missionsberufe nicht beschränkt werden sollte. Er hatte jetzt ein glänzendes Auskommen, aber er fühlte sich nicht glücklich. In einem Briefe aus dieser Zeit spricht er mit

Besorgniß und Scham über seine Stellung. Er sagt: „Die Schiffsleute, die mich bisher so verspottet hatten, verwunderten sich darüber, und preisten mich glücklich; mir aber war etwas ängstlich dabei, wiewohl mir mein Herr gleich Erlaubniß gegeben, zu gewissen Zeiten auszugehen, wohin ich wollte, wenn ich nur meine Sachen in Ordnung hielte. Da war ich nun einige Zeit, hatte Eine Tafel mit dem Gouverneur, und mit Einem Worte, wie die Leute sagen, was man sich wünschen kann. Ich schämte mich aber so sehr, daß es meinem ersten Plane nicht gemäß war, nämlich ein Sklave auf St. Thomas zu seyn; und die ganze Lebensart war mir so ungewohnt und unangemessen, daß ich manchmal ganz betrübt darüber war. Ich mußte mein Herz darüber zufrieden stellen, daß ich gewiß wußte, es wäre nach des Herrn Führung geschehen. Denn ich hatte einen festen Bund mit ihm gemacht, keine Condition bei irgend Jemand zu suchen, sondern mich kindlich und blindlings seiner Providenz zu überlassen.“

Nachdem er eine Krankheit zu Anfang des Jahres 1734 überstanden hatte, bat er Gardelin um seine Entlassung. Nur ungern entließ ihn dieser. Am 19. Januar 1734 schieden die Beiden; Dober zog nach Tappus. Seinen Unterhalt verdiente er sich mit Wachen. Im Hause des Gouverneurs hatte er im Ueberfluß gelebt, jetzt war er wieder in Armuth versetzt; Brod und Wasser waren meist seine einzige Kost. Doch das wog die Freude reichlich auf, daß er jetzt nach Herzenslust an seinen Regern arbeiten konnte. Ueber Anna und ihren Mann, der auch angefangen hatte, auf den Weg des Lebens zu merken, und über Abraham konnte er sich herzlich freuen. Denn es zeigten sich deutliche Spuren von ihrem Wachsthum in der Gnade und Erkenntniß des Heilandes. Konnte Anna doch schon folgendes Bekenntniß ablegen: „Wenn ich die ganze Welt haben könnte, und mich das vom Heiland abhielte, so wollte ich mir nicht die Mühe geben, und sie ansehen.“ Und ein anderes Mal, als Dober sich nach ihrem Befinden erkundigte, antwortete sie: „Gott sei Dank! ganz wohl. Ich habe zwar den ganzen Tag vor Arbeit keine Zeit gehabt, mein Gebet mündlich zu thun; ich habe aber allezeit in meinem Herzen zum Heilande gerufen. Ich danke Gott für seine Gnade, daß ich mitten unter Andern bei ihm seyn kann.“

Im April 1734 änderte sich Dobers Lage von Neuem. Er nahm das ihm angetragene Aufseheramt auf einer Baum-

wollenplantage an. Achtzehn Neger waren unter seine Leitung gestellt. Dies schien seine Missionsarbeit zu begünstigen. Während sich ihm so eine schöne Zukunft eröffnete, waren die Boten schon unterwegs, ihn abzurufen.

Er hatte nun schon anderthalb Jahre lang keine Nachricht von Herrnhut bekommen. Am 11. Juni hörte er, daß ein Schiff angekommen sei. Da er eine kleine Meile vom Hafen entfernt wohnte, so schickte er einen Neger dahin ab, sich zu erkundigen, ob für ihn Nachrichten angekommen wären. Weil ihm dieser zu lange blieb, so ging er am Abend selbst hinaus, und setzte sich an ein Wachtfeuer, um die Ankunft des Negers zu erwarten. Auf einmal stand sein Herzensfreund Tobias Leupold nebst zwei andern Brüdern vor ihm. Dober's Freude war groß; sein Geist wurde ganz lebendig. Sie brachten die ganze Nacht mit einander im Gespräch zu, und es dünkte ihnen, als wäre es nur eine halbe Stunde gewesen. Es waren im Ganzen 14 Brüder und 4 Schwestern angekommen, die eine Colonie gründen, und die Neger den Heilsweg lehren wollten. Aber Dober's Wunsch, mit ihnen die Mission zu treiben, blieb unerfüllt. Die Brüder brachten ihm seine Berufung zum General-Altestenamte in Herrnhut; die Gemeinde erwartete seine Abreise mit der nächsten Schiffsgelegenheit.

Dober mußte folgen, obgleich es ihm wehe that. Noch im Monat Juni trat er aus seinem Amt auf der Plantage, um den Brüdern in Tappus mit Rath und That beizustehn.

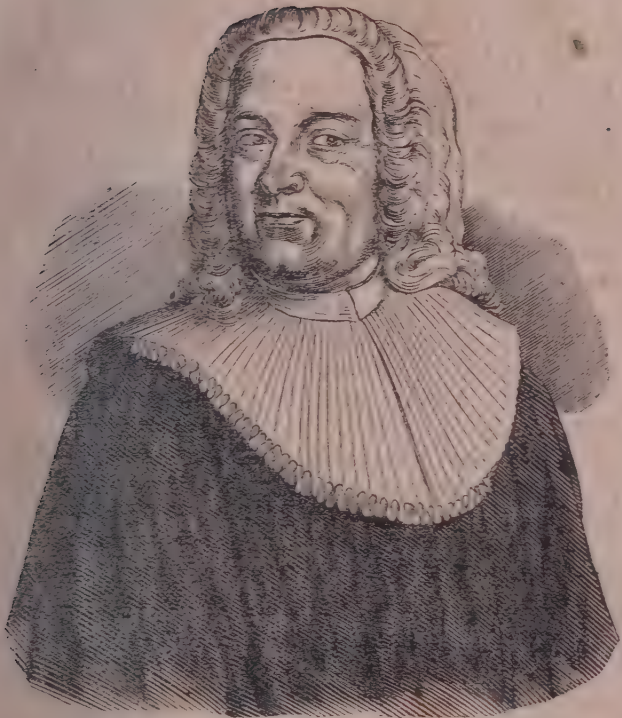
Rührend war der Abschied von seinen Negern. Unter vielen Thränen empfahl er sie im Gebet dem Herrn. Er ermahnte sie zur Standhaftigkeit, zur Treue, zum Bleiben in dem, was sie gelernt hatten. Mit einem Negerknaben von sieben Jahren, Oly, bestieg er am 12. August dasselbe Schiff zur Heimreise, welches die andern Brüder nach Westindien gebracht hatte. Am 5. Februar 1735 langte er wohlbehalten in Herrnhut an.

Das ist der Anfang der Mission der Brüdergemeinde in Westindien. Wie klein, wie arm ist er! In zwei Jahren waren nur vier Seelen gewonnen. Aber außer ihnen fanden sich gar manche Herzen, auf die der gute Same, den Dober unter Gebet und Thränen ausgestreut hatte, nicht vergebens gefallen war, sondern in welchen er nach seiner Abreise aufging, wuchs und Frucht brachte. Dieser kleine Anfang ist zu einem großen, prächtigen Baum erwachsen, sodaß viele tausend Neger sich von Herzen zu ihrem Gott und Heilande bekehrt haben.

Dober blieb nach seiner Rückkehr nicht immer in Herrnhut. Von ihm ging der erste Versuch der Brüdergemeinde zu einer Mission unter Israel aus. In den Jahren 1738 und 1739 hielt er sich mit seiner Frau in Amsterdam auf, und harrete der Zeit, wo ihm die Thür zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel werde aufgethan werden. Er wohnte in der sogenannten Judenhoeck in großer Armuth und saurer Arbeit, um sein eigen Brod zu essen, und verbrachte seine Zeit mit Beten, Weinen und Danken. Bezeichnend für ihn sind die Worte, die sich in einem seiner Briefe finden: „So herrlich es auch in der Gemeinde aussieht, so kann ich doch bei meinem Loose nicht fröhlich seyn, bis ich auch meinen Zweck an den Juden erhalten habe.“

Im Jahre 1741 legte er das bisher geführte General-Ältesten-Amt nieder, und stand den Brüdergemeinen in England und Holland vor. Später wurde er zum Bischof der Brüdergemeinde geweiht. Er starb am 1. April 1766 zu Herrnhut.

Wir müssen uns jetzt noch einmal nach David Nitschmann umsehen. Er wurde am 13. März 1735 in Berlin zum ersten Bischof der ev. Brüdergemeinde geweiht. Im J. 1742 war er zum zweiten Male in St. Thomas, und wurde auf der Rückreise nach Europa spanischer Gefangener. Die letzten Lebensjahre brachte er zu Bethlehem in Pennsylvanien zu, woselbst er schon früher Land gekauft, und die ersten Häuser hatte bauen helfen. Das Wohlergehn der Brüdergemeinde lag ihm sehr am Herzen, und wenn er etwas sah, oder hörte, das dem entgegen stand, so schmerzte es ihn auf das Empfindlichste. Er blieb unverrückt bei der alten Einfalt der ersten Brüder, und bei einer äußerst einfachen Lebensweise. Dabei war er ein abgesagter Feind alles Großthuns und jeder Gleichstellung mit der Welt. Ein Schlagfluß, der ihm die Zunge gänzlich lähmte, wurde nach einem nur dreitägigen Krankenlager in seinem 76. Lebensjahr die Veranlassung seiner Vollerdung. Er starb am 8. October 1772.



Samuel Ursperger,
Hosprediger in Stuttgart.

(Geb. 31. August 1685, gest. am 20. April 1772).

„Fürchte dich nicht, sondern rede und schweige nicht!
Denn ich bin mit dir.“ (Apgsch. 18, 9.)

Samuel Ursperger wurde am 31. August 1685 zu Kirchheim unter Teck geboren. Sein älterer Bruder Esaias Matthäus unterrichtete ihn so, daß er vom Jahre 1699 an die gelehrten Schulen durchmachen, und schon 1705 im Stift zu Tübingen Magister werden konnte. Der Herzog von Württemberg ließ den begabten Jüngling nach Vollendung seiner Studien gelehrte Reisen in's Ausland machen. In dem

kalten Winter des Jahres 1709 reiste er über Jena, Halle und Leipzig nach Holland. Das Schiff, das ihn nach England bringen sollte, wurde durch einen heftigen Sturm im Kanal wieder an die holländische Küste zurückgeworfen. In dieser Lebensgefahr mitten in den tobenden Wellen fühlte er sich mächtig zu dem lebendigen Gott hingezogen, und klammerte sich fest an diesem Felsen an. Er blieb nun eine Zeit lang in Utrecht, bis er in der Einladung eines Schiffsgefährten, des Hofpredigers Böhm, in der lutherischen Savoy-Kirche und in der Kapelle zu St. James zu London zu predigen, einen Wink Gottes sah, England zu besuchen. Zwei Jahre hielt er sich in England auf, und gewann sich große Achtung bei geistlichen und weltlichen Personen. Im Jahre 1712 trat er seine Rückreise über Hamburg, Hannover und Berlin an. Er lernte hier den frommen Baron von Canstein, den Gründer der hallischen Bibelanstalt, zu seinem Segen kennen. In Halle war es besonders August Hermann Francke, zu dem er sich hingezogen fühlte. Ins Vaterland zurückgekehrt, wurde er Vikarius, aber schon im Jahre 1713 erhielt er die Pfarrei Stetten im Remsthal. Kaum hatte er sich mit Jakobine Sophie von Jägersberg verheirathet, so wurde er auf Veranlassung der berühmten Mätresse des Herzogs, von Grävenitz, als Hofkaplan nach Stuttgart berufen, und im Jahre 1715 war er schon Oberhofprediger und Consistorialrath. Das schien kein gutes Zeugniß für ihn zu seyn; denn an dem Hofe des Herzogs Eberhard Ludwig war eine heillose Wirthschaft. Menschenfurcht und Menschengunst lähmte die Zunge des jungen Oberhofpredigers. Zwar verkündigte er die lautere evangelische Wahrheit; er war auch recht thätig für die Mission, aber er berührte gar nicht die Sünden des Hofes, wie der gewaltige Zeuge Christi, Hedinger, es gethan hatte. Im Jahre 1717 kam Francke nach Stuttgart, welcher von seiner Menschenfurcht gehört hatte. Vor Allem ging er in die Predigt Ursperger's, um sich selbst zu überzeugen, ob jenes sich wirklich so verhielte. Er fand es so. Voll Schmerz ging er nach der Predigt zu seinem Freunde: „Ich höre, Bruder, redete er ihn mit hohem Ernste an, daß deine Vorträge evangelisch sind, aber die Sünden deines Hofes berührst du mit keinem Wort. Ich komme also, dir im Namen Gottes zu sagen, daß du ein stummer Hund bist; und wenn du nicht umkehrst, und als öffentlicher Lehrer die Wahrheit frei heraus sagst, so gehst du

verloren, trotz aller deiner Erkenntniß.“ Das Wort des treuen, väterlichen Freundes machte einen tiefen Eindruck auf Urlsperger.

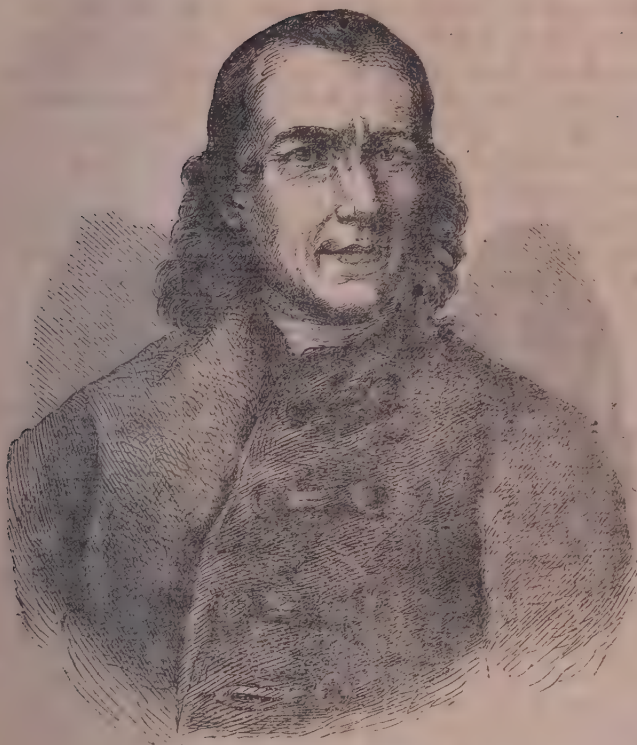
Am Charfreitage 1718 spürte der Herzog die Macht der verkündigten Wahrheit. Aber sie diente nicht zu seiner Demüthigung und Besserung; sondern er ließ seinem Hofprediger sagen, er habe im Sinne gehabt, ihn von der Kanzel herunter zu schießen. Am nächsten Sonntage solle er widerrufen; widrigenfalls klage er beim Reichskammergericht, und er würde, weil ein Majestätsverbrechen vorliege, zum Tode verurtheilt werden. Aber Urlsperger erklärte, er könne nicht widerrufen, und müsse es Sr. Durchlaucht überlassen, zu handeln, wie sie für gut fände. Darauf wurde er gefangen genommen, und Anstalt zu seiner Verurtheilung getroffen. Es wurde ihm für die nächste Woche der Todestag bestimmt. Da ließ er seine Frau und vier Kinder zu sich kommen. „Was sagt ihr dazu?“ fragte er sie. „Lieber Mann,“ antwortete die Frau, dein Tod wird mich und die Kinder in das größte, leibliche Elend stürzen; ich bitte dich aber um Gottes willen, verläugne die Wahrheit nicht, sonst bliebe der Fluch auf mir und meinen Kindern liegen.“ Dadurch getröstet ließ er dem Herzog sagen, „sein Kopf stehe ihm alle Tage zu Dienst.“ Als aber der Herzog das Todesurtheil seinem Minister von Schüz zur Unterschrift vorlegte, übergab dieser ihm Amt und Degen mit den Worten: „Erw. Durchlaucht, hier ist mein Amt und meine Ehre, ich unterschreibe keine Blutschulden.“ Seinen Minister wollte er nicht gern verlieren. Er setzte aber den Oberhofprediger ohne allen Gehalt ab, und verbot ihm sogar, auswärtige Dienste zu suchen.

Nach zwei Jahren war der Herzog mit seinem Minister auf der Wachtparade. Urlsperger ging vorüber. „Erw. Durchlaucht hatten, sagte Schüz, so lange dieser Mann noch im Dienste war, Glück und Segen; aber seitdem wir einen Schmeichler hier haben, geht Alles unglücklich. Wollen Sie das Böse wieder gut machen, so suchen Sie ihn wenigstens zu versorgen.“ Dem Herzog ging das Wort zu Herzen, und er berief Urlsperger zum Stadtpfarrer und Dekan von Herrenberg im Jahre 1720. Doch blieb er hier nicht lange. Er hatte auf einer Reise zu Augsburg gepredigt. Diese Predigt und die ganze Persönlichkeit des Mannes hatte solchen Eindruck hinterlassen, daß er nach dem Tode des Seniors und Pfarrers an der St. Annakirche, Ketz, an dessen Stelle berufen wurde. Diesen Ruf nahm er im Jahre 1723 an, obschon zu gleicher Zeit ihm

die Stelle seines verstorbenen Freundes, des Hospredigers Böhm zu London angetragen wurde. In Augsburg wirkte er noch ein halbes Jahrhundert mit großem Segen. Die Mission blieb ihm Herzenssache. Als im Jahre 1730 die um ihres Glaubens willen vertriebenen Salzburger zu Tausenden nach Augsburg kamen, sorgte er auf's Liebreichste für sie, sammelte aller Orten, empfahl sie dem Könige von Preußen, und wirkte für Anlegung einer Colonie in Pennsylvanien. Er schrieb auch Schriften zum Festen der bedrängten Glaubensgenossen. Seit dem Jahre 1728 hielt er in seinem Hause gesegnete Erbauungsstunden.

Urfperger mußte als ein rechter Jünger Christi auch durch viele Trübsale hindurchgehn. Sein ältester, hoffnungsvoller Sohn wurde ihm auf der Heimreise zum Vaterhaus durch den Tod hinweggenommen. Der Tod forderte noch mehrere geliebte Glieder seiner Familie; aber er tröstete sich des Wortes: „Gott führt es herrlich hinaus!“ Von seinen Söhnen blieb ihm nur ein einziger übrig, sein Amtsgehülfe Johann August, welcher später der Stifter der reichgesegneten Christus-Gesellschaft wurde. Mit großer Treue wirkte er fort für seinen Herrn, und durfte am 31. August 1763 sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum feiern. An diesem Tage liefen von den verschiedensten Gegenden Deutschlands Glückwünschungsschreiben ein; denn bei Allen, denen die Sache des Herrn am Herzen lag, war sein Name hoch geehrt. Er selbst brachte den Tag auf das Erbaulichste zu. Er sang mit den Seinen das Lied, das er selbst gedichtet hatte: „Lobe, lobe, meine Seele,“ und seine Gebete gingen darauf hin, daß Gott ihn immer treuer in seinem Dienste werden lassen möge, damit, wenn sein letztes Stündlein schnell schlage, er als ein um seine Lenden gegürteter und wachender Knecht erfunden werde. Bis in's höchste Alter, so lange es seine Leibeskräfte zuließen, wirkte er im Dienste Christi. Zuletzt trat er in den Ruhestand, bis ihn der Herr am 20. April 1772 im Alter von 87 Jahren zu sich rief.

Außer vielen gottseligen Liedern gab er im Jahre 1723 ein köstliches Erbauungsbuch für Kranke und Sterbende heraus, unter dem Titel: Der Kranken Gesundheit und der Sterbenden Leben, welches weithin segensreich wirkte, mehrere Auflagen erlebte, und im Jahre 1857 von Ferd. Riehm zu Ludwigsburg neu aufgelegt worden ist.



Matthäus Stach,

(geb. 4. März 1711, gest. 21. Decbr. 1781.)

Christian David, Christian Stach,

Johann Beck und Friedrich Böhnisch,

die ersten Missionare der Brüdergemeinde in Grönland.

„Ob sie (die Weissagung) verziehet, so harre ihrer! Sie wird gewißlich kommen, und nicht verziehen.“ (Hab. 2, 3).

Auf ähnliche Weise, wie die Mission in Westindien, wurde auch die Mission der Brüdergemeinde in Grön-

land angeregt. Bei der Anwesenheit des Grafen Zinzendorf in Kopenhagen im Jahre 1731 hörte er nämlich viel von den Schwierigkeiten, mit denen der treue Missionar Egede in Grönland zu kämpfen hatte, und machte die Bekanntschaft von zwei getauften Grönländern. In jener Versammlung zu Herrnhut, in der er die Mission auf St. Thomas der Gemeinde ans Herz legte, erzählte er auch, was er von Grönland gehört hatte. Dadurch erweckte Gott in den Herzen der Brüder Matthäus Stach und Friedrich Böhnisch einen mächtigen Trieb, an der Befehrung der Grönländer zu arbeiten. Sie theilten sich gegenseitig ihre Sehnsucht mit, vereinigten sich darüber im Gebet, und legten der Gemeinde ihren Wunsch schriftlich vor. Hier erhoben sich freilich viele Bedenken, sodaß ein Jahr verging, ehe sie abreisen konnten. Böhnisch hatte unterdeß eine andere Sendung übernommen. Deswegen fand sich Christian David bereit, Matthäus und dessen Better Christian Stach zu begleiten. „Unsere Abfertigung, sagt Matthäus Stach, währte nicht lange; nur die zwei letzten Tage hielt der Graf mit mir einige gesegnete Unterredungen, besonders über die Bewahrung des Leibes und der Seele, die mir zu einem bleibenden Segen gereichten.“

Matthäus Stach war am 4. März 1711 in Mähren geboren. Sein Vater diente den dort zurückgebliebenen Brüdern, doch sehr in der Stille, im Wort und in der Lehre. Seine Kinder unterrichtete er selbst, weil er sie nicht in die katholische Schule schicken wollte. Einst sah er seinen Matthäus weinen. Als ihm dieser auf seine Frage antwortete: er weine, weil er ein so kleines Stück Kuchen bekommen hätte, sagte er: „Mein Sohn, wenn du so über deine Sünden weintest, das wäre dir besser,“ und gab ihm noch ein Stück. Aber die Worte machten einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er von da an oft um seine Seligkeit bekümmert war. Im Jahre 1728 hörte er, daß ein Bruder aus Herrnhut nach Mähren gekommen war. Da entschloß er sich nebst zwei Andern, mit demselben nach Herrnhut zu gehen. Hier ging es ihm zuerst im Außern, da er sich mit Wollespinnen ernähren mußte, sehr kümmerlich, sodaß er kaum das nothdürftige Brod verdienen konnte. Dies hatte ihm der Bruder schon in Mähren vorher gesagt; aber er war entschlossen, seine Seele zu retten, wenn er auch Hungers sterben sollte. „Dieser Entschluß, schrieb er hernach, fiel mir immer wieder ein; aber der liebe, himmlische Vater half von Zeit zu

Zeit so, daß es nicht einmal bis zum Hungern kam.“ Von seinen innern Erlebnissen der damaligen Zeit schreibt er: „Der Hauptpunkt in allen Versammlungen war, daß man nothwendig die Gewißheit der Vergebung der Sünden haben müsse. Wenn ich dann von Jemand erzählen hörte, was für Kummer und Angst bei ihm vorhergegangen sei, ehe er zu dieser Gewißheit gelangte, so nahm ich es als die Methode an, sich zu bekehren, und that, was ich nur thun konnte, mit Wachen, Fasten und Beten, um in mir eine genugsame Angst über meine Sünden zu erzwingen. Wo ich ging und stand, verfolgte mich das Gesetz, und je mehr ich mich darunter müdete, desto größer wurde meine ängstliche Ungewißheit. Wollte ich essen, so hieß es bei mir: Du sollst fasten! Wollte ich schlafen, so hieß es: Du sollst wachen! Wenn ich vor meinem Brette, worauf ich sonst schlief, auf den Knien lag und betete, dann sollte ich die Nacht hindurch fortbeten. Schließ ich dann darüber ein, dann war alle meine Hoffnung, jemals bekehrt zu werden, wieder verloren. In diesem Zustande schrieb ich an einen Arbeiter, und klagte ihm meine Noth. Er antwortete unter Andern: „Wenn dich hungert, so is! Wenn dich dürstet, so trinke! Und wenn es Zeit zum Schlafen ist, so schlaf!“ Ich aber dachte, auf die Weise wird aus meiner Bekehrung Nichts, und fuhr fort, mich zu mühen, bis ich so müde wurde, daß ich Alles aufgab, und zum Heiland schrie: „Ach erbaume dich meiner! Ich bin verloren!“ Und da trat der Freund meiner Seele, der mich gewiß schnell gesucht hatte, mir so lebhaft vor's Herz, daß ich von Friede, Freude und Liebe auf eine nicht auszuspreekende Weise durchdrungen wurde.“ Nun entstand auch bald der Trieb in seinem Herzen, das Evangelium unter die Heiden zu bringen. Als im Jahre 1733 der Ruf Gottes an ihn erging, unter die Grönländer zu gehen, griff er gleich mit beiden Händen zu. —

Am 19. Januar 1733 reiste Stach mit seinem Vetter Christian Stach unter Begleitung des Bruders Christian David nach Grönland ab. Von Hans Egede, von dem an seinem Orte erzählt ist, freundlich empfangen, erbauten sie sich sogleich nach grönländischer Weise aus Rasen und Stein ein Haus, und nannten den Ort Neu-Herrnhut. Von ihrer damaligen Herzensstellung giebt ein Brief Zeugniß, den sie mit dem zurückkehrenden Schiffe an die Gemeinde schickten, dem wir folgende Stelle entnehmen: „Es heißt wohl recht bei uns: Verliere gar den Weg, nur nicht den Glauben! Ja hier ist der Weg noch

gar verschlossen. Wir haben das zu unserer täglichen Loosung: Laß alle unsere Sinnen stille werden! Für unsere Person ist uns sehr wohl; aber unser Sinn geht dahin, Seelen zu gewinnen, und dazu können wir noch nicht kommen. Wir werden aber durch Gottes Gnade nicht verzagen, sondern der Hut des Herrn warten, und wollen von seinem Angesicht nicht weichen. Ist der Heiden Zeit gekommen, so muß die Finsterniß in Grönland Licht, und die Kälte selbst zur Hitze werden, und die eiskalten Herzen der Menschen erwärmen und zerschmelzen. Wir sind offenbar vor den Augen des Herrn. Alle Menschen halten uns zwar für Thoren, sonderlich die, die schon lange in diesem Lande gewesen sind, und dieses Volk kennen; aber wir freuen uns darüber und denken: wo der Durchbrecher ist, da muß Luft und Weg werden, wenn es noch so verkehrt aussieht.“ — Ihr erstes Streben war nun, die grönländische Sprache zu lernen, worin Egede sie treulich unterstützte. Man kann sich aber denken, mit welchen Schwierigkeiten sie zu kämpfen hatten, die nie eine Grammatik gesehen hatten, und nun von einem dänischen Lehrmeister, dessen Sprache sie zugleich mit zu lernen hatten, die so sehr schwierige grönländische Grammatik lernen mußten. Mit den Grönländern hatten sie wenig Gelegenheit zum Umgang, da diese beständig umherzogen, um dem Fischfang und der Jagd nachzugehen, und sich nicht bewegen ließen, bei ihnen zu wohnen. — Eine harte Prüfung ihres Glaubens war jener Ausbruch der Blattern, die ein grönländischer Knabe von Dänemark in sein Vaterland gebracht hatte, und die furchtbar verheerend um sich griffen. In der Gegend von vier Meilen um die Colonie belief sich die Zahl der Todten auf 500. Die Brüder nahmen so viel Kranke in ihre Wohnung, als sie konnten. Einige erkannten auch die Wohlthat dankbar an; allein, sobald sie gesund geworden waren, verließen sie die Brüder, ohne daß ihre Neben einen Eindruck auf sie gemacht hatten. Bei seinem End blieb das Volk in seiner geistlichen Stumpfheit. — Zudem wurden die Brüder nun selbst nach einander krank an einem Ausschlag, sodaß sie kaum die Glieder regen konnten, und oft das Bett hüten mußten. Doch konnten sie sich gegenseitig pflegen, und Egede bewies sich als treuer Freund in der Noth. In solchen kummervollen Umständen wurde das erste Jahr zurückgelegt, und das zweite angefangen. Da kamen ihnen noch zwei Brüder zur Hülfe, Friedrich Böhnisch und Johanna Beck.



Johann Bed.

(gest. 19. März 1777.)

Johann Bed wurde am 7. Juni 1706 in Kreuzendorf bei Leobschütz in Oberschlesien geboren. Wiewohl seine Vorfahren der evangelischen Kirche angehört hatten, wurde er doch gezwungen in der katholischen Kirche erzogen. Wir wollen ihn selbst uns seine Erweckung erzählen lassen: „Ich war bei einem katholischen Geistlichen in Kreuzendorf als Kutscher in Diensten. Hier bekam ich einmal, als ich bei meiner Arbeit war, einen Trieb, im Neuen Testament zu lesen. Beim Aufschlagen bekam ich die Stelle: Off. 3, 15–18: „Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt, noch warm bist“ u. s. w. Diese Worte gingen mir wie ein Feuer durch Mark und Bein; ich fiel wie ein Todter zur Erde, und konnte in der

großen Angst meines Herzens, welches Nichts als Tod und Verdammniß vor sich sah, als ein armer Wurm nur um Gnade und Erbarmen zu Gott schreien. Darauf wurde es mir so, als sähe ich meinen Heiland um meiner Sünden willen gemartert und geschlagen und gekreuzigt vor mir stehen, und sich in dieser Gestalt freundlich und herzlich zu mir neigen, mir Trost und Vergebung der Sünden zusprechen, und mich aufstehen heißen. Ein schwerer Stein fiel da von meinem Herzen, und von Stund an war ich ein Zeuge der mir wiederfahrenen Gnade.“ Sein Beispiel wirkte weiter, und täglich mehrte sich der Kreis derjenigen, die den Heiland kennen lernen wollten. Endlich, als durch ihr Zeugniß beinahe zwei Dörfer waren erweckt worden, wurde die Geistlichkeit aufmerksam auf sie, und sie wurden vor Gericht gefordert. Nach einem langen Verhör wurde Beck abgeführt, mit dem Befehl, ihn in Ketten zu legen, und in ein tiefes Loch zu werfen, um daselbst von den Würmern gefressen zu werden. Auf die Ermahnung seines Geistlichen, daß er wieder so leben solle, wie ehemals, er könne dabei ja im Herzen denken, was er wolle, antwortete er: „Ich kann und will nicht anders leben und handeln, als wie ich so eben gesagt.“ Da wurde er sogleich geschlossen und ins Gefängniß gebracht. Nach vielen Leiden und Mißhandlungen gelang es ihm endlich, zu entspringen, und mit einem andern Zeugen, Hadwig, obgleich hart verfolgt, zu entfliehen. Glückliche erreichte er Herrnhut. Um auch seine Schwester zu holen, kehrte er noch einmal nach Hause zurück. In der Nacht helte er sie ab, und begab sich nun unter des Herrn Schutz auf den Weg, ohne Paß und Reisegeld, baarfuß und in schlechter Kleidung, die meisten Nächte unter freiem Himmel schlafend. So gelangten sie endlich am 31. März 1732 nach Herrnhut.

Christian David sagte zu ihm, als die drei Brüder nach Grönland gingen: „Laß dich vom Herrn recht zu bereiten, und zu einem seligen und vergnügten Kinde der Gnade machen, auf daß du uns über's Jahr nachkommen könntest; denn in Herrnhut wirst du einmal nicht bleiben.“ Matth. Stach schrieb von Grönland, er wünsche, daß Beck auf's Frühjahr zu ihnen käme. So reiste er denn am 10. März 1734 mit Friedrich Böhnisch ab, und kam am 9. August in Neu-Herrnhut an.

Christian David und Christian Stach wollten nach Europa zurückkehren. Desto enger schlossen sich jetzt die drei

andern an einander, und verbanden sich, in der Kraft des Herrn mit gläubigem Gebet und mit Treue auszuhalten, wenn sie gleich in den ersten Jahren keinen Nutzen sehen sollten, und selbst, wenn es nöthig sei, ihr Leben bei den Heiden zu lassen. In neue Noth, ja in die augenscheinlichste Gefahr zu verhungern kamen sie um diese Zeit, da sie zwei Jahre lang von Europa keine Lebensmittel erhielten. Sie mußten mit dem Erwerb ihrer Hände ihr Leben zu fristen suchen. Doch da fehlte es sehr häufig; selten fingen sie einen Seehund; noch seltener gaben ihnen die Grönländer Etwas, sodaß sie sich oft von Muscheln und Seegras nähren mußten, wodurch ihre Kräfte so verschwanden, daß sie kaum zur Arbeit fähig waren. Endlich brachten ihnen dänische Schiffe Lebensmittel. Die Besuche bei den Grönländern waren ebenfalls mit vielen Gefahren verbunden, und meist erfolglos. Selten fanden sie offene Ohren, und noch seltener begierige Herzen. Denn entweder hatten die Grönländer bald wegen ihrer Arbeit, bald wegen der Tanzgelage keine Zeit und Lust dazu, oder sie wollten nur Neuigkeiten hören. Die aus der Ferne kamen, waren ganz unwissend und ohne Nachdenken, und was man ihnen bei einem kurzen Besuche sagen konnte, war bei dem ewigen Umherziehen bald wieder verschwunden. Diejenigen, welche beständig in der Nähe der Brüder wohnten, waren nicht besser, sondern schlechter geworden. Sie mochten nichts mehr hören, wenn man ihnen nicht Etwas schenkte. So lange man ihnen Neuigkeiten brachte, hörten sie fleißig zu, konnten es auch ertragen, wenn man ihnen einige Geschichten aus der Bibel erzählte. Wollte man aber von dem Verderben der Seele, von der Versöhnung u. zu ihnen reden, da wurden sie schläfrig, oder schlichen davon. Auch machten sie sich oft lustig darüber, und ergossen sich in Spötereien über die Heilswahrheiten.

Trotz so vieler Drangsale und niederschlagender Erfahrungen ließen die Brüder doch den Muth und das gläubige Vertrauen auf ihren Herrn nicht sinken. Und er krönte ihre Geduld und ihren Glauben endlich mit Segen. Am 2. Juni 1738 nämlich kamen mehrere Grönländer aus dem Süden nach Neuherrnhut. Die übrigen Brüder waren abwesend, Beck war allein zu Hause, und arbeitete an der Uebersetzung der hl. Schrift. Das Buch erregte die Neugierde der Fremdlinge. Sie baten den Missionar, ihnen Etwas daraus vorzulesen. Er that dies, und ließ sich mit ihnen in ein Gespräch ein. Er fragte sie, ob

sie eine unsterbliche Seele hätten. Als sie das bejaht, fragte er weiter, wo denn ihre unsterbliche Seele hinkommen würde, wenn sie stürben. Einige meinten, sie fahre hinauf, Andere, sie fahre hinunter. Nach einigen Worten der Belehrung fragte er wiederum, wer Himmel und Erde und die Menschen gemacht habe. Als sie antworteten, das wüßten sie nicht, erzählte ihnen Bed von der Schöpfung der Welt und des Menschen, wie Gott Alles und besonders die Menschen, gut erschaffen habe, wie sie aber aus Ungehorsam gegen seine Gebote in's Elend gerathen seien. Er habe sich jedoch über die Sünder erbarmt, und aus Liebe zu ihnen sei er vom Himmel gekommen, und Mensch geworden, damit er die Menschen erlösen könnte. Wenn wir selig werden wollten, so müßten wir an ihn glauben. Nach diesen Gesprächen stellte er den Heiden das Leiden und Sterben des Heilandes vor die Augen. Dann nahm er das Evangelium, und las ihnen den Seelenkampf des Herrn in Gethsemane vor. Einem der Anwesenden, Kajarnek, ging das Wort durchs Herz. Als Bed zu reden aufgehört hatte, fragte er, näher an den Tisch tretend, voll Bewunderung mit bewegter Stimme: „Wie war das? Sage mir das noch einmal! Denn ich möchte auch gern selig werden.“ Eine solche Frage hatte Bed noch von keinem Grönländer gehört; sie drang ihm durch Mark und Bein, und setzte ihn in solche Bewegung, daß er ihnen die ganze Leidensgeschichte und den Rath Gottes von unserer Seligkeit mit Thränen in den Augen darlegte. Unterdeß kamen die andern Brüder, Böhnisch und Stach, von ihren Geschäften nach Hause, und fingen mit Freuden an, den Heiden den Weg zur Seligkeit noch weiter auszulegen. Einige derselben legten die Hände auf den Mund, wie sie zu thun pflegen, wenn sie sich über eine sonderbare Geschichte sehr verwundern; Andere, welche von dem Evangelium Nichts hören wollten, schlichen davon. Wieder Andere kamen, und baten die Brüder, sie möchten ihnen doch einige Gebete vorsagen, die sie beten könnten. Kurz, es war eine Bewegung unter ihnen, wie sie noch nicht dagewesen war. Als die Heiden fortgingen, versprachen sie, bald wiederzukommen.

Das Wort vom Kreuz bewies sich an Kajarnek als eine Gotteskraft. Es trieb ihn bald, auch seinen Landsleuten zu erzählen, was der Herr seiner Seele Gutes gethan hatte. Er entschloß sich auch, bei den Brüdern zu bleiben. Zu dem Ende holte er seine Familie und Zeltgenossen, die aus neun Personen

bestanden, nach Neuherrenhut ab, und zog noch mehrere Heiden nach sich. Mit ihnen fingen die Brüder tägliche Betstunden, und mit den Kindern eine Schule an. Da zu Anfang des Jahres 1739 eine ganz außerordentliche Kälte und eine große Hungersnoth entstand, so nahmen die Grönländer oft ihre Zuflucht zu den Brüdern, und ihre zwei Häuser waren eine Zeit lang so voll, daß sie sich kaum regen konnten. Da halfen sie ihnen nach ihren Kräften, besonders aber priesen sie den Armen den gekreuzigten Heiland als das wahre Brod des Lebens an, wobei ihnen Kajarnak getreu und mit vieler Wärme zur Seite stand. Bei letzterem und den Seinigen zeigte sich immer mehr eine kräftige Arbeit der Gnade. Deshalb nahmen die Brüder sie in die Vorbereitung zur Taufe, zu der sie am 29. März, am ersten Ostertage, schritten. Die vier Täuflinge legten vor der ganzen Versammlung einfältig das Bekenntniß von dem Grund ihrer Hoffnung und ihres Glaubens ab, versprachen, allem heidnischen Wesen abzusagen, bei ihren Lehrern beständig zu bleiben, und dem Evangelium würdig zu wandeln. Darauf wurden sie durch die Taufe in die christliche Kirche aufgenommen. Kajarnak erhielt den Namen: Samuel, seine Frau: Anna, sein Sohn: Matthäus, seine Tochter: Sarah.

Die Freude der Brüder über diese Erstlinge war groß, aber von kurzer Dauer. Samuel Kajarnak mußte nämlich aus Furcht vor Mördern, die seinen Schwager, auch einen Schüler der Brüder, hinterlistiger Weise ermordet hatten, mit seiner Familie nach dem Süden entfliehen. Die Brüder wußten, welchen Versuchungen er unter den Heiden ausgesetzt seyn würde, und hatten wenig Hoffnung, ihn je wieder zu sehen. Dazu kam, daß sie einige Wochen hindurch die ganze Gegend von Grönländern entblößt sahen; alle ihre mühevollen Arbeit schien wieder vergebens zu seyn. Doch fanden sich gegen den Winter wieder viele ein, und neue Familien blieben bei ihnen. Sie hörten das Evangelium bald mit mehr, bald mit weniger Aufmerksamkeit an, und die Brüder freuten sich, und hofften auf eine reichliche Ernte. Im folgenden Jahre trat auch ganz unvermuthet Kajarnak in ihr Zimmer. Er hatte bei der langen Abwesenheit nicht nur keinen Schaden an seiner Seele gelitten, sondern mit seinem Zeugnisse unter den Heiden Segen gewirkt. Er machte ihnen durch sein Bekenntniß große Freude. Wenn er Etwas auf dem Herzen hatte, so pflegte er zu sagen: „Mein Heiland, ich weiß, daß dir Alles möglich ist. Weil du uns nur

befohlen hast, zu beten, wenn uns was fehlt, so bitte ich dich, erhöre mich auch jetzt!" Als seine Frau Anna auf das Krankenlager geworfen wurde, hörte er nicht eher mit seiner Fürbitte auf, als bis sie genesen war. Man konnte sagen, er habe sie gesund gebetet. — Die zweite Garbe, die die Brüder in die Scheuern ihres Herrn einsammelten, war die Jungfrau Bussinek. Sie bat die Brüder, sie in Dienst zu nehmen, und ließ sich von den Jhriken weder durch gute, noch durch böse Worte bewegen, von ihren Lehrern wegzuziehen. Da man nun sahe, daß sie in der Erkenntniß und der Liebe Jesu immer mehr zunahm, und sie ein sehnliches Verlangen nach der Taufe bezeugte, wurde sie dieser Gnade theilhaftig. Auf ihren Besuchen zu den Heiden nahmen die Brüder oft diese Erstlinge mit, um ihnen durch diese lebendige Briefe zu zeigen, daß der Glaube aus den verdorbensten Sündern selige Menschen macht. Es war auch nicht vergebens. Sie bezeugten die Gnade nun aus eigener Erfahrung mit einer Freudigkeit, daß die Heiden darüber staunten.

Von einem solchen Besuche aber brachten die Brüder ihren Samuel krank zurück. Er selbst sahe seinem Tode getrost entgegen, und als seine Hausleute einmal anfangen zu weinen, sprach er: „Betrübt euch doch nicht um mich! Ihr habt ja oft gehört, daß die Gläubigen, wenn sie sterben, zum Heilande in die ewige Freude kommen. Ihr wisset, daß ich von euch der erste gewesen bin, der sich zu ihm befehrt hat, und nun ist es sein Wille, daß ich der erste sei, der zu ihm kommt.“ Am 27. Febr. 1741 entschlief er sanft unter dem Gebete der Brüder.

Im Jahre 1742 sollten die Brüder endlich eine reiche Ernte halten. Es ging in diesem Jahre eine große Erweckung durch die Grönländer. Es wurden jetzt jährlich mehr Heiden durch die Taufe der Gemeinde hinzugezogen, als man von der geringen Zahl des Volks und ihrer herumschweifenden Lebensart hätte erwarten können. Jeden Winter hatten sie eine größere Anzahl von Erweckten und Gläubigen um sich wohnen, und wenn diese im Sommer auf Erwerb ausgingen, so breitete sich das Evangelium durch ihr Zeugniß und ihren Wandel unter den Wilden, die aus entfernten Gegenden kamen, immer weiter aus. Später ging stets einer der Missionare mit ihnen auf den Heringssfang, um mit ihnen die gemeinsame Andacht zu halten.

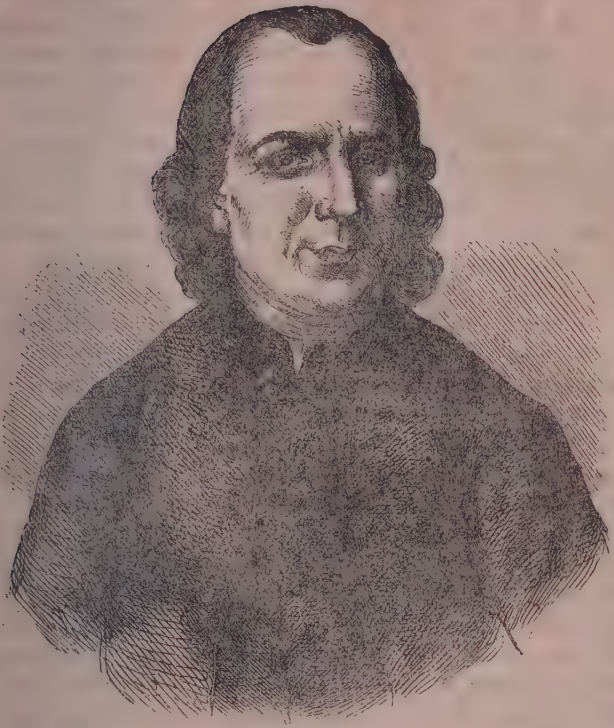
Die Zeit, die den Brüdern von ihrer Arbeit an den Seelen und von ihren Besuchsreisen übrig blieb, verwendeten sie dazu, ihren Neubekehrten Lieder und Stücke aus der Bibel zu übersetzen.

Beck, der im Jahre 1745 mit seinen Kindern nach Deutschland gereist war, um sie einer Erziehungsanstalt zu übergeben, besorgte dort den Druck der Uebersetzungen.

Indessen fanden sich immer noch viele Heiden, die der Wahrheit widerstanden, und die Gläubigen verfolgten. So kam im Jahre 1744 eine Räuberbande nach Neu-Herrnhut, als gerade Matthäus Stach von den Männern ganz allein zu Hause war. Sie traten gleich in seine Stube. Ihr Räufelsführer sagte: „Wir sind gekommen, etwas Gutes zu hören.“ „Das ist mir eine Freude, erwiderte Stach, laßt mir auch die andern Leute alle herein kommen!“ Die Stube wurde gedrängt voll. Stach sang mit froher Stimme einige Verse, und betete, der Herr wolle ihre Herzen aufthun. Darauf sprach er etwas über ein Stück aus Pauli Predigt zu Athen, und sagte: „Doch ich brauche euch nicht viel von dem Schöpfer aller Dinge zu sagen; daß einer ist, das wißt ihr? (Sie bejahten es.) Und daß ihr böse Leute seyd, wißt ihr auch? (Sie antworteten wieder mit Ja.) Ich will euch also nur das Nothwendigste sagen, daß ihr und wir einen Heiland haben.“ Er sprach jetzt von der großen Liebe Gottes und Christi, und wandte sich dann mit den Worten an den Räufelsführer: „Aber du armer Mensch, wie willst du da bestehen, wenn alle die Seelen, die du umgebracht hast, hervortreten, und zu dem, der auf dem Richterstuhl sitzt, sagen: Dieser Böfewicht hat uns umgebracht, grade als du deine Boten zu uns sandtest, und hat uns verhindert, den Rath zu unserer Seligkeit zu hören? Was wirst du da antworten?“ Der Mensch verstummte, und schlug die Augen nieder; auch die andern waren erschüttet. „Höre mich an, fuhr Stach fort, ich will dir einen Rath geben, wie du dem Gerichte entgegen kannst. Aber du mußt es bald thun, denn du bist alt, und wirst bald sterben müssen. Falle dem Herrn Jesu zu Füßen, daß er sich über dich Glenden erbarme! u. s. w.“ Er versprach mit bewegtem Herzen, es zu thun. Als Stach aufhörte, fing Anna an, pries ihnen die Kraft des Blutes Christi, und ermahnte sie, der Wahrheit nicht länger zu widerstehen. Darauf kam auch noch Sarah, und hielt ihnen aus eigener Erfahrung eine längere Rede. Sie hörten alle aufmerksam zu, gingen mit gefalteten Händen umher, zogen aber vor Abend wieder fort. Mancke von diesen Leuten haben sich hernach ernstlich zu Gott bekehrt. So erhielt Jesus Christus unter den Wilden einen Sieg nach dem andern.

So sahen denn die Brüder endlich ihre Thränenfaat reiche Früchte tragen. Von Zeit zu Zeit wurden ihnen von Europa Gehülfen geschickt, und auch ihre äußere Lage besserte sich, da die europäischen Gemeinden sie mit Lebensmitteln versorgten. Freilich blieben auch in den folgenden Jahren solche Beschwerden und Prüfungen, wie sie in der ersten Zeit erfahren hatten, nicht aus. Sie hatten aber darin einen Trost, daß sie sahen, daß ihre Arbeit nicht vergeblich war. Im Jahre 1747 brachte Beck von einer Reise nach Europa das gezimmerte Holz zu einem geräumigen Wohnhause und zu einem Kirchensaale mit. In seiner Begleitung war Christian David. Sogleich wurde Hand an's Werk gelegt, und am 18. October wurde die neue Kirche mit vieler Feierlichkeit und großem Segen eingeweiht. Die Anzahl der anwesenden Grönländer belief sich auf 300. Alle waren ergriffen von Gnade, Freude und Dankbarkeit. Bis hierhin hatten die Brüder Bedenken getragen, den Grönländern das Abendmahl zu reichen; an diesem Tage wurden zwei Gehülfen und eine Frau dieses hohen Gutes theilhaftig. „Wir müssen bezeugen, schreiben die Brüder, daß wir schon viele Segenstage gehabt, aber noch nie eine solche Bewegung unter so häufigen Thränen erlebt haben, als wie dieses Mal in diesem Gemeinlein, das er sich aus den dummen und unempfindlichen Heiden am Nordpol gesammelt hat.“ Hier möge noch Einiges über das Leben des treuen Knechtes Gottes, Christian David, stehen.

Christian David wurde am 31. Dez. 1690 zu Senstleben in Mähren geboren. In der katholischen Religion erzogen, zeigte er sich zuerst als einen großen Eiferer für dieselbe. Doch fand er in ihren Ceremonien bald keine Ruhe mehr. In seiner Jugend hütete er Kühe und Schafe; später erlernte er das Zimmerhandwerk, und kam bei dieser Gelegenheit mit evangelisch Gesinnten zusammen, die ihm Bilderdienst, Wallfahrten u. dergl. m. als Menschengebot darstellten. Das erschütterte seinen Glauben an die Satzungen seiner Väter. Um diese Zeit wurden jene Evangelischen wegen ihrer Zusammenkünfte und Bücher in einem Keller gefangen gesetzt. Ihr Tag und Nacht anhaltendes Singen und Beten zu Gott machte einen tiefen Eindruck auf ihn; er hatte aber, wie er sich ausdrückt, keinen Begriff von der Sache. Als er nun auch den Ernst und Eifer der Juden im Gesetz und Gottesdienst wahrnahm, wurde er an der Christlichen Religion ganz irre, und wußte nicht, ob der



Christian David.

(gest. 3. Februar 1751.)

Eifer der Katholiken, oder derer im Gefängnisse, oder der Juden der rechte wäre. Endlich kam er in den Besitz einer Bibel, und indem er das Alte und Neue Testament verglich, wurden seine Zweifel besiegt, und er lernte es glauben, daß Jesus der verheißene Messias sei. Seitdem las er am liebsten in der Bibel, und wenn er von der Arbeit noch so ermüdet war, sie stärkte und erquickte ihn wieder.

Da er zu gleicher Zeit einsah, daß die Lehre der evangelischen Kirche die Lehre der h. Schrift sei, ging er nach Ungarn, um zu derselben überzutreten. Als er zum ersten Mal den Gesang einer evangelischen Gemeinde hörte, war er außer sich vor Freude. Aber die Lutheraner in Ungarn fürchteten, wenn sie

ihn aufnahmen, sich schwere Strafe zuzuziehen. Und da ihm auch von der katholischen Geistlichkeit nachgestellt wurde, so begab er sich nach Berlin. Hier bekannte er sich zur lutherischen Religion, und ging zum h. Abendmahl. Was er aber zu finden gedacht hatte, fand er nicht, sondern er traf überall gottloses Wesen. Er sah zu seiner großen Betrübniß, daß man nicht einmal ohne Spott dem Christenthum gemäß leben könnte. Er hatte verschiedene harte Krankheiten auszustehen, in denen er Gott neue Treue gelobte. In Görlich kam er mit mehreren rechten Kindern Gottes zusammen, so mit dem dortigen Pastor Schäfer. Und hier fühlte er sich gedrungen, seine evangelisch gesinnten Landsleute zu besuchen, um ihnen seine seligen Erfahrungen mitzutheilen, und den Weg Gottes weiter auszulegen.

Er ging also im Jahre 1717 wieder nach Mähren, und verkündigte Jesum. Nach einem halben Jahre wiederholte er seine Reise, wurde aber durch eine ansteckende Krankheit an seinem Vorhaben gehindert. Bei seiner Rückkehr in Görlich wurde er wieder bis zum Tode krank. Er wurde an allen Gliedern gelähmt; nur die rechte Hand konnte er gebrauchen, sonst vermochte er sich nicht zu bewegen. Als er genesen war, zog er wieder nach Mähren, und erzählte, was Gott ihm an seinem Leibe und an seiner Seele für Barmherzigkeit gethan hätte. Die Brüder in Mähren beschloßen auszuwandern, und baten ihn, ihnen einen Ort anzuweisen, wo christliche Leute wären, und wo sie nach ihrem Glauben leben könnten. Als er deswegen nach Görlich zurückkam, wurde er mit dem Grafen Zinzendorf bekannt, der ihnen Aufnahme auf seinen Gütern versprach. Eilends kehrte er nach Mähren zurück, und brachte den Brüdern die frohe Botschaft. Darüber wurden sie hoch erfreut, brachen, obgleich der Feind ihnen große Hindernisse in den Weg legte, auf, und gelangten unter Gottes Beistand nach Herrnhut. Hier bauten sie nun am Hutherge im Jahre 1722 das erste Haus. Es war am 17. Juny, als Christian David seine Art in den ersten Baum schlug mit den glaubensmuthigen Worten: „Hier hat der Vogel sein Haus gefunden, und die Schwalbe ihr Nest, nämlich deine Altäre, Herr Zebaoth, mein König und mein Gott!“

Christian David beschäftigte sich so eifrig mit dem Wohle seiner mährischen Glaubensgenossen, daß er einmal im Jahre 1723, als er im Hause des Grafen zu Berthelsdorf arbeitete, sein Werkzeug liegen ließ, und ohne Hut 40 Meilen

weit nach Mähren ging, um Leute zu holen. Im nämlichen Jahr gelobte er um die Adventszeit abermals, bei Gelegenheit einer schweren Niederkunft seiner Frau, eine solche Wanderschaft nach Mähren. Er hielt mächtige Reden über Matth. 5, und veranlaßte dadurch eine große Bewegung. Im Ganzen ist er 11 oder 12 mal in Mähren gewesen, und oft in der augenscheinlichsten Gefahr von den ihn auffuchenden Gerichtsdienern nicht gesehen, und sonst auß's wunderbarste bewahrt worden. In Herrnhut wurde er zum Ältesten gewählt.

Noch einmal im Jahre 1749 besuchte Christian David Grönland, und baute in den 14 Tagen seines Aufenthaltes den Grönländern ein Provianthaus, und den Missionaren drei Stuben. Er vergoß Freudenthränen über die selige Veränderung, die der Herr dort geschafft, und darüber, daß die Gnade sich an so manchem Herzen des versunkenen Volkes so herrlich bewiesen hatte. Im August ging er mit Friedrich Böhrlisch nach Pennsylvanien, und half an dem Familienhause in Nazareth bauen. Im November kehrte er nach England zurück, und besuchte alle Gemeinen in Deutschland. Zuletzt wohnte er in Herrnhut, und schrieb noch manchen herrlichen Brief, bis ihn am 29. Januar 1751 seine letzte Krankheit so schnell überfiel, daß er aus der Conferenz weggehen und sich auf sein Bett legen mußte. Er starb am 3. Febr. 1751.

Doch wir kehren nach Grönland zurück.

Das Jahr 1754 ist wegen seiner vielen Sterbefälle merkwürdig, indem 60 Getaufte ohne die ungetauften Glieder durch eine ansteckende Krankheit in die Ewigkeit versetzt wurden. Da mehrere der besten Erwerber und Hausväter gestorben waren, so geriethen viele Wittwen und Waisen in's äußerste Elend. Aber durch Vertheilung derselben unter andere Familien und durch vorsichtige Unterstützung wurden sie so versorgt, daß Niemand Mangel litt. Indesß waren so viele Einwohner hinzugekommen, und so viele getauft worden, daß am Schlusse des Jahres die Gemeinde sich eher vermehrt, als vermindert hatte. Am Ende 1757 betrug die Anzahl der Getauften 400.

Die Brüder wurden indesß von den Heiden der Umgegend dringend gebeten, zu ihnen zu kommen. Besonders geschah dies von den Einwohnern der Fischer-Fiorde, ungefähr 18 Meilen südlich von Neuherrenhut. In Folge dessen zog Stach mit 32 Grönländern zu ihnen, und nannte den Ort Lichtenfels. Die Heiden aus der Umgegend kamen fleißig zu

ihm, meist in der Absicht, das Evangelium zu hören; viele zogen auch ganz zu ihm. Er hatte hier gleichfalls mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen, bis er zu Anfang 1760 die erste Familie von vier Personen taufen konnte. Von da an vermehrte sich die Gemeinde zusehends, und nach einigen Jahren bestand sie schon aus 200 Seelen.

Die durch einige schreckende Träume bewirkte Erweckung und darauf erfolgte gründliche Befehrung des berühmten Angakos Immenak, hatte die Folge, daß im Jahre 1768 Neuherrnhut mit 80 neuen Einwohnern vermehrt wurde. Merkwürdig ist, was die Brüder von der Tochter Immenak's erzählen: „Sie war durch ihres Vaters Reden gerührt worden, und mit ihm hergekommen, sich zu befehren. Aber den Sommer über waren die Rührungen durch die Zerstreuungen erloschen. Den ersten November ging sie mit einer getauften Wittwe hinaus, Beeren einzusammeln. Als sie auf dem Felde einige Mägdlein fand, fing sie an, über sie und ihre Taufe zu spotten. Die Wittwe bestrafte sie und sagte: „Weißt du auch, daß dich der Heiland dafür strafen kann?“ „Ei, erwiderte sie lachend, er mag mich strafen!“ Als sie nach Hause kam, wurde sie von heftigen Leibschmerzen befallen. Nun sagte die Wittwe zu ihr: „Denkst du daran, was du auf dem Felde gesagt hast?“ „Ach ja, antwortete sie, dies ist die Strafe, die ich so leichtsinnig verlangt habe; gehe aber gleich zu den Lehrern, und bitte sie, zu mir zu kommen!“ Als wir zu ihr kamen, bat sie flehentlich um die Taufe. Man hielt ihr vor, daß man noch nie vernommen, daß ihr um den Heiland zu thun sei. Sie antwortete: „Ja, ich weiß und bekenne es; aber nun ist es mir ganz anders zu Muth. Ich verlange von Herzen nach der Taufe, damit ich von Sünden abgewaschen werde. Ich bitte nur bald zu machen, denn ich sterbe, und ohne Jesu Blut gehe ich verloren!“ Wir waren verlegen. Aber wir sahen unsern barmherzigen Herrn an, der alles, was von Herzen nach ihm verlangt, gleich annimmt, und er gab uns Freudigkeit, sie zu taufen. Einige Schwestern wachten die Nacht bei ihr, und sangen ihr Verse. Gegen Morgen rief sie aus: „Nun wird's lichte!“ und verschied. Im Jahre 1771 bestand die Gemeinde in Neuherrnhut aus 531, die in Lichtenfels aus 332 grönländischen Einwohnern. In diesem Jahre verließ Matthäus Stach Grönland auf immer. Er beschloß seine Lebensjahre zu Bethabara in Nordamerika. Den Geschwistern daselbst war er durch seinen lautern

Wandel, durch seine Geduld und Heiterkeit in seinen körperlichen Leiden, ein Vorbild, bis ihn der Herr am 21. Dez. 1787 in sein himmlisches Reich abrief.

Johann Beck blieb bis zu seinem Tode in Grönland. Im Jahre 1736 hatte er Rosina Stach, Schwester von Matthäus, geheirathet. „Meine liebe Rosina, fragte er sie vor der Verlobung, gedenkst du auch in Grönland auszuhalten, wenn Hunger und Kummer, Verfolgung und Ungemach und Noth aller Art über uns kommen sollte, und willst du mir zur Befehrung der Heiden auf allerlei Weise förderlich seyn?“ Erst, nachdem sie mit einem freudigen Ja geantwortet hatte, gab er ihr seine Hand. Fünf Söhne und vier Töchter waren die Frucht ihrer Ehe. — Im Jahre 1770 hatte er die Freude, seine zwei ältesten Söhne, Johann Ludwig und Jakob in Neuherrenhut zu bewillkommen. „Ach, rief er aus, nun will ich gern sterben, da mein Gebet erhört ist, und ich etliche meiner Kinder hier auf meinem Posten angestellt sehe! Herr Jesu, so wie ich dir alle meine Kinder von Mutterleibe an zum Eigenthum übergeben habe, so sollst du sie auch ferner behalten. Ach bereite sie völlig zu deinem Dienste zu!“

Am 19. März 1777 ging er ein zu seines Herrn Freude. In der Nacht des 19. um zwei Uhr ließ er sich, sein nahes Ende vermuthend, den Segen zu seiner Heimfahrt ertheilen, wobei er selbst sein graues, ehrwürdiges Haupt entblöste. „Ach Herr Jesu, hörte man ihn zuweilen seufzen, stärke meine schwache Hülle, und erleichtere meine Schmerzen! Jedoch, was sind meine Schmerzen gegen die deinigen? Was hast du für Marter und Angst um meinetwillen ausgestanden!“ Um vier Uhr nahm der Herr seinen treuen Knecht in die ewige Ruhe.



John Howard.

(Gest. am 20. Juni 1790).

„Ich bin gefangen gewesen, und ihr seid zu mir gekommen.“ (Matth. 25, 36.)

John Howard wurde im Jahre 1727 zu Clapton bei London geboren. Sein Vater, ein wohlhabender Tapetenhändler, ließ ihm eine sorgfältige Erziehung zu Theil werden, und that ihn schon bald in ein großes Handlungshaus zu London in die Lehre, weil er ein Kaufmann werden sollte. Sein Vater starb jedoch vor dem Ende seiner Lehrzeit. John, der mehr aus Gehorsam gegen ihn, als aus Neigung in das kaufmännische Fach eingetreten war, und überdies an Kränklichkeit litt, kaufte den Rest derselben ab. Er war nun in den Besitz eines bedeutenden Vermögens gekommen. Schon frühe hatte er sich durch religiösen Sinn und durch Freude am Wohlthun ausgezeichnet. Zu Stocknewington, wo er zuerst wohnte, unterstützte er jetzt nach Kräften die Armen, erweiterte seine christliche Erkenntniß durch Lesen des göttlichen Wortes und anderer christlichen Schriften, und studirte die Arzneiwissenschaft. Diese letzte kam ihm sowohl für seine Person, da er, wie gesagt,

fränklich war, zu Statten, als auch auf seinen spätern Reisen bei der Pest und andern ansteckenden Krankheiten. Eine schwere Krankheit überfiel ihn, als er in dem Hause einer frommen Wittve, Sara Loidoire, wohnte, welche ihn so liebevoll pflegte, daß er nach seiner Genesung ihr aus Dankbarkeit einen Eheantrag machte, obgleich sie doppelt so alt, sehr fränklich und weniger wohlhabend war. Er heirathete sie im Jahre 1752, als er 25 Jahr alt war; ihr Vermögen ließ er sie an ihre Schwester schenken. Er lebte glücklich mit ihr, und pflegte sie mit Treue in ihrer Kränklichkeit. Doch starb sie schon 1755.

Um sich aufzuheitern, machte er eine Reise nach Lissabon, wo eben ein furchtbares Erdbeben 30,000 Menschen verschüttet hatte. Sein Schiff aber wurde von einem französischen Raper erobert, und er mit seinen Gefährten nach Vrest geschleppt. Hier mußten sie eine Zeitlang in einem schmutzigen Kerker ohne Nahrung zubringen. Darauf wurde ihnen eine Hammelskeule zugeworfen, welche sie, da sie kein Messer hatten, in Stücke zerreißen, und wie Hunde benagen mußten. Sechs Tage mußten sie auf bloßer Erde liegen; nur mit Stroh konnten sie sich zudecken. Nach zwei Monaten Gefangenschaft durfte Howard, um sich auszuwechseln zu lassen, nach England zurückkehren, und hier verwandte er sich bei der betreffenden Behörde für seine in Frankreich gefangnen Landsleute so kräftig, daß sie binnen Kurzem ausgewechselt wurden. Dies war die erste Veranlassung, daß er auf das Schicksal der Gefangenen und Kranken seinen Blick richtete, und ihr Elend zu mildern suchte. Von jetzt an wohnte er auf seinem Gute in Gardington, einem Dorfe bei Bedford. Im Jahre 1758 verheirathete er sich mit Henriette Leeds. Sie stimmte mit ihm in seiner Liebe zum Christenthum und zum Wohlthun überein. So verkaufte sie bei ihrem Eintritt in die Ehe die Juwelen, die sie früher getragen, und legte das Geld in eine Büchse, welche sie und ihr Mann die „Armenbüchse“ nannte. Als Howard am Ende eines Jahres einen Ueberschuß in seinen Rechnungen fand, machte er ihr den Vorschlag, dafür eine Reise nach London zu machen. „Was für ein schönes Bauernhäuschen könnte man dafür bauen!“ war ihre Antwort. Er ließ nämlich auf seinem Gute eine Anzahl wohl eingerichteter Häuschen bauen, mit einem Stück Land für eine Kuh, und einem Gärtchen für jedes. Diese verpachtete er um einen sehr geringen Preis an die arbeitsamsten und sitzsamsten Armen des Dorfes, verschaffte ihnen Arbeit, unterstützte sie in Krankheit

und Unglücksfällen, und errichtete Schulen für ihre Kinder. Er machte ihnen dafür zur Pflicht, sich der Wirthshäuser und anderer verderblichen Lustbarkeiten zu enthalten, und des Sonntags regelmäßig den Gottesdienst zu besuchen. Er selbst besuchte sie in ihren Häusern, sah nach, wie es mit der Ordnung, Fleiß und Kindererziehung beschaffen sei, und ging ihnen nebst seiner Gattinn mit einem musterhaften Beispiele voran. Diese letztere wurde ihm am 31. März 1765, kurz nach der Geburt ihres ersten Kindes, durch den Tod hinweggenommen.

Seine wichtigste Sorge war nun, daß sein Söhnlein gut erzogen würde, und er überwachte in den ersten Jahren seine Erziehung selbst mit großem Eifer. Im Jahre 1767 machte er zur Stärkung seiner Gesundheit eine Reise nach Holland, und im Herbst 1769 nach Frankreich, der Schweiz und Italien. Wie er seine Reise benutzte, nicht bloß zur Stärkung seiner leiblichen Gesundheit, sondern auch um seine Seele in dem verborgenen Umgang mit Gott zu stärken, möge folgender Bund zeigen, den er in Neapel mit Gott schloß, und der sich unter dem 27. Mai 1770 in seinem Tagebuche findet: „Da ich nicht die stärkste Constitution habe, und ein längerer Aufenthalt in Holland dieselbe schwächt, so glaubte ich nach Italien gehen zu dürfen, indem eitle und sündige Zerstreuungen nicht mein Zweck sind, sondern die Ehre und der Ruhm Gottes mein höchster Ehrgeiz ist. „Siehe zu, meine Seele, welche Fortschritte machst du auf deiner geistlichen Reise? Bist du näher dem himmlischen Canaan? Brennt die Lebensflamme heller und heller, oder füllt das Interesse eines Augenblicks dein Herz? Stehe still, gedenke, daß du nach der Ewigkeit wanderst, bitte täglich brünstig um Weisheit, hebe dein Herz und deine Augen auf zu dem ewigen Felsen, und dann schaue wieder auf die Herrlichkeit dieser Welt! Eine kurze Weile, und deine Reise wird zu Ende seyn. Sey getreu bis in den Tod! Die Pflicht ist dein, die Macht ist Gottes. Bitte ihn, dir ein Herz zu geben, das die Sünde mehr haßt, und mit ihm in nähere Gemeinschaft kommt! D erhebe dein Herz, meine Seele, und mein Geist freue sich Gottes, meines Heilandes! Seine freie Gnade, unendliche Barmherzigkeit schenkte sich auch mir, Herr Gott, warum auch mir? Wenn ich überlege, und schaue in mein Herz, so zweifle ich, so zittre ich. Solch eine elende Creatur! Sünde, Thorheit und Unvollkommenheit in jedem Werk. O furchtbarer Gedanke! Einen Leib der Sünde und des Todes trage ich mit mir, immer

bereit, sich von Gott loszureißen. Mit all der furchtbaren Summe von begangenen Sünden bebt mein Herz in mir, und verzweifelt fast. Doch was betrübst du dich meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott und auf seine freie Gnade in Jesu Christo! Ich glaube, lieber Herr, hilf meinem Unglauben! Soll ich Schranken setzen der Gnade Gottes, kann ich seine Liebe ergründen? Hier, an seinem heiligen Tage, bekenne ich auf's Neue in dem Staub vor dem ewigen Gott meine schweren und abscheulichen Sünden. O mitleidiger und göttlicher Heiland, erlöse mich von der furchtbaren Schuld und Macht der Sünde, und nimm an meine feierliche, freie und, wie ich hoffe, unbedingte volle Hingabe meiner Seele, meines Geistes, meines lieben Kindes, alles, was ich bin und habe, in Deine Hände, unwerth deiner Annahme! Doch, o Herr, Gott der Gnade, verwirf mich nicht von deinem Angesicht, nimm mich an, so schlecht, wie ich bin! Ich hoffe, ein reuevoll zurückkehrender, verlornen Sohn! Ich freue mich meiner Wahl, bekenne meine Verpflichtungen als ein Knecht des allerhöchsten Gottes. Möge nun der ewige Gott meine Zuflucht seyn, und du, o meine Seele, treu dem Gott, der dich nimmer verlassen will, noch versäumen!

So, mein Herr und mein Gott, ist selbst ein Wurm demüthig kühn, einen Bund mit dir zu machen. Bestätige und besiegle ihn, und mache mich zu einem ewigen Denkmal deiner grenzenlosen Barmherzigkeit! Amen, Amen, Amen! Ehre sei Gott dem Vater, Gott dem Sohn, und Gott dem h. Geist in Ewigkeit! Amen!

Indem ich hoffe, daß mein Herz mich nicht betrügt, und der Barmherzigkeit seiner züchtigenden und bewahrenden Gnade vertraue, zeichne ich, indem ich mit Freuden, was ich von ihm empfangen habe, an ihn zurückgebe, doch mit Furcht und Zittern, meinen unwürdigen Namen.

Neapel, 27. Mai 1770.

John Howard.

Diesen Bund hielt er nachher seiner Seele oft vor, so in Heidelberg am 29. Juli 1770, so noch wenige Monate vor seinem Tode, zu Moskau am 27. September 1789, wo er ihn erneuerte.

Einen der wichtigsten Abschnitte in seinem Leben machte seine Ernennung zum Ober-Sheriff der Grafschaft Bedford, wodurch es seine Pflicht wurde, die Aufsicht über die

Gefängnisse der Grafschaft zu führen. So untersuchte er alle Gefängnisse der Grafschaft bis zu dem untersten Kerker. Er fand die schreiendsten Mängel und Ungerechtigkeiten. Zu Bedford waren zwei Kerker 11 Fuß tief unter der Erde und sehr feucht. Der Hof war beiden Geschlechtern gemeinschaftlich, und der Verwalter wohnte von seinem Gefängniß entfernt. Die Schuldgefangenen, wie alle andern, mußten, auch wenn sie freigesprochen wurden, so lange im Gefängniß bleiben, bis sie dem Verwalter $15\frac{1}{3}$, dem Schließer 2 Schillinge für Unkosten und Gebühren bezahlt hatten. Viele konnten das nicht, und mußten deswegen noch Jahre lang im Gefängniß schmachten. Er schlug den Richtern der Grafschaft vor, dem Gefangen-Verwalter ein Gehalt, statt der Gebühren, zu zahlen. Diese waren auch dazu geneigt, meinten aber, sie dürften nicht die ersten seyn. Darauf reiste er in benachbarte Grafschaften, und fand hier dieselbe Ungerechtigkeit, dasselbe Elend.

Im Nov. 1773 machte er eine förmliche Untersuchungsreise durch die englischen Gefängnisse. Die erste Unsitte, die er fast überall antraf, war die eben erwähnte, daß die Verwalter kein Gehalt hatten, sondern von den Gebühren ihrer Gefangnen lebten. Da viele vom Gefängniß entfernt wohnten, so suchten sie die geringe Aufsicht dadurch zu ersetzen, daß sie die schwerern Gefangnen, Männer und Weiber, mit Ketten an den Boden fesselten.

Die Kerker selbst waren meist zu klein und zu feucht, hatten wenig Luft und Licht; viele waren 10 – 20 Stufen unter der Erde, hatten keine Betten, viele nicht einmal Stroh, im Winter kein Feuer.

In Knareſborough waren Ratten und Würmer die Gesellschaft der Gefangnen. Einer hatte seinen Hund mit in den Kerker genommen, um sich dagegen zu vertheidigen. Der Hund wurde getödtet, und das Gesicht des Gefangenen von dem Ungeziefer verunstaltet. Das Essen war meist schlecht und zu wenig, da es dem Verwalter verdungen war, und dieser suchte sich dadurch zu bereichern. In Durham hatten die Gefangnen fast 12 Monate Nichts als gekochtes Brod und Wasser erhalten. Dazu kam auf den Kopf gewöhnlich nur Ein Pfund Brod. Sechs Gefangne waren hier in einem Kerker, der die „große Höhle“ hieß, mit Ketten an den Boden geschlossen. Das Stroh auf dem steinernen Boden war vermodert, und die Asche, der Staub und Unrath lag von vielen Monaten aufgehäuft. Die Gesun-

besten wurden auf diese Weise krank. Selbst eine eigenthümliche Krankheit, das Kerkerfieber, bildete sich aus, ein durch Mangel an frischer Luft und Reinlichkeit, durch schlechte Diät und Wohnung erzeugtes und so ansteckendes Schleichfieber, das es an vielen Orten Kerkermeister und Gefangne dahinraffte. Die Aerzte bedungen sich oft aus, daß sie die an diesem Fieber Erkrankten nicht zu besuchen brauchten; an vielen andern Gefängnissen war gar kein Arzt angestellt.

Untersuchungsgefangne und Sträflinge, die leichtesten und schwersten Verbrecher, Knaben und ergraute Spitzbuben, alles war meist in denselben Räumen zusammen. An manchen Orten waren selbst die Weiber nur des Nachts, aber nicht bei Tage von den Männern getrennt, sodaß in Gloucester 6 uneheliche Kinder geboren wurden. Schenkergerechtigkeit übten sehr viele Gefangenwärter. An vielen Orten wurden die eintretenden Gefangenen theils von ihnen, theils von den Mitgefangenen gezwungen, etwas Geld als Willkomm zu bezahlen, was dann zum Nutzen des Kerkermeister vertrunken wurde. In der Schenkstube des Gefängnisses zu Chelmsford hing ein Papier, worauf unter Anderm stand: „Gefangene haben beim Eintritt ein Trinkgeld zu bezahlen, oder Spießruthen zu laufen“.

Bei so jammervollem Zustande der Gefängnisse kann es nicht befremden, daß die Seelenpflege ebenso schlecht war. Gefängniß-Geistliche waren an wenig Orten angestellt, Kapellen oder Betsäle selten vorhanden, von besonderer Seelsorge für die Einzelnen war keine Rede.

Dieses Elend that Howard von Herzen weh. Er enthüllte die Gebrechen, und drang auf Abhülfe. In Folge dessen wurde die Sache im Jahre 1774 im Unterhause zur Sprache gebracht. Das Unterhaus ließ sich von ihm einen mündlichen Bericht über den Zustand der Gefängnisse erstatten, drückte ihm feierlich seinen Dank für seine edlen Bemühungen aus, und ließ noch in demselben Jahr zwei Gesetze ausgehen, das eine, daß die Unkosten wegen entlassener Gefangenen aus den Grafschaftskassen bezahlt werden sollten, das andere, daß besser für die Gesundheit der Gefangenen gesorgt werde. Howard ließ hoch erfreut beide Beschlüsse auf seine Kosten drucken, und sandte jedem Kerkermeister im Königreich ein Exemplar derselben.

Nachdem er noch die Gefängnisse Schottlands und Irlands bereist und untersucht hatte, wollte er auch die Ge-

fängnisse des europäischen Festlandes damit vergleichen. Im April 1775 reiste er daher nach Paris. Er versuchte in die berühmte Bastille einzudringen, wurde aber zurückgewiesen. Im Polizei-Gefängniß Bizetree und einigen andern fand er abscheuliche Kerker, 16 Stufen tief unter der Erde, völlig finster, feucht und eng. Doch fand er im Allgemeinen die Gefängnisse besser, als die englischen. Sie waren reinlich, die Gefangenen waren nicht gefesselt, hatten 2 Pfund Brod täglich und Sonntags ein Pfund Fleisch. Die Geschlechter waren getrennt, und der Kerkermeister durfte bei schwerer Strafe keine geistigen Getränke verabreichen.

Die Gefängnisse in Holland erregten seine Bewunderung durch ihre Reinlichkeit, Ordnung, Gesundheit, Arbeitsamkeit und gute Zucht. Er fand bei der Vergleichung Hollands mit England noch in drei andern Stücken dieses in den Schatten gestellt, erstens, durch die sehr kleine Zahl der Schulbgefangenen: in Amsterdam nur 18; zweitens, daß in den letzten Jahren daselbst keine Hinrichtung stattgefunden hatte, während in London allein von 1749 bis 1771 deren 678 vorgekommen waren; drittens fand er den Meineid in Holland seltner, als in andern Ländern. — Von Holland ging er nach Deutschland, besuchte die Gefängnisse von Bremen, Hamburg, Mannheim. An letzterem Orte empfingen die Sträflinge bei ihrem Eintritt den sogenannten Willkomm. Sie wurden nämlich mit dem Nacken, Händen und Füßen in eine Maschine gesteckt, und empfingen 12—30 Stockschläge, worauf sie die Thürschwelle küßten, und eintraten. Einige wurden auf dieselbe Weise entlassen.

Nachdem Howard nach England zurückgekehrt war, und die dortigen Gefängnisse abermals besucht hatte, reiste er im Sommer 1776 wieder nach Frankreich, und von da nach der Schweiz. In Genf, Bern, Lausanne und Zürich gefiel ihm die Reinlichkeit, Arbeitsamkeit und Gesundheit der Sträflinge. In einigen Cantonen fand er gar keine Criminalgefangenen, was er der großen Fürsorge für die Erziehung der Jugend zuschrieb. Zu tadeln fand er in Deutschland die zu große Milde gegen zum Tode Verurtheilte, die in den letzten Tagen jede beliebige Speise sich wählen, und mit ihren Freunden zusammen seyn durften. Besser wäre es, ihr Augenmerk auf ihrer Seelen Seligkeit zu richten.

Raum war er in seine Heimath zurückgekehrt, so durchheulte

er von Neuem die Gefängnisse seines Vaterlandes, und gab dann seine erste Gefängnißschrift heraus: „Der Zustand der Gefängnisse in England und Wales.“ Der erste Abschnitt giebt eine allgemeine Uebersicht des leiblichen und geistigen Elends in den Gefängnissen, und schließt mit einer Ansprache voll heiligen Unwillens an viele pharisäische Christen: „Diese Herren, wenn ihnen von dem Elend unserer Gefangnen erzählt wird, begnügen sich zu sagen: „Laß sie sorgen, daß sie draus bleiben!“ und sprechen in ihrem Herzen: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin, wie diese Leute,“ ic. „und scheinen nicht dankbar die Gunst der Vorsehung zu empfinden, welche sie vor jenen Leidenden bevorrechtet ic.“ Der 2. Abschnitt handelt von den bösen Gebräuchen in den Gefängnissen, der 3. enthält Vorschläge zur Verbesserung der Bauart und Verwaltung der Gefängnisse. Er dringt besonders darauf, daß die verschiedenen Gefangenen, leichte und schwere Verbrecher, Männer und Weiber, von einander getrennt werden; ferner auf Anstellung von Gefängnißgeistlichen, denen aber die Seelsorge am Herzen liegen müßte. Er schlug bessere Kost, aber auch Arbeit und strenge Zucht vor.

Um seine Erfahrungen in der Gefängnißkunde zu erweitern, unternahm er noch 5 große Reisen aufs Festland von Europa. Zuerst wollen wir noch einige Worte über die Art und Weise seines Reisens sagen. In England ritt er bei seinen Reisen täglich 12—15 Stunden mit seinem Bedienten, im Ausland bediente er sich einer deutschen Kutsche, die er gekauft, reiste mehrmals ganz allein, und war wegen eines Wirthshauses nie in Verlegenheit. Einen kleinen Theekessel, Theetopf und Tassen, Thee und Zwieback hatte er stets bei sich. Oft reiste er mehrere Tage und Nächte durch, und schlief im Wagen so gut, wie im Bett. Seine Zeit suchte er auf allen Reisen so gewissenhaft anzuwenden, daß er sie nie weder Vergnügungen, noch Ehrenbezeugungen opferte. Als er einmal in Leghorn in Italien das dortige Pestlazareth besuchte, lud ihn der Großherzog von Toscana zur Tafel. Er lehnte die Einladung ehrerbietig ab, weil es ihm drei Stunden kosten würde, die ihm gerade jetzt kostbar wären, da er so schnell als möglich ein anderes Gefängniß untersuchen müßte. So vermied er jetzt, nach Rom zu reisen, aus Furcht, die vielen Kunst-Denkmäler daselbst möchten ihn verleiten, zu ihrer Betrachtung viele Zeit zu verwenden, die er zur Untersuchung der Gefängnisse nützlicher anwenden könne. — Zur re-

gelmäßigen Hausandacht nahm er sich aber immer die Zeit, indem er erklärte, wo er eine Hütte habe, solle Gott einen Altar haben. Sein Bedienter wußte die Abendstunde, wo er, wenn sie eingekehrt waren, dann zu ihm auf's Zimmer kommen mußte. Dies wurde abgeschlossen, und nicht eher geöffnet, als bis die Andacht beendigt war.

Auf seiner 3. Reise im Jahre 1778 bereifte er Holland, Hannover, Preußen und Oestreich. In Wien fand er die Gefängnisse sehr schlecht, viele Kerker finster, feucht, unreinlich, unter der Erde. Als an der Tafel des englischen Gesandten, zu der Howard eingeladen wurde, die Rede auf die Folter kam, bemerkte ein Tischgenosse, daß dem Kaiser das Verdienst gebühre, in Oestreich dieselbe abgeschafft zu haben. Verzeihen Sie, entgegnete Howard, Se. Kais. Majestät hat nur Eine Art der Folter abgeschafft, um eine andere, grausamere Art an die Stelle zu setzen. Denn die Folter, die er abschaffte, dauerte höchstens nur einige Stunden; aber die, die er eingesetzt, dauert viele Wochen, ja bisweilen Jahre. Die armen Unglücklichen werden in einen ungesunden Kerker, so schlecht, wie die schwarze Höhle in Calcutta, geworfen, aus dem sie nur herauskommen, wenn sie bekennen, dessen sie beschuldigt werden.“ „Bst! sagte der Gesandte, Ihre Worte werden Sr. Majestät hinterbracht werden.“ „Wie, erwiederte Howard, soll meine Zunge sich von einem König oder Kaiser auf Erden binden lassen, nicht die Wahrheit zu sprechen? Ich wiederhole, was ich behauptet habe, und halte es wahr.“ Tiefe Stille erfolgte, und Jeder bewunderte seine unverzagte Kühnheit.

Denselben Muth bewies er, als er bei einer späteren Anwesenheit in Wien von Kaiser Joseph II. im Jahre 1786 zu einer Audienz beschieden wurde. Dieser Fürst war kaum Einen Monat auf seinem Thron gewesen, so hatte er schon jedes Gefängniß in Wien besucht, und suchte sie zu verbessern. Jetzt wünschte er Howards Erfahrungen zu benutzen. Der Kaiser nahm ihn allein, und fragte ihn um sein Urtheil über das neue Militär-Hospital. Howard fragte zuerst, ob er frei sprechen dürfe, was er denke, und als ihm das zugesichert wurde, sagte er: „Dann muß ich mir die Freiheit nehmen, zu bemerken, daß dasselbe voll Mängel ist. Die Portion Brod ist zu klein; die Zimmer sind nicht rein gehalten, auch in vieler Hinsicht schlecht gebaut. Ein Uebelstand war mir besonders schmerzlich: die Sorge für die Kranken ist Menschen anvertraut, welche für

dies Geschäft sehr unpassend sind.“ Der Kaiser erwiederte, was das Brod betreffe, sei die Portion dieselbe, wie die jedes andern Soldaten, Ein Pfund für den Tag, worauf Howard ohne Umstände sagte, das sei nicht hinreichend für einen Mann, der arbeiten solle, oder sich auf der Genesung befände.

Er wurde wegen der Gefängnisse gefragt. Als er zauderte, zu sprechen, sagte der Kaiser: „Sprechen Sie ohne Furcht!“ „Ich sah in ihnen, fuhr Howard fort, viele Dinge, die mich mit Staunen und Schmerz erfüllten. Sie haben alle Kerkerlöcher. Es heißt, die Folter sei in Ew. Majestät Staaten abgeschafft, aber es ist nur scheinbar so. Denn, was jetzt geschieht, ist in der That schlimmer, als irgend eine andere Folter. Arme Unglückliche sind eingesperrt 20 Fuß unter der Erde, in Räumen, grade groß genug, ihren Leib aufzunehmen, und einige bleiben darin 18 Monate lang. Alle sind geeigneter Tröstung und geistlicher Hülfe beraubt.“ Der Fürst schien jetzt einiges Mißbehagen zu fühlen, und sagte plötzlich: „Herr, in Ihrem Lande läßt man für die kleinsten Vergehen aufhängen.“ „Ich gestehe, erwiederte Howard, daß die Menge seiner Todesstrafen eine Schande für England ist; aber wie ein Fehler nicht den andern entschuldigt, so ist auch in diesem Falle die Parallele nicht richtig. Denn ich versichere, daß ich, wo möglich, lieber zehnmal gehängt seyn wollte, als solch eine fortwährende Reihe von Leiden ausstehen, wie die elenden Wesen ausstehen, die das Unglück haben, in Ew. Majestät Gefängnissen eingesperrt zu seyn.“ So sagte er auch noch in andern Stücken dem Kaiser entschieden die Wahrheit. — Am folgenden Tage erzählte der Kaiser dem englischen Gesandten, daß sein Landsmann ohne Complimente sei; er gefiele ihm aber deswegen nur desto besser; einige seiner Rathschläge werde er befolgen. Howard blieb noch einige Tage in Wien, und hatte die Freude, zu sehen, daß viele von ihm gerügten Mängel abgestellt wurden. Seine ehrenvolle Aufnahme beim Kaiser veranlaßte viele Höflinge, ihm ihre Aufmerksamkeit zu schenken. So besuchte ihn der eitle Gouverneur von Ober-Oesterreich mit seiner eitlen Gemahlinn. Derselbe fragte ihn in hochfahrendem Tone nach dem Zustande der Gefängnisse in seiner Provinz. „Sie sind die schlechtesten in ganz Deutschland, erwiederte Howard, besonders in Betreff der weiblichen Gefangenen, und ich empfehle Ihnen, Frau Gräfinn, sie persönlich zu besuchen, als das beste Mittel, die Mißbräuche abzustellen.“ „Ich, sagte sie stolz, ich

in Gefängnisse gehen?" und damit eilte sie mit ihrem Gemahl, so schnell sie konnte, die Treppe hinunter, sodaß Howard meinte, es könnte ein Unglück passiren. Er rief ihnen noch mit lauter Stimme nach: „Madame, gedenken Sie, daß Sie selbst ein Weib sind, und bald, gleich der elendesten weiblichen Gefangenen, nur einen kleinen Raum der Erde einnehmen werden, von der Sie nicht minder abstammen.“

Von Wien reiste er nach Italien, und besuchte die dortigen Verbesserungs- und Wohlthätigkeitsanstalten. In Mailand fand er zwei Gefängnisse sehr gut. Viele Handwerke und Fabrikarbeiten wurden betrieben, $\frac{1}{3}$ des Verdienstes erhielten die Gefangenen; sie hatten hinreichend gutes Essen, lustige Schlaffäle, und wechselten jede Woche ihre Leibwäsche. Hier übte er eine der großmüthigen Handlungen, wodurch er fast in jeder solchen Anstalt einen Gefangenen erfreute. Er fand einen jungen Mann von 25 Jahren, der wegen Vielweiberei verhaftet, aber durch die Haft gebessert worden war. Er kaufte ihn los, und versah ihn mit Geld, sodaß er in seine Heimath reisen konnte.

Auf seinem Rückwege fand er in Lüttich das alte und neue Gefängniß schrecklich. Im alten waren 6 eiserne Käfige, in denen zwei Gefangene saßen. Als er in die Kerker unter der Erde hinabstieg, hörte er das Jammern der Unglücklichen. Die Seiten und Decken derselben waren ganz von Stein; bei nassem Wetter floß das Wasser aus den Straßenrinnen hinein, sodaß die Gefangenen erkrankten. Zwei kleine Löcher hatten die Kerker, das eine für Luft, das andere, um die Speisen hinunter zu lassen. Das Geschrei der Gemarteten in der Folterkammer konnten die Wanderer draußen auf der Straße hören, und Wachen waren aufgestellt, um die Letzteren zu verhindern, stehen zu bleiben, und zu horchen. Ein Arzt und ein Chirurgus waren stets bei dem Foltern zugegen, und auf ein Zeichen mit der Klingel brachte der Kerkermeister Wein, Essig und Wasser, damit die Gefolterten nicht im Tode ein Ende der Qual fänden.

Nach seiner Rückkehr nach England 1779 hatte die Regierung in Folge seines kräftigen Anregens beschlossen, zwei große Verbesserungshäuser in der Nähe Londons zu errichten, und Howard nebst zwei Andern zu Oberaufsehern über die Errichtung derselben angestellt. Als aber durch den Leichtsinns des einen seiner Collegen, und die Lauheit der Regierung zwei Jahre vergingen, ohne daß auch nur der Ort bestimmt worden wäre, legte

er die Stelle nieder. Er wollte jetzt seine Erfahrungen über Gefängnisse durch eine Reise in den Norden Europas vervollständigen. Im Mai 1781 reiste er nach Dänemark und Schweden, und von da nach Rußland. Als er nach Petersburg kam, stieg er vor dem Thor aus seinem Wagen, und ging allein in die Stadt, um unerkannt die Gefängnisse untersuchen zu können. Er fand keine ordentlichen Schließer in den Gefängnissen, sondern alle Gefangene von Militär bewacht. Als man ihm zum Ruhme der Regierung erzählte, daß auf kein anderes Verbrechen, als auf Hochverrath die Todesstrafe stehe, mißtraute er der Angabe, um so mehr, da er hörte, daß die Knutenstrafe oft als die Todesstrafe gefürchtet werde. Er fuhr in einem Wagen grade nach dem Hause des Scharfrichters, um die Wahrheit zu erforschen. Dieser war bestürzt, einen Mann von Ansehen zu sich kommen zu sehen. Howard nahm eine hohe Miene und Sprache an, als ob er Befehl habe, ihn zu verhören. „Kannst du die Knute so anwenden, daß der Tod in kurzer Zeit erfolgt?“ „Ja, das kann ich.“ „In welcher Zeit?“ „In einem, oder in zwei Tagen.“ „Hast du die Knute schon so angewandt?“ — „Ja.“ — „Kürzlich?“ — „Ja; der letzte Mann, gegen den ich die Knutenstrafe anwandte, starb an der Strafe.“ — „Wie machst du sie tödlich?“ — „Durch einen oder zwei Streiche an den Seiten, wodurch große Stücke Fleisch weggehauen werden.“ — „Erhältst du Befehl, die Strafe so anzuwenden?“ — „Ja.“

Der Polizeiminister in Petersburg zeigte ihm außer der Knute noch andere Strafwerkzeuge, z. B. eins, um die Nasenlöcher der Verbrecher auszuschließen, eins, um sie durch Punktirung zu brandmarken, wo nachher in die Wunden ein schwarzes Pulver eingerieben wird. Die Gefängnisse waren sehr schlecht, aber mehrere Hospitäler reinlich und in gutem Zustande.

Auf der Rückreise fand er das Hospital zu Brügge von 20 Nonnen verwaltet, welche die Männer, wie die Frauen, in getrennten Räumen pflegten.

Auf seiner sechsten Reise im Jahre 1782 besuchte er die Gefängnisse in Portugal und Spanien. In Madrid wurden ihm alle Gefängnisse geöffnet, nur nicht die der Inquisition. Der General-Inquisitor führte ihn zwar in einen Saal, der roth behangen war; über dem Sitz des Inquisitors war ein Crucifix, vor ihm ein Tisch mit Sitzen für die zwei Sekretäre, und ein Stuhl für den zu Verhörenden. Weiteres bekam er

aber nicht zu sehen. In Valladolid war er in dieser Hinsicht etwas glücklicher. Zwei Inquisitoren, ihre Sekretäre und zwei Magistratspersonen führten ihn in mehrere Zimmer, deren eins mit einer Darstellung des Autodafé von 1667 geziert war, wo damals 97 Personen in Gegenwart des spanischen Hofes verbrannt wurden. Das Verhörzimmer war, wie das zu Madrid; nur hatte es einen Altar, und eine Thür mit drei Schlössern nach dem Sekretärzimmer, worüber der große Bahnfluch angeschlagen war gegen alle Fremde, die hinein zu gehen wagen sollten. Nach langer Berathung der Führer erlaubte man ihm, die heimliche Treppe hinaufzugehen, auf welcher die Gefangenen zur Verhörstube gebracht wurden, und die zu einem Gange mit mehreren Thüren führte, in welche er aber nicht eintreten durfte. Er hörte von den Inquisitoren, daß die Zellen dieses furchtbaren Gefängnisses zwei Thüren hatten, und durch zwei Mauerwände von einander abgesondert waren, um alle Kommunikation der Eingekerkerten zu vermeiden; daß über diesen Mauern eine Art Röhre war, oben verschlossen, an den Seiten aber mit Löchern versehen, um ein wenig Luft und schwachen Lichtschimmer durchzulassen. Von dem Urtheil dieses Gerichts durfte Niemand appelliren. Die unwiderrufliche Gewißheit seiner Verurtheilung, die schreckliche Strenge und undurchdringliche Geheimhaltung seiner Verhandlungen flößten solchen Schrecken ein, daß das Volk schon beim Vorübergehen schauderte.

Im Waisenhaus zu Amsterdam fand er 1300 Kinder. Die Zimmer der Direktoren und die Küche waren schön und reinlich, aber die Schlafstuben eng und ungesund, mit Betten überfüllt. In jedem der letzteren lagen 3—4, selbst in jedem Krankenbett 2—3 Kinder. Viele Wärter waren alt und träge; die Kinder in Folge dessen schmutzig, und die meisten hatten in hohem Grade Hautkrankheiten. Als er auf diesen letzteren Uebelstand die Direktoren aufmerksam machte, antworteten sie ganz ruhig: „Es ist die Hauskrankheit; alle unsere Kinder müssen sich daran gewöhnen.“ Entrüstet ruft er in seinem Tagebuch aus: „So entschuldigen die Aerzte und Direktoren die Nichterfüllung ihrer Pflicht. Die Folge ist, daß wenige dieser Kinder das Mannesalter erreichen, und die dazu kommen, sind ein schwaches, kränkliches Geschlecht.“

Im November 1785 trat Howard seine sechste Reise an. Die Pest richtete nämlich damals große Verheerungen an, und gerade in England fand er nur schwache Vorsichtsmaßregeln.

Er wollte nun die vorzüglichsten Pestlazarethe in Europa besuchen, damit er seinem Vaterlande bessere Maßregeln dagegen vorschlagen könnte. Um nicht Andere in das gefährliche Unternehmen hineinzuziehen, ließ er diesmal seinen Bedienten zurück, und machte sich ganz allein auf die Reise. Zuerst wollte er nach Marseille, wo eins der berühmtesten Pestlazarethe war, welches aber die Franzosen aus Eifersucht für ihren Handel bisher dem Auge jedes Fremden entzogen hatten. Glücklicherweise kam er nach Paris, gewann der Polizei, die ihn aufsuchte, einen Vorprung ab, und erreichte unerkannt Marseille. Durch Hülfe des protestantischen Geistlichen verschaffte er sich Eingang in das Pestlazareth. Er fand es geräumig, und gut eingerichtet. Er verschaffte sich deswegen einen Plan davon, den er nachher veröffentlichte.

In Malta fand er die Lazarethe und Hospitäler in schlechtem Zustande. Als er im Begriff war, nach Smyrna zu segeln, weil dort gerade die Pest wüthete, schrieb er an einen Freund: „Eine Wirkung spüre ich während meines Besuchs der Pestlazarethe, nämlich ein heftiges Kopfsweh, das mich aber stets Eine Stunde, nachdem ich von jenen Orten weggegangen, verlassen hat. Da ich ganz allein bin, habe ich nöthig, all meinen Muth und meine Entschlossenheit aufzubieten. Viele werden mein Unternehmen chimärisch nennen, und daß es keinen bleibenden Nutzen haben werde. Aber ich beharre durch böse Gerüchte und gute Gerüchte. Ich weiß, ich stürze mich in die größte Lebensgefahr. Ich setze keine Hoffnung auf irgend etwas, was ich gewesen bin, oder gethan habe. Aber Eine Hoffnung ist vor mir. Auf ihn, auf den Herrn Jesum Christ, setze ich mein Vertrauen. In ihm habe ich einen sichern Trost.“

In die Gefängnisse und Hospitäler Smyrna's wurde er als Arzt eingeführt. Man zeigte ihm einen jungen Mann, der die Bastonade so furchtbar erhalten hatte, daß sein ganzer Körper geschwollen war. Er ließ ihn in der See baden, auf die Fußsohlen Pflaster von Salz und Essig legen, und ihn kühl halten. Hierdurch und durch zwei Portionen Glaubersalz stellte er ihn wieder her, und erwarb sich dadurch einen bedeutenden Ruf als Arzt. Dieser Ruf folgte ihm auch nach Constantinopel, wo ein Türke ihn zu seiner Tochter, die von allen Ärzten aufgegeben war, rufen ließ. Er heilte sie, und der dankbare Vater bot ihm einen Beutel von 6000 Thlr an. Er schlug ihn aus, da er nie Geld nehme, bat sich aber einen Zeller

Trauben aus seinem Garten aus. Voll Erstaunen über diese Uneigennützigkeit sandte ihm jener täglich die schönsten Früchte. Er fand übrigens die Gefängnisse und Hospitäler in dieser Stadt sehr schlecht, aber ein gutes Asyl für Kagen neben der Sophienkirche. In Betreff der Pestkranken stellte er überall Untersuchungen an. — Er wollte jetzt über Wien zurückkehren, als ihm einfiel, daß er, wenn er seinem Vaterlande eine Quarantäne-Anstalt vorschlagen wolle, selbst eine solche durchgemacht haben müßte. Er kehrte deswegen nach Smyrna zurück, um von da nach Venedig zu reisen.

In Venedig angelangt, bekam er im Quarantaine-Haus eine sehr schmutzige Stube voll Ungeziefer, ohne Tisch, Stuhl und Bett. Ein anderes Zimmer, das er nach einigen Tagen bekam, war ebenso ungesund und schmutzig. Das Waschen der Wände mit warmem Wasser half Nichts, sodaß er Mangel an Appetit bekam, und das schleichende Spitalsieber zu bekommen fürchtete. Mit Hülfe des englischen Consuls bekam er Kalk und Pinsel, kalkte sein Zimmer, wodurch dieses so gesund wurde, daß er seinen Appetit und Schlaf wieder erhielt, und die 40 Tage der Quarantaine in ziemlicher Gesundheit zubrachte. Indesß verbitterten ihm den Aufenthalt zwei Nachrichten aus der Heimath.

Eine Anzahl seiner Verehrer in England hatten eine Subscription eröffnet, um ihm ein Denkmal für seine menschenfreundlichen Bemühungen zu setzen. Bei seiner tiefen Demuth schmerzte ihn dies sehr, und er schrieb auf die Nachricht davon an seine Freunde, um das Unternehmen rückgängig zu machen: „Ach, warum konnten meine Freunde, welche wissen, wie sehr ich solche Parade verabscheue, nicht solch ein voreiliges Unternehmen zurückhalten! — Fürwahr, ich kann den Gedanken nicht ertragen, so in die Doffentlichkeit geschleppt zu werden. Es verwirrt alle meine Pläne. — Was für eine Mischung von Unlauterkeit ist in unsern besten Handlungen, sodaß das Verlangen nach Lob Eitelkeit und Dünkel ist! — Seht nur immer auf mich, als auf einen der größten Sünder, was ich wirklich bin! Meine Beerdigung soll nicht mehr als 10 Pfund Kosten verursachen. Mein Grab soll ein einfacher Marmorstein seyn, und gesetzt werden unter das von meiner theuern Henriette in der Kirche zu Cardington, mit der Inschrift:

John Howard, starb den, alt

Meine Hoffnung ist in Christo!

Die zweite traurige Nachricht war die von der unordentlichen Aufführung seines einzigen Sohnes. Auf der Universität war er in schlechte Gesellschaften und dadurch in mancherlei Ausschweifungen gerathen, die seinen Körper schwächten. Verkehrte Arzneien wirkten nachtheilig auf seinen Verstand, wovon die Folgen anfangen, sichtbar zu werden.

Howard eilte, so schnell er konnte, nach England. Der traurige Zustand seines Sohnes hatte sich indessen in Wahnsinn gesteigert. Seine Verehrer konnte er nur dadurch von ihrem Vorsatze, ihm ein Denkmal zu errichten abbringen, daß er ihnen auf's entschiedenste erklärte, sie würden dadurch seine heiligsten Gefühle verletzen, und ihn für immer aus England verbannen. Mit gewohntem Eifer besuchte er wieder die englischen und schottischen Gefängnisse, und gab im Jahre 1789 seine letzte Schrift heraus: „Ein Bericht über die vornehmsten Pesthäuser Europas, nebst Bemerkungen über den jetzigen Zustand der Gefängnisse in Großbritannien und Irland.“

Howard war 62 Jahre alt. Die vielen Reisen hatten seinen Körper geschwächt, und seine Freunde hofften, er werde sich jetzt Ruhe in seiner Heimath gönnen. Ueberall rühmte man seine Verdienste; die Parlamente Englands und Irlands zollten ihm ihre Anerkennung. Aber dies diente nur zu seiner Demüthigung, daß er Gott alle Ehre gab. Sein Tagebuch ist voll von Aeußerungen der Demuth und Dankbarkeit. „Ich bin ganz und gar nicht böse wegen der Anmerkungen, heißt es an einer Stelle, welche einige Personen über mich machen, wie sie meinen, zu meiner Demüthigung, weil alles der Art, was sie sagen, Gott desto größere Ehre giebt, in dessen allmächtiger Hand kein Werkzeug schwach ist, vor dem kein Fleisch sich rühmen darf. Aber die ganze Leitung dieser Sache muß der Vorsehung zugeschrieben werden, und Gott zeigt durch mich, wie schwach und unwürdig ich auch bin, der Welt an, daß er die Sache beschützt, und ihm, ihm allein sei alles Lob!“

Trotz seines Alters wollte er noch einmal ins Ausland reisen, besonders um seine Erfahrungen über die Pest zu vervollständigen, und deswegen vorzüglich die Gegenden aussuchen, wo sie am meisten zu Hause ist, die asiatische Türkei, die Tartarei und Nordafrika. Er hatte jedoch eine Ahnung, daß er wohl nicht wieder zurückkehren würde, und schrieb deswegen sein Testament. Seinen Sohn bedachte er reichlich, bestimmte aber auch viele Legate für Arme und Gefangene. Für den Fall,

daß er in England sterben würde, bestimmte er nochmals die einfachste Beerdigung, und als Leichentext Ps. 17, 15. „Denn ich kann wirklich, bemerkte er, mit dem Psalmisten sagen: Ich will schauen dein Angesicht in Gerechtigkeit; ich will satt werden, wenn ich erwache nach deinem Bilde.“ Zugleich nahm er seinem vertrautesten Freunde, dem Prediger Smith, das feierliche Versprechen ab, in der Leichenpredigt nichts Einzelnes von seinem Leben und seinen Handlungen zu erzählen.

Am 5. Juli 1789 reiste er mit seinem Bedienten ab, über Holland, Hannover und Preußen, überall die Besserungs- und Wohlthätigkeits-Anstalten besuchend, nach Rußland. Hier sah er die Gefängnisse in Petersburg und Moskau, zuletzt in Cherson am Dnieper, im Süden Rußlands. Am letzten Orte fand er ein Hospital für's Militär und für Matrosen in sehr schlechtem Zustande. Die Höfe und Gänge wurden nie gewaschen, die Bettstellen und Betten waren gleich schmutzig, und die letztern wurden auch nach eines Kranken Tode nie gewechselt. Die Stuben waren eng und überfüllt, Kranke aller Art durcheinander, die Kost und Arznei schlecht. So verwandelte sich das Wechselfieber meist sehr bald in Faulfieber, und von 11319 Kranken waren binnen 13 Monaten 1949 gestorben. Im Dezember 1789 kam eine große Anzahl Offiziere auf Urlaub nach Cherson. Sie brachten ein ansteckendes Fieber aus dem Lager mit, welches schnell um sich griff. Howard wurde dringend zu einer jungen Dame in der Umgegend gerufen, welche daran erkrankt war. Er ließ sich bewegen, zu ihr zu eilen, obgleich er sonst nur Armen ärztliche Hülfe angedeihen ließ. Er wurde Anfang Januars 1790 von ihrem Fieber angesteckt. Er bediente sich Anfangs selbst mit Arznei; Fürst Potemkin sandte ihm seinen Leibarzt. Aber er fühlte, daß sein Ende herannah, war jedoch voll Danks und Vertrauens. Es heißt in seinem Tagebuche: „Möge ich nicht auf die gegenwärtige Noth achten, oder an künftige denken in dieser Welt, wo ich nur ein Pilgrim oder ein Kriegermann bin, der nur Eine Nacht verweilt! Dies ist nicht meine Heimath, sondern möge ich an das denken, was Gott für mich gethan hat, und seiner Macht und Gnade vertrauen! Denn seine Verheißung, seine Gnade ist ewig, aber ich bin schwach und matt.“ — Hilf mir, dich auf Erden zu verherrlichen, und das Werk vollenden, das du mir zu thun gegeben hast, und deinem Namen allein sey alles Lob!“ „O, — so sind die letzten

Worte seines Tagebuchs, — möge der Sohn Gottes nicht vergeblich für mich gestorben seyn! Ich schaue nie in mich selbst hinein, wo ich nicht einige Verderbniß und Sünde in meinem Herzen finde. O Gott, heilige und reinige du die Gedanken meines verderbten Herzens!"

Admiral Brißmann besuchte ihn, und suchte ihn von ernststen Gesprächen abzulenken. „Brißmann, sagte Howard zu ihm, Sie nennen dies eine düstere Unterhaltung, und wollen meine Seele abhalten, bei Todesgedanken zu verweilen; ich aber bin ganz anderer Ansicht. Der Tod hat keine Schrecken für mich; ich sehe darauf hin mit Freuden, und dieser Gegenstand ist mir lieber, als jeder andere.“ „Dort, fuhr er fort, beim Dorfe Dauphigny ist ein Ort, den Sie kennen. Da möchte ich am liebsten begraben seyn. Leiden Sie nicht, daß irgend ein Brunk bei meiner Beerdigung stattfindet, noch daß irgend ein Denkmal bezeichne, wo ich liege. Sondern legen Sie mich stille in die Erde, setzen Sie eine Sonnenuhr über mein Grab, und lassen Sie mich vergessen werden!“ Kurz vor seinem Tode erhielt er noch die Nachricht aus England, daß sein Sohn auf der Besserung sei. „Ist das nicht Trost für einen sterbenden Vater?“ fragte er den Admiral, indem er ihm den Brief zum Lesen gab. Darauf bat er, ihn nicht nach den Gebräuchen der griechischen Kirche zu beerdigen, sondern die englische Liturgie auf seinem Grabe zu lesen, und entschlief sanft am 20. Januar Morgens acht Uhr.

600 Stunden von seiner Heimath entfernt, starb er. Aber auch in Rußland zeigte sich eine allgemeine Theilnahme bei dem Verluste des edlen Menschenfreundes. Seine Leiche wurde feierlich auf einem Wagen mit sechs Pferden nach dem Grabplatze, den er bestimmt hatte, gebracht. Der Fürst der Moldau, die Admirale Brißmann und Mordwinof, der General und die Stabsoffiziere, die Obrigkeiten und Kaufmannschaft von Cherson im Wagen, eine große Schaar Cavallerie, und einige Tausend Mann zu Fuß begleiteten die Leiche. Eine kleine Pyramide von Backsteinen wurde statt der Sonnenuhr, die er gewünscht hatte, auf seinem Grabe aufgerichtet. Fürst Potemkin ließ vor der Beerdigung noch zwei Abdrücke von seinem Gesicht nehmen, eins für sich, das andere für Howard's Bedienten, der ihn mit nach England nahm. Denn während seines Lebens hatte Howard in seiner Demuth nie sich wollen malen lassen; nur verstohlen hatte ein Maler sein Bild zeichnen können.

Als die Nachricht von seinem Tode nach England kam, zeigte auch hier Alles, Regierung, wie das ganze Volk, die allgemeinste Theilnahme. In der St. Paulskirche wurde ihm eine Bildsäule errichtet, mit einer langen Inschrift, die seine Verdienste um die leidende Menschheit aufzählt.

Der Prediger Franz Rochette, und die 3 Edelleute Grenier.

(Hingerichtet zu Toulouse 19. Febr. 1762).

Die Stadt Toulouse, wo im Jahre 1532 einer der ersten Scheiterhaufen gegen die Anhänger der Reformation errichtet worden war, hatte das traurige Vorrecht, im Jahre 1762 das letzte Blut der wegen Keterei Verurtheilten zu vergießen. Es war angefüllt mit Adligen und Parlamentsmännern, die sich knechtisch unter ihre ererbten Vorurtheile beugten. Neben ihnen breiteten sich Regionen von Priestern und Mönchen aus, mehr Spanier, wie es scheint, als Franzosen, die durch ihre Processionen, ihre Reliquien und Bruderschaften einen verworfenen Aberglauben unterhielten. Unter ihnen stand ein unwissendes und fanatisches Volk. Jedes Jahr feierte die Kirche zu Toulouse mit Gepränge das Andenken an die große Mehelei vom Jahre 1562, die Bartholomäusnacht des Südens. Hier nun wurde die Schaubühne der letzten Hinrichtungen aufgerichtet.

Ein Pastor von 25 Jahren, Franz Rochette, der die zahlreichen Kirchen von Querry zu versehen hatte, begab sich zu den Mineralquellen von Saint-Antonin, um sich von seinen Anstrengungen zu erholen. Da er unterwegs aufgefordert wurde, eine Taufe zu verrichten, so durchschnitt er das Feld in den Umgebungen der kleinen Stadt Caussade in der Nacht vom 13. zum 14. September 1761, als er mit den zwei Bauern,

die ihm zu Führern dienten, angehalten wurde. Man hatte sie im Verdacht, daß sie zu einer Diebesbande gehörten, welche die Gegend unsicher machte. Der Irrthum wurde bald erkannt, und da Rochette nicht bei einer amtlichen Handlung ertappt worden war, hätte er sich leicht losmachen können, wenn er seine Eigenschaft als Geistlicher verhehlte. Die, welche ihn fragten, gingen selbst so weit, ihm dieses Mittel der Freisprechung anzudeuten, aber er verschmähte es, seine Befreiung durch die geringste Verleugnung der Wahrheit zu erkaufen.

Gleich am Morgen verbreitete sich die Nachricht von seiner Verhaftung mit Blitzesschnelle in der ganzen Gegend. Die Protestanten, darüber betrübt und unruhig, versammeln sich; sie bitten inständigst um die Freiheit ihres Pastors. Es war ein Markttag; die Stadt Caussade strotzte von Menschen. Die Katholiken bildeten sich ein, die Hugonotten hätten die Waffen ergriffen, und wollten ein Gemetzel beginnen. Von allen Seiten ertönt die Sturmglocke. Die Dörfer erheben sich in Masse, die katholischen Bauern heften ein weißes Kreuz an ihren Hut, wie die Henker der Bartholomäusnacht. Die Nacht vom 14. zum 15. vergeht unter Kugelgießen, Verfertigen von Patronen, und mehr als Ein Pfarrer beschäftigt sich damit, wie die Andern. Am folgenden Tage ist eine ungeheure Bevölkerung auf den Beinen, bereit zu den äußersten Ausschreitungen, und die Behörden haben Mühe, sie im Zaume zu halten.

Drei Edelleute, Glashändler der Grafschaft Foix, die Gebrüder Grenier, waren damals zu Montauban. Sie hören, der Pastor Rochette sei verhaftet, die Protestanten seien bedroht, und ein furchtbarer Kampf stehe bevor. Sie eilen dahin, wo die Gefahr ist, mit einem Säbel und zwei Flinten, den ersten besten Waffen, die ihnen in die Hände fallen. Man verfolgt sie, man läßt sie durch Fleischerhunde hegen, sie werden festgenommen, und in das Gefängniß Rochette's geschleppt, Das Parlament von Toulouse zieht die Sache vor seinen Gerichtshof, wie wenn es sich um ein Staatsverbrechen handle, und mit offenkundiger Parteilichkeit wird der Prozeß eingeleitet. Vergebens richten Paul Rabaut und seine Kollegen, die über die Strenge erstaunten, welche sich verloren zu haben schienen, Bittschriften an den Herzog von Richelieu, an den Herzog von Fitz-James, und an Marie Adelaide von Frankreich. Vergebens schickten die Angeklagten rechtfertigende Denkschriften an den Hof. Ein am 18. Februar 1762 erlassenes

Urtheil spricht die Todesstrafe über Franz Rochette aus, als betroffen und überführt, amtliche Handlungen eines protestantischen Geistlichen vollzogen zu haben, und die drei Gebrüder Grenier, als schuldig des Aufruhrs mit den Waffen in der Hand. Die andern Angeklagten, arme Bauern, die sich nicht den Schatten eines Verbrechens hatten zu Schulden kommen lassen, wurden zu den Galeeren verurtheilt.

Als dieses Urtheil dem Rochette und den drei Edelleuten vorgelesen wurde, sagten sie einstimmig: „Wohlan! wir müssen sterben. Lasset uns Gott bitten, das Opfer, das wir ihm bringen, anzunehmen!“ Der Pastor sprach ein Gebet mit seinen Freunden, und der Diener des Gerichtshofes, Zeuge ihres Glaubens, vergoß Thränen. Vier römische Geistliche kommen, und fordern sie zur Abschwörung auf. Der eine von ihnen bedroht sie mit der Hölle, wenn sie hartnäckig auf ihren Ketzereien bestanden. „Wir werden, erwidert ihm der Pastor, „vor einem gerechteren Richter, als ihr seid, erscheinen, vor dem, der für unser Heil sein Blut vergossen hat.“ Sie verwenden ihre Zeit auf Gebete und fromme Ermunterungen, und stärken sich einander für den letzten Kampf. Schildwachen und Kerlermeister, alle Anwesende sind gerührt von ihrer edlen und ruhigen Ergebung. Als Rochette einen Soldaten bewegter als die andern sieht, sagt er zu ihm: „Mein Freund, seid ihr nicht bereit, für den König zu sterben? Warum also beklagt ihr mich, daß ich für Gott sterbe?“

Die Priester kommen wieder mit ihren Befehrungs-Versuchen. Der eine von den Edelleuten sagt ihnen: „Wäret ihr zu Genf, bereit in eurem Bette zu sterben, (denn dort mordet man Niemanden der Religion wegen), würdet ihr wohl erfreut seyn, wenn vier protestantische Geistliche unter dem Vorwande, für euch eifrig besorgt zu seyn, kämen, und euch bis zum letzten Athemzuge verfolgten? Thut also doch nicht Andern, was ihr nicht wünschen würdet, daß man euch thäte!“

Am 19. Februar, Nachmittags 2 Uhr, setzte sich der Trauerzug in Bewegung. Rochette war, nach den Worten des Urtheils, barfuß, unbedeckten Hauptes, mit einem Strick um den Hals; vorn und hinten trug er Zettel mit den Worten: Geistlicher der angeblich reformirten Religion. Als man vor der St. Stephanuskirche vorüberging, wollte man ihn nöthigen, ebenfalls den Worten des Parlamentsurtheils gemäß, kniend Kirchenbuße zu thun, mit einer gelben Wachs-

fackel in der Hand, und Gott, den König und die Gerechtigkeit für seine Verbrechen und Uebelthaten um Vergebung zu bitten. Rochette stieg vom Armensünderfarren herab, und, statt einer Abschwörung oder Beichte, die sein Herz Lügen gestraft hätte, sprach er knieend folgende Worte: „Ich bitte Gott für alle meine Sünden um Vergebung, und glaube zuversichtlich durch das Blut Jesu Christi, der uns theuer erkauft hat, von ihnen rein gewaschen zu seyn. Den König habe ich nicht um Verzeihung zu bitten, ich habe ihn immer als den Gesalbten des Herrn geehrt; ich habe ihn immer als Vater des Vaterlandes geliebt; ich bin immer ein guter und treuer Unterthan gewesen, und die Richter schienen mir davon wohl überzeugt. Ich habe immer meiner Heerde Geduld, Gehorsam, Unterwürfigkeit gepredigt, und meine Predigten, die man in den Händen hat, lassen sich kurz in die Worte zusammenfassen: „Fürchtet Gott; ehret den König! Habe ich die königlichen Gesetze hinsichtlich der religiösen Versammlungen übertreten, so geschah es, weil mir Gott ihre Uebertretung befahl; man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Die Gerechtigkeit habe ich nicht verletzt, und ich bitte Gott, meinen Richtern zu verzeihen.“ Auf dem Richtplatze waren alle Zugänge, Thüren, Balcone, Fenster, die Dächer der Häuser mit Menschen bedeckt. „Toulouse, sagt Court de Gébeline, ein Augenzeuge, der uns diese Einzelheiten mittheilt, Toulouse, diese von Blut trunnene Stadt, schien eine protestantische Stadt zu seyn. Jedermann fragte, was denn der Glaube dieser Keger sey; und als man unsre Märtyrer von Jesu Christo und seinem Tod reden hörte, war alle Welt überrascht und betrübt. Außerdem war man tief gerührt durch die Mischung von Stolz und Sanftmuth, welche die drei Brüder an den Tag legten. Nicht weniger bewunderte man die unaussprechliche Heiterkeit des Geistlichen. Seine Farbe blieb immer die natürliche, sein Ausdruck des Gesichts war voller Anmuth und Geist, seine Worte erfüllt von Zuversicht und Festigkeit; seine Jugend selbst, alles erweckte Theilnahme für ihn, besonders die gewisse Ueberzeugung, welche alle Welt hatte, daß er nur ankam, weil er sein Leben durch eine Lüge nicht habe retten wollen.“

Rochette wurde zuerst hingerichtet. Er ermahnte seine Gefährten bis zu Ende, und sang den Psalm der protestantischen Märtyrer (Psalm 118, 24.): „Dies ist der Tag, den der Herr macht!“ — „Sterbet als Katholik!“ sagte der von

Mitleid bewegte Henker. — „Urtheilet selbst, erwiderte ihm Rochette, welches die bessere Religion sei, die, welche verfolgt, oder die, welche verfolgt wird!“ Der jüngste der drei Brüder Grenier, er war erst 22 Jahre alt, verbarg bei diesem tragischen Auftritte sein Gesicht in den Händen. Die beiden anderen betrachteten es mit ruhiger Stirne. Als Edelleute sollten sie enthauptet werden. Sie umarmten sich, und befahlen Gott ihre Seelen. Der älteste bot zuerst sein Haupt dem Beile dar. Als die Reihe an den letzten kam, sagte der Henker zu ihm: „Ihr habt so eben eure Brüder unkommen sehen; ändert euren Glauben, um nicht, wie sie, umzukommen!“ — „Thue deine Schuldigkeit!“ erwiderte der Märtyrer, und sein Haupt fiel.

Court de Gébelin fügt am Schlusse seines Berichtes hinzu: „Alle Anwesenden gingen still, bestürzt nach Hause, und konnten sich kaum überzeugen, daß es in der Welt so viel Muth und so viel Grausamkeit gebe; und ich, der ich es euch beschreibe, kann mich kaum der Thränen vor Traurigkeit und Freude enthalten, wenn ich an ihr überaus glückliches Loos denke, und daß unsre Kirche fähig ist, noch Beispiele von Frömmigkeit im Glauben aufzustellen, die sich mit Allem, was die Denkmäler der ersten Kirche Schönes enthalten, vergleichen lassen.“

Jean Calas.

(Hingerichtet zu Toulouse am 9. März 1762.)

Er war den 19. März 1698 in Languedoc geboren, in der protestantischen Religion erzogen, und als Kaufmann in Toulouse etablirt. Er hatte 3 Söhne und 3 Töchter, die er selbst erzog, und stand wegen seiner Rechtschaffenheit in allgemeiner Achtung. Plötzlich wurde er noch im 68. Jahre von vielen Stimmen des Publikums angeklagt, daß er seinen ältesten Sohn, Marc Antoine, welcher Neigung zum römisch-katholischen Glauben gehabt, selbst erdrosselt habe. Dieser war nämlich erhenkt im väterlichen Hause gefunden worden, hatte sich aber in seiner von Natur unruhigen und schwermüthigen Stimmung

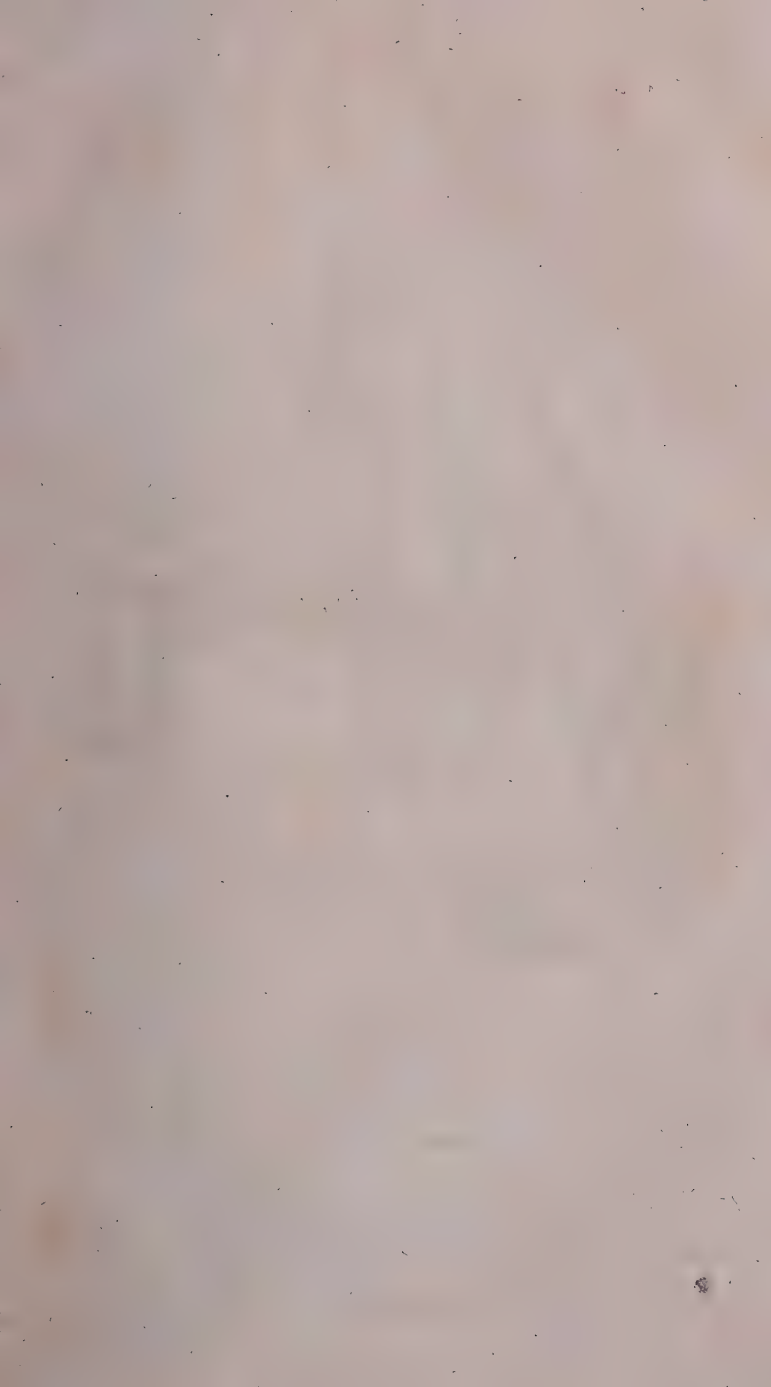
selbst den Tod gegeben. Jean Calas und seine ganze Familie wurde verhaftet, und ein Prozeß gegen ihn eingeleitet. Die Priester von Toulouse suchten den Fanatismus des Volks zu entflammen, indem sie in feierlichem Aufzuge den Leichnam des jungen Mannes herumtrugen, und ihn auf einem Trauergerüst als ein Skelett darstellten, das in der einen Hand eine Rolle hielt, auf der geschrieben stand: Abschwörung der Ketzerei, und in der andern Hand die Märtyrerpalme. Vergeblich berief sich der Greis auf seine Zärtlichkeit für seine Kinder und auf die bekannte Melancholie seines Sohnes, vergeblich führte er an, daß er einem andern Sohne, der zur römischen Kirche übergetreten, sogar noch ein Jahrgeld zahle, vergeblich, daß er bei seiner Altersschwäche eine solche Gewaltthat an einem kraftvollen Jüngling unmöglich hatte verüben können, vergeblich, daß er eine katholische Magd im Hause habe, welche auch die That nicht zugegeben haben würde, vergeblich bewiesen sich die vielen Zeugen, die wider ihn austraten, sehr unzulänglich und unzuverlässig. Das Parlament zu Toulouse verurtheilte ihn zum Gerädertwerden. Schon vorher hatte der Magistrat und die römische Geistlichkeit Calvin und seine Anhänger beschuldigt, Kindesmord wegen Abschwörung seiner Religion zu erlauben, und behaupteten, die Ermordung des jungen Calas sei in einer geheimen Versammlung von Protestanten beschlossen worden. Diese eben so dummen als gehässigen Verläumdungen hatten bei diesem fanatisirten Volke so viel Glauben gefunden, daß der Rechtsanwalt des Calas von Genf eine feierliche Erklärung mußte kommen lassen, die von den Pastoren und Professoren unterzeichnet war, und bezugte, daß weder eine reformirte Synode, noch Versammlung jemals die Lehre gebilligt hätte, daß ein Vater das Recht habe, sein Kind zu ermorden, um einem Religionswechsel zuvorzukommen. Paul Rabaut gab unter dem Titel: „La calomnie confondue,“ (die zu Schanden gemachte Verläumdung), eine Schrift heraus, in welcher er mit dem ganzen Feuer einer tief empörten Seele so verruchte Angaben zurückwies. Das Parlament von Toulouse antwortete darauf nichts weiter, als daß es befahl, diese Schrift durch Hentershand zu zerreißen und zu verbrennen. Am 9. März 1762 war die Hinrichtung. Unter den schrecklichsten Schmerzen der Folter gestand Calas nichts, weil er nichts zu gestehen hatte. Er bestieg das Blutgerüst mit den Worten: „Ich sterbe unschuldig! Meine Richter sind irre geleitet wor-

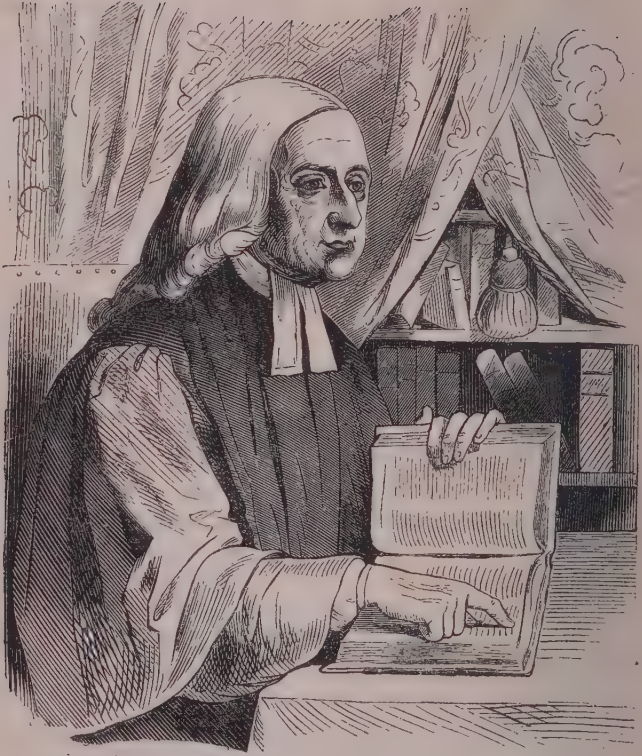
den; ich verzeihe ihnen von Herzen. Christus, der die Unschuld selbst war, starb noch eines qualvollerern Todes." Er erlitt mit der Heiterkeit der Unschuld und der Festigkeit des Glaubens alle Martern der Folter und des Rades 2 Stunden lang.

"Mein lieber Bruder, sagte der Pater Bourges zu ihm, ihr habt nur noch Einen Augenblick zu leben. Bei dem Gott, welchen ihr anruft, auf den ihr hofft, und der für euch gestorben ist, beschwöre ich euch, der Wahrheit die Ehre zu geben!" — "Ich habe sie gesagt, erwiderte Calas, ich sterbe unschuldig." — "Unglücklicher, rief einer von seinen Richtern, hier ist der Scheiterhaufen, der deinen Körper in Asche verwandeln wird, sage die Wahrheit!" Der Greis antwortete nicht, er wendete den Kopf auf die Seite, und erhielt den letzten Schlag. Der Pater Bourges und der Pater Caldaguès, schreibt Court de Gébelin in seiner drei und zwanzigsten Toulousaine, sind Männer von Ehre gewesen. Diese beiden Mönche haben seinem Andenken die größten Lobsprüche ertheilt. Obgleich Calas als Protestant starb, so haben sie doch Jedem, der es zu hören wünschte, gesagt: "So starben ehemals unsere Märtyrer!"

Der jüngste Sohn ward auf immer verbannt, dagegen wurden die Mutter und die Magd freigesprochen. Die Familie des Unglücklichen begab sich nach Genf. Voltaire, der zu Ferney lebte, lernte sie kennen, und faßte den Entschluß, das Andenken des Calas zu vertheidigen. Er unterstützte sie mit seiner gewaltigen Stimme, die allen Lärm des Jahrhunderts übertönte. Die berühmtesten Advokaten, Elie de Beaumont, Mariette, Loyseau de Mauléon stellten sich auf seine Seite, und erklärten das Urtheil für einen Justiz-Mord. 50 Richter prüften alle Umstände nochmals, und erklärten einstimmig Alle Angeklagten für unschuldig.

Ein Beschluß des Staatsraths vernichtete darauf den des Toulouser Parlaments, am 9. März 1765, grade drei Jahre nach dem Tage der grausamen Hinrichtung, setzte die Familie Calas wieder in alle Rechte und Ehren ein, ließ dem Fanatismus das blutbefleckte Beil aus den Händen fallen, und drückte ihm ein Brandmal auf die Stirn, das niemals verwischt werden wird.





Johann Wesley,
Gründer der Methodisten-Kirche.

(Geb. 17. Juni 1703, † gest. 2. März 1791.)

Johann Wesley,

Gründer der Methodisten-Kirche.

(Geb. 17. Juni 1703, gest. 2. März 1791).

„Ihr seid das Salz der Erde.“ (Matth. 5, 13.)

Johann Wesley wurde am 17. Juni 1703 zu Epworth in der Grafschaft Lincoln in Nordengland geboren. Sein Vater, Rektor am gedachten Orte, und seine Mutter waren gottesfürchtig, und sahen es als ihre besondere Pflicht an, auch ihre Kinder in der Gottesfurcht zu erziehen. Diese treue Aelternsorge blieb nicht ohne segensreiche Wirkung; denn Johann zeigte schon früh eine ernste Frömmigkeit, sodaß sein Vater ihn schon im 8. Jahr für würdig fand, ihn am h. Abendmahl Theil nehmen zu lassen. Im Jahre 1714 kam er in das Garthaus zu London, und erwarb sich hier durch sein stilles Verhalten, seine Ordnungsliebe, und seinen Fleiß die Gunst seiner Lehrer. Wesley behielt sein ganzes Leben lang eine besondere Vorliebe für diese Anstalt, sodaß es ihm zur Gewohnheit wurde, jedes Jahr, wenn er nach London kam, sie zu besuchen.

Im 21. Jahre besuchte er die Universität Oxford, und zeigte sich hier als einen strebsamen, scharfsinnigen und in jeder Hinsicht reich begabten Jüngling. Zum Vergnügen machte er auch Gedichte. Als er einst seinem Vater eine Nachahmung des 65. Psalms schickte, schrieb ihm dieser: „Deine Verse über den 65. Psalm sind mir angenehm, und ich wünsche nicht, daß du dein Talent begrabest!“ Manche Proben zeigen, daß er, wenn er sich auf die Dichtkunst geworfen hätte, sehr Bedeutendes geleistet haben würde.

In Oxford war er in eine religiöse Sorglosigkeit hineingerathen. Plötzlich erwachte er aus derselben, als er die Absicht hatte, sich zum Diakon ordiniren zu lassen. Er theilte seine Sinnesänderung seiner frommen Mutter mit, welche ihrerseits den wohlthätigsten Einfluß durch ihre Briefe auf ihn ausübte. „Ich wünsche herzlich, schrieb sie z. B. an ihn, du mögest dich einer strengen Prüfung unterwerfen, damit du erkennen lernest, ob du eine gegründete Hoffnung zur Seligkeit durch Jesum Christum habest. Dies verdient großes Nachdenken, und ist für Alle von Wichtigkeit, vorzüglich aber für diejenigen, welche sich

lungen seiner Freunde dagegen hatte anhören müssen. Aber auch dem Spotte entging er nicht. „Was ist mit Ihnen vorgegangen, mein Herr? sprach Einer zu ihm. Sind Sie ein zweiter Don Quixote geworden? Kann Sie auf der Welt Nichts mehr befriedigen, als ein Windmühlenabentheurer?“ „Mein Herr, erwiderte Wesley, wenn die Bibel nicht Wahrheit ist, so bin ich ein Narr und ein Wahnwiriger, so groß Sie sich kaum einen denken können. Wenn sie aber Gottes Wort ist, dann bin ich bei ganz gesundem Verstande.“ Sein Bruder Karl begleitete ihn.

Die Seereise war in so fern merkwürdig, als er auf dem Schiffe mit mehreren mährischen Brüdern zusammenkam. Unter ihnen war David Nitschmann. Sie hatten mehrere Stürme zu bestehen. Da fühlte Wesley Todesfurcht, und schloß daraus, daß er noch nicht reif zum Sterben war; bei den Deutschen bewunderte er, daß sie nicht die mindeste Furcht hatten. „Eines Tages, erzählt er, zeigte sich eine Gelegenheit, bei welcher sie beweisen konnten, daß sie frei waren von aller Furcht des Geistes. Mitten im Psalme nämlich, womit ihr Gottesdienst seinen Anfang nahm, brach plötzlich die See über unser Schiff daher, zersplitterte unsern Hauptmast, überfluthete das Verdeck, und floß stromweise in die Schiffsräume hinein, so daß es schien, als sollten wir von den Meereswogen verschlungen werden. Unter uns Engländern entstand ein schreckliches Angstgeschrei; die Deutschen aber sangen ihr geistliches Lied in aller Ruhe fort. Nachdem die Gefahr vorüber war, fragte ich einen der Brüder, ob sie denn nicht erschrocken gewesen wären, und er antwortete mir: „Gott sei Dank! nein!“ Ich fragte wieder: „Waren denn aber Eure Frauen und Kinder nicht in Angst?“ und er erwiderte mir mit sanftem Tone: „Nein; unsere Weiber und Kinder fürchten sich nicht vor dem Tode!“

In Georgien hatten die Brüder viel Kummer, Beschwerden und Verfolgung zu erdulden, und mußten ihre schönen Hoffnungen vereitelt sehen. Freilich thaten sie auch hier manche Mißgriffe. Sie beharrten mit Festigkeit auf kleinen, wie auf großen Dingen, und führten die kirchliche Zucht mit zu großer Strenge. Johann Wesley errichtete in der Stadt Savannah eine Schule, und hielt mit den Kindern sowohl zu Hause, als öffentlich in der Kirche Katechisationen. Außerdem wurden in seiner Wohnung Abendversammlungen gehalten, und er benutzte jede Veranlassung, „das Amt eines evangelischen

Predigers zu thun." - Er sah jetzt ein zweites Beispiel von der Kraft des Glaubens in dem seligen Tode eines mährischen Bruders, und erhielt wieder einen Beweis, daß er noch nicht frei war von der Furcht des Todes, also noch kein wahres Kind Gottes sei. Seiner Absicht, unter die Indianer zu gehen, widersetzten sich der Gouverneur und seine Freunde, da er für die Colonie unentbehrlich sei.

Unterdeß wurde ein großer Sturm gegen ihn herauf beschworen. In Savannah fand er bald viele und große Mißbräuche, und da er gegen dieselben streng auftrat, viele Feinde. Er sah dabei nicht auf die Person, und so waren dies zum Theil die vornehmsten und einflußreichsten Einwohner. Sie brachten es sogar dahin, daß er, als er eine Frau vom Abendmahl ausschloß, verhaftet und vor Gericht gestellt wurde. Dies bewog ihn, nach England zurückzukehren. Seinen Bruder hatten die Verfolgungen schon früher dazu veranlaßt.

Wir wollen jetzt einen Blick thun in Wesley's Herzenszustand. Er sagt, er sei überzeugt, daß er damals noch nicht so fest an Christum geglaubt habe, um frei von aller Furcht und Unruhe zu seyn. Er betete auch oft inbrünstig, der Herr möchte ihn mit einem solchem Glauben beseligen, der den Menschen Frieden giebt im Leben und im Tode. „Ich ging nach Amerika, um die Indianer zu bekehren; aber ach! wer soll mich bekehren? Wer wird mich befreien von dem bösen Herzen des Unglaubens? Ich verstehe wohl, den Glauben zu predigen, und glaube auch selbst, so lange mir nämlich keine Gefahr droht. Wenn aber der Tod kommt, kann ich nicht mit frohem Muth ausrufen: Christus ist mein Leben, und Sterben mein Gewinn!“ Er sah den starken Glauben der mährischen Brüder, der sie so todesmuthig machte, und wünschte sehnlich, ihn auch zu besitzen. So kämpfte er, und Gott ließ es ihm gelingen, daß er sich als Sünder erkannte, und seine eigne Gerechtigkeit als eine nichtige einsah. „Und nun, sagt er an einer Stelle, sind es zwei Jahre, daß ich den Indianern predigen wollte. Aber, der ich Andere bekehren wollte, war selber nicht bekehrt. Ich rase nicht, obgleich ich also rede, sondern rede wahre und vernünftige Worte, was ich nur darum bemerke, wenn etwa glücklicher Weise Einige von denen, welche immer träumen, aufwachen sollten, und einsehen, daß sie ebenso sind, wie ich. Sind sie in der Gottesgelahrtheit bewandert? Ich bin es; denn ich habe viele Jahre studirt. Können sie über geistige

Dinge mit großer Fertigkeit reden? Dasselbe kann auch ich. Sind sie freigebig mit Almosen? Seht, ich gebe alle meine Habe den Armen. Sind sie bereit, für ihre Brüder zu leiden? Ich habe meinen Freunden Ehre und Ansehen, Ruhe und Vaterland geopfert. Ich habe meinen Leib der Gefahr ausgesetzt, von den Wogen des Meeres verschlungen zu werden . . . Verschafft mir nun aber das Alles Zugang zu Gott? Wird Alles, was ich jemals that, wußte, oder litt, mich vor seinem Angesichte rechtfertigen? — Keineswegs! Wenn das Wort Gottes wahr ist, so sind alle diese Dinge, obgleich sie durch den Glauben an Jesum heilig und gut sind, doch nichts Anders als Schlacken und Dünge. Das ist es also, was ich einsehen gelernt, daß ich ein Sünder bin, und des Ruhmes ermangle, den wir an Gott haben sollen, daß mein ganzes Herz verdorben und verabscheuungswürdig ist, daß meine eignen Werke so weit davon entfernt sind, mich mit Gott zu versöhnen, daß sie mir nicht einmal für die geringste meiner Sünden, welche zahlreicher sind, als die Haare auf meinem Haupte, Genugthuung verschaffen können, und daß ich keine andere Hoffnung habe, als durch die Erlösung, so durch Jesum geschehen ist, ohne Verdienst aus seiner Gnade, und in ihm erfunden zu werden.“

Bald drang er nun, als er so weit war, ganz zum Lichte hindurch. Er kam in London mit Peter Böhler, einem Geistlichen der Brüdergemeinde im Februar 1738 zusammen, und sprach mit ihm über den allein selig machenden Glauben. Er prüfte diese Lehre am Neuen Testamente mit dem festen Vertrauen, daß der Herr ihm zeigen werde, ob diese Lehre seine Lehre sei. Da wurde er immer fester, und gelangte zu sicherer Glaubensgewißheit. Von dieser Zeit an fing er an, die Lehre die ihm jetzt deutlich geworden, öffentlich zu bekennen. „Ich fühlte, schreibt er, daß ich hinsichtlich meines Seelenheils einzig und allein auf Christum mein Vertrauen setzte; ich hatte die Gewißheit, daß er alle meine Sünden von mir genommen, und mich erlöst habe von dem Gesetz der Sünde und des Todes.“

Von jetzt an wirkte er als ein Werkzeug Gottes zum Heile vieler Menschen. Was er selbst erfahren, das predigte er jetzt Andern. Es war damals für die englisch-protestantische Kirche eine traurige Zeit. Ueberall fand sich die größte Unwissenheit des Volkes. In vielen Dörfern wußten die Landleute ihre

Kinder keine andern Gebete zu lehren, als: Heiliger Matthäus, Markus, Lukas und Johannes, segnet und behütet doch das Bett, worauf ich liege! u. dgl. Großen Theils waren auch die Lehrer des göttlichen Wortes nachlässige, und nicht selten höchst unsittliche Menschen.

Wesley besuchte zuvor die mährischen Brüder in Holland und Deutschland. Besonders wurde er durch eine Unterhaltung mit Graf Zinzendorf zu Marienborn, dessen Ansichten er zwar nicht durchgängig theilte, in hohem Grade erbaut und belehrt. Von da begab er sich nach Herrnhut, wo er 14 Tage verweilte. Manche Gebräuche der Brüdergemeinde führte er nachmals unter seinen Anhängern ein. „Ich war, sagt er, durch die Unterredungen mit diesen liebenswürdigen Menschen in hohem Grade getröstet und gestärkt, und kehrte mit dem festen Vorsatz, mein Leben lang von dem Evangelium der Gnade Gottes Zeugniß abzulegen, nach England zurück.“ Besonders hatten ihn Christian Davids Predigten in Herrnhut mächtig ergriffen. Eine derselben, „über den Grund unsers Glaubens,“ theilte er, ihrem Hauptinhalte nach, in seinem Tagebuch mit. Ihrer Vortrefflichkeit wegen, und weil sie mit seiner Lehre so genau übereinstimmt, möge seine Mittheilung über sie hier stehen.

„Das Wort der Versöhnung, welches die Apostel als den Grund aller ihrer Lehren predigten, war: „Wir sind versöhnt mit Gott, aber nicht durch unsere eigenen Werke, noch durch unsere eigene Gerechtigkeit, sondern einzig und allein durch das Blut Jesu Christi.“

„Aber ihr werdet sagen: Soll ich mich nicht grämen und trauern um meiner Sünden willen? Muß ich mich nicht demüthigen vor meinem Gott? Ist er nicht gerecht und wahrhaftig? Muß ich nicht vor allen Dingen erst dieses thun, bevor ich erwarten kann, daß Gott mit mir ausgesöhnet werde? Ich antworte hierauf: Gott ist gerecht und wahrhaftig! Du mußt dich demüthigen vor dem Herrn. Du mußt ein zerbrochenes Herz und ein zerschlagenes Gemüth haben*); aber merke wohl auf: dies ist nicht dein Werk. Gräme dich, daß du ein Sünder bist? Dies ist das Werk des heiligen Geistes. Bist du zerfnirschten Herzens? Hast du dich gedemüthigt vor Gott?

*) Psalm. 34, 19.

Trauerst du in der That, und ist dein Herz in deinem Innern zerschlagen? Alles dieses ist die Wirkung desselben heiligen Gottes-Geistes.

Merke aber ferner, daß dieses nicht der Grund des Glaubens ist. Es ist nicht der Glaube, durch welchen du gerechtfertigt bist. Es ist nicht die Gerechtigkeit, ja es ist nicht einmal ein Theil der Gerechtigkeit, durch welche du mit Gott versöhnt bist. Du grämst dich wegen deiner Sünde; du bist gedemüthigt in deinem Geiste; du bist zerschlagenen Herzens. Das ist alles gut und recht. Aber alles dieses hilft dir nichts zu deiner Rechtfertigung vor Gott. Die Erlassung deiner Sünden ist weder im Ganzen, noch im Einzelnen dieser Ursache zuzuschreiben. Ja wisse, daß sie deiner Rechtfertigung sogar hinderlich seyn kann, wenn du auch nur einiges Gewicht darauf legest; wenn du vielleicht denkst: ich muß so oder so zerknirschten Herzens seyn; ich muß noch trauriger seyn, noch mehr mich grämen, bevor ich gerechtfertigt werden kann. Versteh dieses wohl! Wenn du denkst, du müßest, bevor du gerechtfertigt werden kannst, noch mehr zerschlagenen Herzens, noch demüthiger, noch trauriger seyn, noch mehr dich grämen um deiner Sünden willen, noch mehr die Last derselben fühlen, so ist das eben so viel, als wenn du dein zerschlagenes Herz, deine Trauer, deinen Gram und deine Demüthigung deiner Rechtfertigung vor Gott zum Grunde legtest, oder diese Dinge wenigstens als einen Theil dieses Grundes anfähest. Deßhalb hindert dieses deine Rechtfertigung; und dieses Hinderniß muß erst entfernt werden, bevor du den rechten Grund * legen kannst. Der rechte Grund ist nicht deine Zerknirschung, (obgleich auch diese nicht einmal dein eigenes Werk ist); nicht deine Gerechtigkeit, nichts von allem dem, was dein Werk ist; nichts von allem dem, was durch den heiligen Geist in dir bewirkt worden ist; sondern es ist etwas, das außer dir liegt, nämlich: die Gerechtigkeit und das Blut Jesu Christi.

„Denn die Worte der Schrift lauten: „Dem, der nicht mit Werken umgeht, glaubet aber an den, der die Gottlosen gerecht macht, dem wird sein Glaube gerechnet zur Gerechtigkeit“ **) Sehet ihr nicht ein, daß der Grund

*) Hebr. 6, 1.

**) Röm. 4, 5.

in uns nichts ist? Es findet keine Verbindung statt zwischen Gott und den Gottlosen. Es giebt kein Band der Vereinigung zwischen ihnen; sie sind weit von einander getrennt, und haben nichts mit einander gemein. Es ist dem Gottlosen unmöglich, sich mit dem Herrn, unserm Gott, zu vereinigen. Was sind Werke, was ist Gerechtigkeit, was ein zerknirschtes Herz? Alles ist Nichts. Die Gottlosigkeit allein kommt in Anschlag. Wenn du also einen rechten Grund legen willst, so thue, was ich dir sage! — Gehe geradeswegs und ohne Aufschub, und stelle dich in deiner Gottlosigkeit unserm Herrn Jesu Christo vor, und sprich zu ihm: „Du, dessen Augen wie eine Feuerflamme leuchten, der du mein Herz prüfest und erforschest, du siehst, daß ich ein gottloser Sünder bin. Ich habe nichts zu meiner Entschuldigung, nichts zu meiner Vertheidigung anzuführen. Ich sage nicht: ich bin demüthig, ich bin zerschlagenen Herzens; ich sage nur: „Herr, ich bin ein gottloser Sünder; darum führe mich hin zu Ihm, meinem Gott und Herrn, welcher die Gottlosen gerecht macht. Laß dein Blut mir zum Versöhnungsmittel dienen; denn es ist nichts in mir, denn lauter Gottlosigkeit!“

Hierin liegt ein großes Geheimniß; hier sind die Weisen der Erde verloren; hier sind sie gefangen in ihrer eigenen List. Dieß können die Weisen und Schriftgelehrten der Welt nicht begreifen: es ist Thorheit in ihren Augen. Die Sünde aber ist und bleibt die einzige Scheidewand zwischen Gott und dem Menschen. Die Sünde, — wer Ohren hat zu hören, der höre, und lerne auch begreifen!, — ist aber auch das einzige Mittel, welches die Menschen mit Gott vereinigen kann, das heißt: die Sünde allein bewegt das Lamm Gottes, mit dem Sünder Mitleid zu haben, und ihm durch sein Blut Zutritt bei dem Vater zu verschaffen.

„Dieses ist das Wort der Versöhnung, welche wir predigen. Dieses ist der Grund (der Gerechtigkeit), welcher nimmer verrückt werden kann. Durch den Glauben sind wir erbaut auf diesen Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist*). Und dieser Glaube ist ein Geschenk Gottes. Er ist sein freiwilliges Geschenk, welches er jetzt und zu allen Zeiten einem Jeden zu Theil werden läßt, der Willens ist, es anzunehmen. Und wenn sie dieses Geschenk Gottes empfangen

*) Ephes. 2, 20.

haben, dann werden ihre Herzen zerschmelzen vor Kummer und Reue, weil sie ihn, den Herrn, beleidigt haben. Aber dieses Geschenk Gottes hat seinen Sitz in dem Herzen, und nicht in dem Kopfe des Menschen. Der Glaube, der seinen Sitz im menschlichen Gehirn hat, der von Menschen erlernte, oder aus Büchern erstudirte Glaube ist nichts werth, ist zu Nichts nütze: er bringt uns weder Vergebung der Sünden, noch Friede mit Gott. Bestrebe dich daher zu glauben von ganzem Herzen und von ganzer Seele; so wirst du durch das Blut Jesu Christi erlöst und mit Gott ausgesöhnt werden; so nur wirst du rein von allen deinen Sünden. So werdet ihr einen Sieg nach dem andern davon tragen, indem der innere Mensch in euch von Tag zu Tag erneuert wird in der Gerechtigkeit und Heiligkeit, die Gott gefällig ist.“ —

Im September 1738 kam Wesley wieder in London an. Er predigte allenthalben, wo er eingeladen war, die alte Lehre von der Erlösung durch den Glauben. Es folgte ihm viel Volks nach, obgleich die Geistlichkeit meist seiner Ansicht von der Gnadenlehre nicht beistimmte. Die Vornehmen unter seinen Anhängern fühlten sich durch den allzu großen Zulauf des gemeinen Volkes gleichsam beleidigt, und bald waren alle Kirchen der Hauptstadt für ihn verschlossen. Nichts desto weniger hatte er theils in Kirchen und Sälen, theils in Privathäusern und Gefängnissen gepredigt, und die Wirkungen seiner Predigten waren kraftvoll und andauernd. Bald hernach finden wir ihn in Oxford, von wo aus er seinen Freunden die Nachricht von dem neuen Erwachen des Christenthums mittheilte. So schreibt er: „Der Geist Gottes hat sowohl in London, als hier in Oxford, segensreich gewirkt, und die Menschen rufen schaarenweis: Was sollen wir thun, um selig zu werden? sodaß, bis es der Gnade unsers Herrn und Heilandes gefallen wird, mehr Arbeiter zu senden, alle meine Zeit zu wenig ist, um der Arbeit zu genügen.“

Im Frühling des nächsten Jahres ging er mit seinem Freunde Whitefield nach Bristol, und predigte außerhalb der Stadt auf einem Hügel vor mehr, denn 2000 Zuhörern. Hier bemerkte er, daß er die Erlösung Christi auch an einem andern Orte verkündigen könne, als in der Kirche. „Seitdem, sagt er, hatte ich Ursache genug, die weise Vorsehung Gottes anzubeten, welche auf diese Weise Tausenden von Menschen, die vielleicht nie eine Kirche besucht hatten, einen Weg zur Anhörung

seines Wortes bahnte. Und diese Menschen, welche unter freiem Himmel das Wort Gottes verkündigen hörten, fanden alsbald, daß darin eine wunderbare Gotteskraft verborgen liege.“ Eben so predigte Whitefield hier unter ungeheurem Zulauf und mit großem Erfolg im Freien. Dies ist der Anfang der gesegneten Feldpredigten, durch welche Wesley und seine Freunde so Außerordentliches unter den geringen Volksklassen leisteten, und die Missionare derselben wurden, während die Staatskirche sie aufs äußerste verwahrloßt hatte. Wie er damals in der Nähe von Bristol seine Zeit ausfüllte, zeigt folgender Bericht: „Jeden Morgen las ich zu Newgate Gebete vor, und predigte zugleich. Jeden Abend erklärte ich irgend einen Abschnitt aus der h. Schrift. Montag Nachmittag predigte ich außerhalb in der Nähe von Bristol“ — und so weiter an jedem Tage eine Predigt, — Sonntag Morgens in Bowling=Green, Sonntags um 11 Uhr in der Nähe von Hannam=Mount, um 2 Uhr in Clifton, um 5 Uhr in Rose=Green; und bis jetzt sind meine Kräfte, (Gott sei Dank!), meinem Tagewerk immer noch gewachsen.“

In Kingwood wohnten Kohlengräber, die ihrer Ruchlosigkeit wegen zum Sprüchworte geworden waren. Die Predigten der Gebrüder Wesley stifteten hier einen unendlichen Nutzen. Viele führten einen frommen Lebenswandel. Wesley konnte schreiben: „Jetzt hat sich dieser Schauplatz wesentlich geändert. Die Wälder wiederhallen nicht mehr, wie vor einem Jahre, von Flüchen und Gotteslästerungen. Kingwood ist nicht mehr der Ort, wo Trunkenheit, Müßiggang und ausschweifende Belustigungen herrschen. Streit und Zank hat aufgehört; an ihre Stelle ist Liebe und Frieden getreten. Man hört sie nicht in ihrem Walde, außer des Abends, wenn sie sich vergnügen, und durch Lobgesang den Namen Gottes preisen, und ihren Erlöser hoch ehren mit Dank.“

Im Oktober erhielt Wesley eine dringende Einladung nach Wales. Da ihm alle Kirchen verschlossen waren, so predigte er in Privathäusern und unter freiem Himmel, oft bei heftiger Kälte. Er erfreute sich der freundlichsten Aufnahme von Seite des Volkes. „Ich habe, berichtet er, keine Provinz Englands gesehen, die mir, auf einer Strecke von 60–70 Meilen, so angenehm geschienen hätte, wie Wales. Die meisten Einwohner haben ein ernstes Verlangen nach dem Unterricht des göttlichen Wortes; und da sie damit unbekannt, so sind sie mit den Indianern zu vergleichen. Ich meine nicht etwa, daß

sie den Namen Jesu nicht kennen; denn Viele unter ihnen können das Vaterunser und den Glauben hersagen. Aber Alles, was sie wissen, haben sie mechanisch auswendig gelernt, und von dem wahren Glauben wissen sie in der That Nichts. Das Wort Gottes fiel hier nicht umsonst zur Erde; den Viele bereuten ihre Sünden, und glaubten an das Evangelium."

Bis dahin hatten die mährischen Brüder und die Methodististen, wie die Anhänger Wesley's genannt wurden, Eine Gesellschaft gebildet. Es brachen unterdessen Streitigkeiten zwischen beiden aus, in Folge dessen sie sich von einander trennten. Wesley blieb jedoch der Brüdergemeinde mit ungeschwächter Liebe zugethan.

Die Methodististen wuchsen unglaublich schnell an. Im Jahre 1743 schrieb Wesley für ihre Gemeinden eine Sammlung von Gesetzen und Vorschriften, die bis auf die heutige Zeit in Kraft sind. Sie schreiben durchaus keine besondern Religionsmeinungen vor, da er mit den 39 Artikeln der englischbischöflichen Kirche übereinstimmte, sondern beziehen sich auf den Wandel, die christliche Wohlthätigkeit und die Beobachtung göttlicher Vorschriften. Mitglieder der englischen Kirche, oder selbst Dissenter, welche diese Regeln beobachten wollten, konnten Mitglieder werden. Zweck der Vereinigung war, einander beizustehen, „den Beruf und Erwählung fest zu machen."

Wesley und sein Bruder Karl, der ihm getreulich zur Seite stand, hatten immer mehr mühevollen Arbeiten und heftige Kämpfe. Sie wurden oft in Schriften und von Geistlichen angefochten; ja sie mußten sich oft von dem Böbel in England und Wales Beschimpfungen gefallen lassen. Auch in London entstanden sogar an den Orten, wo sie ihren Gottesdienst hielten, tumultuarische Auftritte.

Wesley dehnte jetzt seinen Wirkungskreis nach dem Norden seines Vaterlandes aus. Ueber seine Reise nach Leicestershire erzählt er in seinem Tagebuche: „Ich holte einen gravitätischen Mann ein, mit dem ich mich sogleich in ein Gespräch einließ. Er verrieth mir alsbald seine Gesinnung, und ich widersprach ihm in Nichts. Damit aber war er nicht zufrieden; er wollte gar zu gern wissen, ob ich mich zu derselben Lehre bekenne, wie er. Ich sagte ihm: wir würden, um uns nicht gegenseitig zu mißfallen, besser thun, uns über praktische Sachen zu unterhalten. Dies geschah auch eine Zeit lang. Aber unversehens hatte er mich gefangen, und bevor ich mußte, wo ich

war, sah ich mich in einen Wortwechsel verwickelt. Er wurde immer wärmer, sagte mir endlich: ich hätte ein verdorbenes Herz, und äußerte die Vermuthung, ich sey wohl gar Einer von Wesley's Anhängern. Ich antwortete ihm aber: Nein, mein Herr, ich bin Johann Wesley selbst!, worauf er sich gebärdete, wie Einer, der unversehens auf eine Schlange getreten hat, und wollte plötzlich davon sprengen. Da ich aber besser beritten war, blieb ich immer an seiner Seite, und suchte ihm das Herz zu öffnen."

In Epworth wurde ihm in der Kirche zu predigen verweigert. Da stellte er sich auf seines Vaters Grab, und verkündigte von hieraus das Wort Gottes vor einer großen Versammlung, welche, so wie er, tief gerührt war. Dies geschah am 6. Juni 1742. „Am folgenden Mittwoch, erzählt Wesley, ritt ich nach einer benachbarten Stadt, um einem Friedensrichter meine Aufwartung zu machen. Die Leute zu Epworth hatten mir nämlich erzählt: ihre aufgebrachten Nachbarn hätten einen ganzen Wagen voll der sogenannten neuen Ketzer zur Bestrafung vor den Richter gebracht. Als er sie aber gefragt, was diese Leute gethan hätten, schwiegen sie alle still; denn dieses hatten ihre Anführer vergessen. Endlich sagte Einer von ihnen: „Ei sie wollen besser sein, als Andere, und beten von früh Morgens bis spät in die Nacht.“ Hierauf fragte der Richter wieder: „Was sie denn sonst noch gethan hätten?“ Da sagte ein alter Mann: „Ja Herr, wenn Ew. Gestrengen erlauben, sie haben mein Weib befehrt. Denn bevor sie mit ihnen umging, hatte sie eine schreckliche Zunge im Halse, und nun ist sie so still wie ein Lamm.“ Hierauf sagte der Richter: „Führt sie zurück, und laßt sie alle Zänkerinnen in der ganzen Stadt befehren!“

Das Jahr 1743 ist in Wesley's Leben wegen seinem glücklichen Entrinnen aus gefährvollen Kämpfen mit irregeleiteten und wüthenden Volkshaufen besonders merkwürdig. Als Wesley in Bristol war, hörte er, wie an manchen Orten der Umgegend der Pöbel gegen die Methodisten aufgehetzt, dieselben auf's Schändlichste mißhandelte. Selbst Frauen und Kinder wurden gesteinigt, mit Noth geworfen, ihre Häuser abgebrochen, und ihre Habe fortgeschleppt. Wesley eilte herbei, um ihnen mit Rath und Trost beizustehen, und predigte zu Mittag in Wednesbury, ohne jedoch beunruhigt worden zu seyn. Nachmittags aber versammelte sich der Pöbel, und umringte das Haus. Hören wir seinen eignen Bericht: „Ich besand mich bei

Fränz Ward, und schrieb, als sich plötzlich das Geschrei erhob, der Pöbel habe das Haus besetzt. Alle mit einander schrieen: „Bringt uns den Geistlichen heraus! Den Geistlichen wollen wir haben!“ Ich bat Jemand, den Anführer bei der Hand zu nehmen, und ihn mit ins Haus zu bringen, was auch geschah. Nachdem wir einige Worte mit einander gewechselt hatten, wurde der Löwe so sanft wie ein Lamm. Zwei andere der Rasendsten, die in ihrer Wuth Alles verschlingen wollten, waren nach zwei Minuten so ruhig wie Ersterer. Ich ging unter die empörte Volksmenge, und fragte: „Was wollt Ihr von mir?“ Der Eine sagte: „daß Ihr mit uns zum Richter geht!“ Ich antwortete: „das will ich gern; sollen wir heute Abend, oder Morgen früh zum Richter gehen?“ Die meisten schrieen: „Noch diesen Abend! Diesen Abend noch!“ Ich marschirte sogleich voran, und 200 bis 300 Menschen folgten. Die Uebrigen kehrten nach Hause zurück.

Wir langten in Bentley-Hall an. Der Richter fragte, was sie denn eigentlich wollten. „Ei, mit Erlaubniß, sagte der Eine, die Leute da singen den ganzen Tag Psalmen, und veranlassen uns dadurch, schon um 5 Uhr aufzustehen. Was rathen Sie uns, zu thun?“ „Heim zu gehen, und ruhig zu seyn.“ Sie beschloffen nun, zum Richter in Walsall zu gehen. Derselbe ließ ihnen sagen, er sei schon zu Bette. Sie hielten es nun für das Gerathenste, wieder nach Hause zu gehen. Wir hatten aber kaum 150 Schritt zurückgelegt, als auch der Pöbel von Walsall herbeidrängte, seine Nachbarn überwältigte, und mich in seine Gewalt bekam.

Hier war jeder Versuch, zu sprechen, unmöglich. Der Lärm auf allen Seiten glich dem Toben des Meeres. Sie schleppten mich fort bis nach der Stadt, wo ich mich in ein großes Haus zu retten versuchte; aber es faßte mich ein Mann bei den Haaren, und stieß mich zurück in die Mitte des Hausens. Viele schrieen: „Schlagt ihm das Gehirn aus dem Kopf! Schlagt ihn todt!“ Andere sagten: „Wir wollen ihn erst hören.“ Ich sprach wohl über eine Viertelstunde lang, bis mir meine Stimme plötzlich versagte. Doch bald kehrte meine Kraft und meine Stimme wieder, und ich brach in ein lautes Gebet aus. Jetzt kam derselbe Mann, welcher zuvor an der Spitze des Hausens stand, zu mir, und sagte: „Mein Herr, ich will mein Leben für Sie lassen. Folgen Sie mir, es soll sich Niemand unterstehen, Ihnen ein Haar zu krümmen!“ Zwei oder drei seiner Kameraden bekräftigten seine Worte, umringten mich sogleich, und führten mich

mitten durch den Böbelhaufen hindurch. An der Brücke rottete sich das Volk auf's Neue zusammen; wir gingen daher seitwärts über die Wiesen, bis mich Gott kurz vor 10 Uhr glücklich nach Wednesbury brachte."

In diesem Jahre machte Wesley seine erste Reise nach Cornwall, um den rohen Vergleuten daselbst das Evangelium zu verkündigen. An verschiedenen Plätzen und zuweilen unter wüthenden Zuhörern hielt er seine Reden. In keinem Theile Englands ist der Methodismus zu einem größern Einflusse gelangt, als hier; und als Wesley in hohem Alter in diese Grafschaft kam, zog er, der früher aus Mangel an Wohnung auf dem Erdboden geschlafen, zur Befriedigung seines Hungers Brombeeren gesucht hatte, und dem wüthenden Böbel kaum lebendig entronnen war, jetzt wie im Triumphzuge durch die Städte und Dörfer. Die Einwohner drängten sich schaarenweis an die Fenster, um den Mann Gottes zu sehen.

Im Juli 1744 wurde die erste Conferenz der Methodisten gehalten. Diese hatten sich in verschiedenen Theilen des Königreichs verbreitet, und es war von Wesley eine gewisse Anzahl Prediger angestellt worden. Ueber alle Methodistengesellschaften führte er die Oberaufsicht. Eigentlich wollte Wesley gar keine neue Kirche stiften. Er wünschte sehnlichst in der bischöflichen Landeskirche mit seinen Anhängern zu bleiben, und die Geistlichkeit derselben zu größerem Eifer für das Seelenheil des Volks zu erwärmen. Daher ließ er die gottesdienstlichen Versammlungen eine Reihe von Jahren hindurch nicht zur Zeit der bischöflichen Gottesdienste halten, ließ von seinen Predigern viele Jahre das h. Abendmahl nicht austheilen, sondern communicirte mit den Seinen in der bischöflichen Kirche. Allein alle seine bewunderungswürdige Mäßigung und Liebe zur bischöflichen Mutterkirche half nichts. Die leidenschaftliche Bitterkeit der großen Mehrzahl der Episkopal-Geistlichen gegen seine unermüdete Wirksamkeit, welche sie in ihrer Schläfrigkeit und Selbstsucht beschämte, war so heftig und anhaltend, daß sie den Böbel, wie die Obrigkeiten gegen die Methodisten aufhetzte, und diese aus der Kirche hinaustrieb. So mußte Wesley mit seinen Methodisten eine besondere Kirchen-Gesellschaft bilden, und that dies mit einem seltenen Organisations-Talent.

Jede Gemeinde, (Gesellschaft) der Methodisten zerfällt in mehrere kleine Abtheilungen (Klassen), deren jede 12—20 Mitglieder enthält. Jede Klasse hat einen Aufseher (Führer), der

wöchentlich einmal mit diesen Gemeindegliedern zusammenkommt, sich nach ihren geistlichen und leiblichen Bedürfnissen erkundigt, sie zurechtweist und aufrichtet. Die Zusammenkunft wird mit Gebet und Gesang begonnen und beschlossen. Der Führer steht in fortwährender Mittheilung mit dem Prediger und dem Geschäftsführer der Gemeinde, um sie von den Bedürfnissen und dem Seelenzustande der Mitglieder zu unterrichten. Ist ein Mitglied, nach mehrfachem Ermahnen und Abwarten, für unverbesserlich anerkannt, so wird es durch eine Versammlung des Predigers und aller Führer ausgeschlossen, indem es bei der vierteljährlichen Erneuerung der kleinen Zettel, die jedes Gemeinde-Glied erhält, übergangen wird. In jeder Klasse sind wieder kleinere Abtheilungen, (*Banden*), (was von der Brüdergemeinde entlehnt ist,) die das innigste christliche Vertrauen der Brüder und Schwestern, nach Jac. 5, 16, unter einander fördern sollen. Sie bestehen aus 3—4 Personen desselben Geschlechts, versammeln sich wöchentlich, und theilen sich ihre inneren christlichen Erfahrungen mit. — Jede Gemeinde hat ihren Prediger. Der Prediger sind 2 Klassen, Lokal-Prediger und Reise-Prediger. Die letzteren allein widmen sich ausschließlich dem Predigt-Amte, und bilden den geistlichen Stand. Die ersteren sind Männer aus der Gemeinde, welche sich freiwillig dazu melden, und nach einer Prüfung der Reiseprediger und der schon vorhandenen Lokalprediger in Kenntniß der Schrift wohl bewandert, und sonst fromm und rechtschaffen erfunden, das Recht und die Pflicht erhalten, sonntäglich und an Wochentagen ein Wort der Ermahnung an die Gemeinde zu sagen. Dies sind oft Handwerker, bisweilen andre Laien von Bildung. — Jede Gemeinde hat einen Geschäftsführer (*trustee*), der alle ihre pekuniären und äußeren Angelegenheiten besorgt, und wöchentlich die Beiträge jeder Klasse erhält. Denn die ganze Gesellschaft erhält sich nur durch Beiträge. Etwa 20 Gemeinden bilden einen Kreis (*circuit*), mit ihren eigentlichen Predigern, den Reisepredigern, welche gewöhnlich nur zwei Jahre an einer Gemeinde bleiben, und dann versetzt werden, auch sonst umherreisen zum Predigen. Einer von ihnen hat die Aufsicht über sie, und heißt Superintendent. Die Mehrzahl dieser Geistlichen erhält auch keine gelehrte Bildung, wird meist aus den Lokal-Predigern genommen. 5 oder 6 Kreise bilden einen Distrikt. Alle Prediger eines Distrikts bilden eine Committee, welche sich jährlich versammelt. Die höchste und entscheidende Autorität der ganzen

Methodisten-Kirche ist die Conferenz, welche jährlich Ende Juli in einer der größten Städte Englands gehalten wird, und aus hundert Predigern aus den verschiedenen Distrikten besteht.

Die Disciplin, die er in seinen Gesellschaften eingeführt hat, war milde und langmüthig. Wo sich aber ein Uebel an der Wurzel zeigte, da schonte er nicht. Im März 1746 kam er nach Nottingham. Er bemerkt hierüber Folgendes:

„Ich überlegte lange hin und her, und mußte nicht, was hier dem Werke Gottes so hinderlich war. Nach genauer Untersuchung aber wurde mir die Sache klar. Es befanden sich nämlich viele Mitglieder in der Gesellschaft, die entweder einen unordentlichen Lebenswandel führten, oder Bormiß trieben. Ich schloß dergleichen Leute ohne Weiteres aus, und ließ nur Wenige darin, welchen ich zutrauen konnte, daß es ihnen um ihr Seelenheil Ernst war.“

Im August besuchte Wesley zum ersten Male Irland. In Dublin war schon eine beträchtliche Anzahl Methodisten. Da er in der Kirche nicht predigen durfte, so benutzte er den weiten Hofraum des Gesellschaftshauses, und predigte Morgens und Abends vor einer aus Armen und Reichen bestehenden Versammlung. Sein besonderes Mitleiden erregten hier die Katholiken. Da er aber wenig Gelegenheit fand, vor ihnen zu predigen, so gab er eine gedruckte Schrift zu ihrem besonderen Gebrauche heraus. „Es ist kein Wunder, sagt er, daß diejenigen, welche als Papisten geboren sind, im Allgemeinen in diesem Glauben leben und sterben, so lange die Protestanten sich ihrer so wenig annehmen, und keine andern Mittel zu ihrer Bekehrung finden können, als Gesetze und Parlamentsakte.“

Die Prediger, welche Wesley anstellte, waren kaum weniger thätig, als er selbst. Einige hatten sich an bestimmten Orten niedergelassen, und bedienten ihre Gemeinde. Andere zogen von Ort zu Ort, oft in entfernte Gegenden, um das Heil in Christo zu predigen. Sie trugen weder „Beutel noch Taschen,“ sondern setzten ihr Vertrauen einzig und allein auf die Vorsehung Gottes und die Gastfreundschaft der Christen. Wo sie auf ihren Reisen an ein Haus kamen, da sprachen sie ein; und wo sie in eine Stadt kamen, und Aufnahme fanden, da aßen und tranken sie. Dafür brachten sie den Frieden in's Land, und nahmen sich der geängsteten Seelen an. Auf Wesley lag die Sorge für die Gesellschaften. Er war Menschen

und Gott verantwortlich für dieselben, und die Arbeiten häuften sich für ihn. Er war auf das Angestrengteste besorgt für ihr Wohl. Sein Volk sollte ein Muster seyn in allen Beziehungen des Lebens für den Bürger- und Hausstand; weise in der Schrift, geübt in Selbstverleugnung und Aufrichtigkeit, freigebig in christlicher Wohlthätigkeit. Zu dem Ende wurde ihnen strenge Enthaltensamkeit von allen unnöthigen Genüssen, Mäßigkeit in Leibesnahrung, und Schlichtheit im Anzuge auf's Angestrichteste empfohlen u. dgl. m.

Im Jahre 1751 verheirathete sich Wesley mit Mistress Bizelle, einer Wittwe. Jedoch war er in der Wahl seiner Lebensgefährtinn nicht glücklich. So viele gute Eigenschaften dieselbe auch haben mochte, so wurden sie doch bald von der heftigsten Eifersucht verzehrt, obgleich ihr Gatte ihr nicht den mindesten Anlaß dazu gab. Einige Zeit begleitete sie ihn auf seinen Reisen. Es wird erzählt, sie sei oft hundert Meilen gereist, um irgend wo aus einem Fenster zu beobachten, wer mit ihrem Gatten im Wagen saß. Wenn sie um ihn war, durchsuchte sie alle seine Taschen, erbrach seine Briefe, verfälschte diese selbst bisweilen, und brachte sie sowohl, als andere Papiere in die Hände seiner Feinde, in der Hoffnung, dadurch seinen Charakter entehren zu können. Sie verließ oft sein Haus, kehrte aber jedesmal auf sein dringendes Bitten zurück, bis sie auf diese Weise zwanzig Jahre seines Lebens verbittert hatte. Endlich bemächtigte sie sich eines Theils seiner Tagebücher, und vieler andern Schriften, und ging fort, indem sie schriftlich zurückließ, sie werde nicht zurückkehren. Wesley sagt, er kenne nicht die Ursache ihres Benehmens, und fügt hinzu: „Ich habe sie nicht verlassen, und nicht entlassen, werde sie aber auch nicht zurückrufen.“

Im Herbst 1753 wurde Wesley von einer Schwindsucht bedroht. Da er nicht wußte, was Gott über ihn verhängen würde, so schrieb er, „um niedriger Lobredneret“, im Fall er sterben sollte, zuvorzukommen, seine Grabchrift:

Hier liegt der Leichnam Johann Wesley's,
„Ein Brand, errettet aus dem Feuer,

welcher an einer Auszehrung starb im 51. Jahr seines Alters, ohne, nachdem seine Schulden bezahlt, auch nur zehn Pfund hinterlassen zu haben; betend: Gott sey mir, einem unnützen Knechte, gnädig!“

Doch der Herr wollte ihn den Seinen noch erhalten, und ließ ihn wieder gesund werden.

Im Jahre 1756 ließ er einen offenen, freundlichen Brief an die bischöfliche Geistlichkeit Englands drucken, und ersuchte sie liebevoll, mit ihm in der Wiederbelebung des Christenthums Hand in Hand zu gehen. Er wollte dadurch einer Trennung seiner Anhänger von der Staatskirche vorbeugen. Bald darauf erließ er ein ähnliches Schreiben an viele fromme Geistlichen, die er kannte. Aber nur drei gaben eine Antwort. Von dieser Zeit an gab er alle Hoffnung zu einer Vereinigung auf, und beschloß, die Verbindung unter seinen Predigern immer fester zu machen. In der Conferenz von 1769 mußten sie sich feierlich verpflichten, Gott dem Herrn und seinem Dienste ganz zu leben, die ursprünglichen Lehren des Methodismus zu predigen, die alte Kirchenordnung und Zucht aufrecht zu erhalten, und nach Wesley's Tod sich nach London zu verfügen, um daselbst die, ihre künftige Einigkeit begründenden Artikel zu entwerfen.

Als Wesley im Jahre 1775 im Norden von England herumreiste, befiel ihn eine gefährliche Krankheit, die er sich dadurch zugezogen hatte, daß er bei heißem Wetter in einem Obstgarten auf bloßer Erde geschlafen hatte. Vierzig Jahre lang hatte er das gethan, wie er sagt, ohne daß es ihm nachtheilig gewesen wäre. Aber er dachte nicht daran, daß er alt geworden war. Er wollte die Krankheit durch Lesen, Reisen und Predigen vertreiben, fiel aber in Folge dessen in ein gefährliches Fieber. Jedoch schon nach einigen Tagen genas er wieder, und nahm auf's Neue seine mannigfachen und ausgedehnten Amtsverrichtungen auf.

Im folgenden Jahre ereignete sich in London folgender Vorfall. Das Haus der Lords hatte einen Befehl erlassen, daß die Commissäre der königlichen Steuern an alle diejenigen, von welchen man vermuthete, daß sie Silbergeschirr besäßen, Citulare erlassen sollten. Wesley erhielt darauf einen Brief, in dem man ihn ersuchte, sein Silbergeräth namhaft zu machen, und die Steuern, auch von den vorigen Jahren, in welchen er nicht bezahlt habe, zu entrichten. Ohne Zweifel glaubte man, er, das Haupt einer so zahlreichen Gesellschaft, würde sein irdisches Interesse in den Augen behalten haben. Wesley antwortete:

Mein Herr!

„Ich habe zwei silberne Theelöffel in London, und zwei in Bristol. Dies ist Alles, was ich gegenwärtig an Silbergeräth habe, werde auch keines mehr kaufen, da so Viele um mich herum des Brodes bedürftig sind.“

Ich bin, mein Herr u.

Seine Wohlthätigkeit gegen Arme kannte keine Grenze. Er gab nicht nur einen Theil seines Einkommens weg, sondern Alles, was er besaß. Als er 30 Pfund jährliche Einkünfte hatte, lebte er mit 28, und gab 2 den Armen. Im nächsten Jahre, als er 60 Pfund bekam, lebte er noch immer mit 28, und gab 32 weg. Im dritten Jahr hatte er 90 Pfund Einnahme, und verschenkte 62. Auf diese Weise fuhr er in seinem ganzen Leben fort, und in 50 Jahren hatte er, wie man berechnete, gegen 32,000 Pfund verschenkt.

Wir wollen hier Einiges aus seinem Tagebuche mittheilen, als er von einer Reise nach Holland wieder nach England zurückkehrte.

„Den 23. Dezember 1786. Auf vieles Ansuchen und dringendes Bitten ließ ich mich bewegen, zwei Missethäter, über welche das Todesurtheil ausgesprochen war, zu besuchen. Sie schienen fromm gestimmt zu seyn; aber ich kann auf solchen Anschein nur wenig Gewicht legen. Indessen schrieb ich in Betreff derselben an einen großen Mann, und vielleicht erhielten sie Begnadigung.“

Sonntag, den 31. Nach den Worten des Jesaias an Hiskias: „Bestelle dein Haus! denn du mußt sterben,“ ermahnte ich auf's Ernstlichste Alle, die es noch nicht gethan hatten, ihre zeitlichen Angelegenheiten ohne Aufschub in Ordnung zu bringen. Es ist eine sonderbare Thorheit Vieler, daß sie dergleichen Angelegenheiten verschieben, bis sie der Tod plötzlich überrascht, zu einer Stunde, wo sie es am wenigsten erwarten.

Dienstag, den 29. April 1787. Ich war genöthigt, meine Pferde in Dublin zu lassen, und hatte zwei andere gekauft. Das dritte bekam bald eine Geschwulst am Schulterblatt, so daß wir zweifelten, damit fortkommen zu können; und da ein Bursche mit dem vierten über Stock und Stein galoppirte, stürzte das Pferd. Wir schritten indessen langsam vorwärts nach Aughalun, und fanden hier eine solche Versammlung, wie ich nie zuvor gesehen. Das Zelt, das ist eine bedeckte

Kanzel, war am Fuße eines grünen abschüssigen Berges angebracht, und auf beiden Seiten derselben saß die ungeheure Volksmenge. Während ich die Worte der h. Schrift erklärte: „Gott hat uns seinen h. Geist gegeben,“ ward er in der That auf eine wunderbare Weise über uns ausgegossen. Von allen Seiten sah man Freudenthränen fließen, und hörte Freudengeschrei. Ich hoffe, daß viele Menschen Ursache haben, Gott für jene Segensstunde zu danken,“ u. s. w. Das Tagebuch, aus dem wir Obiges entnommen haben, ist aus dem Jahre 1787, als er in seinem 85. Lebensjahre stand.

Während der fünfzig Jahre, die er dem Dienste des Herrn vorgestanden, reiste Wesley jährlich ungefähr 4500 Meilen, größtentheils zu Pferde. Ohne große Pünktlichkeit und sorgfältige Benützung der Zeit wäre es ihm unmöglich gewesen, seine unglaublichen Verrichtungen alle zu vollbringen. Er hatte zu jeder Sache bestimmte Stunden, und seine Erholung bestand nur in dem Wechsel der Arbeiten. Er fand auch Geschmack an Unterhaltung, besonders mit frommen und gelehrten Männern. Wenn aber die Stunde kam, wo er irgend ein Geschäft verrichten sollte, da verließ er plötzlich die Gesellschaft. 52 Jahre lang und darüber hielt er gewöhnlich zwei, häufig aber auch drei und vier Predigten täglich.

Ein schöner Zug in seinem Charakter war seine Versönlichkeit. Verfolgung, Schmähungen und Unrecht ertrug er von Fremden mit Geduld, zwar nicht ohne Kummer, aber doch ohne sichtbare Bewegung. Und was er von sich selbst sagte, daß er Beleidigungen sehr leicht vergeben könne, war streng wahr.

Wesley's Mäßigkeit war außerordentlich. Als er noch auf dem Collegium war, trieb er diese so weit, daß ihn seine Freunde deshalb oft tadelten. Was seine Mäßigkeit im Schlaf betrifft, so sagt er: „Gesunde Männer brauchen 6 Stunden Schlaf; gesunde Frauen etwas über 7 Stunden täglich. Wenn Jemand wissen will, wie viel Schlaf er braucht, so kann er sehr leicht den Versuch machen, was ich selbst 60 Jahre lang gethan habe. Ich wachte jede Nacht bis um 12 oder 1 Uhr, und wenn ich mich niederlegte, blieb ich noch eine Zeit lang wach. Hieraus schloß ich, daß ich längere Zeit im Bette liege, als die Natur eigentlich erforderte. Ich verschaffte mir einen Wecker, welcher mich am nächsten Morgen um 7 Uhr, eine Stunde früher, wie gewöhnlich, weckte. Aber doch lag ich des Nachts noch eine

Weile im Bette, ohne zu schlafen. Am 2. Morgen stand ich um 6 Uhr auf; aber auch die zweite Nacht lag ich noch eine Weile schlaflos. Den vierten Morgen stand ich um 4 Uhr auf; was ich seitdem immerfort gethan habe, und von nun an brachte ich keine schlaflosen Stunden mehr im Bette zu. Wenn ich daher das ganze Jahr überrechne, so liege ich in Allem kaum $\frac{1}{4}$ Stunde in einem Monate, ohne zu schlafen.“ Aber am Ende seines Lebens, als die Körperkräfte schwach wurden, schlief er mehr oder weniger bei Tage.

Sein Lebensende nahte heran. In seinem 87. Jahre war er noch in Irland, wo er seine regelmäßigen geistlichen Besuche abstattete. Als er auf seiner Rückreise nach Cornwallis kam, besuchte er die Stadt Falmouth, wo er früher große Verfolgungen erlitten hatte. Er berichtete über diesen Besuch: „Das letzte Mal, als ich vor vierzig Jahren hier war, wurde ich von einem zahlreichen Böbelhaufen, welcher brüllte wie die Löwen, gefangen genommen. Wie aber hat sich jetzt die Zeit geändert! Hohe und Niedere stellten sich von einem Ende der Stadt bis ans andere voller Liebe in den Straßen auf. Am Abend predigte ich nicht weit von der See vor der zahlreichsten Versammlung, die ich je wahrgenommen, und eine solche Zeit habe ich noch nie zuvor gekannt, wenn ich aus Irland zurückkehrte. Gott hat wunderbar auf die Herzen des Volks eingewirkt.“

Seine Schwäche mehrte sich in seinem 88. Jahre. Seine letzten Tage legen Zeugniß ab von seiner Siegesgewißheit; sein Wunsch war, bei dem Herrn zu seyn, dem er sein Leben lang gedient hatte. Montag, den 28. Februar, sprach er mit leisem, vernehmlichem Tone: „Es ist kein anderer Weg zum Eingang in das Heilige, als durch das Blut Jesu Christi.“ Am folgenden Tage sah man, daß es rasch mit ihm zu Ende eilte. Er aber sagte mit schwacher Stimme: „Herr, du verleihst Kraft denen, welche sprechen können, und denen, welche nicht sprechen können. Sprich, o Herr, zu unser Aller Herzen, und laß sie wissen, daß du die Zungen lösest!“ Darauf sang er: „Dem Vater, Sohn und heil'gen Geist, die alle liebevoll einig sind!“ Nachdem er schwer aufgeathmet hatte, sprach er: „Nun haben wir Alles gethan.“ Er wurde hierauf in's Bett gelegt, aus welchem er nicht wieder aufstand. Einer der anwesenden Prediger hielt ein Gebet, daß Gott, wenn er ihren Vater in die ewige Ruhe abrufen wolle, sein Lehre und sein Wort immer

weiter ausbreiten möge. Wesley sprach ein lautes Amen, gab Allen die Hand, und sagte: „Lebet wohl! lebet wohl!“

Als kurz darauf Jemand in's Zimmer trat, wollte er sprechen, konnte aber nicht. Er blieb eine Weile ruhig, und rief dann mit aller Kraft, die er noch hatte: „Das Beste von Allem ist, daß Gott mit uns ist!“ Bald darauf wiederholte er, seinen sterbenden Arm zum Zeichen des Sieges aufhebend: „Das Beste von Allem ist, daß Gott mit uns ist!“ Hierauf sprach er: „Wir danken dir, o Herr, für alle deine Gnaden; segne die Kirche und den König, und verleihe uns Wahrheit und Frieden durch Jesum Christum, unsern Herrn!“ Zu einer andern Zeit sprach er: „Er läßt seine Diener in Frieden fahren!“ Nach einer Pause: „Die Wolken triefen von Fett; der Herr ist mit uns, der Gott Jakobs ist unsere Zuversicht!“ Die Anstrengungen waren zu groß für seine Schwachheit. Obgleich er mehrmals in der Nacht zu reden versuchte, so konnte er doch nur die Worte hervorbringen: „Ich werde loben, werde preisen!“

Am Mittwoch, den 2. März, ging es allmählig zu Ende. Bradford, sein gläubiger Freund, betete mit ihm; der hörte auf sein letztes vernehmbares Wort: „Lebe wohl!“ Einige Minuten vor 10 Uhr ging der Knecht Gottes ohne Todeskampf ein zu seines Herrn Freude.

Nach dem Wunsche vieler seiner Freunde wurde sein Leichnam in die Kapelle gebracht, und blieb daselbst bis zum Tage vor seinem Begräbniß. Auf seinem Antlitz bemerkte man während dieser Zeit ein himmlisches Lächeln und eine Schönheit, die von Allen bewundert wurde. Der 9. März war der zum Begräbniß bestimmte Tag. Die Volksmenge, welche sich herbeidrängte, ihn zu sehen, war so groß, daß man einen Tumult befürchtete, und man beschloß, ihn zwischen 5 und 6 Uhr Morgens zu begraben. Aber auch in dieser Frühstunde hatte sich eine große Menge Volks versammelt. Der Geistliche Richardson hielt den Leichengottesdienst in sehr ergreifender Weise; und als er an die Stelle kam: „Da es dem Allmächtigen gefallen hat, die Seele unsers lieben Bruders zu sich zu rufen, gebrauchte er mit zärtlichem Nachdruck das Wort „Vater“ statt „Bruder“. Dies machte einen so gewaltigen Eindruck auf die ganze Versammlung, daß die stillen Thränen der Anwesenden sich in allgemeines, lautes Weinen verwandelten.

Bei seinem Tode betrug die Gesamtzahl der in Verbin-

dung mit ihm stehenden Gesellschafts = Glieder in Europa, Amerika und den westindischen Inseln 80,000. Zur Zeit der Conferenz von 1831 waren in Großbritannien und Irland mit 992 Geistlichen 320,000, in Nordamerika 600,000 mit 2000 Geistlichen, und in der Heiden = Mission in Asien, Afrika und Australien über 50,000 mit 200 Geistlichen. Denn auch in dieser Mission entwickelten die Methodisten eine große Thätigkeit. Die Gesamtzahl aller Methodisten in der Welt mag jetzt 2—3 Millionen betragen.

Paul Rabaut, der letzte Prediger der Wüste.

(Geb. 9. Jan. 1718, gest. 26. Septbr. 1795).

Paul Rabaut war zu Bédarieur, nahe bei Montpellier, am 9. Januar 1718, in einer achtbaren Kaufmannsfamilie geboren, welche die geachteten Pastoren zu beherbergen pflegte. In ihren Unterhaltungen fühlte er seine Anlage für das evangelische Predigtamt wachsen, oder, wie Anton Court sich ausdrückte, seine Berufung zum Märtyrertum. Seit seinem 16. Jahre wurde er mit seinem Freunde Johann Pradel der Begleiter der Geistlichen der Wüste. Er theilte ihre Arbeiten, und ahmte ihre Geduld nach. Erfreut, mit ihnen für die Sache seines göttlichen Meisters zu leiden, fing er an, ohne den Titel und Charakter eines Pastors zu haben, seine Brüder zu unterrichten, las in den Versammlungen aus der Bibel vor, ermahnnte die Gläubigen in den häuslichen Zusammenkünften, ermuthigte den Einen, tröstete den Andern, und diente Allen zum Vorbild. Aber, wie kostbar auch dieses Noviziat war, blieb es dennoch unzureichend. Die Kirchen brauchten Pastoren, die fähig waren, durch eine einsichtsvolle und gründliche Theologie die Verirrungen im Innern und die Einwürfe von außen zu bekämpfen. Paul Rabaut fühlte das, und im Jahre 1740 setzte er sich auf die Bänke im theologischen Seminar zu

Lausanne. Wie ein Sohn wurde er von Anton Court aufgenommen, der in ihm bald den würdigsten Mann erkannte, seine Stelle in der Leitung der Heerden der Wüste zu ersetzen. Nach seiner Rückkehr im Jahre 1743 wurde er zum Pastor von Nismes ernannt, und von diesem Zeitpunkt an gerechnet nahm er die hohe Stellung ein, die er bis zu seinem Tode im Jahre 1795 behauptete. Seine Collegen setzten auf ihn ihr volles Vertrauen, und befragten ihn bei allen schwierigen Angelegenheiten. Sein Arbeitszimmer, daß öfters nur eine Steinhütte inmitten eines Gehölzes war, wurde der Mittelpunkt der protestantischen Angelegenheiten. Alle Gläubigen achteten ihn, und als die Verfolgung von neuem zu wüthen anfang, wendeten sie sich instinktmäßig nach ihm, wie man sich bei einem Sturme nach dem Leuchthurme wendet. Jedermann wußte, daß er nur aus freiwilliger Aufopferung die Laufbahn eines Pastoren betreten, und nur das Wohl der Religion sich zum Ziele gesetzt hatte. Er selbst erklärte sich darüber in einem an den Intendant Lénain gerichteten Schreiben vom Jahre 1746: „Als ich mich für das Predigtamt in diesem Königreich bestimmte, wußte ich recht wohl, welchen Gefahren ich mich aussetzte; eben so betrachtete ich mich als ein dem Tode geweihtes Opfer. Ich habe das Beste, dessen ich fähig wäre, zu thun geglaubt, indem ich mich dem Stande eines Pastors weihte. Da die Protestanten der freien Religionsübung beraubt sind, da sie den Uebungen der römischen Religion nicht glauben beizuwohnen zu können, da sie die Bücher nicht haben können, die sie zu ihrem Unterricht bedürfen, so urtheilen Sie selbst, gnädiger Herr, was würde ihr Zustand seyn können, wenn sie der Pastoren beraubt wären? Sie würden ihre wesentlichsten Pflichten nicht kennen, sie würden entweder dem Fanatismus verfallen, einer an Ausschweifungen und Unordnungen fruchtbaren Quelle, oder der Gleichgültigkeit und Verachtung aller Religion.“

Paul Raubaut, den die Geseze zum Tode verurtheilten, diente mehr als irgend Jemand dazu, die protestantischen Bevölkerungen von verzweifelten Entschlüssen abzulenken, und vielleicht ist kein Franzose im ganzen 18. Jahrhundert seinem Lande nützlicher gewesen. Nicht allein in den Synoden, wo er das Ansehen einer weisen Zucht aufrecht hielt, sondern auch in den besonderen Zusammenkünften ermüdete er nicht, Gehorsam gegen die Geseze und gegen die Behörden zu empfehlen, ohne eine andere Ausnahme, als die, zu gestatten, Gott seiner Ueberzeugung

gemäß zu verehren. Man liest in seinen Briefen, daß er immer und aus allen Kräften das Tragen von Waffen in den Versammlungen verhinderte. Damals bei dem traurigen Vor-
 falle mit dem Pastor Désubas, als Tausende von Bauern das Blut ihrer zu Vernour getödteten Brüder rächen wollten, berief er sich auf die Religion, auf die Menschlichkeit, auf die Pflicht, sich zu unterwerfen, und auf alles Gewaltige im christlichen Glauben und Gesetz, um die Waffen aus ihren Händen sinken zu lassen. Eben so handelte er bei der heftigen Bewegung, die zur Zeit der Wiedertaufe an den Ufern des Gardon begonnen hatte. Er schrieb bei dieser Gelegenheit an die Häupter der Provinz: „Als ich mich unterrichten wollte, von wo das Urtheil ausginge, kam ich immer wieder darauf zurück, daß verschiedene Personen, da sie sich entweder des Verlustes ihres Vermögens und ihrer Freiheit, oder der Vollziehung überzeugungswidriger Handlungen ausgesetzt sahen, hinsichtlich ihrer Ehen und der Taufe ihrer Kinder, und doch keinen Ausweg kannten, das Königreich zu verlassen, und ihr Gewissen in Freiheit zu setzen, sich der Verzeißlung überlassen, und einige Priester angegriffen haben, weil sie diese als die erste und hauptsächlichste Ursache der über sie verhängten Bedrückungen ansahen. Noch ein Mal, ich tadle diese Leute, aber ich glaubte auch die Ursache ihrer Verzeißlung darlegen zu müssen. Hält man meinen Dienst zur Beruhigung der Geister für nothwendig, so werde ich mich dazu mit Freuden hergeben. Ueberhaupt, wenn ich die Protestanten dieses Landes versichern könnte, daß sie nicht mehr in ihrem Gewissen beunruhigt würden, so würde ich mich stark zeigen, die Mehrzahl zur Hemmung derer, die aufregen wollten, zu vermögen. (d. 21. August 1752).“

So gewann er zu gleicher Zeit die Hochschätzung der Katholiken und die Achtung der Reformirten. Man hatte die gewisse Ueberzeugung, daß er alle religiöse Fragen mit jener weisen Mäßigung entscheiden würde, die, ohne etwas von den Verpflichtungen des Glaubens nachzulassen, niemals ohne Grund die Strenge der öffentlichen Gewalt herausfordern würde. Als der Kriegsminister, Marquis von Paulmy, durch Languedoc reiste, hatte Rabaut den Muth, zu ihm zu gehen, und ihm eine Bittschrift an den König zu überreichen, am 19. September 1752. Als der Marquis bei einer Post, um die Pferde zu wechseln, anhält, steht er einen Fremden mit ernster und ehrfurchtsvoller Miene mit einem Papier in der

Hand sich nähern. Rabaut nennt sich; er war ein Geächteter. Der Minister hätte ihn ergreifen, ihn sogar nach dem Buchstaben der Verordnungen durch summarische Entscheidung können hinrichten lassen. Aber er bewundert die edle Festigkeit des Pastors, nimmt die Bittschrift, und verspricht ihm, sie dem Könige vorzulegen. Man versichert, er habe Wort gehalten.

Der Intendant von Languedoc war dahin gekommen, sich nicht mehr der Person des Paul Rabaut bemächtigen zu wollen, weil der Prozeß und die Hinrichtung eines so verehrten Pastors die ganze Provinz in Aufruhr bringen würde. Da er jedoch glaubte, daß die Versammlungen mit seiner Entfernung aufhören würden, so suchte er ihn zum Austritt aus dem Königreich zu bewegen, und wendete, um seinen Zweck zu erreichen, mehrere Mittel an. Bald bot er ihm die Freilassung einer bestimmten Zahl von Gefangenen an, wenn er auswandern würde, bald verfolgte er seine Frau, Magdalene Gaidan, deren Namen mit dem ihres Mannes zusammengestellt zu werden verdient. Sie gab ihm niemals Rathschläge, die man von ihrer Schwäche erwartete, und wollte lieber mit ihrer alten Mutter und ihren Kindern ein Wanderleben führen, als Rabaut auffordern, den Posten, auf welchen ihn Gott gestellt, zu verlassen. Der Herzog von Mirepoix schämte sich dieser unedlen Plackereien, und erlaubte der Magdalene Gaidan nach zweijährigen Verfolgungen die Rückkehr nach Nismes.

Paul Rabaut blieb aber eben so sehr dem drohenden Schlage der Verordnungen ausgesetzt, welche die Pastoren mit dem Tode bestraften. „Mehr als 30 Jahre hindurch,“ sagt einer seiner Biographen, „hat er nur Grotten, Stein- und Strohhütten bewohnt, wo man ihn, wie ein wildes Thier, aufhegte. Er bewohnte lange Zeit einen sichern Schlupfwinkel, den ihm einer von seinen treuen Führern unter einem Haufen von Steinen und Brombeersträuchern verschafft hatte. Er wurde durch einen Schäfer entdeckt, und von der Art war das Glend seiner Lage, daß er es noch bedauerte, diesen mehr für Rothwild als für Menschen geeigneten Zufluchtsort verlassen zu müssen. Er nahm alle Arten von Namen und Verkleidungen an, wie es die katholischen Priester während der Schreckenszeit machten. Er nannte sich Herr Paul, Herr Denis, Herr Pastourel, Herr Theophile, und unter der Kleidung eines Kaufmannes, oder eines Bäckergehilfen vollzog er seine Amtsverrichtungen.“

Man vermag kaum die Zahl und Größe seiner Arbeiten sich vorzustellen. Er schrieb im Jahre 1755 an einen seiner Freunde zu Genf, daß er, während er des Tags mit einer Menge von Sachen beschäftigt sei, oft einen guten Theil der Nacht arbeiten müsse. Dann äußerte er mit jener Demuth, die das Kennzeichen ausgezeichneter Männer ist: „Richte ich meine Aufmerksamkeit auf das göttliche Feuer, von welchem, ich will nicht sagen, Jesus Christus und die Apostel, sondern die Reformatoren und ihre unmittelbaren Nachfolger, für das Heil der Seelen entbrannten, so scheint es mir, als wären wir in Vergleich mit ihnen nichts als Eis. Ihre ungeheuren Arbeiten setzen mich in Erstaunen, und machen mich zu gleicher Zeit ganz beschämt. Wie gern möchte ich ihnen in Allem, was sie Lößliches hatten, gleichen!“

Aus der Tiefe seines Schlupfwinkels, (eine neue Eigenthümlichkeit dieser Zeit der Verwirrung), trat er in Briefwechsel mit einem Prinzen von Oebüt. Der Einfluß der philosophischen Ideen, der Wunsch eine von den Ursachen des Widerstandes in Schutz zu nehmen, oder vielleicht nur die Last des Müßigganges bewog den Prinzen von Conti zur Theilnahme an dem Schicksale der Protestanten. Er bat Paul Rabaut um Anleitung, und lud ihn sogar zu einer Zusammenkunft ein. Der Pastor der Wüste machte sich heimlich auf den Weg nach Paris im Juli 1755. Er hatte zwei Zusammenkünfte mit dem Prinzen, wo er folgende Punkte aufstellte: „Die der Religion wegen zu den Galeeren und zum Gefängniß Verurtheilten, die Kinder beiderlei Geschlechts, welche man in Klöster oder Seminare eingesperrt, sind in Freiheit zu setzen; die von den Geistlichen vollzogenen Taufen und Trauungen sollen gültig seyn unter der Bedingung ihrer Einregistrirung auf den Amtsstuben, welche der König für diesen Zweck feststellen mag; der Gottesdienst soll erlaubt seyn, wenn nicht in Tempeln, wenigstens in Privathäusern, in einiger Entfernung von Städten und Flecken; endlich soll Jeder sein unbewegliches Vermögen ohne vorhergehende besondere Ermächtigung verkaufen dürfen, und die Geflüchteten sollen das Recht haben, in das Vaterland zurückzukehren.“

Es gab sicherlich nichts Bescheidneres, als diese Forderungen. Es war nicht die volle Religionsfreiheit, es war nicht einmal eine ausgedehnte Duldung. Die Katholiken Irlands haben niemals weniger gehabt; sie hatten bereits mehr im 18. Jahrhundert. Der Prinz von Conti jedoch glaubte

nicht, so viel vom Staatsrath und der Geistlichkeit hoffen zu dürfen, und so führten diese Unterhandlungen zu keinem Erfolg.

Paul Rabaut kehrte zurück, und setzte sein Werk in Languedoc fort. „Er war, sagt der von uns aufgeführte Verfasser, von kleiner Statur, seine Hautfarbe braun, der Ausdruck seines Gesichts und sein Blick mild, seine Haltung zeigte viel Würde, er besaß große Leutseligkeit, einfache und patriarchalische Sitten. Er war sehr mäßig in seiner Nahrung. Er besaß eine bewundernswerthe Geduld, die in zahlreichen Proben geübt war. Das unstäte und harte Leben, zu welchem er seit seiner Jugend durch das Predigen einer geächteten Religion genöthigt war, hatte seinen Körper gestärkt; aber seine gänzliche Hingebung an seine Heerde ließ ihn seine Kräfte zu sehr gebrauchen, so daß er die Wirkungen davon in seinem Alter empfand.“

Von allen Seiten strömten die Leute zur Anhörung seines Wortes herbei. „Man versichert, sagt ein anderer Biograph, daß die Zahl seiner Zuhörer bisweilen aus zehn bis zwölftausend Gläubigen bestand. Seine Stimme war aber auch so durchdringend und deutlich, daß sie, obgleich in freiem Felde, auch die Entferntesten erreichte, und daß Alle die nützlichen Lehren des Pastors nach ihren Wohnungen mit hinweg nehmen konnten. Er betete mit einem Feuer und einer Salbung, die durch alle Herzen drang, und die Geister in die Stimmung versetzte, welche zu einem segensreichen Anhören der Predigt passend war. Oft predigte er aus dem Stegreife, und seine ungebildete und wilde Beredsamkeit schien dann noch erhabener zu werden.

Mit dem Herannahen des Jahres 1760 trat eine merkliche Abschwächung in der Verfolgung ein. Waren auch die Geseze der Unduldsamkeit nicht abgeschafft, so kamen sie doch außer Gewohnheit, weil die Aufklärung, die Ansichten, das Interesse des Staates, die Beziehungen zur Industrie und Gesellschaft die Katholiken immer mehr den Protestanten näher brachten. Die Unterschiede des Bekenntnisses verwischten sich mehr und mehr vor der gemeinsamen Eigenschaft als Franzosen.

Die römisch-katholische Geistlichkeit bemerkte es mit Schmerz, und in ihrer Generalversammlung vom Jahre 1760 richtete sie gegen diese Milderung der Geseze und Sitten lebhaftest Vorstellungen an den König: „Fast alle gegen den Calvinismus aufgerichteten Schranken, sagte sie, sind nach und nach zerbrochen worden. Geistliche, Prädicanten, welche in kezerischen Schulen und unter fremden Nationen erzogen sind, haben einige von unsern

Provinzen überschwemmt. Sie haben Consistorien, Synoden gehalten, und nicht aufgehört in Versammlungen, die bald geheimer, bald feierlicher waren, den Voratz zu führen. Man taufte, man feiert das Abendmahl, man predigt den Irrthum, man traut daselbst. Anfangs verlangte man für die Calvinisten nur die Erlaubniß, unter einer rein bürgerlichen und profanen Form die Ehen zu schließen und obgleich man sich auf diese Erlaubniß zu beschränken vorgab, so war es doch augenscheinlich, daß sie von sich selbst zur gänzlichen Duldung des Calvinismus führen würde. Heutzutage predigt man diese Duldung viel lauter!" — Die Duldung war also in den Augen der Priester ein gottloser und unsittlicher Grundsatz. Man ließ sie reden, und die Nation schritt auf ihrem neuen Wege vorwärts.

Militärische Behörden, Statthalter, Intendanten, Unterbeamte, Offiziere und Räthe schämten sich sowohl vor dem Richterstuhl ihres eigenen Gewissens, als vor dem der öffentlichen Meinung, Männer zu verfolgen, die sie für Leute von Ehre und für gute Bürger hielten. Rulhières führt merkwürdige Beispiele an. „Die Truppen selbst, sagt er, milderten die Unmenschlichkeit der Befehle, welche sie ausführten. Die Offiziere mäßigten den Schritt ihrer Abtheilungen, um den versammelten Reformirten Zeit zur Flucht zu lassen. Sie ließen sich lange vorher sehen, ehe man sie erreichen konnte. Sie schlugen falsche Wege ein, und suchten auf ihnen die Soldaten irre zu führen.“

Zuweilen erinnerte man die Protestanten auf amtlichem Wege, auf strenge Durchführung der Edicte zurückzukommen, aber das war wie eine letzte Abfeuerung des Geschüzes nach einer verlorenen Schlacht. So befahl im Jahre 1761 der zum Statthalter von Languedoc ernannte Marschall von Thomond den Reformirten, ihre Trauungen und die Taufen ihrer Kinder binnen einer Frist von sechs Tagen erneuern zu lassen. Man staunte, aber man erschraß nicht darüber. Niemand glaubte an die Erneuerung eines Zusammenstoßes. In der That ließ die einfache Macht der Trägheit auf die Maßregel verzichten, und der Marschall selbst übernahm es, die Bittschriften der Pastoren an Ludwig XV. zu übersenden. Nach drei Monaten war die ganze Sache vergessen.

Zwei Synoden waren in Nieder-Languedoc zusammenberufen worden. Die eine zählte 20 Pastoren und 54 Aelteste, die andre 15 Pastoren und 38 Aelteste. Diese Vereine waren nicht öffentlich angemeldet, wurden aber auch nicht mehr ge-

heim gehalten. Man umging das Gesetz, bewahrte aber doch den äußern Schein. In dem Maße, als die Verfolgung nachließ, wurde die Sprache der Leiter der Kirche bestimmter, was in der Natur der Sache lag.

Die gottesdienstlichen Versammlungen wurden geregelter. Sie näherten sich den Städten und Dörfern; denn die Nähe vermehrte sehr die Zahl der Theilnehmer. Die Zusammenkünfte an bestimmten Orten wurden, so zu sagen, unter den Augen der Behörden gehalten. Die Protestanten von Nismes hielten ihren Gottesdienst einen Kanonenschuß weit von der Citadelle, und die von Montauban in den Vorstädten. Vom Jahre 1755 an gerechnet fing man an, die zu Toulon in Ketten gelegten Reformirten, die aus verschiedenen Provinzen des Reichs eingekerkerten Gefangenen, die gefangenen Frauen im Thurme des Constance leichter loszulassen, aber nur einen nach dem andern; und oft, man muß es wohl sagen, durch Vermittlung fremder Personen, oder für Geld. Die Befreiung eines der Religion wegen zu Galeere Verurtheilten kostete nichts, wenn man einen Brief von Voltaire, oder von einem protestantischen Fürsten hatte; wo nicht, so kostete sie tausend Thaler. In der Folge bezahlte man 2000 Livres, indem die Tare des Lösegeldes in dem Maße sank, als die öffentlichen Sitten stiegen. Im Jahre 1759 gab es noch 41 Galeerensclaven, deren ganzes Verbrechen darin bestand, den Versammlungen der Wüste beigewohnt, oder einem Protestanten Gastfreundschaft erwiesen zu haben.

Diese ruhige Lage war jedoch im J. 1762 auf eine furchtbare Weise durch Hinrichtungen gestört worden, von welchen die eine vier Köpfe, den des Pastors Rochette und der drei Edelleute Grénier, die andre den eines ehrwürdigen Greises, Jean Calas zu Toulouse, fallen sah. Ihr Märtyrertod ist oben mitgetheilt worden.

Diese blutigen Hinrichtungen aber, weit entfernt den reformirten Kirchen zu schaden, wandten sich zu ihrem Vortheil. Die rechtlichen Leute schämten sich, den Richtern und Priestern auch nur entfernt zu gleichen. Man wurde duldsam aus Ehrgefühl eben so sehr, als aus Rechtsgefühl. Der Prinz von Beauveau, der den Marschall von Thomond als Statthalter von Languedoc ersetzte, war bieder, menschlich, edelmüthig, auch religiös. Er hatte Zusammenkünfte mit dem Patriarchen der Wüste, Paul Rabaut, und bewilligte den

Protestanten Alles, was er ihnen unter der Herrschaft der Unduldsamkeits-Gesetze gewähren konnte.

Fünfzehn Monate nach dem Tode von Rochette und Galas, im Juni 1763, wurde in Languedoc eine General-synode gehalten. Alle Provinzen, weniger die nördlichen, waren daselbst vertreten. Die durch die öffentliche Meinung ermuthigten Pastoren und Aeltesten richteten eine neue Bittschrift an den König, und führten eine kräftigere Sprache gegen ihre Glaubensgenossen. „Alle Mitglieder der Synode, sagten sie, haben mit einem heiligen Eifer, sowohl in ihrem Namen als im Namen ihrer Provinzen, das feierliche Versprechen erneuert, gemeinschaftlich mit aller Macht für Aufrechthaltung dieser so gerechten und vortheilhaften Vereinigung hinzuarbeiten, bei dem Bekenntniß desselben Glaubens zu verharren, denselben Gottesdienst zu feiern, derselben Sittenlehre nachzukommen, dieselbe Kirchenzucht zu handhaben, und sich gegenseitige Hülfe zu leisten, welche anzeigt, daß sie, wie die ersten Christen, Ein Herz und Eine Seele sind.“

Vertliche oder persönliche Plackereien betrübten die Kirchen, ohne sie einzuschüchtern, oder ihre Ruhe zu stören. In Poitou und anderwärts hatten die Gläubigen sich Bethäuser eingerichtet: sie wurden auf Befehl der Behörde niedergerissen, und man legte selbst militairische Einquartierung in einige Familien. Dasselbe geschah in Béarn, eine kindische Parodie der Dragonaden. In der Grafschaft Foix hatten die Protestanten einige Schulen eröffnet; sie wurden unterdrückt. In Nismes trugen sie Bänke zur Feier des Gottesdienstes, und begaben sich in feierlichem Aufzuge dahin; man verbot es ihnen. Diese unwürdigen Quälereien waren der letzte Hauch der ersterbenden Unduldsamkeit. Man führt noch eine religiöse Versammlung an, die im Jahre 1767 bei Dränge überrascht und angegriffen wurde. Acht angesehene Protestanten ließen sich fest nehmen, und übernahmen die gemeinsame Verantwortlichkeit. Der Offizier, der sie festgenommen hatte, war in größerer Verlegenheit, als seine Gefangenen. Er bot ihnen Mittel, zu entkommen, an. „Nein, antworteten sie, die Behörde hat uns in Freiheit zu setzen.“ Nach zwei Monaten ließ man sie los. — In demselben Jahre 1767 wurde noch der Pastor Berenger von dem Parlament zu Grenoble zum Tode verurtheilt. Er war abwesend. Man richtete ihn im Bilde in der Stadt Mens hin. Zwei Pastoren endlich wurden im Jahre 1773 in la Brie

verhaftet, und in's Gefängniß geworfen. Der eine starb darin nach neun Tagen; der andre wurde freigelassen, aber durch einen Haftbrief (*lettre de cachet*) nach Grenoble geschickt. Bis zum Jahre 1769 gab es in Toulon protestantische Galeerensclaven. Es war ein auffallender Widerspruch, Unglückliche wegen Handlungen, auf deren Bestrafung die Regierung verzichtete, in Ketten zurückzuhalten. Man begriff es endlich, und sie wurden befreit. In derselben Zeit wurde der alte Thurm zu Aiguës-Mortes geöffnet. Einige darin befindliche Frauen standen im höchsten Alter; sie hatten die Hälfte ihres Lebens daselbst zugebracht.

Der am schwersten zu besiegende Unterdrücker war der Fiscus. Gab es auch keine Einkerkierungen mehr, so mußte man noch immer schwere Geldbußen erlegen, und sich zu Grunde richtenden Expressionen unterziehen. Die Reformirten wurden bald durch die Verwaltungs-Behörde, bald durch gerichtliche Körperschaften ausgesogen, und einigermaßen bezahlten sie die Steuern doppelt, die nur zum geringsten Theil in die Staatskasse flossen.

Uebrigens war die Stellung der Protestanten in diesem Zeitabschnitt unentschieden und ungeregt. Ueberall Willkühr; lange Umwege, um den Buchstaben der Gesetze zu umgehen, ohne geradezu sie zu verletzen; die Pastoren halb geächtet, halb anerkannt, waren weder öffentliche, noch Privatpersonen; die bürgerliche Stellung einer so großen Anzahl von Franzosen war unsichern Glücksfällen Preis gegeben; die Rechtspflege schwankend und sich widersprechend; das Königthum sagte sich, daß es etwas thun müsse, und that nichts; die untergeordneten Agenten der Kirche und des Staates benutzten zu ihrem Vortheil diesen unsichern und zerrütteten Zustand, um unedle Käufe abzuschließen.

Die politischen Schriftsteller und die Philosophen des 18. Jahrhunderts trugen mächtig zum Triumph der Duldung bei. Aber das geschah nicht aus Eifer, oder Theilnahme für das Loos der französischen Protestanten. Obgleich sie bereit waren, zarte und kühne Fragen anzuregen, so griffen sie doch keineswegs die grausamen Verordnungen Ludwigs XIV. an, und schienen niemals verstanden zu haben, von den langen Schmerzen von mehr als einer Million ihrer Mitbürger zu sprechen. Montesquieu, der von Allem in seinen *Lettres Persanes* spricht, redet nicht von den unterdrückten Huguenotten.

In seinem *Esprit des lois* (Geist der Gesetze) scheint er ihnen mehr entgegen, als günstig zu seyn. Denn er beschuldigt unter einer mißtrauischen Monarchie die Calvinisten der Hinneigung zu republikanischen Einrichtungen, und als er die Duldung empfehlen will, legt er seine Rede einem Lissabonner Juden in den Mund: „Das ist der Hauptgrundsatz der politischen Gesetze hinsichtlich der Religion. Wenn man es in der Hand hat, in einem Staate eine Religion aufzunehmen, oder nicht, so muß man sie nicht gründen; ist sie aber gegründet, so muß man sie dulden.“ (livre XXV., c. 10.) Das hieß für die Reformirten Frankreich's die Frage unentschieden lassen; denn die Gesetze verneinten ausdrücklich ihre Feststellung im Königreiche.

Helvetius, Viderot, d'Alembert hatten für sie kein Wort des Wohlwollens. Rousseau, das Kind der Stadt Calvin's, griff weit mehr den Katholizismus an, als daß er den Protestantismus vertheidigte. Man sieht in seinem Briefwechsel, daß er von einigen seiner Freunde aufgefordert worden war, für die Opfer der Gesetze Ludwig's XIV. zu schreiben, und daß er es ablehnte. Er begnügte sich in einigen Zeilen einen Vertheidigungsplan zu entwerfen, auf den er nicht mehr zurückkam, und in seinem *Contrat social* (Gesellschafts-Vertrag) hält er den Grundsatz einer Staatsreligion aufrecht. Voltaire diente den Protestanten in der Geschichte des Calas und durch seine Abhandlung über die Duldung; übrigens unterrichtete er sich niemals genau von den Leiden dieser zahlreichen gedrückten Bevölkerung, und schien sich kaum darum zu bekümmern, dem abzuhelfen. In seinem Buche: über das Jahrhundert Ludwigs XIV. spricht er vom Calvinismus in einem leichtfertigen Tone, und verweilt bei kleinen merkwürdigen Einzelheiten vielmehr, als bei nützlichen Dingen.

Man nehme noch hinzu, daß die leichtfertigen Schriftsteller der philosophischen Schule die Lehren des Calvinismus nicht liebten. Sie waren diesen ernstern Grundsätzen entgegen, dieser strengen Sitten-Zucht, die in den reformirten Kirchen aufrecht erhalten wurde. Katholizismus und Protestantismus waren für sie nur zwei Formen desselben Aberglaubens. Man hat eine Aeußerung Voltaire's, die seine Ansichten darüber richtig bezeichnet. Als man ihm einen Protestanten vorstellte, dessen Befreiung aus dem Bagno von Toulon er durch einen an den Herzog von Choiseul gerichteten Brief bewirkt hatte, sagte er zu ihm:

„Was wollte man mit euch machen? Wozu einen Menschen an die Kette legen, und auf die Ruderbank schicken, der weiter nichts verbrochen hat, als zu Gott in schlechtem Französisch zu beten?“

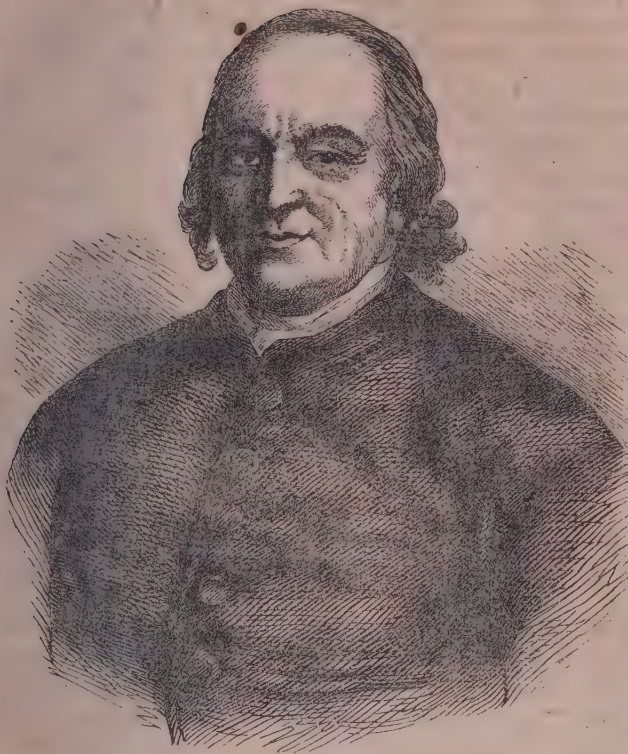
Die Prediger der Wüste fühlten sich daher nicht angetrieben, die Hülfe der Philosophen in Anspruch zu nehmen. Sie fürchteten den Einfluß, den dergleichen Hülfsstruppen auf ihre Heerden und vielleicht auf sie selbst ausüben konnten. Der Pastor Peter Encontre schrieb rücksichtlich der Abhandlung Voltaire's über die Duldung an Paul Rabaut: „Ich für mein Theil habe sie sehr eifrig gelesen, ich habe viel Gutes, aber mit Gift vermischt darin gefunden!“ — Und der alte Vertheidiger des protestantischen Glaubens, Rabaut, sagte seinerseits: „Durchdrungen von Schmerz beim Anblick der Verwüstung, welche gottlose Bücher anrichten, kann ich ihn nur durch den Gedanken mäßigen, daß ein so heilloser Zustand nicht lange dauern wird.“ (im J. 1769.)

Jedoch das Königthum ergriff nur langsam und unentschieden Parthei. Ludwig XV., gleichgültig gegen alles, was mit seinen verworfenen Lüsteu nicht zusammenhing, hatte die ernsthafte Prüfung der Frage beharrlich vertagt. Ludwig XVI. war von edlen Gesinnungen beseelt, aber er hatte eine wenig umfassende Einsicht, ein Gewissen, das durch kleine Bedenkllichkeiten beunruhigt wurde, einen schwachen Willen, und so zu sagen eine abergläubische Furcht bei dem bloßen Gedanken, an den Gesetzen seiner Vorgänger zu rühren. Endlich setzte die Versammlung der Notabeln, den Marquis von Lafayette an der Spitze, es im J. 1787 durch, daß ein Duldungs-Edikt vom König unterzeichnet wurde. Dieses bewilligte den Nichtkatholiken nur folgende vier Punkte: Das Recht in Frankreich zu leben, und daselbst ein Gewerbe oder Handwerk auszuüben, ohne der Religion wegen beunruhigt zu werden; Erlaubniß, sich gesetzmäßig vor Justizbeamten zu heirathen; Ermächtigung, Geburten durch den Ortsrichter bestätigen zu lassen; Anordnung für das Begräbniß derer, die nicht nach dem römisch-katholischen Gebrauche beerdigt werden könnten. Der I. Artikel des Edikts lautete immer noch: „Die katholische, apostolische und römische Religion wird auch fernerhin allein in unserm Königreiche öffentlichen Gottesdienst genießen.“

Am 24. December 1789 bestätigte die National-Versammlung ein Decret, durch das alle Franzosen, auch die

Nichtkatholiken, zu allen bürgerlichen und militärischen Aemtern zulässig seyen. Da, der Sohn des Paul Rabaut, der Pastor Rabaut-Saint-Etienne, einer der Abgeordneten, wurde am 15. März 1790 zum Präsidenten der National-Versammlung erwählt. Er zeigte es seinem Vater mit dem Worten an: „Der Präsident der National-Versammlung liegt zu Ihren Füßen.“

Dieser ehrwürdige Greis starb am 26. Septbr. 1795, im Alter von 76 Jahren, zu Paris unter Anrufung des Namens des Herrn, den er vier Generationen von Christen gepredigt hatte.



**August Gottlieb Spangenberg,
Bischof der Brüdergemeinde.**

(Geb. 15 Juli 1704, gest am 18. Sept. 1792.)

„Ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten.“
(1. Cor. 2, 2.)

August Gottlieb Spangenberg wurde am 15. Juli 1704 zu Klettenberg im Hohensteinischen geboren. Die Mutter verlor er schon im 2. Lebensjahre, und der Vater folgte ihr 1714 in die Ewigkeit nach. Kurz nach des Vaters Tode

kam er auf das Gymnasium zu Jlesfeld. Ihm und seinen Brüdern wurde durch eine Feuersbrunst alle Habe geraubt, und es schien, als wären ihm alle Mittel zum weitem Studiren genommen. „Es preßte mir wohl Thränen aus, sagt er, aber hinterher lernte ich einsehen, daß es uns gut gewesen sey.“ Er wurde so schon in seiner Jugend zur Armuth gewöhnt, und bekam an einer geringen, eingeschränkten Lebensweise Gefallen, welcher Sinn ihn bis an sein Ende nicht verlassen hat.

Mit Gottes Hülfe konnte er im Jahre 1722 die Universität Jena besuchen. Er fand hier an dem gelehrten und frommen Professor Buddeus, der an dem verwaisten Jüngling besondere Gaben, einen anhaltenden Fleiß und Wirkungen der Gnade wahrnahm, einen väterlichen Freund und Rathgeber. Er nahm ihn in sein Haus auf, und behandelte ihn wie seinen Sohn. Spangenberg wollte eigentlich Rechtswissenschaft studiren. Da wohnte er einmal einer Vorlesung desselben bei. Er sprach über Apgsch. 26, 29., und sagte unter Andern: „Wer Theologie studiren, und ein Diener Jesu werden will, der muß nichts Anderes als Leiden und Trübsale um seinetwillen erwarten. Wer sich dazu nicht entschließen kann, thut besser, davon abzustehen.“ Diese Erklärung brachte Spangenberg dazu, daß er Theologie studirte. Er sagt: „Ich hörte diese Rede mit solchem Eindruck auf mein Herz, daß ich sogleich den Entschluß faßte, mich der Theologie zu widmen, und zwar mit dem ganzen Sinn, dem Herrn Jesu treulich zu dienen, und um seinetwillen gern zu leiden. Sobald die Vorlesung aus war, verschloß ich mich in mein Kämmerlein, fiel auf mein Angesicht, und versprach meinem lieben Herrn mit Thränen, mich ihm zum Dienst zu ergeben.“

Spangenberg kam nach Jena mit einem um seine Seligkeit bekümmerten Gemüth. Seine Sünde war ihm zur Sünde geworden. „Mir stand, schreibt er von seinem Zustande, auf der einen Seite vor Augen, wie viele und große Wohlthaten Gott mir erzeigt, und auf der andern Seite, wie schlecht ich es ihm gedankt hätte. Da sahe ich mich als den schlechtesten und gottlofesten unter allen Menschen an, und hielt die allerverachtetste Creatur für besser als mich. Dies brachte bei mir eine solche Zerknirschung zu Wege, daß ich vor Scham und Beugung hätte vergehen mögen. Dabei war der Heiland so gnädig, daß er mir zu erkennen gab, es sei lauter Barmherzigkeit von ihm, daß ich über mein Elend Leid tragen und bitterlich

weinen konnte. Denn er ließ mich zugleich sehen und schmecken, wie freundlich er ist, und ich wurde täglich inne, daß ich es mit einem gnädigen, barmherzigen und alle Sünde vergebenden Heilande zu thun hätte. So zog er mich in einen kindlichen und herzvertraulichen Umgang mit sich, daß ich mein Herz vor ihm ganz ausschütten konnte, und je öfter ich solches that, desto wohler wurde mir in meiner Seele. Daß er mir meine Sünde nicht nur vergeben würde, sondern sie schon wirklich vergeben, und mich zu Gnaden angenommen habe, daran konnte ich nicht zweifeln. Denn er ließ sich gar freundlich mit mir ein, und nahm mein Bitten und Flehen sehr gnädig an."

So erfuhr er die Wahrheit des Wortes Dr. Luthers, daß, wo Vergebung der Sünden ist, da ist Leben und Seligkeit. Zugleich bemerkte er nämlich mit Freuden, daß der Herr, wenn er uns die Sünden vergibt, uns auch losmacht von der Herrschaft der Sünde. Denn er sah sich nun wirklich von seinem Sündenleben und vom harten Joche des Satans befreit.

Von nun an sah er das Sündethun als eine Frucht und Strafe des Unglaubens an. Er floh alle Gelegenheit, die ihn hätte zerstreuen können. Jede weltliche Lust verachtete er, und wünschte nichts sehnlicher, denn als ein Nachfolger Jesu erfunden zu werden. An Schmach und Spott fehlte es nicht. „Es war mir aber Freude, um Jesu willen für einen Narren gehalten zu werden; und diese Ehre widerfuhr mir reichlich."

Um diese Zeit lernte Spangenberg die Brüdergemeinde kennen. Eines Tages bekam er Nachricht über die Leiden der Brüder in Mähren. Als bald darauf ein Bruder nach Jena kam, beherbergte er ihn, und jener erzählte ihm, was der Herr an ihm, und was er an Herrnhut gethan habe. Dieser Mann kam ihm wie ein Abgesandter Gottes vor. Besonders freute er sich über die kindliche Einfalt, mit der dieser Alles glaubte, was der Heiland gesagt hatte. Nicht lange darnach kam der Graf Zinzendorf nach Jena. Er hielt in Buddes Hause einigen erweckten Studenten einen Vortrag über das Wort: „Seid Gottes Nachfolger, als die lieben Kinder, und wandelt in der Liebe!“, und erzählte ihnen dann Etwas über Herrnhut. Spangenberg schrieb darüber: „Ich war dabei stille; doch freute ich mich.“ Er war mit unter denen, die dem Grafen mit Hand und Mund versprochen, Jesu treu nachzufolgen.

Diese Verbindung mit den Brüdern hielt er aufrecht, und er bezeugt, daß ihm der Umgang mit ihnen mehr Nutzen verschafft habe, als er zu beschreiben im Stande wäre. Mit einigen der erweckten Studenten errichtete er Freischulen in den Vorstädten zu Jena, und half die Kinder unentgeltlich unterrichten, hielt auch mit den Schullehrern Conferenzen. Im Jahre 1730 machte er eine Reise nach Herrnhut. Was er für einen Eindruck von diesem Besuch mitgenommen, hat er in einem Briefe an die Brüder niedergelegt, in dem es heißt: „Mit großer Erquickung denke ich zurück an die Gnade, welche uns der Herr, dem wir dienen, heute (nämlich am Tage des Abschiedes) geschenkt hat. Es wird mir dieser Tag nebst den vorhergehenden Tagen, in welchen ich unter euch gewesen bin, gewiß ein Tag des Andenkens, und ein Zeugniß eures Glaubens, eurer Liebe, eures Verlangens und eurer Hoffnung seyn und bleiben. Was wir einander versprochen, und wozu wir uns verbunden, darüber wollen wir durch Christi Kraft halten bis ans Ende u. s. w.“ Die Vertraulichkeit zwischen ihm und Zinzendorf ging so weit, daß dieser ihm sein Tagebuch, und Alles, was ihn und die Gemeinde anging, mittheilte, sich seinen Rath ausbat, und seine Erinnerungen gern annahm. Und Spangenberg schüttete dem Grafen sein Herz aus, ließ sich von ihm trösten und berathen, und verehrte ihn als einen bewährten Knecht seines Herrn.

Unterdessen hatte er mit großem Fleiß und Eifer seinen Studien obgelegen. Er war Magister geworden, und hielt Vorlesungen, wirkte auch viel in Predigten und Privatversammlungen. Einen Ruf nach Kopenhagen als Professor wies er mit der Erklärung zurück: „Er habe in Jena keine Besoldung, und in Kopenhagen würde er nur zu viel haben. Der dortige Dienst werde immer redliche Männer finden; der Jenaische Platz aber dürfte leer stehen; darum könne er die Kopenhagensche Stelle nicht annehmen.“

Aus demselben Grunde schlug er eine Stelle als Professor in Halle aus, welcher Grund auch dem Professor Francke, einem Sohne des sel. August Hermann, so einleuchtete, daß er ihm zurückschrieb: „Der Herr vergelte Ihnen Ihre Treue überschwänglich, und schenke Ihnen so viel Seelen, als Sie Groschen, wohl gar Pfennige, um seines Namens willen verleugnen!“

Nicht lange hernach wünschten ihn die Direktoren des Hallischen Waisenhauses zum Oberaufseher bei demselben angestellt, und Francke schrieb ihm: Gott werde die leibliche Nothdurft wohl beschereen; Ueberfluß verspreche er ihm nicht, zumal er wisse, daß er sich lieber in der Verleugnung übe. Spangenberg nahm den Ruf an. „Ich habe mich nicht entziehen können, schreibt er an seinen Bruder Georg, nach Halle zu gehen, weil ich daselbst den meisten Widerspruch, die meiste Arbeit, den geringsten Lohn und die größte Gelegenheit, meinem Heiland zu dienen, vor mir sah. — Es zeigt sich auch, wie ich in der Kirche und Schule ein großes Feld habe, das, weil es mit Disteln und Hecken bewachsen, umzuarbeiten ist.“ Nicht nach seiner eigenen Neigung, sondern, weil er glaubte, durch Gehorsam den Willen Gottes zu treffen, ging er nach Halle.

Er war jedoch nicht lange hier; nur von Michaelis 1732 bis Ostern 1733. Gleich Anfangs fand er unter den gemeinen Bürgern Verschiedene, mit denen er sich in einen brüderlichen Umgang einließ. Er sah nur auf das, was in Christo gilt, und ließ sich über diese oder jene Meinung in keinen Streit ein. So kam es, daß auch mehrere Separatisten mit ihm Freundschaft schlossen. Als er nun einmal das Verlangen stellte, daß ihnen das Abendmahl in der Kirche besonders gereicht werden möchte, auch sich in den Privatversammlungen ihren schroffen Aeußerungen über die Mißbräuche bei der Beichte und dem h. Abendmahl unüberlegt angeschlossen hatte, da glaubten seine Kollegen nicht länger schweigen zu dürfen. Dazu kam, daß diese mit dem Grafen Zinzendorf in einem heftigen Streite lagen. Spangenberg nahm aber die Brüder nach wie vor auf, und Ende Januar machte er eine Reise nach Ebersdorf, wo er mit den Brüdern das h. Abendmahl nahm, dessen er sich in Halle lange enthalten hatte. Man beschuldigte ihn auch, daß er die Liebesmahle in Halle einführen wolle. Diese Anklage beruhte aber nur darauf, daß er einst einem Soldaten aus Magdeburg, der sich die Füße wund gegangen hatte, diese mit warmem Wasser wusch.

Man hielt feinetwegen verschiedene Conferenzen, und machte ihm, wenn er bleiben wolle, zur Bedingung, seinen Umgang mit Zinzendorf aufzugeben. Aber das konnte er nicht. „Ich glaubte, ich würde Christum verleugnen, wenn ich seine Glieder, wofür ich die Brüder hielt, verleugnete.“ Endlich gab man

ihm seine Entlassung, und er verließ Halle so arm, als wie er hingekommen war; sein Wirken war aber nicht erfolglos gewesen, und manche Seele hatte er ihrem Herrn zugeführt. Allerdings hatte er nicht Weisheit genug bewiesen, worüber er sich auch selbst anklagte.

Spangenberg begab sich nach Herrnhut. Er wäre gerne gewesen, wie der geringste unter den Brüdern; aber die Gemeinde konnte und wollte seine herrlichen Gaben nicht unbenutzt lassen. Er wurde bald in die wichtigsten Arbeiten hineingezogen, und von dem Grafen, mit Vorwissen der Gemeinde, zu seinem Adjunkten berufen. Nach vier Monaten bekam er den Auftrag, eine Gesellschaft von vier Ehepaaren und zehn Brüdern, die nach der dänisch-westindischen Insel St. Crux abgingen, bis Kopenhagen zu begleiten. Sie machten den größten Theil des Weges zu Fuß. Ueberall suchten sie mit den Menschen über das Eine, was Noth ist, zu sprechen, ohne sich durch Spott und Hohn darin beirren zu lassen. Spangenberg hielt sich sieben Wochen lang in Kopenhagen auf. Sein Geschäft hier war, mit dem Oberkammerherrn von Pless, der die Brüder zur Aufsicht über seine in St. Crux anzulegenden Plantagen verlangt hatte, das Nöthige zu überlegen. Es lag ihm von vorn herein Alles daran, daß er und seine Begleiter durch einen dem Evangelio würdigen Wandel alle nachtheiligen Gerüchte, die gegen Herrnhut verbreitet wurden, widerlegen möchten. Er faßte auch die Hoffnung, der Herr werde ihnen Segen und auch Leiden geben. Die Versammlungen, womit sie jeden Tag beschloffen, wurden sehr fleißig besucht. Bei vielen zeigte sich ein großer Hunger und Durst nach der Wahrheit. Jedoch mußten sie die Versammlungen, weil sie Aufsehen erregten, sehr einschränken, sodaß nur Wenigen der Zutritt gestattet wurde.

Aus Deutschlar: wurde über Spangenberg Schlechtes berichtet. Er schreibt: „Der Brüder Hierseyn ist gewiß gesegnet. Meine Person ist bei der Welt verhaßt. Die Brüder lieben mich; die aber in einiger Verbindung mit dem Hofe stehen, sähen gerne, wenn ich könnte in der Nacht zu ihnen kommen.“ Er wurde auch bald, zwar nicht im Namen, aber doch nach dem Willen des Königs, gebeten, daß er sich fortbegeben möchte. In Folge dessen begab er sich, obgleich er gerne bei der Einschiffung der Brüder zugegen gewesen wäre, ohne Verzug nach Herrnhut zurück.

Von Stralsund aus, wohin Graf Zinzendorf sich begeben hatte, um sich ordiniren zu lassen, erhielt Spangenberg den Auftrag, die Schwenkfelder, die seit zehn Jahren in Berthelsdorf gewohnt hatten, nach Georgien in Nordamerika zu begleiten. Da er bei diesen Leuten einen Ernst im Christenthum wahrgenommen hatte, so nahm er den Auftrag willig an. Diese wurden unterdeß andern Sinnes, und wollten nach Pennsylvanien. Aber zu gleicher Zeit boten die Vorsteher der georgischen Colonie den Brüdern ein Stück Land an. Weil diese hofften, daß ihnen dadurch eine Thüre zu den Indianern aufgethan würde, so nahmen sie es an; Spangenberg sollte sie begleiten. Bei dieser Gelegenheit schreibt er: „Der Herr, unser Heiland, hat sich überhaupt in allen Aufträgen, die ich bei der Brüdergemeinde bekommen habe, meiner treulich angenommen. Er gab mir durch seinen guten Geist zu erkennen, daß ich für eine jede Gelegenheit, da ich gewürdigt wurde, Etwas für ihn und die mit seinem Blut erkauften Seelen zu thun, Ursache hätte, von Herzen dankbar zu seyn. Daß ich ohne seinen Gnadenbeistand nicht im Stande wäre, ein mir anbefohlnes Geschäft, so wie es seyn sollte, zu bedienen, das war mir dabei sonnenklar; das machte denn, daß ich Tag und Nacht zu ihm schrie, er möchte doch mit mir seyn, und mir die Gnade verleihen, die ich dazu nöthig hätte. Und er hat mein Gebet und Flehen nie beschämt.“

Er eilte den Brüdern voraus nach London, und brachte Alles in's Reine. Die Brüder langten an. Alles kam nach Wunsch zu Stande. Dem Grafen Zinzendorf wurden 500, Spangenberg 50 Acker Landes, den Brüdern alle verlangten Privilegien zugesichert.

Sobald Spangenberg nach einer glücklichen Seefahrt in Georgien angelangt war, ließ er sich und den Brüdern zuerst eine Hütte bauen. Sie mußten 14 Tage lang unter freiem Himmel schlafen, bis sie fertig war. Vielen Kummer bereiteten Spangenberg die vielen Krankheiten, von denen einer nach dem andern befallen wurde. Die größte Verlegenheit, in die er in dieser Zeit kam, war, daß ein Bruder, der das Fuhrwerk besorgte, und von dem größtentheils das Verdienst abhing, krank darnieder lag. Er ging zu ihm, und redete ihm zu, daß er den Heiland bitten möchte, ihn gesund zu machen. Dann kniete er bei seinem Bette nieder, flehte um des Kranken Genesung, und sagte: „Mein Bruder, ich denke, du ständest in

Gottes Namen auf, und glaubtest dich gesund!“ Der Bruder glaubte, stand auf, und ging wieder an seine Arbeit. — Ein ganzes Jahr war Spangenberg in Armuth und Mühseligkeit in Georgien. Er schreibt aber auch, daß er daselbst im Umgange mit dem Herrn selige Zeiten gehabt habe.

Spangenberg's Beruf ging zugleich nach Pennsylvanien, um die dorthin ausgewanderten Schwenkfelder zu besuchen, und zugleich zu sehen, ob sich den Brüdern eine Thür zur Verkündigung des Evangeliums unter den Indianern öffnen möchte. Hierhin begab er sich nun. Um nicht müßig zu gehen, griff er unter ihnen die Bauernarbeit an, so gut er konnte. Er ging auch in ihre Versammlungen, und hatte Gelegenheit, sowohl öffentlich, als mit den Einzelnen von dem Wege der Seligkeit zu reden. Es waren damals in dortiger Gegend eine Menge christlicher Sekten, die sich alle für Kinder Gottes hielten. Spangenberg, der sich als Jedermanns Schuldner ansah, suchte mit Allen bekannt zu werden, und sie dahin zu bringen, daß sie sich in den Punkten, ohne die kein Mensch ein Kind Gottes seyn kann, vereinigen, und in Nebendingen einander vertragen möchten. Dabei gab er sich alle Mühe, die Sprache der Indianer zu lernen, deren es dort Viele gab. Bevor er diese aber kennen lernte, sollte er zu den Negern auf St. Thomas gehen, und die dortigen Missionare ordiniren. Es war ihm unter ihnen eine besondere Freude, daß er hier die drei Erstlinge der Neger taufen durfte. Es war dies eigentlich der Anfang der Negergemeinde in St. Thomas, die sich später in die Tausende vermehrte.

Von hier kehrte er nach Pennsylvanien und von da nach Georgien zurück. Er blieb bis zum Jahre 1739 in Amerika, und stärkte die Brüder.

Spangenberg kehrte nach Europa zurück. In Marienborn hatte Graf Zinzendorf eine Haushaltung angefangen, die den Namen Pilgergemeinde erhielt. Hierhin sammelten sich die Arbeiter unter Christen und Heiden. Spangenberg hielt sich hier bis zum Jahre 1741 auf. Er war der Hausvater, der allgemeine Diener dieser Haushaltung, die er bei großer Armuth bloß im Glauben führen mußte. Gerne und mit Dankbarkeit erinnerte er sich der vielen Beweise der Vorsehung Gottes, der ihn nicht versäumt hatte. Um diese Zeit trat er auch in den Stand der h. Ehe mit der Wittwe Eva Maria Zimmig, die nach dem Tode ihres ersten Mannes, dem

Wittwenchore mit vieler Treue vorgestanden hatte. Spangenberg beschließt seinen dortigen Aufenthalt mit dem demüthigen Bekenntniß: „Der Herr unser Heiland und seine treuen Diener haben Alles an mir gethan, was sie thun konnten, um mich brauchbar zu machen in dem Hause Gottes, das ist, seiner Gemeinde. Wenn ich mich denn untersuche, wie ich Alles angewendet habe, so erscheine ich wahrlich vor Gott und meinen lieben Geschwistern nicht anders, als dort der arme Zöllner: ich schlage an meine Brust, — ob ich gleich nicht von ferne stehe, — und sage: Gott sey mir, dem großen Sünder, gnädig!“

Im Frühling 1741 erhielt Spangenberg den Auftrag, mit seiner Familie nach England zu gehen, um den dortigen Gemeinden vorzustehen. Außerdem lag auf ihm die Last des General-Diakonats. Da hatte er die Hände voll zu thun. Wo irgend Etwas zu thun war in den Gemeinden, in den Anstalten und Missionen, zu den Reisen, Bauten u. dergl. m., wandte man sich an ihn. Da wurden zwei Kinderanstalten, eine für Knaben, die andere für Mädchen, errichtet; für jede wurde ein eignes Haus zuerst in London, hernach auf dem Lande gekauft. Die wenigsten Aeltern, deren Kinder man aufnahm, konnten Kostgeld bezahlen. Alles mußte vom General-Diakonat unterhalten werden. Als einst eine Gesellschaft von fast 100 Brüdern und Schwestern nach Pennsylvanien ging, hatte Spangenberg nicht nur für ihr Unterkommen und ihre Beföstigung zu sorgen, so lange sie in London waren, sondern auch ein Schiff für sie zu kaufen und auszurüsten. „Weil ich nun, sagt er unmöglich allenthalben helfen konnte, so trieb mich das unaufhörlich zu Gott, meinem Heilande. Er allein weiß, wie viel tausendmal, und mit welchem dringenden Flehen ich mich Tag und Nacht zu ihm gewendet, und ich habe gewiß geglaubt, er würde zur rechten Stunde Rath schaffen. Nun kann ich auch sagen: Ja, er hat es gethan! Ihm sei Dank in der Gemeinde, die auf ihn wartet, und die um ihn her ist!“

Im Jahre 1744 kehrte er nach Deutschland zurück, und wurde am 15. Juni zu Herrnhag zum Bischof der Brüderkirche geweiht. Da er bereits in England den Beruf erhalten hatte, wieder nach Amerika zu gehen, und daselbst die Aufsicht über sämtliche Brüdergemeinden zu übernehmen, so erhielt er zugleich die Vollmacht, nöthigen Falls Jemand an seiner Stelle daselbst zu ernennen. Am 30. Novbr. kam er nach Bethlehem in Nordamerika, wo er bis zum

Jahre 1749 gewöhnlich wohnte. Außerdem, daß er die Leitung der Brüdergemeinde in Händen hatte, und sie äußerlich und innerlich förderte, konnte er jetzt sein sehnliches Verlangen stillen, blinde Heiden aus der Finsterniß zum Lichte zu bringen. Er besuchte nicht bloß die in der Nähe wohnenden Indianer, sondern reiste auch mit einigen andern Brüdern nach Onondago, dem Sitze des großen Rathes der Irokesen oder sogenannten fünf Nationen. Auf der Reise brachten sie drei Monate größtentheils im Walde zu, und hatten manche Noth auszustehen. Er erneuerte mit den Indianern den Bund, den Zinzendorf schon vorher mit ihnen geschlossen hatte, und vermochte mehrere Familien, nach Bethlehem zu kommen. Bald nachher kaufte die Gemeinde zwölf Meilen von Bethlehem Land für sie, wo sie sich ansiedelten. Der Ort wurde Gnadenhütten genannt. Spangenberg's Briefe fließen über vor Freude über die Gnade, die manchem Indianer widerfahren war. „Die zwei wichtigsten unter den gläubigen Indianern, heißt es in einem, waren vorher ordentliche Offiziere des Satans, die es auf's ärgste machten; nun sind sie vom Heiland ergriffen, und schon wie Lämmer. Es ist doch artig, daß sich auch unter den Wilden die boshaftesten zuerst bekehren. O gewiß, wenn ich unsere Heidenbrüder ansehe, und was das größtentheils für Leute sind, so bin ich sehr beschämt.... Dem Lamm gebühret Alles gar. Ich hatte jetzt mit unserm Jonathan eine gründliche Herzensunterredung. Er hat uns erzählt, wie ihm seit der Taufe wäre, daß wir darüber erstaunten. Ich wollte, daß es alle ledigen Brüder gehört hätten; es würde gewiß Mancher eine Lektion von diesen Wilden nehmen können.“ Die Reisen, der Unterhalt der Gemeindeorte Bethlehem und Nazareth, der Indianer in Bethlehem, und ihrer Kinder in den Anstalten, der Neubau in Gnadenhütten, der tägliche Unterhalt von mehr als 600 Menschen erforderte viele Kosten. Spangenberg hatte für Alles zu sorgen, für die Arbeit an den verschiedenen Orten, und für ihre Ernährung. Allein er führte Alles glücklich hinaus. Er lebte mit frommen Leuten in so patriarchalischer Einfalt, Liebe und Arbeitsamkeit, daß er ein sehr seliges Leben mit ihnen führte.

Auch unter den Christen suchte er durch Predigt und Seelsorge das Reich Gottes auszubreiten. Er fand aber großen Widerspruch, und von den Kanzeln herab wurde das Volk gegen die Brüder aufgehetzt. Einst predigte Spangenberg in

Lankaster über den Text: Vater, vergieb ihnen! u. s. w. Man warf mit Steinen nach ihm. Ein Friedensrichter erwartete, daß er über die gottlosen Leute eifern würde. Da er aber für sie betete, so wurde dies die Ursache seiner Bekehrung, und die Feinde hörten auf, zu toben. — Man suchte auch die Indianer gegen die Brüder aufzustacheln, und sie bald durch List, bald durch Drohungen von ihnen abzuführen. Spangenberg schreibt unter den Schmähungen und Verfolgungen: „Unser Stilleseyn und Dulden rechtfertigt uns in den Gewissen der Menschen. Ueberhaupt ist es so in diesem Lande: Wenn man sich mit Worten mündlich oder schriftlich vertheidigt, so gießt man Del in's Feuer; denn die Leute wollen nicht, daß wir Recht haben sollen. Wenn wir aber still sind, und thun das Gegentheil von dem, was man uns Schuld giebt, so erhalten wir einen Sieg nach dem andern!!“ So freute er sich auch, trotz dieser vielen Anfeindungen, doch so sehr der Erfahrung, in Amerika Kinder Gottes unter den verschiedensten Sekten zu finden, daß er auf der Synode zu Lancaster 1747 folgendes schöne Lied über die unsichtbare Kirche verfaßte:

1. Die Kirche Christi, die Er geweiht
Zu seinem Hause, ist weit und breit
In der Welt zerstreut, in Nord und Süden,
In Ost und West, und doch, so hienieder
Als droben, Eins.
2. Die Glieder sind sich meist unbekannt,
Und doch einander gar nah' verwandt.
Einer ist ihr Heiland, ihr Vater Einer,
Ein Geist regiert sie; und ihrer keiner
Lebt mehr sich selbst.
3. Sie leb'n dem, der sie mit Blut erkaufte,
Und mit dem heiligen Geiste taufte;
Und in wahren Glauben und treuer Liebe
Geh'n ihrer Hoffnung lebend'ge Triebe
Auf's Ewige,
4. Wie siehts mit ihrer Versammlung aus?
Hier sind sie Fremde und nicht zu Haus;
Unter so verschiedenen Religionen,
Kirchenverfassung und Secten, wohnen
Sie hie und da.
5. Die unumschränkte Hand des Herrn
Besorgt sie all' in der Näh' und Fern;
Und zuweisen sammlet Er sich auch Haufen,

Die er mit seinem Geist pflegt zu taufen
Zu Einem Leib.

6. Das werden Gemeinen des Lammes genannt,
Worin das Feuer des Herren brennt:
Unser Gotteslämmlein wohnt in der Mitten;
Gnade und Wahrheit füllt solche Hütten,
Und Fried' und Freud'!
7. Mit solchen Kirchlein ist unsre Zeit
Reichlich gesegnet; wir sind erfreut
Ueber Jesu Gnade, und bitten: Mehrere,
Du Geist des Herrn, seine Gnadenheere
An Zahl und Kraft!

Von dem Jahre 1749—1751 war er wieder in Herrnhut. In dieser Zeit schrieb er im Auftrag der Gemeinde: „die Deklaration über die seither gegen uns ausgegangenen Beschuldigungen, sonderlich die Person unseres Ordinarii (Zinzendorf) betreffend.“ Er zeigte den Gegnern, daß sie sehr viele Ausdrücke falsch verstanden, oder falsch gedeutet hätten. Wo er aber glaubte, daß die Gegner Recht hätten, da gestand er es zu, und bat um Geduld, mit der Versicherung, daß man sich gerne bessern wolle. — Einen schweren Verlust hatte er um diese Zeit zu beklagen, indem ihm Gott am 21. März 1751 seine Frau durch den Tod hinwegnahm. Er ertrug ihn aber, wie ein Christ, und seine Ergebung in den Willen des Herrn gereichte Jedermann zur Erbauung.

Spangenberg wurde schon bald wieder nach Amerika geschickt, um die Oberleitung daselbst zu übernehmen. Als er nach Bethlehem kam, sah er zu seinem tiefen Schmerze, daß die Liebe und Eintracht unter den Brüdern gestört war. Er wandte sich aber im Gebet zum Heilande, und der ließ es ihm gelingen, beide Partheien zu versöhnen. „In der Gemeinde in Bethlehem und Nazareth, schreibt er bald nachher an Zinzendorf, sieht es jetzt lieblich aus. Wir ernten die Frucht von Jesu Blut, das für uns gebeten hat, und noch bittet. Die Partheilichkeit verzieht sich wie der Nebel, wenn die Sonne mit Macht drein scheint. In den Versammlungen fühlt man, wie die Wunder Jesu die Herzen entzünden, und daß aus seinem Munde Worte gehen, die Geist und Leben sind. Kurz, ich habe nicht zu klagen, sondern anzubeten.“

Unter allen seinen Arbeiten lag ihm das Heil der Indianer besonders am Herzen. Er ging ihnen nach in der

Nähe und in der Ferne. Einst kamen ihrer 107 Personen nach Gnadenhütten, um mit den Brüdern einen Bund zu schließen. Sie bezeugten Spangenberg die größte Achtung, und hörten auf sein Wort, wie die Kinder auf das Wort ihres Vaters. Er lud die Häuptlinge zum Abendessen ein. Als diese bemerkten, daß die jungen Leute nach ihrer Gewohnheit tanzen möchten, sprach er: „Brüder! ihr seid Väter unter eurem Volk. Sagt zu euren jungen Leuten: Tanzt nicht! die Brüder lieben es nicht.“ Die Lustbarkeit unterblieb. Auf das Wort vom Kreuz, das er ihnen in aller Einfalt erzählte, hörten sie sehr aufmerksam zu, und bezeugten ihre Freude und Dankbarkeit durch ein lautes Jubelgeschrei.

Spangenberg schreibt aus dieser Zeit an Zinzendorf: „Wenn ich mich anders recht kenne, so sind zwei Dinge vorzüglich bei mir. Das eine ist: ich bliebe lieber still, und brächte die übrige Zeit meines Lebens zu in dem vertraulichen, zärtlichen, seligen Umgang mit meinem Schmerzensmann, ohne von einigen Geschäften gestört zu werden. Das andere ist: Ich ginge gern zu den Heiden, die von ihrem Gott und Schöpfer, der für sie sein Blut vergossen hat, noch Nichts wissen. Da lebt mir mein Herz, und ich könnte mich freuen, über dem Geschäfte zu verhungern, oder zu verschmachten, oder zu Tode gemartert zu werden. . . . Inzwischen kommt es nicht auf meine Neigung an; ich bin Knecht, und nicht mein eigener Herr. Ich habe mir mein Ohr durchbohren lassen; da bin ich zum Gebrauch, wo es nöthig ist, und es ist auch mir Gnade, wenn ich dienen kann.“

So treu er stets den Gehorsam übte gegen den Vorstand der Bräderkirche, so legte er denselben aber auch allen seinen Brüdern und Schwestern ans Herz, als einen Beweis ihrer Liebe zum Heilande.

So sagt er unter Anderm: „Unsere Gemeinordnungen sind nicht gegen die Freiheit der Kinder Gottes. Denn sie thun nur den bösen Dingen, und den selbst erwählten gutschheinenden Dingen Einhalt. Die mag ja ein Kind Gottes ohnehin nicht thun. Es will nur, was der Heiland will. Wenn ich nun thun kann, was ich will, ist das nicht Freiheit?“

Das arme, aufgeblasene Volk, das sich in seinen eigenen Wegen gefällt, und nur deswegen wider die Gemeine ist, weil darin über Ordnung und Subordination gehalten wird, ist zu bedauern. Sie bilden sich ein, es sei Freiheit, und sie sind doch Eclaven von thörichten Meistern, d. i. von sich selbst.

Gott ist ein Gott der Ordnung, und es liegt ein großer Segen darin, wenn wir einer dem andern unterthan sind in der Liebe. Wer sich diesen Segen wählt, und sonst in Jesu Blut Grund hat, der ist recht frei.

Der Heiland ist sehr geneigt, alles zu vergeben. Wenn Er aber Ordnung unter uns macht, so nimmt Er es mit uns, wenn wir dagegen angehen, so genau, als mit irgend sonst einer Beleidigung. Das haben wir zu merken, damit wir uns immer mehr in die selige Subordination und den Gehorsam unter einander hinein gewöhnen.

Wer ein Amt hat, der muß darin respectirt werden; denn, wo die Subordination fehlt, da kann auch kein Engereich bestehen. Ein Meister, der ein Bruder ist, muß seinen Leuten doppelt werth seyn, theils, weil er ihr Meister, und theils, weil er auch ihr Bruder ist."

Ueber die Disciplin in der Gemeinde sagt er:

"Anstößige Dinge müssen nicht vertuscht werden, sonst macht man sich fremder Sünden theilhaftig, und auch ihrer Strafe. Seelenschädliche Dinge, nach vorhergegangener herzlichen Ermahnung, aus Liebe zum Heiland, den Arbeitern bekannt machen, das heißt nicht: „Brüder verklagen.“ Wer will eine Sache, wozu uns die Liebe Jesu dringt, mit der gehässigen Benennung, die dem Satan eigen ist, verdächtig machen?

Wer aber in einem bösen Sinn etwas von seinem Bruder anbringt, der mag vielleicht in der Sache nicht unrecht haben, und doch wird er vor dem Heiland schlecht bestehen; denn seine Augen sehen in's Herz."

Im Jahre 1754 kam er auf kurze Zeit nach London. Er sollte eine Gesellschaft der Brüder, aus 51 Personen bestehend, nach Amerika geleiten. Als er hierhin zurückkam, fand er es für nöthig, wieder in die Ehe zu treten, um alle seine weitläufigen Arbeiten besorgen zu können. Er sagt von seiner zweiten Frau, Maria Elisabeth Mißsch: „Meine Martha ist ein gutes Kind. Ein großes Geschenk des Heilandes für mich! Wenn mir von ihrer Herzlichkeit, und ihr von meiner unbiegsamen Art ein wenig zu Theil wird, so ist uns vielleicht beiden geholfen im Dienst der Gemeinde.“ Er blieb diesmal sieben Jahre in Amerika. In dieser Zeit brach ein Krieg aus zwischen den Indianern und Europäern. Alles war vor den wüthenden Wilden in Furcht. Spangenberg reiste zu den verschiedenen Gemeinden, und redete ihnen zu, stille zu

sehn, und ihre Hoffnung auf den zu stellen, der alle ihre Haare gezählt, und ohne dessen Willen keines auf die Erde fallen könnte. „Das Land ist voll Furcht und Schrecken; in der Gemeinde ist's Nicht!“ konnte er jauchzen.

Im November 1755 kamen die Indianer immer näher, und bezeichneten ihren Weg mit unerhörten Grausamkeiten. Da floh Alles zu den Brüdern, die in kindlichem Vertrauen auf den Schutz des Herrn ruhig wohnen blieben. An der Mahony wurden in einer Nacht elf Geschwister von einem Trupp Indianer überfallen, und theils erschossen, theils verbrannt, indem sie das Haus und die Nebengebäude anzündeten. „Als ich wieder zu mir selbst kam, sagt Spangenberg, als er die Nachricht davon erhalten hatte, war es mir so: Ohne Gottes Willen fällt kein Haar von unserm Haupte. Ihm will ich mich und die ganze Gemeinde kindlich überlassen. Hernach aber hörte ich, daß Jemand aus unserer Nachbarschaft gesagt hatte: die Brüder haben immer so viel Ruhmens von ihrem Heilande gemacht; nun wird man sehen, ob er sie erretten kann. Desgleichen: Ein Indianer hätte sein Beil mit den Worten hin und her geworfen: Nun will ich sehen, ob ihr Heiland im Stande ist, sie vor meinem Beil zu retten! Da ergrimmte ich, und sagte: Lieber Heiland! Nun kannst du uns nicht umkommen lassen, denn das wäre eine Schmach für deinen Namen; jetzt bitte ich dich: Rette uns! Bei diesem Gebet bin ich geblieben.“ Die Indianer drohten, jetzt Bethlehem zuerst anzugreifen. Aber weil sie die Brüder immer wachsam fanden, so wagten sie keinen Angriff, wenn sie gleich in entfernten Gegenden sengten und mordeten.

Die christlichen Indianer hatten sich bei den Unruhen in die Wälder geflüchtet. Spangenberg's erste Sorge war, diese aufzusuchen, und nach Bethlehem zu bringen, wo auf's Beste für ihre Seele und ihren Leib gesorgt wurde. Da sich auch aus der Nachbarschaft die Flüchtlinge dorthin retteten, so hatten die Brüder in einem harten Winter 600 Menschen zu ernähren. Von seiner und der Gemeinde Festigkeit in jener Zeit des Schreckens wollen wir ein Stück aus seinen Briefen mittheilen: „Der Heiland hat uns nicht nur bis hierhin vor den gräulichen Menschen, die Satan zu seinen Mordinstrumenten braucht, gnädig bewahrt, sondern auch gemacht, daß der König des Schreckens hat zurückprallen müssen bei seinem Volke. Denn unsere schwächsten Glieder, nämlich die Kinder, ledigen Schwestern

und Wittwen, haben heldenhaft gestanden, zum Wunder aller Menschen, die in der Gefahr zitterten und zagten."

In den folgenden Jahren setzte Spangenberg seine Arbeiten um so ungestörter fort, als die Gefahr vor den Indianern nachließ. Die Brüdergemeinde hatte eine Colonie gegründet in der Wachau in Nord-Carolina. Diese wollte Spangenberg mit seiner Frau und einigen Brüdern besuchen. Einmal über das andere begegneten ihnen Leute, die mit Weib und Kind und aller Habe auf der Flucht waren, und ihnen sagten: „Wo ihr hin wollt, da kommen wir her; da ist kein Bleiben, denn die Wilden fengen, brennen und morden, und gehen grausam mit den Gefangenen um.“ Wegweiser konnten sie wegen der Gefahr vor den Wilden nicht bekommen. Jedoch langten sie glücklich in der Colonie an. Hier fand Spangenberg die Brüder und Schwestern in denselben Verhältnissen, wie er sie in Bethlehem erlebt hatte. Die Flüchtigen kamen in solcher Anzahl zu den Brüdern, daß sie in dem Orte Bethabara eine Zeit lang über hundert Kinder von zwölf Jahren und darunter zu unterhalten hatten. Für die Flüchtigen, von denen manche durch die Brüder bekehrt wurden, und inständig baten, bei ihnen zu bleiben zu dürfen, wurde ein neuer Ort, Bethanien, angelegt. Da Spangenberg mit der Wilden Weise, Krieg zu führen, bekannt war, so ließ er alle Morgen eine Stunde früher, als gewöhnlich, zum Aufstehen läuten. Bei Anbruch des Tages fand man oft Spuren von Indianern in der Nähe, und nachher erfuhr man, daß wohl sechs Wochen 150 Krieger nur zwei Stunden von Bethabara ihr Lager gehabt. Wenn sie den Ort hätten angreifen wollen, so hätte man die Glocke geläutet, und in der Meinung, daß sie verrathen wären, seien sie wieder abgezogen.

Als er nach Pennsylvanien zurückkehrte, erhielt er die Nachricht von dem am 9. Mai 1760 erfolgten Tode des Grafen Zinzendorf. Sie erschütterte ihn tief. Er schreibt an Johannes von Wattenwille: „Der Jünger des Herrn kommt mir keinen Tag aus dem Gemüthe. Er war das größte Kleinod unserer Zeiten, ein schöner Diamant in dem Ringe an der Hand des Herrn; ein Diener Jesu sohne gleichen; eine Säule in dem Hause des Herrn. Ich danke ihm, der ihn uns geschenkt, und so lange gelassen hat. Ach hätte ich ihn nur noch einmal sehen und sprechen können! den Mann vom Herrn zum Segen für die Kirche verordnet und ausgerüstet," u. s. w. Bald

darauf erhielt er seine Abberufung von Amerika, um der Brüdergemeinde als Mitglied ihrer Direktion zu dienen. —

Nach einer Abwesenheit von 13 Jahren langte er am 12. November 1762 in Herrnhut an. Er trat hier gleich in das Collegium derjenigen Brüder ein, welche das Werk Gottes in allen Gemeinen und Missionen zu berathen und fortzuführen hatten. Er bekam dadurch Gelegenheit, mit dem gegenwärtigen innern und äußern Zustand der Gemeinde bekannt zu werden. Er las zu dem Ende die Verhandlungen aller Synoden, die von Anfang der Brüderkirche gehalten worden waren, durch. Außerdem, daß er an manchen Orten Synoden abzuhalten hatte, war in den ersten Jahren sein gewöhnlicher Aufenthalt Herrnhut, wo er die Gemeinde immer fester auf die Versöhnung durch Jesu Blut und Tod zu gründen suchte. Er unterließ auch nicht, dieselbe an ihren großen Gnadenberuf zu erinnern, ihrem Herrn und Heilande aus Liebe und Dankbarkeit zu jedem Dienst bereit zu seyn, und als die lebendigen Beweise da zu stehen, daß der Glaube an ihn aus den elendesten Sündern selige Gotteskinder mache. Von jeher bis an sein Ende war er ein besonderer Kinderfreund. In seinen Berichten aus England und Amerika vergaß er nie, derselben mit Liebe Erwähnung zu thun. Um ihnen eine Versammlung zu halten, konnte er die wichtigste Arbeit auf die Seite legen. Und er besaß eine ganz besondere Gabe, ihnen zu Herzen zu reden, und sich ihnen verständlich zu machen. Ein schönes Lied, das er den Knaben zu Bethlehem zu ihrem Chorfest im J. 1757 machte, möge noch hier stehen:

1. Auserkornen unter allen!
Möchte Dir es doch gefallen,
Dieses Chor zum Wohlgebeihen
Heut mit deinem Blut zu weihen;
2. Jede Seele anzublicken,
Dein Bild in ihr abzubilden,
Und sie Dir zu allen Sachen,
Brauchbar und bequem zu machen!
3. Nimm sie, heil'ger Jesus-Knabe,
Hin zum Opfer und zur Gabe!
Du hast sie Dir sau'r erworben,
Da Du für sie bist gestorben.
4. Laß sie Deiner Knabenjahren
Heiliges Verdienst erfahren,
Wie Du da als Knabe dachtest,
Nüchlich deine Zeit verbrachtest!

5. Wie Du Dich zur Arbeit schicktest,
Wie Du Dich zum Joche bücktest;
Wie Du im Gehorsam standest,
Und dich in die Armuth fandest!
6. Sei ihn'n gnädig, Gotteslämmlein,
Zünd' in ihnen an Dein Flämmlein!
Und mach' Du sie Deinem Herzen
Ganz zur Freud' für Deine Schmerzen!

Wie Spangenberg über die zeitlichen Güter dachte, hat er sich ausgesprochen in einer Rede über das Wort: „Der Herr wird dir seinen guten Schatz aufthun. Wenn ich sagen soll, heißt es darin, was mein Herz wünscht, so ist es das: der Heiland wolle sein armes Brudervolk, das Gnade hat, in seinen Wunden selig zu seyn, und ihn über Alles zu lieben, ferner würdigen, sein Werk zu treiben, und es Andern zum Segen setzen, daß viele Tausende zum Genuß des Heils gebracht werden. Das ist der rechte Segen für uns. Wenn die Leute denken müßten, wir empfangen unser Gutes in dieser Welt, wir hätten Alles in Ueberfluß, und wenn das unser Theil wäre, so hätten wir Ursache, die Hände über unserm Kopf zusammen zu schlagen.“

Im Jahre 1777 übertrug ihm die Aeltesten-Conferenz der Brüder-Unität die Abfassung eines kurzen Begriffs der christlichen Glaubenslehre der ev. Brüdergemeinde, welche er unter dem Titel: „*Idea fidei fratrum*“ herausgab. Es war eine meisterhafte, schriftmäßige, einfache Darlegung ihres Glaubens, ganz übereinstimmend mit der Augsburgerischen Confession, sodasß kein neues Glaubensbekenntniß damit gegeben werden sollte. Selbst die Feinde der Brüdergemeinde konnten sich daraus von der Schriftmäßigkeit des Glaubens derselben überzeugen. Die Schrift fand auch außerordentlichen Beifall in den weitesten Kreisen, und wurde in viele Sprachen übersezt.

Im Jahre 1779 wurde er als Visitator nach Neuwied geschickt. Er hielt sich hier neun Wochen lang auf zu großer Freude und herrlichem Segen für die Gemeinde. „Meine Visitation in Neuwied, schreibt er, war mir ein neuer Beweis der unwandelbaren Liebe und Treue des Heilandes gegen mich. Er wollte die Gemeinde mit neuer Gnade überströmen, und das that er auch. Mich aber führte er darum hin, daß ich auch an dieser Gnade für meine Person Antheil haben möchte. Ich bin

sehr getröstet, daß ich auch hier gesehen, wie es dem Heiland anliegt, die Gemeinden zu der ersten Gnade, Liebe und Einfalt zurück zu bringen.“ In seinen Predigten hatte er jedesmal so viele aufmerksame Zuhörer aus der Stadt, als der Saal fassen konnte. Auch der Landesherr mit seiner Gemahlinn wohnte ihnen bei, und unterhielt sich oft Stunden lang mit ihm über seinen Seelenzustand. Diese Unterredungen sind ihm unvergeßlich geblieben. Davon legt der vertrauliche Briefwechsel, den er mit Spangenberg führte, Zeugniß ab. „Nun muß ich, heißt es in einem Briefe, berichten, in welcher Fassung ich jetzt stehe. Ich mache mir zu Nutze das Wort aus Ihrem Briefe: Auch der dummfte Mensch kann selig werden. Also weg mit allen Klügelien, und schlechtweg angenommen die tröstlichen Aussprüche: Also hat Gott die Welt geliebt u. s. w. Also umkehren, und werden, wie die Kinder, in wahrer Einfalt und Zutrauen zu Gott in Christo. An den will ich mich in Demuth halten.“

Am 15. Juli 1784, an welchem Tage er sein 81. Lebensjahr antrat, feierte er in Barby, wo er schon seit längerer Zeit seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, sein Amtsjubiläum im Dienst der Bruderkirche. Er verband sich mit seinen Collegen zu getreuem Aussharren in den Wegen des Herrn, und zum unermüdeten Fleiß in den ihm obliegenden Geschäften. Es kamen um diese Zeit oft Gelehrte nach Barby, um ihn zu besuchen. „Ich sah den berühmten Spangenberg, schrieb Einer an seinen Freund. 78 Jahre trägt der Greis mit Munterkeit, hat nicht Einen Zug des verdrießlichen Alters; hat alle Vortheile der Jahre, und keines ihrer Uebel. Was Paulus sagt: Ich lebe, aber nicht ich, sondern Christus lebt in mir, das braucht Spangenberg nicht erst zu sagen; sein Blick spricht das aus Wir sprachen von der Glückseligkeit und den mancherlei Wegen dazu. Wie erlangt man sie doch? fragte ich. Das will ich Ihnen sagen, sprach er: Stellen Sie sich zwei Beute vor, die beide frieren. Der Eine stellt sich ohne Umstände ans Kamin, will warm werden, und wird warm; der Andere aber geht hin und her, untersucht die Natur des Feuers, macht gelehrte Speculationen darüber, und bleibt kalt. Wer ist nun der glücklichste? Jener dumme, oder dieser kluge? Freilich, sagte ich, der dumme. Da sagte mir seine Wiene: Gehe hin, und thue desgleichen!“

Die weise, heilige Einfalt, welche Spangenberg vor

so Vielen auszeichnete, kennzeichnet er in einem Lied über dieselbe, das er zum Geburtstag einer Schwester machte:

- | | |
|--|---|
| <p>1. Heil'ge Einfalt, Gnadenwunder!
Tiefste Weisheit, größte Kraft!
Schönste Zierde! Liebeszunder!
Werk, das Gott alleine schafft!</p> <p>2. Alle Freiheit geht in Banden,
Aller Reichthum ist nur Wind,
Alle Schönheit wird zu Schanden,
Wenn wir ohne Einfalt sind.</p> <p>3. Wenn wir in der Einfalt stehen,
Ist es in der Seele Licht;
Aber, wenn wir doppelt sehen,
So vergeht uns das Gesicht.</p> <p>4. Einfalt denkt nur auf das Eine,
In dem alles Andre steht.
Einfalt hängt sich ganz alleine
An den ewigen Magnet.</p> <p>5. Einfalt quillt aus Jesu Wunden,
Mit dem theuren Sühnungsblut;
Wer sie da nicht hat gefunden,
Der ist fern von diesem Gut.</p> <p>6. Wem sonst nichts als Jesus
schmecket;
Wer allein auf Jesum blickt;</p> | <p>Wessen Ohr nur Jesus wecket;
Wen nichts außer ihm erquicket;</p> <p>7. Wer nur hat, was Jesus schenket;
Wer nur lebt aus seiner Füll';
Wer nur geht, wie er ihn lenket;
Wer nur kann, was Jesus will;</p> <p>8. Wer nur wallt auf seinem
Pfade,
Wer nur steht in seinem Licht;
Wer nur stets verlangt nach Gnade,
Und mag alles Andre nicht;</p> <p>9. Wer ihn so mit Inbrunst liebet,
Daß er seiner selbst vergißt;
Wer sich nur um Ihn betrübet,
Und in Ihm nur fröhlich ist;</p> <p>10. Wer allein auf Jesum trauet,
Wer in Jesu Alles stud't;
Der ist auf den Fels erbauet,
Und ein sel'ges Gnadentind.</p> <p>11. Wohl dem, der den Herrn läßt
machen!
Wohl ihm! Jesus ist sein Hirt;
Jesus wartet seiner Sachen,
Daß man sich verwundern wird.</p> |
|--|---|

Wie nachtheilig der Mangel dieser Einfalt ist, darüber spricht er sehr wichtige Worte bei der Betrachtung der Schriftstelle: „Wohl dem Menschen, in dessen Geist kein Falsch ist!“ (Ps. 32, 2.):

„Gesezt auch, daß Jemand noch so viel Schönes und Gutes hätte, er behielte aber eine gewisse Tücke des Herzens, eine Unlauterkeit, die er in Schutz nimmt, so kommt er zu keinem wahren Frieden. Es frist ihm gleichsam die mitgetheilte Gnade wieder weg. Denn wer kein gut Gewissen hat, ist sich an keiner Freude satt. Wer durch bloßen Betrug der Sünde zu etwas verleitet wird, darüber er von Herzen erschrickt, so bald er es im rechten Lichte zu sehen bekommt, mit dem kann man Mitleiden haben. Wer aber weiß, daß diese oder jene Sache nicht taugt, er möchte aber gern mit dem Heiland ein gewisses Abkommen darüber treffen, um das, woran sein Herz noch hängt, beizubehalten, das ist ein jämmerlicher Zustand,

dabei ein Mensch des Heilandes und seiner Versöhnung nie recht froh werden kann.

Man hat in den vorigen Zeiten viel von Anfechtungen geredet. Wenn man aber auf den Grund derselben ging, so fand sich, daß die Leute gemeinlich sich der Kindschaft Gottes trösten wollten, und ihr eigen Herz verdamnte und verklagte sie doch, daß sie in dem und jenem Stücke nicht rechtschaffen wären. Aus der Bemühung, beides mit einander zu vereinigen, entstand der Kampf und Streit mit sich selber. Solche Leute mag man trösten und wieder trösten, es hastet nicht."

Sodann bemerkt er noch gar schön über die wahre Buße und den Weg zur Vergebung durch Christum über die Schriftstelle: „Die Opfer, die Gott gefallen, sind ein geängsteter Geist.“ (Ps. 51, 19.):

„Wenn Leute in grobe Sünde gefallen sind, so ängstigt sie die Furcht vor der Strafe; sie fallen auch wohl darauf, ihre ganze übrige Lebenszeit in einer Art des Büßens zuzubringen. So lange aber die Leute nur über böse Thaten betreten sind, und sie verlangen weiter nichts, als nur über diese und jene Sünde getröstet zu werden, so ist der Heiland so gnädig, daß er ihnen diese Schuld und Strafe erläßt. Das ist aber darnach nicht der eigentliche Zustand eines neu-testamentlich geängsteten und zerschlagenen Herzens. Und wenn die Seelen nicht weiter kommen, so können sie sich darum, daß sie über diese, oder jene Sünde in ihrem Gewissen beruhigt worden, noch nicht für Kinder Gottes halten. Es ist ein Hauptgeschäft des heiligen Geistes, daß Er den Menschen die Quelle aller Sünden, nämlich den Unglauben, aufdeckt. Joh. 16, 8. 9. Dann kommt dem Menschen nichts so schrecklich vor, als daß er den guten, lieben Herrn, der ihm den Leib, die Seele, das Leben gegeben, und bisher erhalten hat, der in der Fülle der Zeit ins Fleisch gekommen ist, alle unsre Sünden auf sich genommen, alle Tröpflein seines Blutes für ihn vergossen, und sich für ihn zu Tode hat martern lassen, der ihm so viele Jahre mit unendlicher Geduld nachgegangen, und ihn auf den Weg des Friedens zu bringen gesucht hat; daß er diesen guten Heiland nicht geliebt, Ihn unzählige Mal betrübt, seine Gnade nicht angenommen, sein Evangelium verachtet, und Ihm für alle seine Leiden, Tod und Blutvergießen keinen Dank gewußt hat. Darüber wird man so verlegen, so herzlich betrübt und beschämt, daß man seine Augen nicht aufheben kann. Man denkt: Es ist doch kein Gräuel dem

zu vergleichen, daß ich den freundlichen, lieben Herrn, meinen Schöpfer, der sich für mich in den Tod gegeben, nicht geliebet noch geachtet habe. Dies ist der Zustand eines evangelisch geängsteten und zerschlagenen Herzens. Dasselbe verachtet der Heiland gewißlich nicht."

Seine tiefe Demuth können wir aus folgenden Aeußerungen ersehen:

So schreibt er im Jahr 1776: „Meines lieben Bruders (seines leiblichen Bruders, des Kaiserl. Geh. Raths, Freiherrn v. Spangenberg) letztes Schreiben habe ich vielmal wiederholt mit Freuden gelesen. Ich merke, es geht ihm wie mir; arm, elend, nichtsnußig zu seyn in unsern Augen, da ich vor unserm lieben Herrn nichts aufzuweisen habe, und mich täglich und stündlich schämen muß, wie viel Er an meiner Armuth, Dürftigkeit und Elend mit seinen blutigen Verdiensten auszubessern hat. O wie manches Fleckchen wird Er noch an mir auszuwaschen finden, bis es zur wahren Verherrlichung mit uns kommt!

Wäre unser Hierseyn auf diesem allergeringsten Weltkügeln nicht durch die wahrhaftige Menschwerdung Gottes, unsers Schöpfers und Heilandes, geheiligt, so müßte ich meine 72 Jahre bloß für einen vergeblichen Traum halten, da ich nicht einmal wüßte, warum? Nun aber, weil Du, mein Jesu, gestorben, und vom Tode erstanden bist, werde ich ewiglich leben.

Darum halte ich mich fest an Ihn. Die Noth eines in der Gefahr Schwimmenden macht, daß man dasjenige nicht kann fahren lassen, woran man sich halten muß, um nicht unterzusinken. Und wie getreu ist Er! Ich erfahre es am kräftigsten in dem Elende, wo man von den Höhen der Vernunft zu der Einfältigkeit des Herzens herunter muß, durch seine Gnade. Unter allen seinen begnadigten Creaturen hat Er doch keine elendere, ärmere und unwürdigere aller seiner Barmherzigkeiten, als mich. Eben darum bleibe ich desto fester an Ihm, bis wir in seine Wunden übergehen, die müssen uns durchbringen hier und auch noch in der Ewigkeit."

„Nichts, fügt er anderswo hinzu, ist mir unbegreiflicher, als daß ich Ihn nicht noch tausendmal mehr liebe, da Er mir so viel vergeben hat. Denn das: den Heiland wenig lieben, ist mir eine so abscheuliche Sache, daß ich mir nichts Aergeres vorstellen kann. Doch, was soll ich sagen? Mein ganzes Leben ist ein Commentar über die Worte:

„Barmherzig, gnädig, geduldig sehn,
 Uns täglich reichlich die Schuld verzeih'n,
 Heilen, still'n und trösten,
 Erfreun und segnen,
 Und unsrer Seele als Freund begegnen,
 Ist seine Lust.“

So dachte Spangenberg von sich und seinem bisherigen Gnadenlauf, nachdem bald 50 Jahre verflossen, daß er sich als ein Sünder zu Jesu gewendet, und in seinem Opfer Gnade und Freiheit von Sünden gefunden hatte. Er konnte also in seiner bekannten Schrift „Idea fidei fratrum“ aus eigener Erfahrung bezeugen: „Wenn ein Mensch auch Vergebung seiner Sünden erlangt hat, so darf man nicht denken, daß er sein Verderben so ganz auf einmal einseheth. O nein! Denn nach seiner Vergnadigung wird ihm von Zeit zu Zeit immer mehr Licht gegeben, sich selber nach Seele und Leib immer besser kennen zu lernen; und da geschieht es, daß einer, nach einer fünfzigjährigen Treue in den Wegen des Heilandes, ein viel größerer Sünder ist in seinen eignen Augen, als er im Anfang seiner Befehrung gewesen.“

Bis zu Anfang des Jahres 1791 waren seine Gesundheitszustände sehr erträglich. Sein Gehör hatte wohl seit einiger Zeit merklich abgenommen, seine Augen aber blieben so scharf, daß er ohne Brille die feinste Schrift lesen konnte; auch sein gutes Gedächtniß blieb ihm bis in seine letzten Tage treu. Aber jetzt bekam er Geschwulst an den Füßen, und Beschwerden in der Brust. Im Juni dieses Jahres zog er mit der Unitäts-Direktion nach Berthelsdorf. Seit dem Frühjahr 1792 stiegen seine körperlichen Leiden immer höher. Die Ruhe im Bette konnte er bei zunehmender Engbrüstigkeit nicht mehr genießen, und er mußte die vier letzten Monate seines Lebens Tag und Nacht auf dem Stuhle sitzend zubringen. Fast täglich empfing er Besuche, und Niemand ging von ihm fort, der nicht von seinen erbaulichen Unterhaltungen, sowie von seiner Heiterkeit und Ruhe, einen gesegneten Eindruck mitgenommen hätte. Daß er oft große Schmerzen erduldet, konnte man aus seiner Krankheit schließen. Aber nie hörte man ihn klagen. Auf die Frage, wie er sich befände, antwortete er gewöhnlich: „Ich denke über alle die Barmherzigkeiten, die der Heiland aus Gnaden an mir thut, und preise ihn für das Gute, das er mir auch schon in dieser

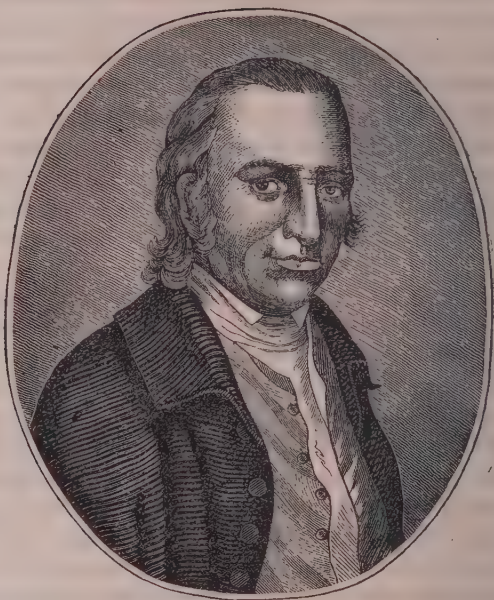
Krankheit hat zufließen lassen. Ach wie süß ist die Liebe Jesu! Mir werden alle Schmerzen dadurch gestillt. Ich bin's nicht werth, ich Armer, was mein Heiland an mir thut." Man hörte ihn auch wohl seufzen: „Ach, mein Heiland, wär' ich bei dir!"

Im August machte er sich an einem schönen Morgen noch eine eigne Erholung. Er ließ sich in seinem Stuhl auf das Feld zu den Schnittern bringen. Nachdem sie sich in einem Kreis um ihn gestellt, hielt er ihnen eine herzliche Anrede, und erzählte ihnen, wie er ehemals in Amerika mit seinen Brüdern die Feldfrüchte unter frohem Lobgesange eingesammelt hätte. Er ermunterte sie, Gott für den reichen Erntesegen zu danken, und stimmte das Lied an: Nun danket alle Gott. Hernach ließ er ihnen Bier austheilen, und brachte ihnen den ersten Trunk selbst zu. Zuletzt ertheilte er ihnen den Segen. Die Leute konnten sich der Thränen nicht enthalten, und erzählten noch lange nachher von der Freundlichkeit des ehrwürdigen Greises. Er kam zwar sehr vergnügt, aber auch sehr ermüdet in seine Krankenstube zurück, die er von nun an nicht wieder verlassen konnte.

Er wurde von Tage zu Tage schwächer, und da die Schmerzen nachließen, so brachte er die meiste Zeit in einem sanften Schlummer zu. Wenn er sich zuweilen ermunterte, so floss sein Mund über von Lob über die Gnade des Heilandes. Am 18. Septbr. 1792 schloß er selig seinen 88jährigen Pilgerlauf, und ging in die ewige Ruhe. Am 23. wurde seine Leiche, die noch im Sarge einen lieblichen und ehrwürdigen Anblick darbot, zur Erde bestattet. Es wurde eine Rede gehalten über den Text des Tages: Christus ist mein Leben, und ein kurzer Auszug aus seinem Lebenslaufe vorgelesen, den er selbst gefertigt hatte, und der also schließt: „Ich diene den evangelischen Brüdern nach der Gnade unsers lieben Herrn nun schon etliche und fünfzig Jahre, und ich danke dem Herrn, der mich dessen gewürdigt hat. Die Reisen und Arbeiten, die ich ihretwegen, und in ihrem Dienst gethan habe, hier zu erzählen, ist kaum der Mühe werth. Wenn der Heiland, und wenn meine lieben Geschwister, die unzähligen Fehler, die dabei vorgekommen sind, vergeben und vergessen wollen, so werde ich dafür von Herzen dankbar seyn. Ihr hättet nach der Gnade, die mir und euch vom Herrn zugestossen ist, mehr von mir erwarten können, als ihr an mir wahrgenommen habt. Was soll ich aber thun? Ich bitte von Herzen: Ach, vergieb uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben! — Wenn ihr nun fragt: Wie steht es denn jetzt,

da du dieses schreibst, mit dir und deinem Herzen? Antwort: ich weiß in der ganzen Brüder-Unität keinen größeren Sünder, als mich. Und so erscheine ich vor dem, der Herzen und Nieren prüft. Dabei aber weiß ich doch auch gewiß, daß ich ein Schäflein des guten Hirten bin, das seine Stimme hört, das er kennt das ihm folgt, dem er das ewige Leben geben wird. Es hat ihm gefallen, aus mir, dem ärmsten Sünder, ein Kind Gottes, einen Tempel des h. Geistes, ein Glied des Leibes Christi, einen Erben des ewigen Lebens zu machen. Gelobet sei sein Gnadenrath in Ewigkeit! Amen!





Christian Friedrich Schwarz,
Missionar in Ostindien.

(Geb. 26. Oktbr. 1726, gest. 13. Febr. 1798.)

„Alle Heiden, die du gemacht hast, werden kommen, und vor dir anbeten, Herr, und deinen Namen ehren, daß du so groß bist, und Wunder thust, und allein Gott bist.“
 (Ps. 86, 9. 10.)

Wir haben schon im Leben von Barth. Ziegenbalg gesehen, wie die christliche Mission in Ostindien ihren Anfang genommen hat. Der Mann, durch den sie einige Zeit nachher herrlich fortgeführt wurde, ist Christian Friedrich Schwarz.

Er wurde am 26. Oktbr. 1726 zu Sonnenburg in der Neumark geboren. Von Vater und Mutter, welche letztere er aber schon früh verlor, angeleitet, führte er in seiner Kindheit ein inniges Gebetsleben, bis er auf der Schule in Küstrin in das leichtsinnige Leben seiner Genossen verstrickt wurde. Eine Schrift von Aug. H. Francke weckte ihn aus seinem Sündenschlase auf, und trieb ihn 1706 nach Halle. Hier wurde er später Lehrer an der lateinischen Schule. Es lebte damals in Halle der ostindische Missionar Benj. Schulze, welcher mit dem Drucke der tamulischen Bibel beschäftigt war. Sein Freund Schwarz sollte die Correctur des Drucks übernehmen, und studirte deswegen die tamulische Sprache. Als er aber ungefähr ein Vierteljahr allen Fleiß darauf verwendet hatte, wurde der Druck der Bibel vereitelt, und alle seine Mühe schien vergebens gewesen zu seyn. Um diese Zeit wandte sich das Kopenhagener Missions-Collegium an Francke um einen neuen Missionar für Ostindien, und dieser schlug unsern Schwarz vor. Er berieth sich nicht lange mit Fleisch und Blut, ging, obgleich ihm eine einträgliche Pfarrstelle angeboten wurde, mit zwei Genossen nach Kopenhagen, ließ sich hier zum geistlichen Amte ordiniren, und schiffte sich nach Ostindien ein. Nach einer sechsmonatlichen Fahrt landete er, und eilte in sein Arbeitsfeld nach Trankebar. Im Juli 1750 begann er seine Arbeit damit, daß er die tamulische Sprache, die Sitten und den Charakter des Volkes genauer studirte. Nach vier Monaten hielt er schon seine erste Predigt in tamulischer Sprache. Im folgenden Jahre bekam er die Leitung der tamulischen Schule. Er gab einem Häuflein Heiden, die sich zur Taufe gemeldet hatten, den Vorbereitungsunterricht.

Drei Jahre später trat er seine erste größere Missionsreise nach Cudalur an, und suchte, wo er ging und stand, seinem Herrn Seelen zu erwerben. Manche betrübende, doch auch manche herzerquickende Erfahrungen machte er. Im Jahre 1760 ging er nach der Insel Ceylon. Die dortigen evangelischen Christen hatten ihn eingeladen. Schwarz stärkte die hie und da Zerstreuten, die ohne Hirten waren, durch Wort und Sacrament, und predigte den Namen des Herrn auch unter Heiden und Muhamedanern. Er gewann viele Herzen, sodaß sein Name auf Ceylon lange Zeit in gesegnetem Andenken blieb.

Im nächsten Jahr machte er mit Missionar Kohlhoff einen Missionsbesuch in Cudalur und Madras. Sie pflegten

ihre Gespräche damit anzuknüpfen, daß sie das geistlich deuteten, womit sie Jemand beschäftigt sahen. Diejenigen, welche sie am Waschen trafen, ermahnten sie, ihr Herz von der Sünde durch das Blut Jesu zu reinigen. Ein anderes Mal kamen sie zu Schnittern, und zeigten ihnen, daß der Mensch das einst ernten werde, was er hienieden säete. Sie kamen auch in die Nähe des englischen Lagers. Während sie unter einem Baum im Schatten lagen, kam ein englischer Capitän zu ihnen, und erzählte ihnen von den großen Erfolgen, deren die englische Armee sich erfreute. Die Missionare drückten ihren Wunsch aus, daß die Engländer ihr Glück doch zur Förderung des Evangeliums benutzen möchten. Jener aber erwiederte: „Das ist der Wenigsten Zweck. Geld zusammen zu scharren, ist der Zweck, warum wir nach Indien kommen.“ Einige Tage später trafen sie bei einer Bude mit Gewaaren einen heidnischen Priester. Schwarz bestrafte ihn wegen der Gaukeleien, mit denen er das arme Volk betrog. Er antwortete: es geschehe Alles um des Bauches willen. „Ach ja, leider ist's so, seufzte Schwarz; aber bedenkt das Gericht, das euch treffen wird!“ Dann erzählte er von Jesu, und daß man bei ihm Vergebung von allen Sünden erlangen könne. — So verging kein Tag, an dem er nicht etliche Samenskörner in die Menschenherzen ausgestreut hätte. Ob sie aufgingen, konnte er nicht sehen. Er säete auf Hoffnung, wie ihm befohlen war. Den Erfolg stellte er vertrauend in Gottes Hand.

Einige Zeit nachher, als Schwarz nach Trankebar zurückgekehrt war, wurde ihm der Weg ins Königreich Tanjour geöffnet. Hier war das Christenthum schon früher durch den hochbegnadigten Eingebornen Rajanaiken verkündigt. In Schwarz's Begleitung war Missionar Klein. Unterwegs schon redeten sie nach ihrer Gewohnheit vom Reiche Gottes. So trafen sie einmal einen alten Brahminen, der große Empfänglichkeit zeigte. Als sie ihm ein kleines christliches Buch schenkten, sagte er erfreut: „Wie viele Brahminen sind euch nicht begegnet, und sind vor euch vorüber gegangen, ohne daß ihr ihnen eine solche Ermahnung gegeben habt, wie mir! Das ist wahrlich Gottes Schickung! Wenn ich euch auch nie in meinem Leben wieder sehen sollte, so will ich euch und euer Wort nie vergessen. Sonderlich will ich das Büchlein beständig werth halten, und wenn ich es lese, denken, Gott sey mir nun erschienen.“ Im Mai 1762 kam er in der Stadt Tanjour an, von wo er einige Tage später nach Tirutschinapalli reiste. Er

ahnte noch nicht, welchen Segen der Herr dieser Stadt durch ihn geben würde. Nachdem er hier einige Zeit mit sichtbarem Erfolge gearbeitet hatte, beschloß die Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntniß in England im Jahre 1766 die Anlegung einer Missionsstation in Tirutschinapalli. Sie erwählten Schwarz zum Leiter derselben, der ihnen auch vom Kopenhagener Missionscollegium überlassen wurde. Er fing seine Arbeit rüstig an. Bald sammelte sich ein Häuflein Heiden aus der Stadt und den umliegenden Dörfern um ihn. Außer der Arbeit unter den Hindus lag ihm auch die Seelsorge unter der englischen Garnison ob, die bis dahin ohne geistliche Speise geblieben, und durch den Verkehr mit den Heiden selbst halb heidnisch geworden war. Er predigte den wilden Kriegern das Wort Gottes in der Muttersprache. Nach kurzer Zeit waren diese so für das Evangelium gewonnen, daß sie von ihrer täglichen Löhnung Etwas zurücklegten, und sich für die erübrigte Summe ein schönes Bethaus bauen ließen. Aber damit war Schwarz nicht zufrieden. Er schreibt: „Der Jammer mancher junger Leute hier läßt sich schwerlich beschreiben. Wie viele von ihnen sind in kurzer Zeit in die Ewigkeit gerückt worden! Sie kommen in das Land, ihr Glück, wie es heißt, zu machen, und gehen gewöhnlich unter gar kläglichen Umständen in's Grab.“ Etwa zwanzig von den jüngeren Soldaten verbanden sich, dem Herrn treu zu dienen. Wenn einer in einer gewissen Sünde lebte, derselbe sollte erinnert, bestraft, und nach verweigerter Besserung aus dem Bunde ausgeschlossen werden. Insbesondere nahm sich Schwarz der frankten Soldaten im Hospital an. Dahin kam z. B. ein junger Offizier, den seine Sünden hingebracht hatten. Das Wort Gottes, das ihm Schwarz vorhielt, brach sein Herz. „Er erkannte, was es sei, die Quelle des Heils zu verlassen, und in den Sünden des Fleisches sich herumzuwälzen.“ Er blieb seinem Gott treu bis an seinen Tod.

Die römisch-katholische Frau eines Hauptmanns wünschte von ihm Unterricht im Evangelio, und ließ ihren römischen Priester kommen, um einer Besprechung zwischen beiden über den Glauben beizuwohnen.

Der römische Priester fragte zuerst, wo doch die evangelische Religion vor Luther gewesen sei? Schwarz erwiederte, der Hauptinhalt der evangelischen Lehre sei von den Zeiten der Apostel her, auch in dem verdorbensten Zeitalter, erkannt und

bekannt gewesen; auch hätten die Zeugen der Wahrheit kräftig wider die päpstlichen Verdrehungen gekämpft. Das beweise ja die Geschichte der Albigenser, Wiclefs, Joh. Hussens und der böhmischen Brüder. „Das Alles leugne ich!“ rief der Katholik. Schwarz: „Dann laßt uns näher kommen! Unser Glaube ist gegründet auf das Wort Gottes. Laßt uns sehen, ob die päpstliche Lehre, oder die protestantische in Gottes Wort gegründet sei.“ Kath.: „Woher habt ihr denn das Wort Gottes, und woher könnt ihr wissen, daß es das Wort Gottes sei? Habt ihr es nicht durch die Tradition? Ich leugne, daß es das unverstümmelte Wort Gottes sei. Was wollt ihr dazu sagen?“ Schw.: „Daß wir das Zeugniß des Alterthums gern annehmen, wisset ihr wohl; daß unser Glaube aber darauf nicht vornehmlich gegründet sei, wisset ihr auch. Das Wort Gottes hat innerliche Kennzeichen von seiner Göttlichkeit, welches ich euch, wo ihr ungläubig seid, beweisen will. Daß wir aber der römischen Kirche für die Bewahrung des unverstümmelten Wortes nicht sehr, wenigstens nicht allein, verbunden sind, ist zu bekannt. Das Wort Gottes war in viel tausend Händen, ehe eine sogenannte römische Kirche war.*)

*) Der Kirchenvater Irenäus († 202 nach Chr.) sagt in seiner Schrift gegen die Keger (IV. 36): Keine Tradition ist als apostolisch anzuerkennen, wenn sie nicht in der heiligen Schrift gegründet, und derselben gemäß ist. Lib. 3, 2. „Wenn man die Keger durch die h. Schrift überführt, so schuldigen sie die Schrift an, sie sei nicht in gehöriger Form, und als hätte sie kein Ansehen, und als könne man die Wahrheit in ihr nicht finden, wenn man die Tradition nicht wisse, weil diese nicht schriftlich aufgesetzt, sondern nur mündlich gegeben sei.“

Kirchenvater Augustinus († 420.) de unit. eccles.: „In dem, was offenbar in der heiligen Schrift niedergelegt ist, findet sich Alles, was den Glauben und das Leben betrifft.“

Kirchenvater Basilius Cäs. († 379.) ascet. def. 72.: „Vergleichen die Reden und Schriften unserer Meister mit den Lehren der Bibel, und behaltet nur, was mit der heil. Schrift übereinstimmt!“

Kirchenvater Hilarius († 369) ep. ad Const. imp.: „Wer zum wahren Glauben gelangen will, muß ihn nur in der heiligen Schrift suchen.“

Kirchenvater Hieronymus (420.) in Psalm 98.: „Alles, was wir sagen, müssen wir durch die heil. Schrift beweisen.“

Kirchenvater Chrysostomus († 407.) ad 2. Thess. 2.: „Alles, was in den heil. Schriften steht, ist klar und richtig; Alles, was nothwendig ist, ist klar darin enthalten.“

Weil ihr aber doch das Neue Testament als ein göttliches Buch annehmet, so laßt uns sein gerade zu Werke gehen und sehen, ob die römische Lehre in Gottes Wort gegründet sei." Rath.: „Das Neue Testament, welches ihr habt, (Schwarz hatte das Neue Testament in portugiesischer Sprache in der Hand,) thut Nichts zur Sache; ihr übersetzt es in manche Sprachen, um das Volk zu verführen." Schw.: „Verführen? Nein, der Zweck ist, das Volk aus demselben zu unterrichten, und ihnen Gelegenheit zu geben, selbst zu prüfen, ob unsere Lehre den Worten Christi und seiner Apostel gemäß sei. Wohlan! thut auch so! Lehret das Volk, und ermahnet sie, eure Lehre nach diesem Wort Gottes zu prüfen; das würde ein seliges Werk seyn. Allein dann würde die päpstliche Abgötterei wegsfallen." Rath.: „Was meint ihr mit Abgötterei? Was für Abgötterei treiben wir? Was ist Abgötterei?" Schw.: „Abgötterei ist, wenn ich die Ehre des Schöpfers einer Kreatur gebe, z. B. wenn ich die Kreatur liebe, fürchte, vertraue und anbete, wie den Schöpfer." Rath.: „Das ist wahr; allein thun wir das?" Schw.: „Das thut ihr mit euren Bildern und Heiligen." Rath.: „Erinnert ihr euch nicht des Unterschieds, der zwischen *δοϋλεια* (Dienen, Anrufen) und *λατρεια* (Anbeten) ist? Schw.: „Ich weiß wohl, daß ihr solchen Unterschied macht, allein ich weiß auch, daß Gottes Wort ihn nicht bestätigt.*) Wenn ihr vor einem Bild niederfallt, ihm eure Noth klagt und Hülfe begehrt, ehrt ihr es nicht auf eine abgöttische Weise?" Rath.: „Die Bilder sind eine Vorstellung der Person selbst; die Ehre fällt

*) Die h. Schrift gebraucht „Anbetung“ und „Anrufung“ in demselben Sinne von Gott. Wie es 2 Mos. 34, 14. heißt: „Du sollst keinen andern Gott anbeten!“, so heißt es in Ps. 50, 15: „Rufe Mich an!“ Eben so Ps. 145, 18. — Kirchenvater Ignatius († 116.) ad Philadelph. sagt: „Ihr müßt nur an Jesum Christum und an den Vater Jesu Christi eure Gebete richten.

Kirchenvater Ambrosius († 397.) in mort. Theod. „Dich allein, Herr, soll man anrufen und Dich bitten.“

Kirchenvater Hieronymus († 420.) in Ezech. 14.: „Wenn es Zutrauen auf Jemand gibt, so laßt uns unser Vertrauen auf Gott allein setzen. Denn verflucht ist, wer seine Hoffnung auf Menschen setzt, mögen sie gleich Heilige und Propheten seyn.“

Kirchenvater Chrysostomus († 407) homil. 52. „Du brauchst keine Fürsprecher bei Gott. Sey nur ganz allein und ohne Schutzpatron, bitte nur selbst zu Gott, und du wirst deine Bitte vollständig erhalten! Er ist nicht gewohnt, also zu erhören, wenn Andere ihn für uns bitten.“

nicht auf das Bild, sondern auf die vorgestellte Person.“ Schw.: „Erstlich, die Vorstellung ist eitel genug; allein wisset ihr nicht, daß Gott es ausdrücklich verboten hat: „Du sollst dir kein Bildniß noch Gleichniß machen, weder des, das oben im Himmel, noch des, das unten auf Erden, oder des, das im Wasser unter der Erde ist! Bete sie nicht an, und diene ihnen nicht. (2. Mos. 20, 4. 5.) Gott sagt: du sollst nicht! Der Papst sagt: du sollst. Sehet, wie der Papst gegen Gott ist!“ Kath.: „Dies Gebot war den Israeliten auf dem Berge Sinai gegeben; folglich war es einem Volke gegeben, das zur Abgötterei geneigt war.“ Schw.: „So seid ihr, ihr seid je und je zur Abgötterei geneigt gewesen; und daher ist euch eben dies Gebot hoch von Nöthen.“*) Kath.: „Der Papst ist der Nachfolger des heiligen Petrus.“ Schw.: „Ich wünschte es von Herzen. Folgt ihr dem heiligen Petrus nach, so wollen wir uns von Herzen freuen. Petrus war demüthig, und begehrte keine Anbetung, als er im Hause Cornelii war. Ap. Gesch. 10. Guer neuer römischer Petrus will angebetet seyn. Prüft doch die Sache, mein werther Vater, und folgt Gott und seinem Worte!“ Hierauf sprach Schwarz über das heilige Abendmahl. Er zeigte, daß die römische Kirche das heilige Abendmahl nicht nach der Einsetzung des Herrn feire. Kath.: „Stehet nicht im Ev. Joh. 6, 51. geschrieben: das Brod, das ich geben werde, ist mein Fleisch, welches ich geben werde für das Leben der Welt? Wo der Leib ist, da ist auch Blut.“ Schw.: „In dem Evangelio Johannis Kap. 6. findet ihr nicht nur, daß des Leibes, sondern auch des Blutes Meldung geschieht.**) Allein betrachtet doch die

*) Di Heiden in Ostindien gebrauchen ganz dieselben Gründe für ihren Bilderdienst, wie die Römisch-katholischen für den ihrigen. So erzählte Missionar Mögling aus Garag in Ostindien unterm 26. Juni 1837: „Als ein ungeheurer Brand in Surate im Mai 1837 auch viele goldene, silberne und hölzerne Bilder verzehrte, und man in einer Mahratten-Zeitung zu Bombay sich darüber verwunderte, daß die Heiden sich um das Verbrennen ihrer Götzen wenig bekümmerten, antwortete darauf ein Hindu: „Jedermann wisse, daß nur Ein Gott sey, ein Allmächtiger &c. und daß diese Bilder nur die an sich unwesentlichen Vermittler zwischen der Menschheit und Gottheit seyen. Ob aber das Suchen einer solchen Vermittelung nicht besser sey, als die Frechheit, der höchsten Majestät unmittelbar zu nahen, sey eine Frage.“

**) Joh. 6, 53. Werdet ihr nicht essen das Fleisch des Menschensohnes, und trinken sein Blut, so habt ihr kein Leben in euch. Ebenso B. 54. 55. 56.

Worte der Einsetzung des heiligen Abendmahles, welche klar genug sind, ingleichen die Erklärung, welche Paulus darüber giebt 1. Cor. 11, und wie er aus der Genießung des Kelchs die Christen zur Verabscheuung der Abgötterei ermahnt. Ferner, wie der Herr Christus ausdrücklich sagt: „Trinket Alle daraus!“ Rath.: „Warum hat er das gesagt?“ Schw.: „Um euretwillen, weil er wohl vorhergesehen, daß sich Menschen finden würden, welche seine Einsetzung verstümmeln würden.“ Der Römische lachte darüber. Zum Schluß redete ihn Schwarz ernstlich an. Er berichtet darüber also: „Ich sagte: Mein lieber Herr Pater, prüfet Alles nach Gottes Wort! Ihr und ich werden bald vor dem Richterstuhle Christi erscheinen, wo wir von unserm Amt und Lehre und den Seelen, so wir verwahrloset, werden Rechenschaft geben müssen. Folgt dem Worte Gottes!“ — Er ging, und wünschte, ich möchte ein Heiliger werden, und ich wünschte ihm Herzensredlichkeit. Des Kapitäns Frau wurde im Gemüthe angegriffen, daß er unsere Bibel verwarf, und doch die feinige nicht, wie ich ihn bat, bringen wollte.“

Die Arbeiten des Missionars mehrten sich von Tag zu Tag. Er erzog sich vier National-Gehülfsen, und unterhielt sie von seinem Einkommen. Später hatte er deren acht. Unermüdet warf er das Wort Gottes in die Herzen der Christen, Muhamedaner und Heiden, bald in englischer, bald in portugiesischer, hier in tamulischer, dort in persischer Sprache predigend und lehrend. Wenn er auch mit seinen Augen keine glänzenden Erfolge sah, so wurde er doch nicht müde und matt. Er klagt: „Die Hindus hören eine halbe Stunde und länger zu, sagen hernach gewöhnlich: Es ist Alles recht; wer kann aber so leben?“ Er kam mit Leuten von allen Klassen zusammen. Vornehmen, wie Geringen legte er die Versöhnung in Christo vor. Der zweite Sohn des Nabob, oder Fürsten von Tirutschinapalli, der die Regierung des Landes in Händen hatte, war ein eifriger Anhänger Muhameds. Es war ihm in der Seele zuwider, daß das Evangelium in seinem Reiche so große Fortschritte machte, und er suchte denselben Einhalt zu thun. Schwarz führte mit ihm verschiedene Gespräche. Einst kam der Fürst mit einem Priester zu ihm, und sagte: „Lasset diesen Priester auch eine Frage beantworten!“ Schwarz hub an: „Die Hauptfrage ist: Wie sollen wir von der Sünde loskommen, sowohl von der Strafe, als Herrschaft der Sünde?“ Der Priester war der persischen Sprache nicht mächtig. Der Nabob erwiederte: „Zorn, Lust, Neid hasset und verlasset, so werdet ihr rein werden!“ „Ihr fordert das

Leben von den Todten, sagte Schwarz; spricht einmal zu einem Todten: Wandle! und sehet zu, ob er wandeln wird!“ „Was man nicht mit Vorsatz thut, entgegnete jener, wird einem nicht zugerechnet werden.“ Mit diesen Worten ging er fort, und ließ das Wort von der Vergebung der Sünden nicht in das Herz eindringen. Er zeigte sich oft gegen den Missionar feindselig. Dieser aber fürchtete ihn nicht. „Denn, sagte er, Gott wird seinen h. Rath, unerachtet aller Feindseligkeit der Menschen, doch herrlich hinauszuführen wissen.“ Des Rabob älterer Bruder zeigte weit mehr Empfänglichkeit.

So wirkte Schwarz für seinen Herrn. Obwohl er bei der Taufe sehr vorsichtig zu Werke ging, so durfte er doch manche Seelen der Gemeinde hinzuthun. Die evangelische Kirche berechnet ja ihre Kraft überhaupt nicht nach Zahlen, so auch Schwarz nicht. Als er im Jahre 1775 zweihundertsechs Heiden getauft hatte, schrieb er: „Mit der großen Zahl ist noch Nichts ausgerichtet.“ Nachdem er manches Jahr still und ergeben gewartet hatte, sah er liebliche Früchte aus seiner Arbeit hervorgehen. Davon wollen wir nur Einiges erzählen.

Er hatte schon längere Zeit mit einem vornehmen Hindu hauptlinge verkehrt, welcher Priester an einer heidnischen Pagode war, und bei seinen Landsleuten in hohem Ansehen stand. Die Worte des Missionars trafen von Anfang an sein Herz; aber die Ehre vor den Menschen hielt ihn von einem entschiedenen Schritt zurück. „Er machte uns oft bange, erzählt Schwarz, daß aus ihm Nichts weiter, als ein im Gewissen geschlagener, und wider besseres Wissen im Heidenthum verharrender, armer Sünder werden würde.“ Doch gab er ihn nicht auf; und siehe, der Jüngling wurde ein neuer Mensch. Seine Verwandten überschütteten ihn mit Spott. Sein Weib, eine Heidin, trennte sich von ihm. Er aber ließ Alles über sich ergehen, und blieb treu. Schwarz taufte ihn, und gab ihm den Namen Tairianaden, d. i. der Beständige. Was sein Name verkündigte, das verwirklichte sein Leben. Mitten unter seinen Feinden legte er ein frästiges Bekenntniß von Christo ab, und Niemand wagte, ihn zu verfolgen. Seine Treue sollte schon hier belohnt werden. Sein Weib kehrte nach einem Jahre zu ihm zurück. Sie schwebte zwei Jahre lang zwischen Christo und ihrem Gößen, bis sie endlich gläubig die h. Taufe empfing.

Nicht weit von Tirutschinapalli liegt Ureiur. Dasselbst wohnte ein Hindu, der durch einen eingebornen Missionsgehülfen von Christo gehört, und zu Schwarz gewiesen war.

Dieser unterwies ihn in Allem, was zur Seligkeit Noth ist. Kurz darauf entfernte er sich auf einige Zeit, um seine Frau und alte Mutter zu holen. Erstere indessen wollte ihm nicht folgen. „Er aber und seine alte Mutter, erzählt Schwarz, beteten gar herzlich, und wir alle merkten mit Vergnügen, daß der Herr mit dem Jünglinge sei.“ Er wurde getauft, und empfing den Namen Sattianaden, d. i. Besizer der Wahrheit. Er wurde als Missionsgehülfe angestellt. Haß und Feindschaft folgte ihm auf dem Fuße nach. Sein erbittertster Feind war sein Schwager. Dieser kam einst vor das Missionshaus, und schmähte gewaltig seinen Neffen und alle Christen. Niemand konnte ihn zur Ruhe bringen. Am zweiten Tage war er jedoch bei Weitem sanfter geworden, und nach einigen Tagen hörte er schon den Geschichten von Jesu zu, und bekannte, daß er sein ganzes Leben in der Irre gewesen sei, und ließ seinen sechsjährigen Sohn in der Missionschule. —

Im Jahre 1773 besuchte Sattianaden seine Verwandten. Nur Einer, seines Oheims achtzehnjähriger Sohn, war willig, ihn in die Missionsstadt zu begleiten. Dieser aber nahm rasch zu in der Erkenntniß, und wurde von Schwarz mit dem Namen Samuel getauft. Als er in seine Heimath zurückkehrte, mußte er viele Leiden erdulden. „Die Heiden, schreibt Schwarz, sonderlich das Haupt des Dorfes, welches sein Aunderwandter ist, haben sich sehr unwillig bewiesen, daß er so verwegen gewesen, und ein Christ geworden ist. Sattianaden und unser junger Samuel kehrten in ihres Schwagers Haus ein, welcher heimlich wünscht, ein Christ zu seyn, möchte aber gerne mit dem Kreuze verschont seyn. Der Katechet hat Allen, die im Dorfe wohnen, ein gutes Wort der Ermahnung gegeben, und sie gebeten, seinem Freunde Samuel alle nachbarliche Liebe zu beweisen. Allein sie haben ihm bald verboten, daß er nicht auf dem breiten Wege zum Brunnen gehe, sondern einen Umweg nehmen sollte, wenn er Wasser holen wollte, weil er nun ein Pareier geworden. Samuel hat mit demüthiger Gravität geantwortet: Seid nur ruhig! Ich will den Umweg nehmen, ich will nicht auf den breiten Weg treten. Da er nun sich geschmeig bewies, so haben sie sich selbst geschämt, und ihn erinnert, nicht mehr den Umweg zu nehmen. Samuel hat von da an des Tages seine Arbeit auf dem Felde verrichtet, des Abends aber hat er seinem Schwager, Schwester und jüngern Brüdern das Evangelium vorgelesen, und, so viel er vermocht, erklärt. Hierüber

sind alle Einwohner des Dorfes, sonderlich der Vorsteher, sehr zornig geworden. Der einmüthige Beschluß war: er muß nicht in dem Dorfe bleiben; er wird das ganze Dorf verwirren. Samuel's Schwager, Schwestern und Brüder entschlossen sich, nach Tirutschinapalli zu gehen. Sie kamen alle in großem Regen hier an." Insbefondere ließ sich der Unwille der Heiden an Samuel aus. Der Katechet hat die Heiden gefragt, warum sie so unwillig wären, da der junge Mensch ihnen kein Leid anthäte, sondern in seinem Hause lese, bete und singe? „Ei, hat der Vorsteher gesagt, das ist eben die Sache, die uns wie ein Feuer ist.“

Wunderbar hat der Herr seine Hand an einem vornehmen Schullehrer offenbart, um ihn zu sich zu führen. Dieser Mann war nämlich von Schwarz angeregt, und nach Tirutschinapalli gekommen, um dort mehr von Christo zu hören. Seine heidnischen Verwandten aber wurden darüber unwillig, und geboten ihm, allen Umgang mit den Christen zu meiden. Der Schullehrer fürchtete sie mehr, als Gott. Er beschloß, von Tirutschinapalli zu entfliehen. Am 14. Febr. 1772 machte er sich heimlich davon. Er konnte wohl dem Missionar entfliehen; aber wo sollte er hinfliehen vor Gottes Angesicht? Gott ergriff ihn. Der Fliehende war schon nahe bei den Thoren der Stadt. Er kam an dem Pulvermagazin der Garnison vorbei. Da flog dieses plötzlich in die Luft. Der Flüchtling wurde fast lebendig begraben. Er mußte zwei lange Tage und in fürchterlichen Schmerzen unter dem Schutt da liegen. Als dieser weggeräumt wurde, fand man ihn, kaum athmend. Er wurde in das Hospital gebracht. Hier fand ihn Schwarz, erkannte ihn wieder, und betete mit ihm. Der Geschlagene ging in sich. Er sah sein Elend als eine Züchtigung vom Herrn an, und sagte, dieses Leiden sei ihm widerfahren, weil der Herr sein unlauteres Herz gegen den Lehrer gesehen habe. Genesen an Leib und Seele, verließ der Kranke nach vier Monaten das Hospital. Er wurde getauft, und erhielt den Namen Abiseganden, d. i. Gesalbter.

Nun noch eine Frucht der Arbeit von Schwarz in Tirutschinapalli, und dann genug! Eines Tages kam zu ihm ein greiser Hindu, der schon über hundert Jahre alt war. Er war früher reich gewesen, aber der Krieg hatte ihn zu einem armen Manne gemacht. Ein bekehrter Hindu hatte ihm mancherlei von Jesu erzählt, und da der Greis noch mehr zu hören

verlangt hatte, ihn zu Schwarz gewiesen. Der Greis scheute den langen, beschwerlichen Weg nicht, um sich Lebensbrod zu holen. Er fand, was er suchte, glaubte, und empfing die Taufe. Er sollte jetzt aus dieser Welt scheiden; er wurde krank. Als ihn Schwarz besuchte, sagte er zu diesem: „Nun, Priester, ich gehe in's Reich der Seligkeit; und wenn ich da ankomme, so thut doch Fleiß, daß mein Weib, welches auch an neunzig Jahr alt ist, mir einmal nachfolge.“ Einige Zeit nachher schied er hinüber. „Er ward als ein alter Vater von hundert Jahren, und als ein Kind Gottes von etlichen Monaten ehrlich und Christlich begraben.“ Schwarz gedachte seines Wunsches, und nahm sich der Wittwe an. Sie folgte bald ihrem Mann in's Reich des Lebens nach.

Während Schwarz alle diese erfreulichen Ereignisse in Tirutschinapalli erleben durfte, hatte er von hier aus mehrere Reisen in die Stadt und das Reich Tanjour gemacht. Der König oder Radscha dieses Landes stand ganz in der Gewalt seiner Weiber und ehrgeiziger, selbstsüchtiger Brahminen. Das Volk lag in den Banden der Finsterniß. „In ihren Gözentempeln, erzählt Schwarz, werden die abscheulichsten Handlungen ihrer Götzen in Bildern und ärgerlichen Gemälden gezeigt, welches die armen Leute vollends in den Roth ihrer Lüste versenkt.“ Im April 1769 besuchte er zum ersten Male dieses Land. Er wurde alsbald in den Palast des Königs geführt, der von ihm gehört hatte. Schwarz redete zu ihm von den Hauptlehren des Christenthums. Der König hörte mit Aufmerksamkeit zu. Als jener sich entfernt hatte, äußerte er: „Es ist mein sehnlicher Wunsch, daß er hier in Tanjour wohne.“ Als der Missionar dies hörte, kehrte er bald wieder zurück, und redete wiederum vor den Ohren des Königs von Christo und seinem Reich. Sobald aber die Brahminen merkten, daß der von ihnen geleitete König sich einer fremden Religion zuneigte, boten sie alle ihre Macht auf, Schwarz's Einfluß aufzuheben. Sie legten ihm Schwierigkeiten in den Weg, sodaß er das Evangelium nicht mehr predigen durfte. Da ließ eines Tages Wala-Sindei, einer der vornehmsten Generale des Königs, den Missionar zu sich bitten, und sagte nach einer Unterredung zu ihm: „Padre, ich habe bisher Nichts von dieser Lehre gewußt, sonst würde ich mich oft mit euch unterredet haben.“ Aber dabei blieb es auch. Schwarz hatte dem Könige und seinen Beamten oft gesagt, sie würden sich durch ihr

Widerstreben gegen das Wort des Herrn in's Verderben stürzen. Seine Warnung erwies sich bald als wahr. Tanjour wurde in einem Kriege mit den Engländern und dem Nabob erobert, der Nadscha und Wala-Sindei eingekerkert. Schwarz kam in die verheerte Stadt. Im Königspalast fand er den Wala-Sindei in einem schlechten Gefängnisse. Dieser umarmte ihn, und rief: „Ach, Padre, seht, so ist es uns ergangen! Ihr habt uns wohl gewarnt, aber —.“ Er redete nicht weiter. Dann wurde Schwarz auch zum gefangenen Könige gerufen. Er fragte ihn: „Erinnert ihr euch, was ich euch vor wenigen Monaten sagte?“ Ein ehemaliger Beamter des Königs antwortete: „Wir Alle erinnern uns dessen ganz wohl; ihr redetet klar genug. Aber wir hatten nicht das Glück, zu folgen.“ „Was halfen euch nun eure Götzen?“ fragte Schwarz. „Es ist Alles eitel, und Nichts mit ihnen!“ war die Antwort. Im Jahre 1776 wurde der Nadscha wieder in sein Reich eingesetzt. Mit seiner Befreiung hörte das Andenken an die Worte des Missionars auf. Er wurde ein ärgerer Götzendiener, als zuvor. — Nachdem Schwarz Tanjour noch mehrere Male besucht hatte, nahm er im Oktober 1778 dort seinen festen Wohnsitz, und kämpfte in der Kraft seines Herrn gegen das Reich des Bösen.

Zuerst fing er, ohne irgend welche Mittel zu besitzen, damit an, ein Gotteshaus zu bauen. Zu Anfang 1780 stand es fertig da, 90 Fuß lang, 50 Fuß breit. Diesem folgte bald ein zweites kleineres nach. Die Engländer lernten bald die Gewalt, die er über die Heiden hatte, kennen, und gebrauchten ihn als Friedensvermittler. So sandten sie ihn zu dem mächtigen und berühmten Eroberer Hyder Ali, dem Beherrscher von Mysore, und dieser zeigte sich willig zum Frieden. Schwarz legte nun in Tanjour und mehreren andern, kleinern Städten christliche Schulen an, die lieblich ausblühten. Aber bald nahte sich ein Ungewitter. Hyder Ali, dessen Gebiet englische Truppen durchzogen hatten, erklärte dies für einen Friedensbruch, und fiel in die englischen Besitzungen ein. Alle Saaten wurden verheert. Auch in Tanjour entstand eine große Hungersnoth. Schwarz sagt, er habe solches Elend, wie damals, nie zuvor gesehen. Er erschien den Hungernden wie ein rettender Engel. Als er von Hyder-Ali zurückgekehrt war, hatte er eine Menge Reis zu wohlfeilen Preisen eingekauft. Diesen Vorrath theilte er nun unter die Armen aus. Oft standen an die 800 Hungernde vor seiner Thür, die er alle versorgte. Mit dem Brode des Leibes

theilte er ihnen zugleich Brod für ihre Seelen mit. Und selbst im feindlichen Heer konnte er mitten unter diesen Wirren für Christum wirken. Denn Hyder Ali hatte seinen Soldaten den Befehl gegeben: „Den ehrwürdigen Padre Schwarz unbehindert überall umhergehen zu lassen, und ihm Achtung und Freundlichkeit zu bezeigen; denn er sei ein h. Mann, und trachte nicht, seiner Regierung Schaden zu thun.“

Nach dem endlichen Friedensschlusse mit Hyders Sohne Tippu Sahib im Jahre 1784 konnten die vielfach gestörten Missionsarbeiten wieder rüstiger fortgesetzt werden. Schwarz war nun bald 60 Jahre alt. Aber er wirkte noch immer in alter Kraft und Frische. Seit 1787 standen ihm die Missionare Köhlhoff und Jänike helfend zur Seite. Es waren nun durch ihn um die Muttergemeinde Tanjour viele Tochtergemeinden entstanden, von denen besonders die in Palamcottah ihm große Freude machte. Er besuchte sie oft, und eine Brahminenwittwe, die in der Taufe den Namen Clarinda erhielt, pflegte und stärkte sie. Sie ließ der kleinen Gemeinde ein Gotteshaus bauen. Später wurde dort der Catechet Sattianaden, von dem oben erzählt ist, Prediger.

Unterdeß hatte sich der Radscha von Tanjour, Tolossi Rasa, allen Lüste ergeben, die seine bessere Erkenntniß gefangen nahmen. Er sagte einst zu Schwarz: „Ich glaube, daß die christliche Lehre zehntausend Mal besser ist, als der Bilderdienst.“ Sein Herz aber konnte er vom Gräuel des Heidenthums trotzdem nicht losreißen. Schwarz wirkte auf ihn segensreich ein bis an seinen Tod, der bald erfolgen sollte. Als der König am Sterben lag, ließ er eiligst den armen Missionar rufen, stellte ihm seinen neunjährigen adoptirten Sohn, Serfudschi, vor, und sprach: „Dies ist nicht mein, sondern euer Sohn!“ „Ich bitte und flehe, sagte Schwarz, daß er ein Kind Gottes werden möge.“ Tolossi Rasa fuhr fort: „Das von mir adoptirte Kind übergebe ich euch; ihr sollt Vormund seyn, und es bewahren; seine Hand lege ich in eure Hand.“ Schwarz, dem alle Heiden von Gott an's Herz gelegt waren, konnte die Vormundschaft über einen Thronerben nicht übernehmen. Er besaß auch nicht die bürgerliche Macht, ihm unter den verschiedenen politischen Parteien zu seinem Rechte zu verhelfen. Er konnte nur versprechen, für seine Seele ein Vater zu werden. Das hat er auch gehalten, so viel an ihm lag; er ließ ihn christlich erziehen, und als ihm von seinem Oheim das Regiment

entriffen wurde, setzten ihn die Engländer auf Schwarz's Fürbitte wieder auf den Thron. Dafür ist Serfudschî seinem Wohlthäter auch lebenslang dankbar gewesen.

Im Jahre 1793 mußte Schwarz den Schmerz erleben, daß das Missionswerk in Ostindien im englischen Parlamente angegriffen wurde, als der edle Wilberforce den Antrag gestellt hatte, daß die ostindische Compagnie zur Errichtung von Freischulen und zur Anstellung christlicher Missionare in Ostindien verpflichtet werden sollte. Aber es war dies nur ein Mittel in der Hand Gottes, die Mission in einem schönern Lichte auch für die bürgerlichen Verhältnisse zu offenbaren. Er schrieb nämlich eine Bertheidigungsschrift, in der er mit rührender Demuth die großen Thaten Gottes berichtet, die durch ihn und seine Brüder in Ostindien geschehen waren. Der Feind, der ihn und die Mission angegriffen hatte, M. Campbell, fühlte sich dadurch gedrungen, den frommen Mann in einem eigenen Briefe um Entschuldigung zu bitten.

Nach einem thatenreichen Leben rückte für Schwarz der Feierabend heran. Schon 1782 schrieb er an einen Freund: „Meine arme Hütte fängt an, alt und gebrechlich zu werden. Oft habe ich Verstopfung in den Ohren, oft Ausschlag an den Füßen. Doch hat mich diese Schwächlichkeit nicht gehindert, mein Amt zu verrichten, ob es gleich oft mit Schmerzen geschieht. Meine Zeit und Kraft steht in Gottes Händen. Der Herr macht, und wird Alles wohl machen. Geht es nur zum Himmel zu, und bleibt Jesus ungeschieden, so bin ich zufrieden.“ Es ging wirklich mit ihm dem Himmel zu. In den letzten Jahren seines Lebens wendete er seine Fürsorge besonders der Jugend und den Schulen zu. Als er das 70. Jahr schon beinahe zurückgelegt hatte, konnte er noch schreiben: „Noch kann ich die gewöhnliche tägliche Arbeit an Jungen und Alten ohne große Ermüdung verrichten. Da die Arbeit des Unterrichts an Heiden und Christen mir ein rechtes Labfal ist, so preise ich Gott in Demuth, der mich vor Krankheit bewahrt, und mir Kraft und Muth verliehen hat, seinen Namen zu verkündigen, den Namen des Gottes, der sein Wort erfüllt, und uns einen mächtigen Helfer und Heiland gesandt hat, welcher uns zur Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung gemacht ist! Die arme, verblendete Welt mag rühmen, was sie will, ich rühme mich des Herrn, in dem alles Heil zu finden ist!“ Schon einige Jahre vor seinem Tode machte er sein Testament. Er vermachte alle seine Habe der

Mission, der er sein Leben lang gedient hatte. Einzelne kleinere Gaben sollten seine Freunde und Verwandte als Liebeszeichen erhalten.

Im Oktober 1797 warf eine leichte Erkältung den greisen Diener des Herrn auf's Krankenlager. „Ist es der Wille des Herrn, sagte er, mich zu sich zu nehmen, so geschehe er. Sein Name sei hochgelobt!“ Als Serfudschî von der Krankheit seines Wohlthäters hörte, eilte er an's Bett desselben. Der Scheidende sprach zu ihm: „Es scheint, daß Gott mich zu sich nehmen will. Ich habe Ihnen bisher viel gesagt, und aus gutem Herzen manche Erinnerung gegeben. Ich will jetzt nicht weitläufig seyn, sondern Ihnen nur vier Punkte vorlegen, die ich zu befolgen bitte. Wenn Sie zur Regierung kommen, so hüten Sie sich vor allem Pomp, Aufwand und sinnlichen Lüsten, welche das Herz verderben! Gehen Sie in der Demuth einher, welche Gott wohlgefällig ist! Sehen Sie darauf, daß Recht und Gerechtigkeit im Lande gehandhabt werden, und Ihre Unterthanen unter Ihrer Regierung glücklich werden. . . . Sie wissen, daß ich bisher viel für Sie gethan, und daß ich Nichts dafür erhalten und verlangt habe. Seien Sie aber dessen beim Antritt Ihrer Regierung eingedenk, und schützen Sie die Christen in Ihrem Lande! Helfen Sie ihnen, schützen Sie sie gegen alle Bedrückungen! Fehlen sie, so strafen Sie sie, aber lassen Sie sie bei ihrem Glauben ungestört!“ Dann hob er die Augen gen Himmel, und sprach weiter: „Endlich wünsche ich herzlich, daß der gnädige Gott sich Ihrer erbarmen, und Ihr Herz und Sinn zu Christo führen möge, damit ich Sie einst vor seinem Throne als einen wahren Jünger Jesu wiederfinden möge.“ Nie hat Serfudschî diese Stunde vergessen.

Die Krankheit des Missionars zog sich hin in's nächste Jahr. Seine Freunde besuchten ihn, und gingen mit reichem Trost von seinem Bett. Zu dem Missionar Gämmerer sprach er von Gottes Gnade, die ihn gewürdigt habe, ein Missionar zu werden. Dies sei der seligste Dienst, der mit keinem auf der Welt zu vergleichen sei. „Freilich, sagte er, kommt manches Kreuz; aber, meine Brüder, das ist uns heilsam; dadurch wird unser Herz mehr zu Gott gezogen, wir werden in der Demuth erhalten, welche das eigensinnige und stolze Herz so bald vergift.“ Im Februar ward es schlimmer mit ihm. Seine Füße bekamen Ausschlag. Der kalte Brand schien hinzu zu treten. Er litt mit stiller Geduld und Ergebung in Gottes Willen.

Unter seinen Schmerzen sagte er: „Ich werde nun wohl bald zum himmlischen Vater gehen!“ Als ihn sein Freund, Missionar Gericke, fragte, ob er die Hoffnung habe, daß das Reich Gottes nach seinem Tode in diesem Lande mehr ausgebreitet werden würde, antwortete er: „Ja, aber es wird durch Leiden und Trübsal gehen!“ Am 13. Febr. 1798 erwartete man seinen Tod. Er erwachte noch einmal, und sang mit seinen Freunden: „Christus, der ist mein Leben!“ Dann sprach er zu Gericke: „Hätte es Christo gefallen, mich länger zu erhalten, so wäre es mir lieb gewesen. Ich hätte dann den Armen und Kranken noch ein Wort sagen können. Aber sein Wille geschehe! Er nehme mich nur in Gnaden an! In Deine Hände befehle ich meinen Geist; Du hast mich erlöst, Herr, Du treuer Gott!“ Die malabarischen Gehülfen sangen in ihrer Sprache die letzten Verse aus dem Liede: „O Haupt voll Blut und Wunden!“ Der Sterbende stimmte noch einige mal mit ein. Dann verschied er. Es war am 13. Febr. 1798. Am folgenden Tage ward er zur Ruhe bestattet. Viele von denen, welchen er vom Tode zum Leben geholfen hatte, folgten der Leiche. Einer seiner Diener stand neben Gericke, und seufzte: „Nun ist unser Verlangen dahin!“ „Das ging mir durch's Herz, sagt Gericke; denn das ist nicht die Sprache Eines, sondern Vieler, Alter und Junger, Vornehmer und Geringer, in der Nähe und in der Ferne, unter Christen und Heiden.“

Serfudschî ließ seinem Wohlthäter ein marmornes Denkmal in der Kirche setzen, und sein Bildniß unter das Bildniß seiner Vorfahren hängen. Die Missionare zu Trankebar aber schrieben an die Direktoren der englischen Missionsgesellschaft in London: „Das Andenken an ihn bleibt unvergesslich bei uns Allen, die wir so glücklich gewesen sind, durch seine christliche Weisheit, seinen glühenden Eifer, und vor Allen durch sein fast unübertreffliches Beispiel belehrt, erbaut und geleitet zu werden. Hiermit vereinigte er Talente, die man nur selten so vereinigt findet. Seine Gespräche waren so unterhaltend und einnehmend, daß nicht nur die Christen dadurch entzückt und erbaut wurden, sondern auch Heiden von verschiedener Denkungsart bewunderten ihn. Viele wurden durch ihn erweckt, und Andere wurden wenigstens von der Wahrheit des Christenthums überzeugt, und sahen ein, daß ein wahrer Christ wirklich ein höchst glücklicher Mensch ist. Er war immer derselbe in Palästen und Hütten, unter Vornehmen des höchsten Standes

und unter der ärmsten Klasse von Menschen. — Er bekannte Christum vor hohen und niedern Ständen, und nie wissen wir, daß er aus einer Gesellschaft gegangen wäre, ohne dies gethan, und einen guten Samen in die Herzen der Menschen ausgesäet zu haben. Er überließ es dann denen, die ihn hörten, was für einen Boden dieser Same in ihren Herzen finden werde."

Schlas, Simeon! Fahr', Diener Gottes, hin
Zu deines Herren Ruh!
Du darfst hinweg aus Noth und Jammer fliehn,
Und eilst dem Himmel zu.
Dein Geist ist seiner Wallfahrt müde;
Nun ist bereit der süße Friede.
Schlas, Simeon!

Schlas Simeon! Genug gewacht allhier
In Lebensmüh' und Fleiß!
Es ist vollbracht. Der Himmel ruft Dir
Zum schönen Siegerpreis.
Dort, wo die Lebensbäume stehen,
Soll nun dein Geist mit Freuden gehen.
Schlas, Simeon!

Schlas, Simeon! Du hast der Völker Licht
Im Glauben hier erblickt;
Du hieltest ihn beständig im Gesicht
Und an das Herz gedrückt.
Der hier dein Heiland ist gewesen,
Läßt deine Seel' auch dort genesen.
Schlas, Simeon!

Schlas, Simeon! Dein Jesus drückt dir
Die Augen selber zu.
Welch' süßer Ton schallt von dem Himmel hier:
Geh' ein zu meiner Ruh!
Geh', frommer Knecht aus allen Leiden!
Geh' ein zu deines Herren Freuden!
Schlas, Simeon!

Schlas, Simeon! Schlas, treuer Vater, wohl
In deiner Erdengruft,
Bis Gottes Sohn, wenn Alles wachen soll,
Dir und den Deinen ruft!
Er weckt einst alle deine Schafe,
So sanft, wie dich, vom langen Schlase.
Schlas, Simeon!

David Zeisberger, Missionar der Indianer Nordamerika's.

(Geb. 11. April 1721, gest. 17. Nov. 1808).

„Dieser ist mir ein auserwähltes Rüstzeug, daß er meinen Namen trage vor den Heiden.“ (Apgsch. 9, 15.)

David Zeisberger wurde am 11. April 1721 zu Zauchtenthal in Mähren geboren. Seine Aeltern gehörten zu jenen Streitern Christi, die um ihres Glaubens willen vor den Verfolgungen der Römischen Haus und Hof verließen, und auf Berthelsdorf beim Grafen Zinzendorf Zuflucht suchten. Dies geschah im Jahre 1726. Aber der Vater Zeisberger blieb nicht lange in Berthelsdorf. Bald brach er mit einer Schaar mährischer Brüder nach Georgien auf; der kleine David blieb in Herrnhut zurück. Als er 15 Jahre alt war, nahm ihn der Graf Zinzendorf mit nach Holland, und ließ ihn in der Stadt Heerendyk, wo auch eine Brüdergemeinde bestand. Hier fühlte er sich in der stillen, ernstlichen Gemeinde nicht heimisch; er sehnte sich hinaus. Mit seinem Freunde Schober wurde er eins, nach Amerika zu entfliehen. Ein freundlicher Capitän nahm sie mit nach Georgien. David ging zu seinen Aeltern, und nach einigen Jahren zog er mit ihnen nach der Colonie der Brüdergemeinde Bethlehem. In seinem Herzen regte sich wohl schon Etwas von der Liebe zu Christus; aber, wie er sagt, war er damals noch fern vom Heilande. Einst fragte ihn ein Bruder, ob er sich nicht bekehren wolle. „Das wird schon geschehen, erwiederte Zeisberger, und dann wird Jedermann gewahr werden, daß ich in Wahrheit bekehrt bin.“

Im Jahre 1743 wollte ihn Graf Zinzendorf mit nach Europa zurücknehmen. Schon fingen die Matrosen an, die Anker zu lichten. Da fragte David Nitschmann, Zinzendorf's Begleiter, den trauernden Zeisberger, ob er auch gerne nach Europa zurückkehre? „Nein, antwortete er fest; mir liegt jetzt vor allen Dingen meine Bekehrung am Herzen.“ Da erhielt er die Erlaubniß, in Amerika zu bleiben. Er eilte nach Bethlehem zurück, und nun war auch seine Zeit gekommen. Er hörte einst von den Brüdern den Vers singen:

„Du ewiger Abgrund der seligen Liebe,
 In Christo Jesu aufgethan,
 Wie brennen, wie flammen die feurigen Triebe,
 Die kein Verstand begreifen kann!
 Was liebest du? — Sünder, die schänd'ge Zucht;
 Was segnest du? — Kinder, die dir gesucht!“

Diese Worte brachen endlich sein Herz. Er weinte bitterlich, und stand von nun an entschieden auf der Seite Christi. Er wollte für ihn die wilden Indianer erobern. Von dem Missionar Byrläus lernte er die Sprache der Mohikaner; die der Irokesen lernte er von durchreisenden Eingebornen. Bald konnte er sich in dieser schwierigen Mundart fließend ausdrücken.

Um diese Zeit, 1744, kam der Bischof Spangenberg von Europa hinüber. Wie wir schon bei dessen Leben gesehen haben, zog er mit drei Missionaren, unter denen unser David war, nach Onondago, um mit den Irokesen eine Verbindung anzuknüpfen. Von Mai bis Juli dauerte diese Reise. Tage lang litten sie da Hunger. Einst legten sie sich müde und hungrig an einem Bache nieder. Auf einmal sagte Spangenberg: „Mein Sohn David, mache dein Fischgeräth zurecht, und fange uns ein Gericht Fische!“ „Wie gern wollte ich das, sagte Zeisberger, wenn nur die geringste Hoffnung da wäre, Etwas zu fangen! Aber in diesem seichten, klaren Wasser sind besonders in dieser Jahreszeit keine Fische zu finden. Diese halten sich jetzt im tiefen Wasser auf.“ Der Bischof entgegnete: „Wenn ich denn doch sage: Mein David, fische! so thue es diesmal nur aus Gehorsam!“ David warf das Netz aus. „Gehe Etwas tiefer in's Wasser, sagte der Alte, damit ich von meinem Lager aus sehe, wie Du fischen kannst!“ Der liebe Bischof versteht Nichts vom Fischen, dachte Zeisberger, aber das gehört auch nicht in sein Fach. Doch er war gehorsam. Da sahe er auf einmal eine große Menge Fische im Netz. „Habe ich es Dir nicht gesagt, sagte Spangenberg lächelnd, wir haben einen guten, himmlischen Vater!“

In Onondago erhielten sie von den Irokesen die Erlaubniß, das Evangelium unter ihnen zu verkündigen. Diese Reise ist Zeisberger's eigentliche Berufung zum Missionswerke. Von dieser Zeit an hat er für die rothen Indianer gelebt. Nach seiner Rückkehr ging er zuerst in die schon gestifteten Indianer-Gemeinden Schekomeko und Pachgatgoch.

Aber die Indianer wurden bald durch die Weißen, die sich Christen nannten, gedrängt und bedrückt, in Folge dessen sie auszogen, und in der Nähe von Bethlehem eine neue Station, Friedenshütten, gründeten. Jenseits der blauen Berge wurden auch zwei gebaut, Gnadenhütten und Mahony. Die erstere zählte bald 500 Seelen. Zwischen diesen und andern Stationen reiste der rastlose Zeisberger umher, überall pflanzend, bauend, begießend, aber auch ausjätend. Im Jahre 1750 besuchte er Europa noch einmal, und genoß dort viel Liebe und Freundschaft.

Nach seiner Rückkehr kam eine Zeit großer Trübsale. Die wilden Indianer verschworen sich gegen die Station Mahony, um die Missionare zu vertilgen. Zeisberger hörte davon, und eilte hin. Aber er kam zu spät. Missionar Fabricius, Zeisberger's treuer Freund, wurde von der Wurdkeule getroffen; Missionar Sensemänn mußte sein Weib vor seinen Augen verbrennen sehen. Denn die Indianer steckten Mahony in Brand; die Entronnenen kamen als nackte Flüchtlinge nach Bethlehem. Gnadenhütten blieb durch die gnädige Vorsehung Gottes verschont. Hier versuchte der böse Feind, den getauften Indianern auf andere Weise nahe zu kommen. Die weißen Colonisten sandten heidnische Indianer nach Gnadenhütten, welche den schon getauften das alte Jagd- und Waldleben wie ein verlornes Paradies vormalen mußten. Das wirkte. Sie griffen wieder zur Streitart, und kamen nicht mehr in die Versammlungen. Zeisberger befand sich gerade am Susquehannahflusse. Als er davon hörte, eilte er nach Gnadenhütten. Er berief alle umwohnenden Heiden zusammen, und sagte, er wolle mit ihnen reden, wie ein Vater zu Kindern redet. Seine gewaltige Rede durchdrang wunderbar die harten Herzen der Indianer. Die ganze Versammlung fiel auf die Kniee, und betete. Viele bekannten ihre Sünden, und baten um Vergebung. „Nie, sagen die Missionare, haben wir die weltüberwindende Macht des Evangeliums so sichtbar verspürt, als bei dieser Gelegenheit, wo die von Natur so stolzen und unbeugsamen Indianer öffentlich vor dem Volke ihre Fehler bekannten, und Gott und ihre Brüder um Verzeihung baten!“ Einige Zeit darauf kam Baronus, ein Mohikanerhauptide, nach Gnadenhütten. Er wollte sehen, wie die weißen Leute mit seinen Mohikanern fertig geworden wären. Als er die Sache hörte, staunte er voll Bewunderung den Mann an, dessen Wort

und Beispiel solche Gewalt über die Indianer übe. Er blieb mehrere Monate, und das christliche Wesen machte einen solchen Eindruck auf ihn und sein Weib, daß letztere gegen den Missionar in die Worte ausbrach: „Mein Bruder, ich fühle mich gleich einem Kinde durch dein Wort überwunden.“

Im Frühling 1763 arbeitete Zeisberger in Machwihilusing am Susquehannah. Gott krönte seine Arbeit mit großem Segen. Es lebte dort ein großer indianischer Lehrer, Papuehank. Seine Lehre war sehr streng; aber er selbst sammt seinen Hörern wälzte sich in Laster. Einst hörte er Zeisberger das Evangelium predigen. Da fühlte er sich überwunden, und rief unter Thränen: „O Gott, erbarme dich meiner, und gieb, daß der Tod meines Erlösers sich auch an mir offenbare!“ Dann ging er nach Hause, rief seine Landsleute zusammen, und sprach: „Ich habe euch viele Dinge gesagt, und einen Weg zum Heile gewiesen. Aber ich habe jetzt gelernt, daß dieser Weg nicht der rechte ist. Wollen wir selig werden, so müssen wir uns nach dem Erlöser umsehen, den die mährischen Brüder verkündigen.“ Als Zeisberger nun hinkam, kam ihm ein Indianer entgegen, und erzählte ihm, daß sie einen Lehrer der Wahrheit berufen wollten. Abends in der Volksversammlung sagten sie: „Wir freuen uns über deine Ankunft, Du bist der Mann, auf den wir schon lange gewartet haben; Du wirst uns den rechten Weg zeigen!“ Da freute sich der Knecht des Herrn. Er predigte täglich Jesum, den Gefreuzigten. Papuehank wurde wunderbar ergriffen. Er wollte nicht eher essen und trinken, als bis er dem Missionar alle seine groben Sünden bekannt hätte. Dann bat er mit vielen Andern flehentlich um die Taufe. Er erhielt in derselben den Namen Johannes.

Nach dieser Zeit der Erquickung kamen im Jahre 1764 wieder Stunden der Angst. Die heidnischen Indianer mordeten an hundert Weisse, und die Weissen hatten die Christlichen Indianer im Verdacht eines geheimen Einverständnisses mit jenen. Sie wollten deshalb die Indianer ganz ausrotten. Die Bekehrten unter denselben flüchteten sich in Folge dessen nach Philadelphia, wo ihnen von der Regierung Schutz zugesichert war, und Wohnungen gebaut wurden. Zeisberger und Missionar Schmied hatten die gescheuchte Heerde nicht verlassen. Sie trösteten und stärkten alle Traurigen und Wandenden. Da die Indianer gegen ihre Landesgewohnheit dicht

zusammen wohnen mußten, so brachen Krankheiten unter ihnen aus. Zeisberger ging von einem Kranken zum andern mit dem Troste des Evangeliums. Dafür hingen aber auch die Indianer mit so inniger Liebe an ihm, daß sie ihr Leben für ihn gelassen hätten. —

Die Regierung hatte endlich die heidnischen Indianer zur Ruhe gebracht. Da brachen ihre christlichen Brüder von Philadelphia nach dem Susquehannah auf Zeisberger führte den Zug. Die armen Flüchtlinge hatten einen sehr schweren Weg. „Aber diese Trübsale, sagten sie später, waren bald vergessen, wenn wir in unsern Versammlungen auf eine so süßbare und tröstliche Weise die Nähe des Heilandes empfanden. Wenn die Tagereise vollendet war, wurden diese am Abend unter freiem Himmel um ein großes Feuer herum gehalten. Das Auge des unsichtbaren Freundes war hier stets über uns offen, und wir sprachen unter einander voll Freude von seiner Liebe und Barmherzigkeit!“ Endlich kamen sie zu den Ufern des Susquehannah. Hier ließen sie sich nieder. Bald erhob sich ein großes, schönes Dorf, mitten darin eine Capelle, rings umher Gärten und Aecker. Man nannte es Friedenshütten. Da drohte neue Gefahr. Der Häuptling, der ihnen die Niederlassung erlaubt hatte, gehörte zu den Trokesen, den fünf Nationen, die alle ihre Angelegenheiten vor dem großen Rathsf Feuer zu Onondago beriethen. Aber dort hatte er nicht um Erlaubniß gefragt, und erhielt deswegen einen scharfen Verweis. Als Zeisberger davon hörte, eilte er sogleich nach Onondago, und fesselte hier die wilden Krieger so, daß sie ihm für Friedenshütten Ruhe versprachen. Friedenshütten aber wurde eine rechte Hütte Gottes bei den Menschen. Die Gemeinde wuchs mit jeder Woche. Von Nah und Fern strömten die Heiden herbei, denen es dort wohl gefiel. Freilich nicht Alle kamen um des Wortes Gottes willen. Die Gastfreundschaft der Gemeinde wurde oft von den Heiden mißbraucht, die es sich gern gefallen ließen, auf anderer Leute Unkosten eine Zeit lang unterhalten zu werden. Solchem Unwesen zu steuern, wählten die Missionare die tüchtigsten Indianer zu Aufsehern über die Fremden. Fanden diese, daß die Heiden kein Verlangen nach dem Heilande hatten, so wurde ihnen der fernere Aufenthalt untersagt. In Folge dessen wurde Friedenshütten bald von solchen Gästen gesäubert. — Im Jahre 1766 versuchte eine Gesellschaft weißer Rumhändler, Friedenshütten zum Mittel-

punkte ihres Handels zu machen, und hielten sich, zum großen Schaden der Indianer, etliche Wochen dort auf. Die Missionare überließen es ihren Gemeindegliedern, diese Eindringlinge zu entfernen. Die Nationalgehülfen luden die Händler zu sich, und in Aller Namen erklärte ihnen der Indianer Anton, daß sie den Rumhandel nicht länger in der Gemeinde dulden würden. Jene mußten sich fügen. — Schon 1767 mußte eine neue, größere Kirche gebaut werden. Zeisberger's Name aber ging wie eine Parole durch alle Indianerstämme. Einft fragte Missionar Schmick auf einer Reise in's Innere des Landes mehrere Indianer, ob sie Zeisberger künnten? Freudig riefen sie aus: „Wir sind eins mit diesem Mann! Bist Du auch eins mit ihm?“ „Wir sind Brüder!“ sagte Schmick. Da riefen sie: „Wenn das ist, mußst Du zu uns kommen, und ein Haus in unserm Dorfe bauen.“

Unterdeß hörte Zeisberger, daß Etliche unter den Delawaren am obern Ohio sich nach der Erlösung durch Christum sehnten. Er machte sich dahin sogleich auf den Weg. Papuehank und Anton begleiteten ihn. Die Reise ging durch dichte, mit wildem Gestrüpp verwachsene Urwälder, über Sümpfe und Ströme. Da war kein Weg, keine Fähr, kein wirthliches Dach. Der Himmel war das Zelt, unter dem sie schliefen, der Rasen ihr Bette. Wölfe und Stürme heulten ihnen das Schlaflied. Der Regen goß oft in Strömen auf sie herab. Aber das Alles achtete Zeisberger nicht; es galt ja, für seinen Herrn zu kämpfen. Unterwegs sprachen sie bei einem Senekahäuptling ein. Dieser warnte sie vor den Delawaren; denn sie hätten an Grausamkeit und Mordsucht ihres Gleichen nicht im Lande. „So ist's um so nothwendiger, daß ich hingehe,“ sagte Zeisberger, und zog getrost weiter. Endlich kamen sie nach der Delawarenhauptstadt Goshgoshunk. Ein Verwandter des Papuehank nahm sie auf. Zeisberger ließ die Bewohner fragen, ob sie sich versammeln wollten, das große Wort zu hören, das er ihnen zu sagen hätte. Um Mitternacht kamen die wilden Heiden zusammen, und umringten mit ihren Keulen und Tomahawks den Missionar. Das war eine Lage, die auch wohl dem Muthigen Furcht eingeflößt hätte. Zeisberger fürchtete sich nicht. Er that fröhlich seinen Mund auf, und redete so gewaltig, daß Mehrere ausriefen: „Das ist gewiß so, wie wir jezt gehört haben; das ist der rechte Weg zur Seligkeit.“ Zeisberger durfte unter ihnen bleiben, und

frei predigen. Er sah bald, daß jener Senekahäuptling Recht gehabt hatte; denn solche finstere Gräuel, wie hier, hatte er noch nirgend gefunden. Er erhob in der Kraft Gottes seine Stimme gegen die Macht der Finsterniß. Im Jahre 1768 war er zum zweiten Male dort. Aber bald regte sich der böse Feind. Laut klagten die Indianer, daß, seitdem Zeisberger predige, der Segen der Götter von Goshgoshunk gewichen sei. Die Zauberer brachten Opfer, um dieselben zu versöhnen. Andere streuten aus, die Fremdlinge wollten die Indianer über das Meer bringen, und zu Sklaven machen u. dergl. m. Zwei Indianer verschworen sich, Zeisberger zu tödten. Dieser floh nicht. Er baute sich mit einigen getauften Indianern und mehreren Brüdern aus Friedenshütten ein Blockhaus. Als es Winter wurde, errichteten sie daneben ein größeres Haus für den Gottesdienst. Trotz aller Gefahr durchwanderte Zeisberger mit der frohen Botschaft die heidnischen Dörfer. Sie schieden sich bald in zwei Theile. Der eine, größere widersezte sich ihm; der andere hörte das Wort gern. An der Spitze der letztern stand der Häuptling Allmewi. Als der Zorn der Heiden höher stieg, bestiegen die Gläubigen im Frühjahr 1769 zwei große Boote, und fuhren, Allmewi an der Spitze, sechs Stunden den Fluß hinunter nach Lawunakhanek. Kaum waren die Christen aus Goshgoshunk ausgezogen, so fing es unter den zürnenden Heiden sich wunderbar zu regen an. Sie gaben in einer großen Rathsversammlung die Predigt des Evangeliums frei, und ließen dem Missionar sagen: er möchte das ihm zugefügte Unrecht vergessen, und sie als seine Freunde ansehen; sein Gott solle ihr Gott seyn. Das war so zugegangen:

Zu Kaskaskung am großen Biberfluß wohnte der Delawarenhäuptling Glickikan, ein tapferer, kluger und beredter Mann, hochgeehrt unter Delawaren und Irokesen, welcher früher die römischen Missionare durch die Macht seiner Rede weg getrieben hatte. Er ging zu Zeisberger, um ihn zu widerlegen. Er wollte zuerst die schwachen Seiten der neuen Lehre ausspüren, und ließ ihn deswegen ruhig reden. Aber mit jedem Worte drang ein Schwert in seine Seele. Er konnte nicht mehr widerstehen, ergab sich Christo, und legte unter den Seinen ein offenes Zeugniß seines Glaubens ab. Diese wunderbare Umwandlung Glickikan's hatte einen gewaltigen Eindruck auf die Heiden gemacht.

Am Weihnachtsfeste 1769 wurde auch der Häuptling

Allmewi durch die h. Taufe in die Gemeinde aufgenommen. Er war schon 120 Jahre alt, als ihn Zeisberger kennen lernte. Lange hatten Gott und Teufel in ihm gekämpft. Gott behielt den Sieg. Der Alte brach zusammen, und rief unter Thränen aus: „Brüder, ich kann es nicht länger aushalten, ich muß euch mein Herz ausschütten. Ich habe schon drei Tage und Nächte weder geschlafen, noch gegessen; mein Herz ist wie geschwollen in meinem Leibe, und ich habe keine Ruhe Tag noch Nacht. Ich bin ein verlornen Mensch, das sehe und fühle ich, und wenn mir's nicht bald leichter um mein Herz wird, so bin ich des Todes; denn so kann ich es nicht lange aushalten. Ich bin nicht allein an meiner Seele, sondern auch an meinem Leibe recht krank.“ In der Taufe erhielt er den Namen Salomo. „Es ist mir, sagte er später, nicht allein in meinem Herzen recht wohl, sondern auch mein Leib ist nun ganz gesund; kurz, es ist mir so, als ob ich ein anderer Mensch wäre. Das hätte ich nicht gedacht, daß mir's so wohl werden würde.“

Vom Ohio eilte Zeisberger an die Ufer des Muskingum. Dieselben gehörten dem Delawarenfürsten Netawatnis. Dieser war im Jahre 1771 mit einer Gesandtschaft von Delawaren an Zeisberger geschickt, um diesen zu bitten, eine Reise in ihr Land zu machen. Er that es, und Netawatnis wurde sein Freund. Nicht weit vom Muskingumflusse fand der Missionar eine liebliche Gegend. Unter Zustimmung der Heiden nahm er davon Besitz, und baute den Ort mit fünf Indianerfamilien, aus 28 Personen bestehend, an. Er nannte ihn Schönbrunn. Es entstanden dort noch andere blühende Indianergemeinden zu Gnadenhütten, Lichtenau und Salem. Der erste Heide, der in Lichtenau die h. Taufe erhielt, war Johannes, ein Enkel des Häuptlings Netawatnis. Der Oheim folgte bald nach. Er erzählte dem Missionar, er sei seit 13 Sonntagen in Lichtenau gewesen, um das Wort der Wahrheit zu hören. Er habe jedesmal beim Rückwege ein Zeichen in die Rinde der Bäume geschnitten, damit diese ihn und seine Krieger, so oft sie im Walde jagten, an den Weg des Heils erinnerten. Dann fing er bitter an zu weinen, daß er so oft vom Heile in Christo Jesu habe reden hören, und es doch so lange nicht angenommen habe. Netawatnis wurde ein entschiedener Jünger Christi. Im Jahre 1777 nahte sein Ende. Er berief alle Räte und Feldobersten um sein Sterbelager, und ermahnte sie, das Ihrige

zu thun, daß alle Delawaren das Wort Gottes annähmen, und daß nie das Reich Gottes unter ihnen unterginge. Dann rief er seinen Herzensfreund Zeisberger, und bat ihn, ihm noch Etwas von der Liebe des Heilandes zu sagen. Unter den Gebeten des Missionars entschlief Metawatnis. Die Indianer standen in Todtenstille um den geliebten Leichnam. Da erhob sich ein Häuptling, Killbuck oder Weißaug. Er hielt eine Bibel in der Hand, und sprach mit Thränen in den Augen: „Meine Freunde, ihr habt jetzt den letzten Willen unseres erblaßten Fürsten vernommen. Laßt uns ihn befolgen; laßt es uns unsern Jünglingen und Kindern sagen, und davon reden, wenn wir im Felde jagen, oder uns vom Feinde ins Angesicht schauen lassen! Wir wollen niederknien vor dem Gott, der uns geschaffen hat, und ihn bitten, daß er uns gnädig seyn, und uns seinen Willen offenbaren wolle; und da wir denen, die noch nicht geboren sind, das h. Bündniß nicht verkündigen können, das wir bei dieser Leiche geschworen haben, so wollen wir beten zu dem Herrn, unserm Gott, daß er es unsern Kindern und Kindeskindern bekannt machen möge.“ Metawatnis entseelte Hülle wurde am folgenden Tage bestattet. In der Mitte der indianischen Krieger ging Zeisberger in Delawarentracht. Er weinte bitterlich.

Einst erhielt er in Lichtenau einen Besuch von dem Delawarenhäuptling Assiningk und seinem Weibe. Er hatte vor 19 Jahren auf einem Kriegszuge gegen Virginien ein kleines, weißes Mädchen geraubt, dieses in seiner Hütte erzogen, und später zu seinem Weibe gemacht. Die beiden besuchten an einem Morgen die Andacht der christlichen Indianer. Das Weib hörte hier wieder zum ersten Mal nach 19 Jahren die alten, bekannten Klänge. Da trat das Andenken an ihre Aeltern, ihre Heimath, und den Gott ihrer Jugend lebendig vor ihre Seele. Thränen liefen über ihre Wangen; im Indianerdialekt rief sie aus: „Dieser Morgen ist der glücklichste meines Lebens!“ Bald darauf stand der Häuptling mit seinem Weibe unter der Schaar der Getauften. —

Der Tod Metawatnis war der Anfang schwerer Leiden. Seit 1771 führte Amerika mit dem Mutterlande England Krieg. Jede Partei suchte die Indianer auf ihre Seite zu ziehen. Aber Metawatnis war ein Mann des Friedens, und wollte weder für die Einen, noch für die Andern kämpfen. Auch sein Nachfolger, Weißaug, dem Glückian und Assiningk

zur Seite standen, war für den Frieden. Der aber, der sie Alle mit seinem Geiste lenkte, war Zeisberger. Das wußte auch der englische Gouverneur in Detroit. Er schickte drei Agenten in's Land, um die Heiden gegen ihn aufzuwiegeln, und ihn zu verderben. Man lauerte ihm mit Meuchelmördern auf, um ihn umzubringen. Zeisberger erhielt Kunde von der Gefahr. Aber er sagte: „Mein Schicksal ist in Gottes Hand. Wie oft hat Satanas schon gesucht, mich zu fällen! Aber er darf es nicht.“ — Wunderbar wurde der Verfolgte oft gerettet. Einmal lauerten ihm acht bewaffnete Irokesen im Dickicht des Waldes auf. Schon schlangen sie die Streitärte über seinem Kopf, als der Mordplan durch die unerwartete Dazwischenkunft zweier Delawarenjäger vereitelt wurde.

Die Zeiten wurden indeß immer böser. Um das Jahr 1781 hatte sich Zeisberger mit Susanna Lekron verheirathet, mit der er 27 Jahre in glücklicher Ehe lebte. Kaum war das neuvermählte Paar in Schönbrunn angekommen, als der englische Gouverneur alle Anstalten traf, die Missionare sammt ihren Gemeinden aus dem Lande zu jagen. Die Indianer selbst sollten diese Schandthat ausführen. Er wandte sich deshalb nach einander an die Irokesen, Tschippewäs, Ottowäs, Delawaren und Huronen. Aber sie wollten alle ihre Hände mit einem solchen Gräuel nicht bes Flecken. Der schändliche Agent Elliot ruhte indeß nicht, bis er die Missionare verderbt hatte. Er brachte es nach einigen Wochen dahin, daß die Stationen überfallen wurden. Zeisberger, Heddewälder und Sensemänn wurden gebunden, und in's Feldlager geführt. Entblößt, von Hunger erstarrt, mußten sie die ganze Nacht auf kalter Erde liegen. Doch unendlich größer noch wurde ihr Schmerz, als sie in der Ferne ihre lieben Indianerdörfer in Rauch und Flammen aufgehen sahen. Schulen, Kirchen, und Alles, was in sieben schweren Jahren mit heißem Gebet und vielem Schweiß aufgebaut war, ward in Einer Nacht zur Asche. Das wilde Kriegsgeheul schallte aus der Nähe und Ferne in ihr Ohr. Die Gattinnen und Kinder der Missionare wurden gefangen in's Lager geführt; es blieb ihnen doch der Trost, keinen von den Ihrigen verloren zu haben.

Auch der fromme Häuptling Olickan wurde gefangen genommen. Als er die Soldaten in seine Wohnung dringen sah, redete er sie an: „Freunde, aus euern Bewegungen schließe ich, daß ihr meinethalben gekommen seid. Ist dem also, warum

zaudert ihr, euern Befehl auszuführen? Ich bin bereit, der Gewalt zu weichen. Ihr habt früher den Glückfian im Schlachtgetümmel gekannt, und darum fürchtet ihr ihn jetzt. Ja, es war eine Zeit in meinem Leben, wo ich Angriffe dieser Art mit stolzem Hohne zurückgewiesen haben würde. Aber ich bin nicht mehr Glückfian! Ich bin Isaak geworden, und glaube jetzt an den wahren und lebendigen Gott, und für ihn bin ich bereit, Alles, was ich habe, und selbst mein Leben zu opfern." Dann legte er freiwillig seine Hände auf den Rücken, und sagte: „Bindet mich getrost, und bringt mich weiter!" Als er im Lager anlangte, rief er den gefangenen Christen zu: „Guten Morgen, meine Brüder!" „Guten Morgen, mitgefangener Bruder!" war die Antwort. „Ja, ja, das bin ich!" sagte der Häuptling.

Vier lange Tage schwebten sie zwischen Tod und Leben. Dann wurden sie vor die Häuptlinge geführt, und gefragt, ob sie bereit seien, an den Sanduskyfluß mit den christlichen Indianern zu ziehen. Als sie sich dazu bereit erklärten, wurden sie freigelassen. Zeisberger kehrte noch einmal nach Salem zu den rauchenden Trümmern zurück, sammelte die aus einander gejagten Gemeinden, theilte ihnen das h. Abendmahl aus, und taufte noch einen Heiden. Mit ungebrochenem Glauben zog er dann mit fünf Missionaren und den christlichen Indianern an den Sanduskyfluß. Nach vier schweren Wochen kamen sie dort an. Die Gegend war öde. Die Speisevorräthe waren bald aufgezehrt. Dazu kam, daß Zeisberger mit den Missionaren und vier Nationalgehilfen nach Detroit vor das englische Gericht gefordert worden, weil sie mit den Amerikanern in Briefwechsel gestanden hätten. Sie wurden gänzlich frei gesprochen, und kamen am 22. November 1781 wieder wohlbehalten am Sandusky an, — doch nicht zur Freude, sondern zu neuem Leide. Hier herrschte nämlich eine große Hungersnoth. Etwa hundert indianische Brüder zogen nach Muskingum, um die dort zurückgebliebenen Kornvorräthe einzusammeln. Auf ihrer Rückkehr wurden die Friedlichen von einer Schaar Amerikaner überfallen. Diese, etwa 150 an der Zahl, lockten die wehrlosen Indianer über den Ohio, und beschloßen durch Stimmenmehrheit, alle Gefangenen zu ermorden. Einige wollten an dieser Gräueltthat keinen Antheil haben. Sie rangen die Hände, und riefen Gott zum Zeugen an, daß sie unschuldig seien an diesem Blute. Die Indianer baten sich eine Frist von einigen Stunden aus, um sich zum

Tode vorzubereiten. Sie baten sich einander um Verzeihung für etwaige Beleidigungen, beteten, fielen sich weinend in die Arme, und erwarteten unter Lobliedern getrost den Todesstoß. Einige von den Buben fragten noch einmal, ob sie zum Sterben bereit seien. „Wir haben unsere Seelen Gott befohlen, war die Antwort. Er hat uns die feste Zuversicht in's Herz gelegt, daß er uns aus lauter Gnade in sein Himmelreich nehmen will!“ Einer von den Frevlern trat vor, und schlug 14 von den frommen Indianern den Schädel ein. Dann reichte er den Hammer einem andern, und sagte: „Mein Arm will nicht mehr! Mache fort! Ich glaube, die Sache gut gemacht zu haben!“ So erlitten 96 indianische Christen, 62 Erwachsene und 34 Kinder den Märtyrertod. Auch Glickian war unter den Blutzegen. Es war am 8. März 1782.

Dazu kam für Zeisberger neues Kreuz. Im Jahre 1782 kamen zwei große englische Schiffe in die Mündung des Sandusky eingelaufen. Sie hatten Befehl, sämtliche Missionare mit ihren Familien von dort nach Detroit zu führen, um sich wegen Anklagen zu rechtfertigen. Die arme Gemeinde mußte zurückbleiben. Sie wurde von Pipe, dem Halbkönige der Huronen, der schon immer gegen die Christen gewüthet hatte, aus ihren Eizen vertrieben. Als die Missionare das hörten, kamen sie, und zogen mit ihren indianischen Brüdern an den Huronfluß in's Gebiet der Tschippewäs, und baueten hier schnell das Dorf Neu=Gnadenhütten. Da sammelten sich bald die zerstreuten Schafe. Auch eine Frau aus einer Häuptlingsfamilie wollte hinziehen. Als die Verwandten ihr drohten, ihre Kleider fortzunehmen, sagte sie: „Die Sorge für meine Seele treibt mich zu den Lehrern. Was hilft es mir, wenn ihr mir auch eine Handvoll schöner Kleider, Silber und kostbare Sachen gebt, und meine Seele geht verloren!“ Sie ging.

Im Jahre 1783 wurde der Friede zwischen England und Amerika geschlossen. Aber für die Gemeinde kam noch keine Ruhe. Es brach nämlich ein Krieg zwischen den Nordamerikanern und Indianern aus. Wo sollten die Armen hin? Pipe, ihr alter, erbitterter Feind bot ihnen ein Stück Land am Huronflusse an. Sie zogen hin, und bauten Neu=Salem. Aber auch von hier wurden sie durch den Krieg vertrieben. Sie flüchteten auf englisches Gebiet, und gründeten Fairfield.

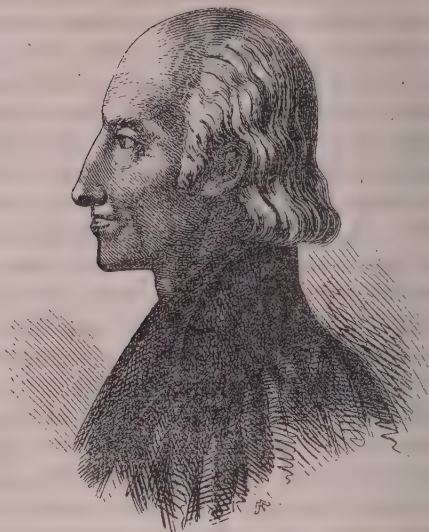
Endlich im Jahre 1797 wurde es wieder Friede. Sie erhielten ihre Besitzungen am Muskingum zurück und 12,000

Morgen Landes. Im Oktober 1798 zogen sie voll Lobens und Dankens in die Heimath ein. Zeisberger war nun 77 Jahre alt. Gnadenhütten, Schönbrunn und Salem wurden rasch wieder aufgebaut. Dazu erhob sich auch das Dorf Gosen, wo Zeisberger wohnte, als in dem Auswanderungs-Vorplaze nach dem ewigen Canaan. Hier lebte er seine letzten Jahre, hochgeehrt und geliebt von den Indianern, besonders von den Delawaren, die ihn in ihren Stamm und in die Geschlechter der Häuptlinge aufgenommen hatten. Er war auch um des Herrn willen in den 60 Jahren, die er nun den Indianern gelebt hatte, durch und durch ein Indianer geworden. Darum hingen sie so an ihm, und schützten ihn, wie einen Augapfel. Seine Hütte war der Sammelplatz für Hohe und Niedere aus dem rothen Volk. Einst war er zu ihnen gegangen; jetzt kamen sie zu ihm, um Brod des Lebens zu holen. Er nahm manche Verbesserungen in den Büchern vor, die er früher in den indianischen Sprachen geschrieben hatte. Er hatte unter Anderm 500 englische und deutsche Kraftlieder in die Delawaresprache übersezt. —

Einst saß der Greis nach seiner Gewohnheit vor der Thür, um sich an den letzten Strahlen der Sonne zu wärmen. Da rückten auf einmal bewaffnete Huronen an, die ihnen immer feindlich gewesen waren. Schrecken verbreitet sich durch die Gemeinden. Aber sieh! der Führer tritt hervor, und beugt sich vor Zeisberger. Dieser erkannte in ihm denselben Mann, der ihn einst als Gefangener aus diesen Dertern weggeschleppt hatte. Der Hurone sagte ihm, daß er seit zwei Jahren etwas Besseres suche, als die Welt ihm geben könnte. „Ich komme, fuhr er fort, um des Schazes theilhaftig zu werden, den ihr besitzt!“ Das war eine rechte Wonnestunde für ihn. Aber er sollte auch bald wieder trauern. Am weißen Flusse wurde der Nationalgehülfe Josua sammt zwei Andern von den Indianern als Märtyrer verbrannt.

Als Zeisberger an beiden Augen erblindet war, konnte er nur noch für die Indianer beten. Er war nun 87 Jahre alt. Er hatte für die schwersten Mühen nie sich Gehalt auszahlen lassen, obgleich er dies an Andern durchaus nicht mißbilligte. Er hatte sich selbst das tägliche Brod durch seiner Hände Arbeit verdient. Im Oktober 1808 fühlte er sein Ende herannahen. „Nur Eines, sagte er, macht mir noch Unruhe, und dies ist der gegenwärtige geistliche Zustand des Indianervolkes.

Die Indianer sammelten sich vor seiner Wohnung, und traten in einzelnen Abtheilungen vor sein Bett. „Vater, riefen sie, vergib uns Alles, womit wir dir Schmerzen gemacht haben! Wir wollen unsere Herzen dem Heilande hingeben, und für ihn allein leben in dieser Welt.“ Da richtete sich der sterbende Greis noch einmal von seinem Lager auf, und legte segnend die Hände auf die Umstehenden. Noch einmal warnte er sie vor den Reizen der Sünde, mit denen sie von allen Seiten umstrickt wurden. Er mahnte sie noch einmal zur Treue und Beständigkeit. „Ich gehe nun hin, mein Volk, sprach er, um von aller Arbeit auszuruhen, und daheim zu seyn bei dem Herrn. Er hat mich noch nie in der Noth verlassen, und auch jetzt wird er nicht von mir weichen. Ich habe meinen ganzen Lebensgang überblickt, und gefunden, daß hier Vieles zu vergeben ist.“ Der 17. November 1808 war sein Todestag. Die Indianer umstanden sein Lager, und sangen ihm Liederverse zu seiner Heimfahrt. „Der Heiland ist nahe, sagte der Sterbende; bald wird er kommen, mich heim zu holen.“ Dann ward er still. Die Indianer sangen ihm einige tröstliche Verse. Er drückte seinen Dank durch Zeichen aus, und ging bald darauf ein zu seines Herrn Freude. Die Indianer fielen vor seinem Sterbelager auf die Kniee. Missionar Mortimer dankte dem treuen Gott, daß er seinen Knecht so gnädig aus diesen vergänglichem in die ewigen Hütten heimgeholt hätte. David Zeisberger ist 87 Jahre 7 Monate alt geworden. Die Indianer begruben seine irdische Hülle in Gosen, und pflanzten auf seinem Grabhügel eine Silbertanne.



Johann Friedrich Oberlin,

Pfarrer im Steinthal bei Straßburg.

(Geb. 31. August 1740, gest. 1. Juni 1826.)

„Unser Ruhm ist der, daß wir in Einfältigkeit und göttlicher Lauterkeit, nicht in fleischlicher Weisheit, sondern in der Gnade Gottes auf der Welt gewandelt haben.“

(2. Cor. 1, 12.)

Johann Friedrich Oberlin wurde am 31. August 1740 zu Straßburg am Rhein geboren. Seine Aeltern, — der Vater war Professor am Gymnasium, — führten ihn früh zu Jesu hin, und in zarter Jugend wirkte die Gnade schon an ihm. Die Noth des Nächsten ging ihm zu Herzen, und er suchte ihm, wo er konnte, zu helfen. Einst ging er als ein zwölfjähriger Knabe über den Markt, und sah, daß ungezogene Buben einer Bauerfrau einen Korb mit Eiern vom Kopfe stießen. Das arme Weib war ganz außer sich. Erst schalt er die Knaben

wegen ihrer Bosheit, und lief dann eilends nach Hause, holte seine Sparbüchse, gab sie dem Weibe, und lief wieder fort. Ein anderes Mal sah er auf dem Markte eine arme Frau an der Bude eines Trödlers stehen. Es handelte sich um ein Paar Kreuzer für einen alten Unterrock, die der Trödler mehr haben wollte, die Frau aber nicht geben konnte. Sie mußte ohne den Rock fortgehn. Da sprang der kleine Oberlin hinzu, drückte dem Trödler die fehlenden Kreuzer in die Hand, und ließ die Frau zurückrufen. Als sie ankam, war er selbst schon weg. Und wieder einmal traf es sich, daß er sah, wie ein Bettelvogt einen armen Krüppel mißhandelte, der um ein Almosen gebeten hatte. Der Knabe wirft sich zwischen beide, und hält dem Vogte seine Grausamkeit vor. Als dieser ihn greifen will, eilen die Nachbarn hinzu, und befreien ihn; denn er war bei Allen recht wohl gelitten. Einige Tage nachher begegnet er dem Vogte in einem engen Gäßchen. Soll er umkehren? „Nein, spricht er bei sich; Gott ist mit mir; ich habe einem armen Manne geholfen,“ und geht dem Vogte dreist entgegen. Und der lachte ihn an, und ließ ihn ruhig ziehen.

Obgleich Fritz sehr große Lust hatte, Soldat zu werden, so gehorchte er doch dem Willen seines Vaters, der ihn zum Studiren bestimmte. Mit dem 15. Jahre begann er seine gelehrten Studien in Straßburg, und warf sich mit rastlosem Eifer darauf. In seinem Bette lagen Holzscheiter, auf denen er schlief, und die ihn vor Tagesanbruch wecken mußten. So hatte er bald nachgeholt, was ihm fehlte, und er beschloß, Theologie zu studiren. Damals lebte in Straßburg ein berühmter Gottesgelehrter, Dr. Lorenz, der mit großem Eifer Christum, den Gefreuzigten, predigte. Aber gerade deswegen war er bei den Meisten nicht gut angeschrieben; und auch unser Oberlin ging nicht zu ihm in die Kirche. Aber seine Mutter drängte ihn mit ihren Bitten so lange, daß er endlich mit ihr hinging. Und von Stund an traf das Wort der Wahrheit den jungen Studenten, daß er sich ernstlich um sein Seelenheil bekümmerte. Er suchte Lorenz von jetzt an nicht bloß in der Kirche, sondern auch in seinen Vorlesungen auf. Er studirte nun wohl Alles, was in sein Fach einschlug, aber am meisten beschäftigte er sich doch mit der Bibel. Keinen Tag ließ er hingehen, ohne etliche Abschnitte in derselben durchgemacht zu haben. „Gleichwie das Brod, schrieb er später, alle unsere Nahrungsmittel bis zu unserm Lebensende auf Erden begleitet, so muß auch das Studium der

h. Schrift alle unsere übrigen Studien begleiten; es muß uns an das Ende unserer irdischen Laufbahn führen. Wir wollen den Herrn ansehn, der ihr Verfasser ist, uns mit ihrem wahren Sinne bekannt zu machen, und uns die Kräfte zu verleihen, mittelst welcher wir uns treu im Worte Gottes befestigen." Am Neujahrstage 1760, in seinem 20. Jahre, erneuerte Oberlin im Stillen seinen Taufbund, und verlobte sich mit Allem, was er war und hatte, seinem Herrn von Neuem.

Als Oberlin 22 Jahre alt war, wurde er Hauslehrer bei dem ersten Wundärzte Straßburgs, Ziegenhagen, der auch den Herrn Jesum suchte. Ihm hat Oberlin viel zu verdanken. Er wollte Landprediger werden, und damals gab es auf dem Lande noch keine Wundärzte. Da unterrichtete Ziegenhagen seinen Hauslehrer in seiner Kunst. Eines Tages, als sie sich über medicinische Gegenstände unterhalten hatten, sagte er zu ihm: „Ich fühle, daß ich einen Aderlaß nöthig habe, und Sie sollen ihn mir appliciren. Wohlan, bereiten Sie sich zu Ihrer ersten chirurgischen Heldenthat!“ Wohl oder übel mußte Oberlin an's Werk. Später hat er es noch öfter gethan.

Nach drei Jahren gab er seine Stelle als Hauslehrer auf, und lebte in großer Zurückgezogenheit der Vorbereitung auf seinen Beruf. Der Verlust eines lieben Bruders erfüllte ihn mit bitterm Schmerze; und auch er bekam ein großes Heimweh nach Oben. „Ach, mein Herr und Heiland, heißt es in seinem Tagebuch, wann wird die Stunde herannahn, wo du dein Kind zu dir nehmen wirst?“ Er übte sich jetzt in der Schule strenger Selbstverleugnung, aß und trank nur wenig; seine liebsten Speisen verschmähte er. Oft ließ er sich an Wasser und Brod genügen. Im Winter 1766 bildete sich ein Geschwür an seinem rechten Beine, und machte ihm viele Schmerzen. Er hatte aber versprochen, eine Morgenpredigt zu halten. Trotz der Kälte und seiner Schmerzen hielt er sie Morgens zwischen 6 und 7 Uhr, ging nach Hause, operirte sein Bein selbst, und setzte sich wieder an seine Arbeit.

Es wurde ihm eine Feldpredigerstelle im französischen Heere angeboten. Früher hatte er Neigung zum Soldatenstande; das hatte der Herr nun in ihm gebrochen, und er schlug die Stelle aus. Zum zweiten Male trug man sie ihm an. Da bat Oberlin Gott um die völlige Unterwerfung unter seinen Willen, und er nahm sie an. Es fehlte nur noch die Bestätigung. Seine Neigung für das Militairleben war wieder gewachsen, und er war

eifrig mit der Vorbereitung auf seinen Beruf beschäftigt. Aber Gott wollte ihn anders wohin haben. Er lag eines Tages an heftigen Zahnschmerzen nieder, als in sein Dachstübchen der Pfarrer aus dem benachbarten Steinthale, Stuber, eintrat. Als der in der Ecke das Bett mit den ärmlichen, papiernen Vorhängen sah, sagte er bei sich: „Das paßt in's Steinthäl!“ „Was ist das für ein eisernes Pfännchen, das über Ihrem Tische hängt?“ fragte er Oberlin. „Es ist meine Küche,“ war die Antwort. „Ich speise Mittags mit meinen Aeltern. Die erlauben mir, daß ich jedesmal ein Stück Brod mit in die Tasche nehme. Abends um 8 Uhr lege ich das Brod in das Pfännchen, gieße Wasser mit etwas Salz darüber, und stelle meine Lampe darunter, und studire, bis mich um 10 oder 11 Uhr der Hunger mahnt. Dann esse ich meine Suppe, und die schmeckt mir wohl besser, als der beste Leckerbissen.“ Stuber lachte. „Nun,“ sagte er, „Sie sind mein Mann zu dem Zwecke, für den ich Sie besuche.“ Er eröffnete ihm seinen Wunsch, ihn zu seinem Nachfolger im Steinthale zu haben.

Wenn man von Straßburg auf Muzig zugeht, so sieht man einen Gebirgszug sich erheben, das Feuerfeld. Hinter dem Städtchen Schirmeß, welches in einem breiten und fruchtbaren Thale des Feuerfeldes liegt, theilt sich dies Thal in zwei kleinere, von denen das linker Hand das Steinthäl heißt, und ungefähr 12 Stunden von Straßburg entfernt ist. Es zieht sich in einem Umfange von 6 Stunden bis zu einer Höhe von 3000 Fuß hinan. Die Gegend ist rauh und wild. Ein Theil des Bodens ist des Anbaues fähig; der größere Theil ist mit Ginstern und Wald bedeckt. Der Winter tritt schon im September ein, und der Schnee schmilzt meist erst im Mai, so daß nur ein Zeitraum von 4 oder 5 Monaten zu sommerlicher Witterung übrig bleibt. Die Kartoffeln gedeihen dort vortrefflich, und sind ein wahrer Schatz für die Bewohner geworden. Die Bewohner, die in zwei Pfarreien, Rothau und Waldbach getheilt waren, bekannten sich zur evangelischen Religion. Es waren wohl auch manche geistliche Miethlinge nach Waldbach gekommen, und hatten das Licht unter den Scheffel gestellt. Da kam Stuber nach Waldbach. Er erzog sich zuerst Schullehrer; und bald konnten die Kleinen besser lesen, als die Großen. Da wollten diese nicht zurück bleiben, und bald legte sich Alles aufs Lesen, Jung und Alt. Eine Bibel hatte bis dahin, außer dem Pastor, Niemand in Waldbach und Umgegend gehabt. Stuber ließ welche von Straßburg

kommen, und vertheilte sie, und legte ihnen einfältig das Wort Gottes aus. — Er war nun an die Thomaskirche in Straßburg gewählt worden. Um seiner leidenden Gesundheit willen ging er hin; aber es lag ihm sehr am Herzen, daß sein Nachfolger sein Werk fortsetzen möchte, und sah sich nach einem geeigneten Manne um. Da wurde ihm Oberlin genannt, und Alles, was er von ihm hörte, schien anzuzeigen, daß der der rechte sey. So war er zu ihm gekommen. Oberlin freute sich über seinen Antrag sehr. Er wollte aber die Stelle nicht eher annehmen, bis er seines Berufes als Feldprediger entbunden sey, und alle Candidaten, die etwa vor ihm die Anwartschaft hätten, die Stelle in Waldbach ausgeschlagen hätten. Zur erstern fand sich bald ein Stellvertreter; die andere wollte Niemand haben, und so zog er am 30. April 1767 als Pfarrer in Waldbach ein.

Das Pfarrhaus war ein altes, verfallenes Gebäude, ein Stock hoch, mit 3 oder 4 Zimmern; der Regen schlug überall hinein. Das Gehalt betrug etwas über 500 fl., und außer Waldbach waren noch vier Filiale zu besorgen: Belmont, Bellefosse, Solzbach und Foudai. Meist waren die Bewohner sehr arm. Einige aßen in Milch gekochtes Gras. Einst traf Oberlin eine Wittve vor ihrer Thür sitzen. Er fragte sie ganz verlegen, ob sie einen Sou von ihm annehmen wollte. Freudig erhob sie sich, obgleich sie die Sicht hatte, von ihrem Stuhl und sagte: „Ach, damit kann ich mir doch auf eine Woche Brod kaufen. Mein Wagen kann nicht mehr die Kartoffeln tragen, und ich habe kein Geld, um mir Brod zu schaffen.“ Die war noch nicht einmal die Aermste. Die Meisten hatten dabei ein wüstes, wildes Wesen.

Der neue Pfarrer legte Hand an. Da gab es aber viele schlechte Leute, die sich ihm widersetzten, und ihm mit Gewaltthatigkeiten drohten. Die jungen Bursche hatten die Gewohnheit, die ganze Nacht von Samstag auf den Sonntag, und vom Sonntag auf den Montag auf den Bergen umher zu streichen, und dann zu brüllen und zu toben. Oberlin ritt zu ihnen, und ohne eine lange Rede zu halten, sprach er: „Meine Freunde, es ist Zeit, zu Bette zu gehen u. s. w.“ Nach einiger Zeit hörte die Ungezogenheit auf. — Er erfuhr einmal, daß sie unter sich sagten: „Unser Pfarrer hat zu viel Hitze; wenn er kommt, wollen wir ihn in einen Wassertrog tauchen.“ Da sprach er auf der Kanzel: „Meine lieben Freunde, ich habe erfahren, daß ihr mich in einen Wassertrog tauchen wollt. Ihr kennt mein Pferd nicht,

wenn ihr meint, ihr könntet mich greifen. Aber ich werde mein Pferd zu Hause lassen. Dann habt ihr gewonnen Spiel, da ich nicht so rasch laufen kann, als ihr." Er ließ sein Pferd zu Haus; jedoch Keiner wagte sich an ihn. — Ein anderes Mal wollte man ihm auflauern, und an einem abgelegenen Orte durchprügeln. Er erfuhr es, wollte aber die Obrigkeit nicht zu Hülfe rufen. Sonntags predigte er über den Text: „So dir Jemand einen Streich giebt auf den rechten Backen, dem reiche auch den andern Backen dar.“ Dann ging er in das Haus, wo sich die Verschwörer versammelt hatten. Er traf 12 bis 14 Personen. Ruhig legte er seinen Hut ab, und sagte: „Ich weiß, daß ihr die Absicht habt, gegen mich auf eine Weise zu handeln, die ihr für gerecht haltet. Ich selbst kann nicht darüber entscheiden, ob es gerecht ist. Vielleicht bin ich straffällig geworden, ohne es zu wissen. Aber ich berufe mich auf die Verhaltensregeln, die ich euch vorgeschrieben habe, seitdem ich zu euch berufen wurde. Habe ich sie nicht befolgt? Wenn ihr es nicht glaubt, so straft mich. Ich überliefere mich euch. Ich habe euch die Niederträchtigkeit eines geheimen Auf-lauerns ersparen wollen.“ Das wirkte, und in dieser Weise machte er sich aus seinen größten Feinden oft die herzlichsten Verehrer.

Nach Einem Jahre verheirathete er sich mit Jungfrau Magdalena Salome Witter. Sie war ein großer Schatz für ihn. Ihren Heiland liebte sie innig, und suchte immer mehr zu wachsen in der Erkenntniß und der Furcht des Herrn. Die Wünsche und Pläne ihres Mannes zum Wohle der armen Gemeindeglieder unterstützte sie, so viel an ihr lag.

Oberlin lenkte zuerst sein Augenmerk auf das Schulwesen. Er kaufte, obgleich er kein Geld hatte, der Pfarre gegenüber einen Platz, und machte den Plan zu einem schönen Schulhause. Wohlgefinnte Leute, an die er sich wandte, besonders in Straßburg, unterstützten ihn. Einmal sollte er eine Summe von 500 fl. heimzahlen, und wußte nicht, woher er das Geld nehmen sollte. Im Augenblicke der höchsten Noth sandte ihm Stuber 500 fl., die ein Unbekannter ihm für das Schulhaus gegeben hatte. Bald war es fertig, und die Gemeinde hatte nicht die geringste Beisteuer dazu gegeben. Auch in Bellefosse, wo die Bewohner alles Holz und alle Steine lieferten, und in Solbach, wo ein Gemeindevorsteher die Schule bauen ließ, standen bald Schulhäuser. Oberlin entwarf nun den Lehrplan, nach

dem die Schullehrer unterrichten mußten. Alle Wochen mußten die Lehrer mit ihren Kindern aus den vier Filialen nach Waldbach kommen, und vor ihm unterrichten. Aber es machte ihm großen Schmerz, daß die Kinder in ihrem zartesten Alter sich selbst überlassen waren, da ihre Aeltern der Arbeit nachgingen. Da erfuhr er, daß ein Bauermädchen, Sara Banzet, die bei Stuber im Dienst gewesen war, sehr guten Unterricht im Stricken ertheile. Diese nahm er als Lehrerin in seine Dienste. Das ist der Anfang der Aufseherinnen der zarten Jugend, wie Oberlin sie nannte, der Kleinkinderschulen. In Verbindung mit seiner Frau wählte er diese Aufseherinnen später für jede Gemeinde, und gab ihnen vorher den nöthigen Unterricht. Er miethete geräumige Zimmer, in denen unter ihrer Aufsicht die Kleinen spielten, auch spinnen, stricken und nähen lernten. Dann wurde erzählt aus der h. Schrift, und schöne Kinderlieder gesungen.

Bei den Erwachsenen begnügte sich Oberlin nicht mit der Predigt am Sonntage, sondern er ging zu ihnen in die Häuser, und wies sie einzeln hin auf das Eine, was Noth ist. Besonders im Winter waren diese Besuche mit großen Gefahren verbunden. Er saß wohl Tagelang als ein „Gefangner von Schnee und Stürmen.“ Dazu kamen die abscheulichen Wege. Da ließ er Mauern von großen Steinblöcken aufführen, um das Einstürzen, oder das Herabschlemmen des Erdreichs auf die Straße zu verhindern. Er setzte Preise aus für solche Gemeinden, die die besten Wege unterhielten; und oft sah man ihn selbst die Haue in die Hand nehmen, und an den schwersten Stellen arbeiten, so daß ihm die Hände bluteten. Es entstand bald eine allgemeine Begeisterung für die Wegebauten. Nun fehlte noch eine bequeme Straße nach Straßburg. Oberlin entwirft den Plan dazu, und die Straßburger Freunde schießen Geld zusammen. Aber die Schwierigkeiten waren zahllos. Es mußten ungeheure Felsen gesprengt, an den abschüssigen Stellen die Straße mit Felsblöcken eingefast, hier und da Wasserleitungen gebaut werden u. s. w. Aber die Steinthaler begriffen den Vortheil; sie gaben sich rüstig daran, und die Straße kam zu Stande. Ueber den gefährlichen Bergstrom, die Breusch, ließ er eine Brücke bauen, die man die Liebesbrücke nannte. Nun hätten die Steinthaler ihre Kartoffeln nach der Stadt schaffen können. Aber diese waren ausgeartet; der Acker trug kaum noch den vierten Theil, wie sonst. Oberlin verschrieb sich andere aus andern

Gegenden, und der Boden trug wieder reichlich. Auch Hanf verscrieb er aus Riga, und der gedieh gleichfalls vortreflich. Außerdem lehrte er seine Pfarrkinder den Gartenbau, die Baumzucht, künstliche Wiesen anzulegen u. s. w.

Als Oberlin in das Steinthal einzog, war in seiner Pfarrei auch nicht ein Handwerker. Da mußte man oft Stunden weit gehn, um einen Schmied oder Wagner aufzusuchen. Er wählte geschickte junge Bursche aus der Gemeinde, kleidete sie, und schickte sie nach Straßburg in die Lehre. Nach einigen Jahren waren in seinen Dörfern alle Handwerke vertreten. — Auch kam es Oberlin jezt trefflich zu Statten, was er bei Ziegenhagen gelernt hatte. Er hatte eine Hausapotheke, und theilte die Medicamente umsonst aus. Als ihm dies später zu viel wurde, schickte er einen jungen Schulmeister, Sebastian Scheidecker, zu Ziegenhagen, um bei ihm Medicin zu studiren.

Wir müssen aber nicht glauben, daß Oberlin dabei das Wichtigste vergessen hätte. Nein, überall hatte er sein Amt als Seelsorger im Auge. Viele waren so arm, daß sie, um Sonntags die Kirche besuchen zu können, sich gegenseitig die Kleider leihen mußten. Oberlin kannte wohl die Bedeutung des Gebets: „Armuth und Reichthum gieb mir nicht!“

Sieben Jahre lang hatte Oberlin für das leibliche und geistliche Wohl seiner Steinthaler gesorgt. Da nahm er einen andern Ruf an. Er wurde nämlich nach Ebenezer, in Pennsylvanien, wo eine Colonie von 20,000 ausgewanderten Salzburgeru war, berufen. Es war ein beschwerliches Amt; aber gerade deswegen glaubte er den Willen des Herrn darin zu sehen. Auch hoffte er unter den heidnischen Indianern dort wirken zu können. Seine Verwandten stürmten auf ihn ein, zu bleiben; die Steinthaler gingen ihm sehr nahe. Aber er blieb fest. Da machte der Herr die Sache zu nichts, indem der nordamerikanische Freiheitskrieg ausbrach, und nun an eine Abreise dahin nicht zu denken war. Er blieb bei seiner Gemeinde.

Die Schulen des Steinthals gediehen immer mehr. Für die Erwachsenen gründete er auch Fortbildungsanstalten. Das dortige Schulwesen wurde weit und breit bekannt, und bald sandten vornehme Leute Oberlin ihre Kinder zu, so daß sich ein besonderes Erziehungsinstitut für dieselben in seinem Hause bildete. Auch diesen Kindern widmete er sich mit demselben rastlosen Eifer. Seine Schullehrer waren die ausgezeichnetsten

Leute in der Gemeinde. Sie standen oft an der Spitze der mancherlei Vereine, die Oberlin gründete. So stiftete er einen landwirthschaftlichen Verein, durch den er seine weitem landwirthschaftlichen Pläne bequem ausführen lassen konnte. — Während der langen Winterszeit ergaben sich die meisten Männer und Frauen dem Müßiggange. Oberlin bewog einen christlichgesinnten Fabrikherrn, im Steinthale Baumwollspinnereien und Webstühle anzulegen. Zuerst zeigte sich hier auch wieder der alte Widerspruch. „Will man Ramsells aus ihnen machen?“ sagten die Steinthaler, als man sie aufforderte, ihre Töchter Baumwolle spinnen zu lassen. Oberlin's Frau fing an, die Andern folgten. Allein im Jahre 1785 erhielten sie 32000 fl. Arbeitslohn für Spinnen und Weben. — Auch eine Armenkasse legte Oberlin an, und verwaltete sie mit vieler Einsicht. Damit verband er eine Leihkasse, aus der er 5 bis 50 fl. ohne Zins und Pfand auslieh, die aber in bestimmten Terminen zurückgezahlt werden mußten. —

Im Jahre 1780 stiftete Oberlin die christliche Gesellschaft. Diejenigen, welche Etwas geschmeckt hatten von der Güte des Herrn, sollten in ihr näher verbunden werden. In den Statuten der Gesellschaft hieß es: „Jedes Mitglied soll am ersten Montage jedes Monats sein Gebet verrichten, damit die zur Befehrung wilder und götzendienerischer Völker ausgesandten Missionare gegen die Umtriebe des Bösen geschützt und befestigt werden.“ Also die ersten Missionsstunden. Er wurde mit seiner Frau eins, alles Silberzeug bis auf Einen silbernen Pöffel für die Mission zu verkaufen. Lange nahm er keinen Zucker und Kaffee, um für die Mission zu sparen. Jene Gesellschaft erfuhr aber viel Neid und Haß, und Oberlin mußte sie aufheben. Aber mannigfachen Segen hatte sie doch gestiftet.

Um diese Zeit starb seine Frau. Er hatte mit inniger Liebe an ihr gehangen, und noch lange beweinte er ihren Verlust. Er versicherte später, daß sie ihm nach ihrem Abschiede 9 Jahre lang persönlich erschienen sey. Stärker als je wurde jetzt sein Verlangen, bei Christo zu seyn. — Sie hatte früher ein Bauer mädchen in ihren Dienst genommen, Louise Scheppler, und viel Fleiß auf ihre Bildung verwandt. Sie war ihre Dienstmagd, dabei Unterlehrerin in Waldbach, und später Vorsteherin einer Kleinkinderschule. Sie wurde ein wahrer Schatz für Oberlin. Sie erzog seine sieben Kinder, und führte seinen

Haushalt. Außerdem zog sie „wie ein Apostel des Herrn“ in alle Dörfer, und sammelte die Kleinen um sich, um sie in Gottes Wort zu unterrichten. Nicht der unfreundliche Sinn der Kinder, nicht die schlechten Wege, nicht Sturm, Regen und Schnee schreckte sie ab. Sie that Alles um ihres Heilandes, und ihres „theuren Papa's“ willen.

Diesen Namen hatte Oberlin von seinen Steinthalern allgemein bekommen. Was er sagte und wollte, das ehrten sie. Sein bloßes Erscheinen genügte, um die erbittertsten Gemüther zu besänftigen. Einst hörte er auf seiner Studirstube auf der Straße einen großen Lärm. Er eilt hinunter. Fast das ganze Dorf schreit hinter einem Fremden her: „Ein Jude! Ein Jude!“ Er gebietet Stille, und stellt ihnen vor, wie sehr sie durch ihr Betragen ihren Christennamen schänden. Er ladet die Waarenballen des Juden auf seine Schultern, und führt ihn in sein Haus. Die Menge schleicht beschämt fort.

Im Jahre 1787 ließ der Grundherr des Steinthals, Baron von Dietrich, Oberlin zum Zeichen seiner Hochachtung ein neues Pfarrhaus bauen. Es lag sehr schön, von einigen Gärten umgeben, und inwendig war Ordnung, Reinlichkeit und Einfachheit. Ueber alle Thüren waren Bibelsprüche und Gebete geschrieben, z. B.: Eins ist Noth; dann: Selig sind, die da hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit; denn sie sollen satt werden. Eines Tages las Oberlin in den Büchern Moses die Gebote von dem Zehnten. Von Stund an beschloß er, drei Zehnthelle seines Einkommens dem Dienste Gottes und der Armen zu weihen. Er stiftete drei Büchsen. In der ersten lag ein Zettel, auf welchem 3. Mos. 27, 30 und Mal. 3, 10 geschrieben stand. In diese legte er ein Zehnthell, zum Bau und zur Erhaltung von Kirchen und Schulen ic.; in die zweite, mit dem zweiten Zehnthell und den Sprüchen 5. Mos. 14, 22—27; 16, 16 war für die Verbesserung der Wege nach den Kirchen, für seine kleinen Pathen ic. bestimmt. Die dritte endlich, mit den Stellen 5. Mos. 14, 28. 29; 3. Mos. 19, 9. 10 mit dem dritten Zehnthell war für die Armen.

In Folge einer großen Tyrannei der Fürsten und des Adels, der Bedrückungen der Priester und des im Volk verbreiteten Unglaubens, brach im Jahre 1789 die französische Revolution aus. Da gab es zuerst viele edle Männer, die sie mit großen Hoffnungen begrüßten, indem sie glaubten, daß das Volk aus jenen Unbilden gerettet werden möchte. Später, als sie ihre

Hoffnungen getäuscht sahen, und die Gräuel der Revolution immer höher stiegen, wurden sie freilich andern Sinnes. Auch Oberlin hat damals geirrt, wurde aber später nüchtern, hat auch nie jene Gewaltthätigkeiten als recht anerkannt. — In dem ersten Jahre der Revolution wurden allen Geistlichen in Frankreich die Einkünfte entzogen. Sogleich faßten die Steinhäler den Entschluß, jährlich 1400 fl. für Oberlin aufzubringen. Im Jahre 1789 konnten sie aber beim besten Willen nur 1100, und in den folgenden Jahren nur Etwas über 400 fl. sammeln. — Welche Hoffnungen er auf die Revolution setzte, geht aus einem Gebete hervor, welches er bei einem Volksfeste im Steinhale sprach: „O Gott, lenke unsere Herzen, und laß sie deine Aehnlichkeit finden! Alsdann werden wir wahrhaft Brüder seyn alle, die vereint sind durch die stärksten, innigsten und geheiligsten Rechte. O Gott, dein Reich komme, dies Reich der Liebe, der Einheit, der Brüderschaft, in welchem Jeder an seinem Talente, Eigenthum und Besitz nur insofern Freude hat, als sie ihm zum Mittel für das Glück Anderer dienen können, wo jeder auf des Anderen Nutzen schaut; wo jeder bloß steht und denkt, wie er zum festen und wahren Glück Aller beitrage!“

Der Wütherich Robespierre wollte alle Religion vertilgen. Auch an Oberlin kam der Befehl, alle geistlichen Verrichtungen und den Unterricht der Jugend niederzulegen. Die Gemeinde sollte einen Präsidenten wählen, dieser einen Bruder Redner ernennen, und an gewissen Tagen sollte eine Versammlung gehalten werden, in welcher der Letztere gegen die Tyrannen sprechen, und die Gemeinde berathen sollte, wie dieselben abzuschaffen seyen. Oberlin mußte sich zu helfen. Der Lehrer Schidecker wurde zum Präsidenten, er selbst zum Bruder Redner gewählt. Die Kirche fand man für den geeignetsten Ort, und den Sonntag für den bequemsten Tag zur Versammlung. Am nächsten Sonntag stand der Bruder Redner auf der Kanzel, und weil er gegen die Tyrannen sprechen sollte, so predigte er gegen die Tyrannen „Mord, Ehebruch, Hurerei, Fleischeslust, und alles gottlose Wesen; und das beste Mittel, dieselben abzuschaffen, sey das Blut Jesu Christi.“ Aber es schmerzte Oberlin sehr, daß er keine Sakramente spenden, und keine Schule halten durfte. Er eröffnete dem Nationalagenten des Distrikts seine Gewissensbedenken. Aber, trotzdem daß dieser ihm wohlwollte, wurde er doch seiner Gemeinde entrißen. Am 28. Juli 1794 wurde er mit seinem Freunde und Kollegen Böckel, Pfarrer in Rothau,

aufgegriffen, und nach Schlettstadt gebracht. Hier lagen schon viele Pfarrer im Gefängnisse. Die beiden wurden in einen Gasthof gebracht. Sie speisten hier mit den Regierungsbeamten, die das Heiligste laut verspotteten und verhöhnten. Oberlin und Böckel aber legten ein kräftiges Zeugniß ab für die Wahrheit, und man beschloß, sie nicht mit den übrigen Geistlichen zu transportiren, sondern in Schlettstadt zu lassen. Sie wurden mit Achtung behandelt, und nach 14 Tagen, wo Robespierre gestürzt wurde, durften sie in ihre Gemeinden zurückkehren.

Unterdeß war Oberlin von seiner Begeisterung für die Revolution immer mehr zurückgekommen. In dem Volksvereine zu Waldbach nannte er den Nationalconvent „die Quelle der Anarchie, des Aufstandes, der Wechselwucherei, der blutgierigen Barbarei und aller der Schrecken, die Frankreich überschwemmt haben, und die in der Geschichte zu keiner Zeit ihres Gleichen finden.“ Sein Thal war stets ein sicherer Zufluchtsort für die Verfolgten. Man fand sogar eine ganze Colonie der ältesten Adelsgeschlechter des Elsasses im Thale, und Oberlin sorgte für ihre Sicherheit mit einer Hingebung, die ihn selbst oft in große Gefahr brachte. Unter seinen Papieren findet sich eine Sammlung von Briefen, welche Personen an ihn richteten, denen er diesen Liebesdienst erwiesen hatte. Sein Umgang hatte gemeiniglich tiefe und ernste Spuren in den Gemüthern seiner Gäste zurückgelassen.

Am 22. März 1795 wurde es Oberlin verstattet, den Gottesdienst in alter Weise wieder zu halten. Freilich war es unter harten Strafen verboten. Selbst der Gebrauch der Glocken, ja irgend eine andere Art von öffentlichem Zusammenrufen zum Gottesdienst war unerlaubt. Er erklärte seiner Gemeinde, daß er ihr, in Rücksicht auf ihre Armuth, ohne Gehalt dienen wolle; auch die jährliche Einsammlung solle weggelassen. Es wisse ja ein Jeder den Weg zu ihm, und könne seinen Beitrag, wenn er wolle, selbst bringen. So wurde es auch für die Schullehrer festgesetzt. Obgleich er oft mit Nahrungsorgen zu kämpfen hatte, so hat ihn doch sein Herr durch die schwere Zeit hindurchgebracht; und in die drei Büchsen legte er nach wie vor seine Zehnten.

Immer mehr wurde er über die Revolution enttäuscht. Auch einige seiner Pfarrkinder waren von zuchtlosem Wesen umstrickt. Sie wollten ihm das alte Pfarrhaus, das ihm zur Benutzung überlassen war, nehmen und verkaufen. „Ich bin wie aus den Wolken gefallen, schrieb er ihnen, als ich das gehört habe. —

Meine Pfarrkinder haben mehr auf den Pfarrer Robespierre, als auf ihren alten Pfarrer Oberlin gehört.“ Noch im Jahre 1797 mußte er sich eidlich verpflichten, den Haß gegen das Königthum und die Anarchie, die Treue gegen die Republik zu predigen. Nun, er wird es wohl so gemacht haben, wie damals, als er gegen die Tyrannen predigte. Daß er dies that, geht aus einem Briefe hervor, den er um diese Zeit an eine Freundin, welche dem Tode nahe war, schrieb. „Gott schenke Ihnen, heißt es darin, ein freudiges Aufblicken und Festhalten an Jesu, dem für unsere Sünden gekreuzigten Geliebten unserer Seelen, der den Tod für uns geschmeckt, und uns Leben und unvergängliche Freude erworben hat; er wolle Ihnen nahe seyn, und Ihnen Trost und freudigen Glauben einflößen!“

Und dieser Glaube zeigte sich wieder im Steinhale. Während der Revolution hatte man die damals sehr zahlreichen Findelkinder in Straßburg in einem Hospital untergebracht, und ihnen den Namen Kinder des Vaterlandes gegeben. Aber dem Hospital fehlte es bald am nöthigsten. Man erließ 1798 einen Aufruf um Unterstützung. Da wurden vom Steinhale zahlreiche Geschenke hingefandt. Viele eilten, obgleich selbst arm, zur Stadt, und nahmen die armen Kleinen an Kindesstatt an. Da war eine Jungfrau Sophie Bernhard. Mit Zustimmung ihrer Aeltern unterhielt sie drei hilflose Kinder, die der Vater derselben auf's Abscheulichste behandelt hatte. Bald nachher rettete sie drei katholische Kinder vom Hungertode, und zu diesen sechs Kleinen kamen noch andere. Sie miethte sich ein Haus, und erhielt die ganze Familie einzig durch ihre Arbeit. Zugleich ging sie dem ganzen Dorf durch ihren Wandel voran. Ein edler Mann bot ihr seine Hand an. Als sie dieselbe ausschlug, sagte er, dann wolle er noch zehn Jahre warten, um ihre Hand zu gewinnen. Sie gestand, daß der Grund ihrer Weigerung gewesen sey, sie müsse die Waisen verlassen. „Wer die Mutter nimmt, nimmt auch die Kinder,“ erwiederte der Mann, und erhielt ihr Jawort. Sie nahmen noch ein Paar Waisen aus Straßburg dazu.

Oberlin trieb jetzt mit ganz besonderem Eifer die Verbreitung der Bibel. Das war ihm durch die Revolution klar geworden, daß nur das Wort Gottes Frankreich recht frei machen könnte. Da hat mancher Franzose aus seiner Hand die Bibel empfangen. Er erzählt selbst von einer Dame, die mehrere Meilen weit her geritten kam, um sich von ihm eine

Bibel zu holen. — Er hatte auch in seinem Hause eine kleine Druckerpresse, mit der er Bibelsprüche auf kleine Zettel druckte. Die theilte er zu vielen Tausenden in jener Zeit aus. Das Erste, das er Einem zum Willkomm reichte, wenn man in sein Haus trat, war ein solcher Bibelspruch. — Im Jahre 1804 wurde in London die brittische und ausländische Bibelgesellschaft gestiftet. Sie übersandte Oberlin eine namhafte Summe zum Ankauf von Bibeln für das Steinthale. In einem Briefe an die Gesellschaft legte dieser Rechenschaft ab, und erwähnte besonders einige gottselige Frauen, denen er Bibeln schenken wollte. Dieser Brief wurde abgedruckt, und machte einen solchen Eindruck, daß der große Frauen-Bibel-Verein in England gestiftet wurde. Seit dieser Zeit legte Oberlin in allen von Protestanten bewohnten Theilen Frankreichs Bibelniederlagen an. Bis 1815 waren auf diese Weise 10,000 Exemplare in Frankreich verbreitet. —

Und die Bibel hat im Steinthale einen großen Segen gestiftet. Die Steintthaler wetteiferten mit einander in Werken barmherziger Liebe. Der Eine suchte der Noth des Andern abzuhelpen. Drohte z. B. einem Armen die Hütte den Einsturz, so fuhr man Steine und Holz für ihn an. In den verschiedenen Dörfern versammelte man sich an gewissen Abenden. Da las man einen Abschnitt aus der Bibel vor, knieete nieder, und betete um des Herrn Segen auf die Gemeinde, und auf jede in derselben zur Verbreitung des Evangeliums und der Erkenntniß Gottes bestehende Einrichtung. Große Summen, über die man erstaunen muß, wurden Oberlin für Bibel- und Missionszwecke überreicht. Einst übergab ihm ein Mann 558 fl. Sein Großvater hatte von einem frühern Pfarrer in Waldbach 1742 fünf Louisd'or geborgt, und sie nicht zurückgegeben. Der Enkel zahlte nun die 120 fl. Capital und 438 fl. Zinsen zurück. Da er des alten Pfarrers Familie nicht auffinden konnte, so bat er Oberlin, für das Geld Bibeln für arme Leute zu kaufen.

Wie Oberlin sich immer fester an dem einzigen Rettungsanker unserer Seelen festklammerte, zeigt ein Brief, den er im Jahre 1810 an seinem 70. Geburtstage an seine Schüler schrieb. Es heißt darin: „Ich habe noch Einen Wunsch, der, so alt ich an Jahren bin, in meinem Herzen immer jung und frisch bleibt, der mir ohne Aufhören im Sinn liegt, und alle meine Gedanken beherrscht. Das ist: daß meine Gemeinde ein feierliches Fest vor Gott begehen möchte: das Fest einer allgemeinen

Schenkung, an welcher alle Einzelne ohne Unterschied nach Kräften Theil nehmen sollen, einer Schenkung des Herzens an den, welcher für uns in Gethsemane blutigen Schweiß vergossen hat, für uns sich schlagen, geißeln, verspeien, mit Dornen krönen und an's Kreuz schlagen ließ, damit er uns den Himmel wieder erwerbe, den wir durch unsere Sünde verloren hatten. Dies ist das Geschenk, von welchem ich von Herzen wünsche, daß Seelen meiner Gemeinde es darbringen: sich selbst darbringen und übergeben dem Herrn Jesus, ein Jeder, so wie er ist, mit allen seinen Fehlern und Sünden, damit er in ihm finde Vergebung, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung.

Anfangs 1811 wurde Oberlin schwer krank. Alle Kunst der Aerzte war umsonst. „Aber Gottes Barmherzigkeit, schreibt Oberlin, wollte allein handeln, und seinen Pfarrkindern einen starken Beweis von der Wirksamkeit eines inbrünstigen Gebets geben.“ Er genas wieder. Wir haben oben erzählt, daß ein Haupterwerbszweig im Steinthale die Baumwollenspinnereien und Webereien waren. Da wurden im Jahre 1812 in Schirmed und einigen andern Orten Maschinen angelegt, und damit dieser Erwerb abgeschnitten. Doch der Herr schaffte Rath. Heinrich Oberlin wurde eines Tages als Soldat bei einem Bandfabrikanten, Dan. Legrand, in Oberelsaß einquartirt. Dieser lebte unter seinen Arbeitern, wie ein Vater unter seinen Kindern. Heinrich erzählte ihm viel von seinem Vater im Steinthal. Legrand reiste hin, und es gefiel ihm dort so wohl, daß er, als die Verbündeten seine Fabrik zu einem Hospital machten, seine Söhne bewog, dieselbe nach Fouday im Steinthale zu verlegen. Das war ein vortrefflicher Ersatz, besonders, da die Bandwebstühle in den Häusern der Leute aufgestellt wurden, und so das nachtheilige Zusammenseyn in den Fabrikstuben vermieden wurde. Legrand hatte überhaupt großes Wohlgefallen an dem Wirken Oberlins, und wurde namentlich für die Aufsicht der mannigfachen Schulen dessen rechte Hand.

Eine andere Hülfe fand Oberlin in dem Präfecten von Straßburg, von Bezay-Marnesia. Dieser sagte von dem Pfarrer: „Wenn ich das lebendige Beispiel von allen Tugenden haben will, so weiß ich, wo ich mich hinwenden muß.“ Er kam oft mehrere Tage zu ihm, öffnete ihm sein Herz, und besprach sich offen mit ihm über seine Einwürfe und Zweifel. Wenn dann Oberlin ihn widerlegt hatte, so war der Präfect nicht weniger glücklich über seine Niederlage, wie jener über

seinen Sieg. — Seit mehr als hundert Jahren war das Thal mit dem Grundherrn in einen Proceß verwickelt. Die Kosten drückten die Gemeinde, und es ließ sich noch immer kein Ende absehen. Viele Jahre schon stand an Oberlin's Hausthür: „O Gott, erbarme dich des Steinthals, und mache dem Proceß ein Ende!“ In der Kirche und in den Häusern suchte er die Leute zur Nachgiebigkeit zu bewegen, und mit Hülfe des Präsekten kam im Jahre 1813 ein erträglicher Vergleich zu Stande. Der Präsekt forderte die Maires der Gemeinde auf, in feierlicher Deputation Oberlin die Feder, mit der er die Friedensakte unterzeichnet hatte, zu überreichen, und als Siegeszeichen der göttlichen Gnade und der Treue eines Seelsorgers in seinem Studirzimmer aufzuhängen. Oberlin hat oft gesagt, der Tag, an dem diese Feder benutzt worden, sei einer der glücklichsten seines Lebens gewesen.

Damals war es eine schwere Zeit für die Franzosen. Napoleon war geschlagen; die Verbündeten fielen in das Elsaß ein. Das Steinthal war hart bedroht. Aber Gott hatte schon für Oberlin gesorgt. Sein Sohn Heinrich war vor einigen Jahren in Rußland gewesen, und der Frau von Krüdener bekannt geworden. Durch diese hatte Kaiser Alexander von Oberlin gehört, und hatte nun einen Schutzbrief für Oberlin ausstellen lassen. — Einige Jahre darauf war Kaiser Alexander in Frankfurt a. M. Einer seiner Offiziere, Oberlin's früherer Zögling, von Berkheim, bat ihn um Urlaub, um den Patriarchen des Steinthals zu sehen. Der Kaiser sagte: „Herr Oberlin ist mir bekannt; ich weiß, daß er ein wahrer Diener des Herrn ist. Sagen Sie ihm, daß ich ihn liebe und verehere, und daß ich mich seinem Gebet empfehle!“ Als von Berkheim wieder von Waldbach abreiste, küßte Oberlin ihm die Hand, und bat ihn, dasselbe in seinem Namen dem Kaiser zu thun. Dieser aber wollte den Handkuß nicht annehmen, weil er sich von Niemand, am wenigsten von einem Geistlichen die Hand küssen lasse. „Sire, erwiederte von Berkheim, und küßte ihm doch die Hand, ich weiß es; ich kann aber auf meiner Hand die Spur der Lippen des PAPA Oberlin nicht ruhen lassen.“ Der Kaiser umarmte ihn dreimal, und sagte: „Das ist für PAPA Oberlin!“

Im Jahre 1817 verlor Oberlin seinen Sohn Heinrich. Seit 1813 war er wieder im Steinthal, wurde ordinirt, und

unterstützte gewissenhaft seinen Vater. Er lebte nur, seinem Heilande Seelen zuzuführen. Die Bibel zu verbreiten, war seine größte Lust. Auf einer Reise zu diesem Zwecke in Frankreich zog er sich ein Fieber zu, welches ihn dem Tode entgegen führte. „Vom Tode zum Leben,“ waren seine letzten Worte, mit denen er die Hand seines Vaters drückte. — Dies Jahr 1817 war auch das Jahr der großen Theuerung. Schon 1816 nährten sich viele Familien im Steintale nur von wildwachsendem Kraute und etwas schwarzem Brode. Als aber der Winter kam, wurden die Lebensmittel übermäßig theuer. Eine einzige Kartoffel bezahlte man mit einem Sou. Kleine Kinder starben sogar auf der Straße vor Hunger. Oberlin machte das Unglück in öffentlichen Blättern bekannt, und bat um Hülfe. Da flossen von allen Seiten die Gaben; selbst von London kam Hülfe. — Ein Jahr darauf wurde Oberlin von Ludwig XVIII. zum Ritter der Ehrenlegion gemacht. „Ritter von 80 Jahren,“ schrieb er auf das Packet, welches die betreffenden Dokumente enthielt. Er eilte dem Grabe zu. Bevor wir an sein Sterbebett treten, wollen wir noch einen Blick auf den Mann Gottes werfen.

Oberlin war unter mittlerer Mannesgröße, seine Kleidung sehr einfach, nur in den letzten Jahren mit dem Bande der Ehrenlegion geschmückt. Seine Höflichkeit auch gegen den Geringsten war groß. Er ging an keinem Erwachsenen vorüber, ohne den Hut tief abzunehmen, und einige freundliche Worte an ihn zu richten. Denn er sprach gern und lebendig. Er war sehr an Ordnung gewöhnt. Seine Zeit war genau eingetheilt. Es wäre sonst nicht möglich gewesen, die zahllosen Geschäfte zu versehen, die auf ihm lagen. Er war ein sehr guter Wirth. „Es muß Nichts verderben,“ pflegte er zu sagen. In seinem Hause stand ein Kasten, worin Alles, was nur brennen konnte, zur Feuerung geworfen wurde. Ein kleines Blättchen Papier, das unbeschrieben war, konnte er nicht liegen lassen. — Im Essen und Trinken war Oberlin sehr einfach und mäßig. Wer bei ihm zu Gaste war, mußte von zinnernen Tellern mit zinnernen Löffeln essen. Höchstens gab er seinen Gästen Kaffee, während er mit den Seinen in Wasser und Milch abgekochte Kartoffeln aß. Merkte er, daß ein sinnlicher Genuß seiner Herr werden wollte, so kämpfte er nachdrücklich dagegen. So nahm er z. B. gern eine Priße Tabak. Wollte diese Gewohnheit ihm aber doch zu stark werden, so sagte er: „Ach, meine Dose, du willst mir

befehlen? Ich will dir zeigen, wer von uns beiden gehorchen muß! Fort in Prison!" Er schloß sie dann in einen Schrank ein, unten im Speisezimmer, sodaß, wenn er eine Priße nehmen wollte, er jedesmal die Treppe hinunter mußte. — Oberlin stand früh auf, verrichtete sein Morgengebet, und studirte dann. Nächst der h. Schrift beschäftigte er sich gern mit Naturwissenschaften. Er pflegte von seinem Wissen zu sagen: „Von Allem Etwas, im Ganzen Nichts.“ —

Was seine Glaubensüberzeugung betrifft, so war der Satz vorherrschend bei ihm, daß Gott sein Vater sei, dann auch, daß diese Kindschaft durch die Versöhnung in Christo erworben sei. Nächst dem war die Lehre von der Heiligung bei ihm die Hauptsache, ein starkes Dringen darauf, daß der Glaube in der Liebe sich zeigen müsse. Gerne beschäftigte er sich mit der himmlischen Heimath. Er verkehrte ganz vertraulich mit derselben, und hat sogar Karten von ihr entworfen, und eine derselben drucken und in der Kirche aufhängen lassen. So theuer aber diese Sache seinem Herzen auch war, so dachte er doch bescheiden darüber. — Von dem Evangelium sagte er in der traurigsten Zeit der Revolution: „Das Evangelium ist meine Standarte, und ich würde mich ohne den Trost desselben fürchten.“

Oberlin war ein Mann des Gebets und besonders der Fürbitte. Es standen an seiner Stubenthür zur Erinnerung immer die Namen etlicher Personen geschrieben, für die er gerade betete. Oft hörte man ihn ganze Nächte zu Gott seufzen: „Ach meine Gemeinde, meine arme Gemeinde!" Besonders in den letzten Jahren hatte er die Gewohnheit, für jeden Einzelnen in der Gemeinde zu beten, und nahm, um Keinen zu vergessen, alle Morgen das Kirchenbuch zur Hand.

Auch in der Woche hielt er theils in der Kirche, theils in seinem Hause Privatanachten. Besonders anziehend waren die, welche er Donnerstag Abends im großen Saale der Pfarre für die Deutschen seiner Gemeinde in deutscher Sprache hielt. Die Männer saßen auf der einen, die Frauen auf der andern Seite; letztere strickten. Man sang einen Psalm. Dann erklärte Oberlin einen Abschnitt der Schrift wie ein Familienvater im Kreise der Seinen. Er unterbrach sich zuweilen und sagte: „Nun, meine Kinder, seid ihr nicht müde? Ist's nicht genug?" Er bekam gewöhnlich die Antwort: „Nein, Papa, fahren Sie fort! Wir möchten gern noch ein wenig zuhören!" Dann nahm

er eine Priese, und ließ die Dose unter den Männern herumgehen. Hierauf erklärte er weiter, und schloß mit Gesang und Gebet.

Das Frühjahr 1826 kam heran. Oberlin stand in seinem 86. Jahre. In den letzten Tagen des Mai, eines Sonntag Abends, bekam er plötzlich Fieberschauer, die ihm bis tief in die Nacht das Bewußtseyn raubten. Als er wieder zu sich kam, litt er einige Tage lang viele Schmerzen. „O Herr Jesu! rief er mehrere Male, mach' Feierabend! Mach' ein Ende! O, ich flehe zu dir, mach' ein Ende der Mühseligkeit meiner Tage!“ Sein Freund Legrand kam zu ihm. Oberlin umarmte ihn, und sprach laut: „Der Herr segne Sie und Alle, die Ihnen theuer sind! Er behüte Sie des Tages und des Nachts!“ Am frühen Morgen des 1. Juni stieß er fast ohne Unterlaß ein klägliches Schmerzensgeschrei aus; in ruhigen Augenblicken drückte er die Hand eines seiner Kinder, das gerade seinem Bette nahe kam, an sein Herz. Um 6 Uhr früh hatte er schon die Sprache verloren, und seine Arme und Beine waren kalt. Da sammelte er noch einmal seine Kräfte, richtete sich im Bette auf, entblöpte sein Haupt, faltete die Hände, und blickte gen Himmel. Sein Angesicht leuchtete von Frieden und Freude. Dann schloß er seine Augen, und sank zurück. Er war entschlafen.

Vier Tage darauf sah man auf dem Kirchhofe von Fouday eine unabsehbare Menge. Sie wollte dem Papa Oberlin die letzte Ehre erweisen. Den ganzen Kirchhof sah man von leidtragenden katholischen Frauen umringt, die auf ihren Knien lagen und beteten. In der Kirche saßen unter den anwesenden Consistorialen mehrere katholische Priester in ihrer Amtstracht um den Sarg. Der Trauergottesdienst begann mit dem Vorlesen seines von ihm selbst verfaßten Lebenslaufes. Er schließt mit den Worten an seine Gemeinde: „O, meine Freunde, betet, daß ihr Alle seine geliebten Schafe werdet! Es ist in keinem Andern, als in Jesu Christo Heil, und Jesus liebt euch, sucht euch, und ist bereit, euch anzunehmen. Gehet zu ihm hin, völlig wie ihr seid, mit allen euren Sünden und Gebrechen! Er allein kann euch davon befreien und heilen. — O mein Gott, dein Auge wache über meine Pfarrgenossen, dein Ohr sei offen, sie zu hören, deine Hand ausgestreckt, sie zu beschützen! Herr Jesu, du hattest sie mir anvertraut, diese Gemeinde, mir so schwachen, elenden Menschen! O erlaube mir, daß ich dir sie empfehle, und in deine Arme niederlege! Lieb ihr Hirten nach deinem Herzen; verlaß sie nie! Leite Alles zu ihrem Heile! Erleuchte, leite, liebe,

segne sie! Gieb, daß einst Kinder und Erwachsene, Vorsteher und Untergebene, Pfarrer und Pfarrgenossen, Alle einander im Paradiese treffen! Amen, o Gott, Vater, Sohn und h. Geist, sprich mit uns: Amen!" Als man eben den Sarg niederlassen wollte, drängte sich ein Mann durch den dichten Haufen an's Grab. Es war der Arzt aus Schirmeck, ein Katholik. Sein Mund ging über vom Lobe des evangelischen Pfarrers in Waldbach.

An der Seite der Kirche von Fouday liegt Oberlin begraben. Die Trauerweide am Grabe seines Sohnes Heinrich breitet ihre Zweige auch über seinen Grabhügel.





William Wilberforce,

der siegreiche Vorkämpfer für Abschaffung des
Sclavenhandels und der Sclaverei.

(Geb. 24. August 1759, gest. 29. Juli 1833.)

„Was ihr gethan habt Einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan.“ (Matth. 25, 40.)

William Wilberforce stammte aus einer wohlhabenden Familie Englands, und wurde am 24. August 1759 zu Hull in der Grafschaft York geboren. Damals wurde in der

englischen Kirche Christus, der Gekreuzigte, wenig gepredigt; es war eine fast allgemeine Lauheit und Schlaffheit eingetreten. Nur eine kleine Zahl Geistliche und die Methodisten, die wir im Leben John Wesley's kennen gelernt haben, predigten mit großem Eifer das alleinige Heil in Christo Jesu, und Gott hatte ihr Vornehmen an manchen Seelen gesegnet. Zu ihnen gehörte auch eine Tante Wilberforce's, zu der er, als der Tod ihm in seinem 9. Jahre den Vater wegraffte, gebracht worden war. Er hatte ein sehr empfängliches Gemüth, und was er bei seiner Tante sah und hörte, machte einen tiefen Eindruck auf ihn. Dies sahen sein Großvater und seine Mutter ungern; denn er sollte nach ihrer Meinung Etwas in der Welt werden. Wilberforce wurde also nach Hull zurückgebracht, und bald schien er in Spielen, Unterhaltungen, Vergnügungen vergessen zu haben, was er bei der Tante gehört hatte. Auch auf der Universität Cambridge verbrachte er einen Theil seiner Zeit in leichtsinnigen Gesellschaften, und oft hat er es später bitter beklagt, daß es ihm schwer geworden sei, sich wieder an regelmäßige, ernste Thätigkeit zu gewöhnen. Im Jahre 1780 wurde er für mündig erklärt, und besand sich jetzt, da der Großvater und ein Oheim gestorben waren, in dem Besitze eines sehr bedeutenden Vermögens. Er wollte sich den Staatsgeschäften widmen, aber kein öffentliches Amt bekleiden. Er bewarb sich daher um einen Sitz im Parlament, und erlangte denselben im folgenden Jahre für seine Vaterstadt Hull. Nun brachte er den größten Theil seiner Zeit in London zu. Er zeigte sich hier als unterhaltenden und liebenswürdigen Gesellschafter. Dabei aber betrieb er seine Geschäfte mit großem Ernst, und erregte durch sein ausgezeichnetes Rednertalent früh die allgemeine Aufmerksamkeit. Mit den berühmtesten Staatsmännern jener Zeit, wie mit dem Minister Pitt, schloß er enge Bekanntschaften. In seinem 25. Jahre erreichte Wilberforce das höchste Ziel für seine Stellung in der Welt: er wurde Parlamentsglied für die größte Grafschaft Englands, York. Da er kein öffentliches Amt bekleiden wollte, so hatte er Nichts mehr vor sich. Alles, was er sich wünschen konnte, hatte er: Güter, Ehre, Einfluß. Er lebte in weltlicher Sicherheit dahin. Wohl besuchte er fleißig den Gottesdienst, aber nicht da, wo von Christus, als dem Heilande der Sünder, gepredigt wurde.

Aus dieser Sicherheit wurde er aufgeschreckt, als er im Jahre 1784 mit seiner Mutter und Schwester eine Reise nach

Nizza machte. In seiner Begleitung war der Geistliche J. Milner. Der lobte unserm Wilberforce ein Buch von Doddridge: über den Ursprung und Fortgang der Religion in der menschlichen Seele. Sie lasen das Buch mit einander, und Wilberforce wurde dadurch angeregt, das Wort Gottes zu lesen. Bald fühlte er sich davon getroffen. „Während ich, erzählt er später, Alles genoß, was die Welt darbietet, sagte mir mein Gewissen oft: du bist kein Christ im rechten Sinne des Worts. Ich dachte daran, daß ich plötzlich von der Erde abgerufen werden könnte, und wußte doch, ich vernachlässigte noch immer das Heil meiner Seele, und konnte doch dafür sorgen. Das ergriff mich, das durchdrang mich, ich fing an, ernstlich zu beten.“

Von seinem innern Kampfe erzählt sein Tagebuch, das er jetzt über seine Erfahrungen anlegte. Besonders tritt hier die Erkenntniß seiner Sündhaftigkeit hervor. „Ich habe, sagt er z. B., in Blindheit so viele Gelegenheiten zu meiner Besserung versäumt, ich habe so viele Gnadenerweisungen Gottes verschmäht, ich schäme mich auch jetzt vor der Welt meines Heilandes, ich erhalte mich nicht in der Richtung auf das Eine, das Noth thut.“ Besonders fürchtete er sich vor seinem Hochmuth: „Hier ist Gefahr nach beiden Seiten; entweder ich weiche zurück in meinem Christlichen Leben aus weltlicher Furcht, oder ich harre aus, und werde dann darauf stolz.“ Er verband jetzt fleißigern Kirchenbesuch mit eifrigem Lesen in der Bibel, richtete auch einen Hausgottesdienst ein. Seinen bisherigen Freunden theilte er die Veränderung mit, die in ihm vorgegangen war. Diese freilich konnten nicht begreifen, wie Jemand sich großer Sünden anklage, dessen Wandel so frei von Flecken und Lastern gewesen. Auch seinem Freunde, dem Minister Pitt, theilte er sie mit, und fügte hinzu, daß er fernerhin nicht mehr so der Mann einer Partei seyn dürfe, da er nach neuen Grundsätzen handle, welche auch sein öffentliches Leben bestimmten. Er meinte, es wäre wohl besser, bei einer Zusammenkunft den Inhalt des Briefes nicht zu besprechen. Aber Pitt schrieb ihm wieder: „Eben, um den Inhalt zu besprechen, werde ich Dich am folgenden Tage besuchen. Nichts kann unserer Freundschaft Gefahr bringen. Handle immer so, wie Du es für recht hältst!“ Die Unterredung fand statt, und machte gewiß Eindruck. Aber Pitt's Denken war zu sehr in die Politik versenkt, als daß dieselbe von bleibendem Segen für ihn hätte seyn können.

Wie ernst es Wilberforce mit sich selbst nahm, zeigt sich aus folgenden Stellen theils seiner Briefe, theils seines Tagebuchs. An seine Schwester schrieb er: „Ganz besonders drängt mein Herz mich, Dir zu sagen: Suche in der Schrift, und zwar mit dem Ernst und der Beständigkeit, welche das Buch verlangt, in dem die Worte des Lebens stehen! Lies nie darin, ohne Gott zu bitten, daß er Deine Augen zum Verständnisse öffne! Suchet, und ihr werdet finden, sagt unser Heiland; sehet zu, wie ihr höret! Daraus merken wir: wenn wir nicht suchen und zwar eifrig, so werden wir nicht finden, und wenn wir nicht zusehen, so werden wir beim Hören verführt werden. In unsern Tagen ist eine sehr verderbliche Meinung weit verbreitet: man denkt, es stehe um den gut für das ewige Leben, der einiger Maßen nach seiner Erkenntniß und seiner Ueberzeugung handelt, als ob es nicht darauf ankomme, ob er sich Mühe gegeben habe um richtige Erkenntniß und um wahre Ueberzeugung, (die nämlich mit der h. Schrift übereinstimmt).“ An seine Mutter, welche über seine, wie sie meinte, übertriebene Frömmigkeit erschrock, aber später zum Glauben kam, schrieb er: „Meine Grundsätze sind nicht von mir, oder von Andern erdacht, sondern aus der h. Schrift genommen. Aber nun muß ich mich auch wirklich und wahrhaft in meinen Gedanken und Handlungen darnach richten. Ich werde den Posten, den die Vorsehung mir gegeben hat, nicht verlassen. Vielmehr werde ich meine Pflichten zu erfüllen trachten, und dabei des Segens Gottes gewärtig seyn, und hoffe, daß ich durch den Beistand meines Heilandes zu der Aehnlichkeit seines Ebenbildes gelange.“ — „O mein Gott, gewähre es mir, daß ich wachsam sei, und mich nicht mit der Mißbilligung meines Zustandes begnüge! So weit komme ich wohl, wenn ich in mich blicke, und mich erinnere, was ich für Hülfe und Beistand genossen, wie meine ersten Gefühle und Entschlüsse waren, und wie wenig der Erfolg ihnen entspricht. Aber eine solche Mißbilligung ist keine Zerknirschung, keine Reue, welche kräftig auf die Seele eindringt, und die ganze Seele ergreift. — Ich sage es feierlich in Gottes Gegenwart, ich wüßte nicht, was mir in der Ewigkeit werden würde, wenn ich jetzt stürbe. In einem gewissen Grade führe ich mein Leben so, daß ich meine Gedanken auf Gott richte. Aber ich kann, oder vielmehr ich will ihm doch nicht treu bleiben. Jeden Abend muß ich auf einen Tag zurückblicken, der schlecht angewandt ist. O Gott, befähige mich,

mehr dir zu leben, und allmählig der neuen Natur theilhaftig zu werden!"

Auf solche Aeußerungen folgen aber auch andere voll Freude: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich; wir haben Gott und Christum auf unserer Seite; wir haben himmlische Waffen. Die Krone ist unvergängliches Leben, und der Kampf, wie kurz im Vergleich zur Ewigkeit, welche ihm folgt!— Ich komme so eben vom Genuß des Sacraments. Ich war doch ernst im Gebet, und reuig und demüthig, indem ich wußte von meiner Unwürdigkeit und von der unendlichen Gnade Gottes in Christo. Ich wünsche doch wohl im Herzen, fortan ein Leben zu führen, das meines Christenstandes würdiger sei. Meine Speise sei, daß ich thue den Willen Gottes, meines Vaters! Möge er mich täglich erneuern durch seinen h. Geist, daß ich wandle vor ihm in Furcht und Dankbarkeit, in demüthigem Vertrauen und in Zuversicht auf seine väterliche Güte und beständige Fürsorge für mich!"

So bekannte er im Jahre 1787. Auch in den folgenden Jahren preist er oft die Gnade seines Herrn, hatte aber auch nicht selten listige Anläufe des Satans zu bestehen. Vom 1. Mai 1789 heißt es in seinem Tagebuch: „Ich sehe, die Welt ist mein Fallstrick; Geschäfte und Gesellschaften zerstreuen mich, und verschrecken ernstere Gedanken. Ich will von Neuem muthige Anstrengungen machen, nicht im Vertrauen auf mich selbst, sondern auf die Kraft meines Herrn. Ich will trachten nach einem Leben des Glaubens und des Gebets, der Demuth und der Selbstverleugnung, der Nüchternheit und der Thätigkeit. O daß der gesegnete Tag kommen möge, da ich mit Paulus von mir sagen könnte: Mein Wandel ist im Himmel; ich lebe in dem Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebt hat, und sich selbst für mich dargegeben!" Er erkannte es für immer wichtiger, sich die genaueste Rechenschaft von der Anwendung der Zeit zu geben. Deshalb fing er eine Berechnung an, welche sich auf die kleinsten Zeitabschnitte und auf die geringsten Dinge erstreckte, und hörte nicht eher damit auf, als bis das Auskaufen der Zeit ihm zur Gewohnheit geworden war.

„Ich will wachen und beten, so heißt es in seinem Tagebuch im Jahre 1792, oder Gott möchte meine Sorglosigkeit strafen, und mich der Sünde zur Beute werden lassen. Christus sagt durch seine Apostel: Stellet euch nicht dieser Welt

gleich! (Röm. 12, 2.) Zeige mir, Gott, die rechten Grenzen in dem Umgange mit der Welt! Ich fasse in Demuth den Entschluß, vorwärts zu dringen, und eifrig nach dem Throne der Gnade zu streben, daß Christus auch mir gemacht sei zur Weisheit und zur Gerechtigkeit und zur Heiligung und zur Erlösung. — Ich vertraue bei meinen Vorsätzen noch zu viel auf mich selbst. O daß ich allein und fest auf Christum baute! Es heißt: Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen, (Joh. 6, 37), und die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft. (Jes. 40, 31).“

Dem Aufrichtigen ließ es Gott gelingen. So konnte er im Jahre 1793 schreiben: „Ich bin jetzt ernsteren Sinnes, als früherhin, hoffe ich. Ich bin weiter gekommen; meine Demuth ist jetzt tiefer, mein Ernst bleibender, und durch Gottes Gnade werden meine Vorsätze zur Besserung mehr ausdauern. Möge Gott mich stärken um Christi willen! Möchte ich irgend wie lernen, mein Gemüth in der Demuth, Wachsamkeit, Selbstverleugnung und Liebe zu erhalten; möchte ich leben in der Ueberwindung dieser Welt, hinausschauen auf die bessere jenseits, und hier Gemeinschaft haben mit dem Vater und seinem Sohne Jesu Christo!“ Im Jahre 1796: „Ich hoffe in Demuth, was ich jetzt betreibe, gibt einen Beweis davon ab, daß Gott mir seinen h. Geist nicht entzogen hat. Ich bin mit Gnaden-erweisungen überhäuft. Sei nun wieder zufrieden, meine Seele! Denn der Herr thut dir Gutes.“

Wir kehren zu dem äußern Leben von Wilberforce zurück.

Als Mitglied des Parlaments für York hatte er alle besondern Angelegenheiten dieser großen Grafschaft zu betreiben. Was irgend wie in den allgemeinen Angelegenheiten des Landes von Bedeutung war, beschäftigte ihn. Weil er für einen ganz unparteiischen Mann galt, so hatte seine Stimme großen Einfluß. Besonders richtete er sein Augenmerk auf Alles, wodurch religiöses und christliches Leben gefördert wurde, und ging dabei, obwohl manchmal verfolgt und getäuscht, seinen geraden Weg voran. So beantragte er im Jahre 1793, daß Schullehrer und Geistliche nach Ostindien gesendet werden sollten, wenn gleich Niemand mehr der Ansicht abhold war, als er, daß man den Eingebornen das Christenthum aufdrängen solle. Der Vorschlag wurde verworfen. Erst 20 Jahre später sah er einen Erfolg seiner Bemühungen. In sein Tagebuch schrieb er: „Wie geheimnißvoll, wie demüthigend sind die Wege der göttlichen

Vorsehung. Ich sehe unerfüllt, was ich zuversichtlich hoffte. O daß dies nur nicht deshalb geschehen ist, weil ein so Unwürdiger, wie ich, diese heilige Sache unternommen hat mit so wenig ächter Demuth und Selbsterniedrigung, mit so wenig ächtem Glauben und Zutrauen zu Gott durch Christum! Doch wohin kann ich gehen, als zu dem hochgelobten Jesus? Du hast Worte des ewigen Lebens. Ich bin nicht mehr würdig, dein Jünger genannt zu werden. Doch nimm mich auf, befreie mich von meinen Schwächen, und mache mich durch die Kraft deiner erneuernden Gnade tüchtig zu dem Erbtheil der Heiligen im Licht!"

Einer Angelegenheit hat er vorzugsweise sein Leben gewidmet: der Sache der Negerclaven. Schon in seinem 15. Jahre hatte er dem Herausgeber einer Zeitschrift einen Aufsatz gegen den Clavenhandel eingesandt. Seit 1783 wurde seine Theilnahme für die Negerclaven immer größer, besonders durch die Schriften, die damals über Claverei und Clavenhandel erschienen. Wilberforce erkannte, daß der letztere das Grausamste bei der Behandlung der Neger sei. Er wollte ihn im Parlamente bekämpfen. „Der allmächtige Gott hat es mir zur Aufgabe gestellt!“ heißt es in seinem Tagebuche. Es hatte sich schon eine Gesellschaft für diesen Zweck gebildet. Diese war sehr erfreut, ihn als Führer der Sache im Parlament zu gewinnen, so daß der Präsident dieser Gesellschaft schrieb: „Das Ansehen seiner Stellung als Mitglied für die größte Gracenschaft, der bedeutende Einfluß seiner persönlichen Verbindungen sichern bei seinem liebenswürdigen und untadelhaften Charakter unserer Sache jeden Vortheil.“ Wilberforce zeigte an, daß er am 2. Februar 1788 im Parlament einen Antrag auf Abschaffung des Clavenhandels stellen werde. Von allen Seiten liefen Bittschriften ein, und unter den bedeutendsten Mitgliefern im Parlament zeigte sich die günstigste Stimmung. Da wird Wilberforce plötzlich lebensgefährlich krank. Die Sache wurde verschoben. Doch er erholte sich unerwartet, und nun beschäftigte er sich auf das Eifrigste damit, Nachrichten einzusammeln, und sich Beweise für die aufzustellenden Behauptungen zu verschaffen. Aber auch die Gegner waren thätig. Kaufleute sowohl, als die Besitzer von Plantagen und Claven, glaubten dabei zu verlieren. In öffentlichen Versammlungen, Zeitungen und kleinen Schriften suchte man zu zeigen, die Abschaffung des Clavenhandels sei ungerecht,

bringe die Colonien und den englischen Handel in Gefahr. Aber Wilberforce schilderte in einer Rede vom 12. Mai 1789 die Ungerechtigkeit des Sklavenhandels, dessen verderblichen Einfluß auf die Völker Afrika's, auf die unglücklichen Opfer, auf die Colonien selbst so ergreifend, daß der berühmte Burke diese Rede für ein Meisterstück der Beredsamkeit erklärte, das von keiner Rede der alten griechischen Beredsamkeit übertroffen sei. Der Eindruck der Rede war allgemein ein günstiger. Die Gegner fürchteten die baldige Entscheidung. Sie verlangten, daß Zeugen verhört würden, und zogen dadurch die Sache so lange hin, daß in diesem und dem folgenden Jahre keine Entscheidung erfolgte. So gut Anfangs die Aussichten gewesen waren, so wirksam zeigte sich jetzt der Eifer und der Einfluß der Gegner. Der greise John Wesley schrieb ihm von seinem Todesbette aus: „Die göttliche Allmacht muß Sie berufen haben, den Kampf mit der Welt zu führen, sonst werden Sie durch den Widerstand der Menschen und Teufel besiegt werden. Aber, ist Gott für Sie, wer kann wider Sie seyn? Sind alle Feinde zusammen stärker, als Gott? D ermüden Sie nicht, Gutes zu thun! Schreiten Sie fort im Namen Gottes und in der Kraft seiner Stärke, bis die amerikanische Sklaverei für immer vor derselben verschwindet! Sie ist die schimpflichste, welche je unter der Sonne bestand. Das ist das Gebet Ihres John Wesley.“

Wilberforce hatte unterdeß die Zeugenverhöre durchgearbeitet, und in einer Rede am 18. April 1791 theilte er das Resultat, und was ihm sonst an Nachrichten zugekommen war, mit. Er vermied Alles, was die Gegner reizen konnte. Nur Thatsachen sollten beweisen. Er schloß: „Was man auch anführt, es kommt Großbritannien zu, sich dieser Sache anzunehmen. Die Hälfte dieses verbrecherischen Handels wird von seinen Unterthanen geführt. Da wir groß in der Schuld sind, so laßt uns auch bald mit der Reue anfangen. Es kommt einst ein Tag der Vergeltung, da wir Rechenschaft geben sollen von den Talenten, Fähigkeiten und Gelegenheiten, die uns verliehen sind. Möge es dann sich nicht zeigen, daß wir unsere größere Macht zur Unterdrückung unserer Nebenmenschen, und unsere größere Erkenntniß zur Verdunkelung der Schöpfung Gottes angewandt haben!“ Der Antrag wurde jedoch verworfen. Und da um diese Zeit die französische Revolution ausbrach, so brachte man die Vertheidiger der Neger mit den

Vertheidigern der französischen Menschenrechte zusammen. Dazu kam, daß in Domingo ein Negeraufstand erfolgte, aus dem viele Greuel entsprangen. Das, sagten nun die Eclavenhändler und-Besitzer, sind die Folgen der Abschaffung des Eclavenhandels. Viele Gutgesinnte, der König, die Prinzen, die angesehensten Männer wurden der Sache entfremdet. Die Stadt Liverpool setzte 10,000 Pfund aus, den Eclavenhandel zu vertheidigen. So waren auch im Jahre 1792 die Reden von Wilberforce, Pitt und Fox vergeblich; der erste wurde sogar von einem Schiffskapitän Kimber, der in Folge seiner Anklage wegen Grausamkeit beim Eclavenhandel eines Meineids überführt worden war, persönlich verfolgt. Da die Stimmung immer ungünstiger wurde, so glaubte man, Wilberforce selbst gebe die Sache auf. Als Jemand ihm deswegen schrieb, und ihn bat, doch nicht in seinem Werke müde zu werden, antwortete er: „Ich muß Einen Punkt Ihres Briefes berücksichtigen, daß ich in meinem Laufe ermatte, wie Sie sich rücksichtsvoll ausdrücken. Nichts ist unwahrer; es gehört zu den Verläumdungen, welche jeden Mann im öffentlichen Leben treffen. Seien Sie überzeugt, ich opfere diese große Sache nie den Gründen politischer Rücksichten, oder persönlicher Neigungen.“ Und Jahr für Jahr wiederholte er, wiewohl vergeblich, seinen Antrag. 1793 und 1794 wurde sogar der Antrag abgelehnt, daß englische Schiffe wenigstens keine fremden Colonien mit Eclaven versorgen sollten. Aber er führte ohne Furcht die Sache Gottes. Da rühmte sich einmal ein Westindischer Pflanzler, daß seine Eclaven gut genährt, gut gekleidet seien, und ganz gut wohnten. „Wie, rief Wilberforce aus, ist das Alles, worauf ein vernünftiges Wesen Anspruch hat? Gibt es keine Gefühle und Bedürfnisse des Herzens? Hat der Eclave Umgang mit einem Freunde, Glück in einer Familie? Vor Allem, wo ist für ihn das Licht des Glaubens, und die Hoffnung des ewigen Lebens? Ich bin weit entfernt, dem ehrenwerthen Herrn für die Nahrung, Kleidung und Wohnung zu danken; das heißt, den Menschen dem unvernünftigen Thiere gleichsetzen, und die höhern Eigenschaften unserer gemeinschaftlichen Natur verhöhnen.“ Seine Gegner fürchteten doch einen endlichen Erfolg. Sie setzten deshalb einen Antrag durch, die Sache vor die Versammlungen in den Colonien zu bringen, deren Widerwille dagegen bekannt war. Dadurch kam sie vor der Hand in's Stocken.

Am 12. August 1797 gab Wilberforce eine Schrift

heraus: Praktische Darstellung der religiösen Ansichten, welche unter den Bekennern des Christenthums in den höhern und mittlern Ständen herrschen, im Vergleich zu dem wahren Christenthum. Mehrere Freunde hatten ihm die Herausgabe des Buchs widerrathen. Der Buchhändler meinte, wenn er seinen Namen dem Buche vorsezte, so wollte er 500 Exemplare abzu- drucken wagen. In wenig Tagen waren aber diese verkauft, und in einem halben Jahre 7500 Exemplare in 5 Auflagen. Bis zum Jahre 1826 erlebte es 15 Auflagen, und wurde in die Hauptsprachen Europas übersetzt. Ein Freund, Lord Muncaster, schrieb ihm: „Ich danke Ihnen für Ihr Buch. Als Freund danke ich Ihnen dafür, als Mensch danke ich Ihnen doppelt; aber als Christ weiß ich von Nichts, als von Dankbarkeit und Anerkennung.“ „Ich preise die Vorsehung von Herzen, schrieb der Bischof Porteus von London, daß ein Werk solcher Art unter diesen schrecklichen Zeitumständen erschienen ist. Ich werde Gott inbrünstig bitten, daß es einen kräftigen und gesegneten Einfluß auf die Herzen der Menschen haben möge, und vor Allem auf mein eignes, welches dadurch schon zur Demuth, und, wie ich hoffe, auch zur thätigen Anwendung angeregt wird.“ Und ein alter, ehrwürdiger Geistlicher, Newton, schrieb unter Andern an ihn: „Eins dringt mir tief ins Herz, und regt mich auf, den Herrn Ihretwegen zu preisen. Ein Mann in Ihren Lebensverhältnissen, geplagt von den vielfältigsten Geschäften, und auf allen Seiten von Fallstricken umgeben, konnte es wagen, ein solches Buch zu veröffentlichen, ohne den Tadel der vielen Freunde und Feinde zu fürchten, unter denen Sie sich so viele Jahre bewegt haben. Die Macht des Herrn zu Ihren Gunsten erscheint nicht viel weniger augenfällig, als bei den drei Männern, welche mitten im Feuer unverseht und unversehrt blieben, oder als bei Daniel, welcher mitten unter den Löwen saß u. s. w.“ —

Am 30. Mai 1797 verhehlchte sich Wilberforce mit Barbara Anna Spooner. „Der Würfel ist geworfen, heißt es in seinem Tagebuch. Ich glaube, sie eignet sich ganz besonders für mich, und ich hoffe, Gott wird mich segnen. Ich will zu ihm beten. Ich halte sie für eine ächte Christinn, liebevoll, gefühlvoll, verständig in ihrer ganzen Weise, mäßig in ihren Wünschen, fähig, Glück und Unglück zu tragen. Wenn ich voreilig gewesen bin, so vergieb mir, o Gott! Ach wenn,

wie ich zuversichtlich glaube, wir beide dich lieben und fürchten, und dir dienen werden, dann wirst du uns segnen nach dem sichern Worte deiner Verheißung. Das Glück seiner Ehe wurde durch sechs Kinder erhöht. Die beiden Töchter starben vor ihm; drei Söhne widmeten sich dem Dienst der Kirche.

Von dieser Zeit an trat der Grundzug seines Charakters, geläutert durch die Erfahrungen in Christo, immer mehr hervor; doch thut sich dabei auch die schärfste Prüfung seines Seelenzustandes kund! So schreibt er noch im Jahre 1797 an seine Frau: „Laß uns nach dem Gefühle der Dankbarkeit streben, welches uns die erfahrene Güte eingeben muß! Wenn ich mein Loos mit dem fast aller übrigen mir bekannten Parlamentsmitglieder vergleiche, — o was für ausgezeichnete Segnungen sind mir gewährt worden! Ich war sorglos, zerstreut, ruhm-süchtig, und würde jetzt den Wirkungen des Ehrgeizes zur Beute geworden seyn, wäre nicht das Christenthum dazwischen getreten! Warum wurde ich ergriffen, und blieb ein Anderer sich selbst überlassen?“ Wir wollen Einiges aus einem Gebete mittheilen, das sich unter dem 19. Okt. 1803, als einem öffentlichen Bußtage, in seinem Tagebuche befindet. „Es kommt mir zu, mich an diesem Tage vor dem Herrn zu demüthigen, erstlich wegen der Sünden der Nation, besonders derjenigen, an welchen ich irgend einen Antheil habe. Und leider muß ich mich mit Recht der Sünden anklagen, die ich nicht genug zu hindern gesucht habe. Wenn ich wachsam gewesen wäre, und alle mir gewährten Gelegenheiten, Gutes zu thun und Böses zu hindern, benutzt hätte: wer weiß, ob nicht Manche, die jetzt Gott entfremdet und feindlich gesinnt sind, mit ihm bekannt und versöhnt worden wären? Wie viel Gelegenheit zu nützen habe ich als Parlamentsmitglied gehabt; als Schriftsteller, wo ich aufgetreten bin, und austreten konnte, als Freund, Bekannter, Hausherr! Wohin ich auch blicke, sehe ich unendlich viel Ursache zu tiefer Demüthigung. Wie viel Schuld könnte ich aufgehoben haben, und folglich wie viel Elend! — Götzendienst in Ostindien; Entheiligung Gottes bei uns; Sklavenhandel. — Und besonders, habe ich hinreichend zu Gott gefleht und gethan, was ich konnte, auf diesem Wege, daß man seine Hülfe anruft? — Ferner muß ich Gott anrufen wegen meiner eignen mannigfachen Uebertretungen. Diese habe ich besonders aufgezeichnet; sie sind mir gegenwärtig, und ich hoffe in Demuth, ich beklage sie vor Gott. Wir wissen nicht, welchen Austritten wir entgegen sehen. Mein

eigner Tod mag mir bevorstehn. O denn, meine Seele, so lange es Tag ist, schaffe, daß du selig werdest! Bete zu Gott! Für dich selbst, daß du angenehm gemacht werdest in dem Geliebten (Eph. 1, 6), daß du unterstützt werdest in allen Versuchungen, denen dich Gott auszusetzen gefallen könnte.“ (Es folgen jetzt Fürbitten für sein Vaterland, den König, die Minister, die öffentlichen Beamten, seine Freunde, die namentlich aufgeführt werden). „Laß mich innig und aufrichtig für unsere Feinde beten, daß Gott Mitleid mit ihnen habe, und ihre Herzen wende! Laß mich beten für alle meine Mitmenschen, für alle, die in heidnischer Unwissenheit leben, besonders für die armen Neger, sowohl in Afrika, als in Westindien! O Herr, suche sie endlich heim mit geistlichen Segnungen und mit der Beendigung ihrer zeitlichen Leiden! Amen. Und zu all meinem Flehn, und allen meinen Fürbitten laß mich reichliche und warme Danksgaben hinzufügen! Denn du, o Gott, hast deine Freundlichkeit uns und vor Allem mir reichlich erwiesen.“

Die jährlichen Anträge im Parlament auf Abschaffung des Sklavenhandels waren in den Jahren 1797 und 1798 wieder vergeblich gewesen. Endlich zeigten sich günstigere Aussichten. Im Jahre 1804 beschloß das Unterhaus mit einer großen Stimmenmehrheit, daß der Sklavenhandel abgeschafft werden sollte. Vom Oberhause hegte man dieselbe Hoffnung; aber zum größten Erstaunen Aller wurde der Antrag mit 77 gegen 70 Stimmen verworfen. Das war der Erfolg einer 17 jährigen Thätigkeit. „Nie, heißt es in Wilberforce's Tagebuch, hat irgend Etwas im Parlament einen solchen Eindruck auf mich gemacht. Als ich in der Nacht aufgewacht war, konnte ich nicht wieder einschlafen. Die armen Schwarzen kamen mir in den Sinn und die Schuld meines sündigen Vaterlandes.“ „Der Kummer, sagt er anderswo, den ich empfand, entstand, wie ich zuversichtlich hoffe, aus dem Mitleiden mit den armen Opfern, aber ich fürchte, daß zum Theil auch nicht so reine Gefühle sich einmischten, und den Schmerz erhöhten, so wie Verdruß darüber, daß ich nicht im Wege der Rede mehr und besser forcht, und daß in der Niederlage eine Schande liegt. O Herr, reinige mich! Ich verdiene nicht, — (Gott sei mir gnädig!) — die ausgezeichnete Ehre, das Werkzeug zu seyn, welches dieser schrecklichen und beispiellosen Schlechtigkeit ein Ende macht. Aber, o Herr, laß mich ernstlich zu dir beten, daß du dich dieser

Kinder der Trübsal erbarmest, und ihre Leiden beendigest. Leite und führe mich, daß ich so handeln möge, wie es deinem Willen am angenehmsten ist! Amen.“ Als nach der Abstimmung der erfahrene Sekretär des Unterhauses, Hatsel, ihm sagte, er solle die Sache nur aufgeben, er könne nicht erwarten, sie durchzusetzen, antwortete er: „Herr Hatsel, ich denke, es durchzusetzen, und zwar, was noch mehr ist, bald.“

Und wirklich zeigte sich eine gänzliche Umänderung in der öffentlichen Meinung. Im Jahre 1806 ging in beiden Häusern der Antrag durch, daß der Clavenhandel nach fremden Colonien verboten würde, und daß kein Schiff dazu gebraucht werden dürfte, das nicht schon früher dazu gedient hätte. Am 3. Febr. 1807 kam der Vorschlag Wilberforce's im Oberhause zur Abstimmung; er wurde mit 100 gegen 34 Stimmen angenommen. Im Unterhause trat nach einer glänzenden Rede Wilberforce's der Generalprokurator, Sir Samuel Romilly, auf, und ermahnte die jüngern Glieder des Hauses, sie sollten sich den Ausgang dieses Tages zur Lehre dienen lassen, wie sehr die Belohnungen der Tugend die des Ehrgeizes überträfen. Er verglich die Gefühle des Kaisers der Franzosen mit denen dieses Privatmannes, welcher heute sein Haupt auf sein Kissen legen werde mit dem Gedanken: „Der Clavenhandel ist nicht mehr.“ Da brach das Haus gegen seine sonstige Gewohnheit in ein dreimaliges Beifallrufen aus; 283 Stimmen waren für, 16 gegen die Abschaffung des Clavenhandels. Das Gesetz erhielt am 25. März 1807 die königliche Bestätigung. „O wie viel Dank, sagt Wilberforce, bin ich dem Geber alles Guten dafür schuldig, daß er mich in seiner gnädigen Fürsorge zu der großen Sache geführt hat, welche endlich, nach fast 19 jähriger Anstrengung, Erfolg gehabt hat!“

Aber Wilberforce ruhte jetzt nicht auf seinen Vorbeeren. Die Regierung wollte aus Sparsamkeit die christlichen Schulen auf Ceylon eingehen lassen; durch seine Verwendung wurden sie erhalten. Er bewirkte, daß die Missionare auf der Insel Trinidad von den Pflanzern nicht vertrieben werden durften, und daß die ostindische Compagnie dem Christenthum in Indien keine Hindernisse in den Weg legen durfte. Und als er sah, daß der Clavenhandel trotz des Verbotes noch betrieben wurde, und daß alles Andere fruchtlos war, so sah er sich endlich genöthigt, auf Abschaffung der Claven selbst anzutragen. Da mußte er denn wieder durch viele böse Gerüchte hindurchgehn;

aber die ertrug er leicht. Neben seinen Geschäften sorgte er besonders für seine Familie, indem er mit liebender Sorgfalt über seine Kinder wachte. Dabei lebte er in innigem Freundschaftsverkehr. Seinen Freunden half er zugleich in der Förderung ihrer christlichen, gemeinnützigen Zwecke mit seinem Geld, Rath und Einfluß, so der berühmten Hanna More, der frommen, hochbegnadigten Verfasserinn vieler praktischen christlichen Schriften, in Errichtung von Schulen für die Armen &c. Vor allem aber ließ er sich sein Seelenheil angelegen sehn; immer mehr zeigte sich in ihm die Dankbarkeit gegen Gott. Gerne nahm er Zurechtweisung an; ja er sah es für einen besondern Freundschaftsdienst an, wenn Jemand ihn auf seine Fehler aufmerksam machte. Ein um so strengeres Achten auf sich selbst war die Folge davon. Leicht hätte er wegen seines freundschaftlichen Verhältnisses zu Pitt in das Oberhaus kommen können; aber Wilberforce verschmähte es; er wollte einfacher Privatmann bleiben.

Im Jahre 1812 gab Wilberforce, theils seiner Kränklichkeit, (besonders litt er an den Augen), und herannahenden Altersschwäche wegen, theils um der Erziehung seiner Kinder zu leben, seinen Sitz für York auf. Von allen Seiten, seinen Wählern, Freunden, selbst von seinen entschiedensten Gegnern erhielt er die unzweideutigsten Beweise der Anerkennung. Die Wähler der Grafschaft York, so wie die von Hull sandten ihm besondere Dankadressen. Doch trat er für den kleinen Flecken Bramber wieder ins Parlament bis zum Jahre 1825.

Das Jahr 1814 brachte die Beendigung des europäischen Krieges. Wilberforce war mit an der Spitze der Vereine, zur Unterstützung der Deutschen, die durch den Krieg gelitten hatten. In Folge des Friedens kamen viele erlauchte Fremde nach London. Mit dem Kaiser Alexander hatte er mehrere Unterredungen, die sich meist auf den Sklavenhandel bezogen. Der König von Preußen sprach ihn, und sandte ihm ein Porcellan-Service zum Geschenk. Fürst Blücher sandte nach der Schlacht bei Belle-Alliance seinen Adjutanten nach England, mit dem Auftrage, dem Prinz-Regenten von England und Wilberforce Bericht zu erstatten. Ueber die Aufnahme dieser Fremden in England schreibt Wilberforce: „Wir haben nun, wie Hiskias, den Brunk unserer Reichthümer, unseres Goldes und Silbers aufgewiesen, wir haben die Fremden mit unsern Banketten gesättigt,

aus denen sie sich, wie ich höre, Nichts machen; warum haben wir sie, — außer einer Quäkerversammlung, — nicht zu ernsthaften Dingen geführt?"

In dem Badeorte Brighton kam er mit dem Prinz-Regenten, dem nachherigen König Georg dem Vierten, zusammen. Derselbe erinnerte sich, daß sie sich auf einem Balle der Herzoginn von Devonshire im Jahre 1782 schon kennen gelernt hätten. Wilberforce antwortete: „Wir beide haben uns, denk' ich, seit der Zeit sehr geändert.“ „Ja, erwiderte der Prinz, die lange Zeit muß uns eine große Veränderung gebracht haben.“ „Und noch etwas Besseres dazu, denke ich, Königliche Hoheit.“ Einer aus der Umgebung des Prinzen äußerte: „Wilberforce wird bei Ihnen nicht speisen.“ Der Prinz lud ihn ein, und setzte hinzu: „Sie sollten Nichts bei mir hören, was Sie verlegen könnte; es kommt vielleicht so Etwas zu einer andern Zeit vor, aber dann soll es nicht seyn.“ Er sorgte dafür, daß sich an der Tafel immer solche Männer bei Wilberforce befanden, welche christlich gesinnt waren. Da er auch von der Königin und andern Mitgliedern der königlichen Familie ausgezeichnet wurde, schrieb ihm ein Freund im Scherz: „Sie werden am Ende doch noch Pair werden.“ Aber er antwortete: „Ich kann unbesorgt erklären, daß ich aus der Welt gehen werde als William Wilberforce. Ich habe jetzt gar keinen Grund, den Namen für unbedeutend zu halten; denn dies einfache W. W. scheint zu einem hohen Grade von Höflichkeit, und sogar Rücksicht berechtigt zu seyn. Wirklich, wäre ich mit Titeln und Ordensbändern bedeckt, so könnte ich nicht mit mehr wahrer, ungekünstelter und unscheinbarer Herablassung behandelt seyn. Aber es giebt noch bessere Gründe, welche dieselbe Entscheidung empfehlen. Ich sehe immer mehr und mehr die Wahrheit der Behauptung ein, daß die Großen und Reichen dieser Welt am meisten unser Mitleid verdienen; ich bin sehr dankbar, nicht in eine Stellung gekommen zu seyn, welche meine Kinder noch größeren Gefahren aussetzt.“

Der Negerkönig Christoph auf Haiti bat unsern Wilberforce um sein Bildniß, und schickte ihm das seinige und das seines Sohnes. Im Jahre 1817 bat er ihn, ihm einen Erzieher für seinen Sohn, 7 Schullehrer und 7 Professoren für ein königliches Collegium, auch Bauern und Geräthschaften zu schicken. Zur Bestreitung der Kosten sandte er 6000 Pfd. Sterling. Wilberforce suchte die Männer aus, und war

im Begriffe, sie ihm zu senden, als der Tod des Königs im Jahre 1820 die Bemühungen vergeblich machte.

Seine Kinder lagen ihm sehr am Herzen. Sie zum Heilande hinzuführen, war sein stetes Streben. Das war auch sein Gebet zum Herrn, daß er sie möchte auf dem Wege der Wahrheit wandeln lassen. Einem elfjährigen Sohne schreibt er: „Mein theures Kind wird, hoffe ich, während es von seinem irdischen Vater getrennt ist, desto ernstlicher zu dem himmlischen aufschauen, der über Alle wacht, die sich auf ihn verlassen. Versuche in allen Stücken, deinem Bruter Gutes zu erweisen; denke an meinen Rath, und sei nicht damit zufrieden, daß du nicht unfreundlich bist, sondern strebe danach, ausdrücklich wirklich freundlich zu seyn! Vor Allem denke daran, daß das Gebet das große Mittel ist, voranzuschreiten. Du hütest dich vor einem wilden Thiere, so hüte dich vor umherschweifenden Gedanken während des Gebets und der Andacht! Nichts betrübt den h. Geist mehr, als wenn wir willig zugeben, daß unsere Gedanken umherstreifen, und sich auf irgend einen fremdartigen Gegenstand richten, der uns gerade beschäftigt. Möge Gott dich segnen, mein theuerster Sohn! Ich denke, du bist darin weiter gekommen, kleine Entbehrungen und Widerwärtigkeiten zu ertragen. Ich hoffe, daß Gott meine Gebete erhören, und dich zum Trost und zur Stütze meiner letzten Jahre machen wird.

Im Jahre 1821 starb seine älteste Tochter Barbara. Darüber schreibt er an Lord Teignmouth: „Ich werde nie die Zärtlichkeit, den Glauben, die Liebe und die Andacht vergessen, mit welcher sie, nachdem auf ihren Wunsch alle Uebrigen sich entfernt hatten, ihr letztes hörbares Gebet für sich und uns aussprach. Gehalten durch eine demüthige Hoffnung auf die Gnade Gottes in ihrem Erlöser und Fürsprecher, war sie im Stande, ihre Leiden mit Geduld und Ergebung zu tragen, und eine Fassung zu bewahren, über welche sie sich selbst verwunderte. Ich bin in der Dankbarkeit gegen den Geber alles Guten fast verpflichtet, meine Freunde aufzufordern, daß sie sich mit mir über den Beweis der göttlichen Güte freuen. Das Bewußtseyn von dem Wohlbefinden unseres Kindes ist ein Stärkungsmittel von unschätzbbarer Wirksamkeit.“

Mit der Heiligung des Sonntags nahm Wilberforce es sehr ernsthaft. Ihn wollte er ganz zur Ehre Gottes und zur Sorge für sein Seelenheil anwenden. Als er kurz vor der Audienz, die er bei dem russischen Kaiser Alexander

hatte, einen ausführlichen Brief schrieb, ihn zur Mitwirkung für die Abschaffung des Sklavenhandels aufzufordern, verwendete er, von Arbeit überhäuft, zu diesem Briefe einige Stunden des Sonntags. An diesem Tage, dem 17. April, schreibt er: „Ich bleibe heute wegen einer Erkältung zu Hause, und bin im Begriffe, nach einem Gebet um den göttlichen Segen, an meinem Brief für den Kaiser zu schreiben. Gewiß gefällt diese Arbeit ihm, der da sagt: Gehorsam ist besser, denn Opfer. Ich kann offen in der Gegenwart dessen sagen, der die Herzen durchforscht, daß ich mich nicht damit aus Neigung beschäftige, sondern weil die Zeit sehr drängt, und die Sache ganz besonders zum Ruhme Gottes und zum gegenwärtigen und ewigen Glücke der Menschen abzwackt.“ Dennoch schreibt er am folgenden Sonntage: „Ich will die besondern Pflichten des Tages nicht wegen meiner Arbeiten für die Sklaven versäumen. Obgleich ich mich am letzten Sonnage in dem aufrichtigen Wunsche nach Gottes Wohlgefallen daran setzte, empfand ich doch keine Befriedigung. Und ich bin gewiß, ich könnte in dieser letzten Woche viermal mehr Zeit für die Sache gewonnen haben, als ich am Sonntag dafür bestimmte. . . . Wie betrübend ist es, daß Ludwig XVIII. heute nach Frankreich abreist, und sowohl selbst einen Sonntag auf der Reise zubringt, als auch unzählige Andere vom Gottesdienst zurückhält! O vergieb ihnen diese große Sünde, daß sie deine Gesetze übertreten in dem Augenblick, da sie deine Gnade erfahren! Was für Undankbarkeit, und ohne Versuchung dazu! O wie betrübend, daß Keiner den Muth gehabt hat, es ihnen zu sagen! O Schande, o Schande! Vergieb, o Herr, und strafe nicht unser Land für diese Undankbarkeit und Feigheit!“

Wilberforce hatte den Frieden, den die Welt nicht geben kann. Er erzählte einmal: „Ich begegnete einst einem hochgestellten Mann und frühern Jugendbekannten, den ich viele Jahre nicht gesehen hatte, und redete ihn an: „Sie und ich, Mylord, waren früher recht gut mit einander bekannt.“ „Ach, sieh da, Herr Wilberforce, erwiderte er freundlich, Sie und ich sind nun aber auch sehr viele Jahre älter.“ „Ja, das ist wahr, und ich für mein Theil kann in Wahrheit sagen, daß ich es nicht bedauere.“ „Nicht?“ sagte jener mit eiliger und fast ungläubiger Stimme, und mit einem mir unvergeßlichen Blick, der eben so viel Verwunderung, als Niedergeschlagenheit ausdrückte.

Nachdem er noch im Parlamente angefangen hatte, auch die Befreiung der Sklaven zu beantragen, und dann diese Angelegenheit den Händen seines Freundes Howell Buxton übergeben hatte, schied er 1825 ganz aus dem Parlamente. Von allen Seiten bedauerte man seinen Entschluß. Pitt sagte von ihm: „Von allen Menschen, die ich je gekannt habe, besitzt er die größte natürliche Beredsamkeit.“ Ein Freund schrieb an ihn: „Es muß Ihnen wohlthun, daß der sittliche Ton im Unterhause sowohl, als in der Nation überhaupt, viel höher ist, als da Sie zuerst in das öffentliche Leben eintraten. Es kann kein Zweifel seyn, daß Gott Sie zu dem gesegneten Werkzeug gemacht hat, viel zu dieser Besserung beizutragen. Ich wollte, es gäbe mehrere Elisa's, auf welche Ihr Mantel fiele. Das Gebet von Tausenden wird Ihnen in das Privatleben folgen, und das meinige wird fortwährend darauf gerichtet seyn, daß Ihr werthvolles Leben bis zu dem spätesten Zeitraum als ein Segen für Ihre Familie, für die Kirche Gottes und für die Welt möge erhalten bleiben.“

Wilberforce wohnte von jetzt an auf einem Landsitze zu Highwood Hill, 10 Meilen von London. Er widmete seine Zeit hauptsächlich seiner Familie; unterließ aber auch nicht, nach Kräften die großen Aufgaben seines Lebens mit Rath und That zu fördern. Drei Jahre vor seinem Tode trafen ihn noch schwere Heimsuchungen. Er wollte auf dem Gute eine Kirche bauen. Verschiedene Hindernisse verzögerten die Ausführung; ja man suchte in Schriften seinen Charakter zu verächtigen, als sei seine Theilnahme an dem Wohlergehn der Gemeinde nur ein Vorwand seiner Heuchelei und Habsucht. Da mußte er sich in seinem 70. Jahre dagegen vertheidigen! — Durch einen Versuch, seinem ältesten Sohne ein Gut zu kaufen, verlor er den größten Theil seines Vermögens. Er mußte seinen Landsitz aufgeben, und wohnte abwechselnd bei den jüngern Söhnen: „Was ich wohl am meisten vermissen werde, schrieb er in sein Tagebuch, sind meine Bücher und mein Garten, wiewohl ich gestehe, ich empfinde es auch ein wenig, daß ich nun nicht meine Freunde bitten kann, eine Mahlzeit bei mir einzunehmen, oder eine Nacht unter meinem Dache zuzubringen. Eine gütige Vorsehung hat mich befähigt, mit Wahrheit Davids Ausspruch zu dem meinigen zu machen, daß Gutes und Barmherzigkeit mir gefolgt ist all mein Lebenlang, und jetzt, wenn der dargereichte Becher einige bittere Bestandtheile enthält, so kann doch

kein Trank unangenehm schmecken, welcher von einer solchen Hand kommt." Er hatte immer eine große Freigebigkeit geübt; in einem Jahre finden sich in seinem Tagebuch als verschenkt 3000 Pfd. Sterling (20000 Thlr.). Jetzt wurde ihm von sechs Seiten ein Wiederersatz seines Vermögens angeboten; aber er glaubte, es komme ihm zu, seine Lebensweise nach seinem gegenwärtigen Einkommen einzurichten.

In demselben Jahre nahm ihm Gott seine einzige noch lebende Tochter. „Gott sei gepriesen, sagte er während ihrer Krankheit, wir haben allen Grund, dankbar für ihren Seelenzustand zu seyn. Eine heilige, ruhige, demüthige Zuversicht zu ihrem Heilande befähigt sie, mit christlicher Hoffnung in das dunkle Thal einzutreten.“

Allenthalben widerfuhr ihm die größte Anerkennung; doch war sein Herz gegen jeden Eindruck des Ehrgeizes verwahrt. Er sagt einmal: „Wie freundlich benahmen sich Alle gegen mich! Sie machten mir Platz, und behandelten mich, als ob ich ein großer Mann wäre.“ Kam er mit seinen Jugendfreunden zusammen, so unterließ er nie, sie auf das Eine, was Noth thut, aufmerksam zu machen. Bei dieser Gelegenheit sagte einst Jemand: „Wenn Sie auch recht haben, so ist es doch zu spät für mich.“ „Nein, antwortete ernst Wilberforce, es ist nicht zu spät. Unser Herr sagt: Wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen.“

Im April 1833 ließ er sich bewegen, öffentlich für die Abschaffung der Slaverei zu reden. Er sagte dabei, man müsse den Sklavenbesitzern die Entschädigung von 20 Millionen Pfund (134 Millionen Thlr.) gewähren. Bald darauf erkrankte er. Im Mai ging er nach Bath, um die dortigen Bäder zu gebrauchen. Aber er fühlte, daß sein Körper der Krankheit erliegen werde. Sein jüngster Sohn Henry befand sich in diesen Tagen bei ihm, und erzählte: „Am 6. Juli wurde er plötzlich beim Mittagessen krank. Ich eilte zum Arzte, und als ich wieder kam, lag er im Bette. Er litt viel an Schwindel, aber seine Worte waren: „Ich denke an die große Gnade Gottes, daß er mich mit einer Krankheit von dieser Art prüft. Sie ängstigt mich, aber ist fast ohne Schmerzen. Ein härteres Leiden würde ich mit diesem Körper kaum ertragen.“ Am 7., einem Sonntage, sagte er zu seinem Sohne: „Denke daran, mein lieber Henry, daß es Sonntag Morgen, und unsere Zeit hier immer sehr kurz ist. Gewiß erzeugt mir Gott

in der Weise meiner Entlassung, so weit es bis jetzt ergangen ist, viel Gnade. Ich bin jetzt nicht so im Stande, die h. Schrift zu lesen, als ich es wünschte, aber ich freue mich, daß ich mich mit ihr bekannter machte, als ich stärker war. Denke daran, daß unser Heiland vom Himmel gekommen ist, und daß, wenn wir schon kleine Schmerzen empfindlich fühlen, er sich aber allen den größten Schmerzen willig unterworfen hat, daß er sich die Nägel hat durch seine Hände schlagen lassen. Gewiß erregt der Gedanke an die Leiden unsers Heilandes Erstaunen und Bewunderung; ich bin ganz davon übertäubt." Einige Tage später sagte er: „In Rücksicht auf mich habe ich Nichts so sehr mit Nachdruck zu wiederholen, als die Worte des Zöllners: Gott sei mir Sünder gnädig!“ „Ihr Alle müßt euch, sprach er ein anderes Mal, mit mir im Gebet vereinigen, daß der kurze Rest meines Lebens zur Erlangung eines heiligen Sinnes angewendet werden möge, welcher mich für den Himmel bereite. Und dort hoffe ich euch Alle wieder zu treffen.“ Am 19. Juli kehrte er nach London zurück, um den Rath seines dortigen Arztes zu benutzen. Er selbst erwartete seine Wiederherstellung nicht. „Ich bin ängstlich, sagte er, den kurzen Rest der Zeit, welchen Gott mir noch gewährt, zu der Förderung meiner Einigung mit Christo und zu der weitem Erlangung des h. Geistes anzuwenden. Was ich allein bete, ist dasselbe wie in der Familie: um Vergebung und Gnade.“ Als er viele Besuche erhielt, sprach er: „Allgemein beliebt zu seyn, ist eine gefährliche Sache. Das Gegenmittel liegt besonders in dem Bewußtseyn: Wie ganz anders würden sie mich ansehen, wenn sie mich wahrhaft kenneten!“ Freitag, der 26. Juli, war ein herrlicher Sommertag. Er ward in einem Stuhl an die Luft gebracht, um den Anblick auf Rasen und Bäume zu genießen, was ihm eine der größten Lebensfreuden gewesen war. An diesem Tage geschah im Parlament die zweite Lesung der Bill für die Abschaffung der Sklaverei, und das Letzte, was Wilberforce von den Angelegenheiten des Staates erfuhr, war, daß dies Werk, dem er sein Leben gewidmet, vollbracht sei. Da sprach er: „Ich danke Gott, daß ich habe leben dürfen, ein Zeuge des Tages zu seyn, da England bereit ist, zwanzig Millionen Pfund für die Abschaffung der Sklaverei zu geben.“ An diesem Abend fühlte er sich besser. Er äußerte über seine Umgebung: „Meine größte Freude in dieser Welt ist, daß ich weiß, es giebt einige Menschen, deren Herz wahrhaft an mir hängt. Was kann ein Mensch

zum Schluß seines Lebens mehr wünschen, als von seinen Kindern und seiner Frau gepflegt zu werden, welche ihn alle mit so übereinstimmender Freundlichkeit und Liebe behandeln?!" Sein Sohn sagt von diesem Abend: Es ist an ihm merkwürdig, daß er wenig Vorempfindung zu haben scheint, obgleich er sein Ende für nahe, für viel näher hält, als der Arzt und wir glauben. Er spricht wenig davon, als ob er nach zukünftiger Seligkeit aussehe, sondern er scheint mehr wie ein Mensch mitten im wirklichen Genuß des Himmels. Er redet fast nur, um sein Gefühl der Dankbarkeit auszudrücken, und zu beschreiben, wie viel Ursache er zur Erkenntlichkeit habe." Am Samstag Morgen schien die Besserung fortzudauern. Doch kehrte am Abend seine Schwäche wieder. Am folgenden Tage erfuhr er eine Reihe von Schlaganfällen; es folgte viel Leiden, und er verlor auf einige Zeit die Kräfte des Gedächtnisses. Als die Schmerzen am Sonntag eine Zeit lang Etwas nachließen, sagte er in Beziehung auf seinen Körper: „Ich bin in einem leidenden Zustande.“ „Ja, war die Antwort, aber Sie haben Ihren Fuß auf dem Felsen.“ „Ich wage nicht, erwiderte Wilberforce, so bestimmt zu sprechen, aber ich hoffe, ich habe.“ Dies waren seine letzten Worte; nur noch Ein Seufzer wurde gehört, und er war bei seinem Heilande. Er starb um 3 Uhr Morgens, Montag den 29. Juli, in einem Alter von 73 Jahren, 11 Monaten.

Die Nachricht von seinem Tode machte überall den größten Eindruck. Das Parlament beschloß, daß er in der Westminster-Abtei unter den großen Männern des Landes beigesetzt werden sollte. Bei dem Leichenbegängnisse folgten die Mitglieder beider Häuser, und unter den Trägern des Leichentuchs befanden sich der Herzog von Gloucester, der Lord Kanzler und der Sprecher des Unterhauses. In York und Hull wurden öffentliche Versammlungen gehalten: die Grafschaft errichtete ihm zu Ehren ein Hospital für Blinde, und seine Vaterstadt eine Denksäule. In Westindien, wie in New-York, legte die farbige Bevölkerung bei der Nachricht von seinem Tode Trauer an.





Elisabeth Fry, geb. Gurney.

(Geb. 21. Mai 1780, gest. 13. Oktober 1845.)

„Ich bin gefangen gewesen, und ihr seid zu mir gekommen.“ Matth. 25, 36.

Elisabeth's Aeltern waren John Gurney und Katharina Bell, denen diese Tochter, das dritte von zwölf Kindern, zu Norwich am 21. Mai 1780 geboren wurde. Die Familie gehörte der »Gesellschaft der Freunde« (Quäker) an. Der Unglaube, der damals in der englischen Kirche herrschte, übte seinen Einfluß auch im Hause der Gurney aus, und wirkte, besonders nach dem frühen Tode der Mutter, auf die Kinder schädlich. Diese wachte freilich treu über sie, so lange sie lebte; sie suchte ihre Kinder zum Gebet und zur Frömmigkeit anzuleiten, und las fleißig mit ihnen die h. Schrift. Diese

Muttersorge trug später die reichsten Früchte. Bei ihrem Tode war ihr Liebling, Elisabeth, zwölf Jahre alt. Sie hatte mit großer Liebe an ihrer Mutter gehangen. Acht und zwanzig Jahre später schreibt sie von dieser Zeit: „Meine Erinnerungen gehen bis zum Beginn des dritten Lebensjahrs hinaus. Wir brachten damals den Sommer in Bramerton, einem lieblichen Orte, zu. Hier wurde mein Sinn für Naturschönheit geweckt; denn die dort empfangenen Eindrücke sind noch lebhaft in meiner Erinnerung. Wenn die Mutter von Adam und Eva im Paradiese erzählte, mußte ich mir dieses immer wie unsern Garten in Bramerton denken. Doch nicht nur die Schönheit der Gegend, die Bäume, Blumenhügel und Bäche haben sich meinem Gedächtnisse eingeprägt, auch die Gestalt der armen „Betty Cinar“, wie man sie zu nennen pflegte. — Hier lernte ich zuerst auf das Elend der Armen merken. . . .

Eine tiefe Ehrfurcht vor Vater und Mutter erfüllte mich, und nur einmal erinnere ich mich, daß diese mich bestraft, und da sie die Thränen der Betrübniß für Thränen der Unart hielt, hab ich einen Schmerz empfunden, der noch unvergessen ist. — Meine lebhafteste Einbildungskraft verleitete mich auch einmal, und nur dies eine Mal, eine wirkliche Unwahrheit zu sagen, und zwar gemeinsam mit zweien meiner Geschwister.“ —

Für Elisabeth wurde die Zeit vom vierzehnten bis zum siebenzehnten Jahre eine Zeit großer Gefahren und schwerer Kämpfe. Ihr Vater war reich, sie wurde von der Welt gelockt, von Vielen wegen ihres anmuthigen Wesens gesucht, daher mancherlei Versuchungen ausgesetzt. — Sie war eine gewandte Reiterinn, liebte Gesang und Tanz, die beide jedoch nur im häuslichen Kreise geübt wurden. Ihre Stimme war süß und melodisch; beim Tanz fiel ihre zarte, schlanke Gestalt, mit der Fülle blonden Haars und dem schönen Ausdruck ihrer Züge auf. Sie liebte damals prunkende Kleidung. Beim Reiten trug sie oft scharlachrothes Gewand und purpurfarbige Schuhe.

Oft wurde sie aber auch aus dem Zustande der Gleichgültigkeit aufgerüttelt, und ihre Tagebücher zeugen davon, daß sie nach Wahrheit rang. „Ich zweifle an Allem,“ schreibt die damals siebenzehn Jahre alte, in der Gesellschaft glänzende Elisabeth. „Wenn nicht ein Wunder geschieht, so werden meine Gaben von Rost und Motten verzehrt werden; sie werden ihren Glanz und ihre Kraft verlieren, und an jenem Tage mir zum Fluche gereichen, statt zum Segen.“

Im Jahre 1798 kam William Savery, ein Abgeordneter der „Gesellschaft der Freunde“ in Amerika, nach England. Da er selbst erst vor einigen Jahren aus einem weltförmigen Leben zu Christo war bekehrt worden, so war er am besten im Stande, ihre Zweifel zu lösen. „Heute habe ich gefühlt, daß ein Gott ist,“ schreibt sie nach einer Predigt, die sie von ihm gehört hatte. „Von da an bin ich nicht erwacht, ohne den Gedanken an Gott,“ sagt sie an einem andern Orte.

Um diese Zeit wurde sie von ihrem Vater zu einem Besuche in London veranlaßt. Als sie nämlich entschiedener mit ihrer Sinnesänderung austrat, glaubte er wohl, sie dadurch von ihrer Schwärmerei auf andere Gedanken zu bringen. Unter dem Schutze ihrer dortigen Verwandten brachte sie mehrere Wochen in London zu; aber die Vergnügungen hatten ihren Einfluß auf sie verloren; entschiedener als je kehrte sie zurück. Dreißig Jahre später (1828) schreibt sie von diesem wichtigen Zeitabschnitte: „Der Aufenthalt in London war der entscheidende Wurf meines Lebens. Eins der wichtigsten Ergebnisse war die Ueberzeugung, daß diese Dinge (weltliche Vergnügungen) vom Uebel sind, da ich ihre Wirkungen sah und empfand. Ich gab aus freier Wahl allen Besuch öffentlicher Vergnügungsorte auf, weil ich sehe, daß sie nur Schlimmes wirken, sodaß ich, wenn auch vielleicht nicht selbst dadurch Schaden nehmend, doch, indem ich sie besuchte, Andern Ursache zum Schaden wurde, durch meine Gegenwart das fördernd, was ihnen Verderben brachte. Dies gilt insbesondere vom Schauspiel und dem Concertgesang. Ich empfand die Leere und Thorheit der Freuden dieser Welt, die fern davon, das Herz zu befriedigen, es nur unruhig und kraftlos machen. Die wahre Freude ist unschuldiger Art; sie dient zur Erheiterung, bleibt aber immer dem heiligen Gesetz des Kreuzes Christi unterworfen.“

Früher, als sie noch gleichgültig gegen Gott war, hatte sie einen Traum gehabt, dessen Bedeutsamkeit ihr jetzt auffiel: „Während geraumer Zeit gingen selten mehr als ein Paar Nächte, höchstens eine Woche vorüber, daß ich nicht den Traum gehabt hätte, ich würde von der See hinweggespült, bald auf die eine, bald auf die andere Art. Ich empfand dabei alle Schrecken des Ertrinkens, sowie die Freude des Gerettetwerdens. Da kam William Savery nach Norwich. Ich hatte angefangen, das neue Testament mit Nachdenken zu lesen, und er öffnete mir gleichsam die Augen, daß ich sahe, was Religion

eigentlich sei; indeß bald fielen sie mir wieder zu. Des Tages aber, da ich zuerst empfand: jetzt habe ich wirklich und wahrhaftig Glauben empfangen, da träumte mir in der Nacht: Die See steige empor, wie sonst, um mich hinwegzuspülen; ich aber war außerhalb ihres Bereiches, war ihrer Macht, mich hinwegzureißen, entrückt. Seit jener Nacht sind die alten Träume weggeblieben."

Diese ganze Zeit hindurch war ihre größte Freude, der Nothdurft der Armen und Leidenden abzuhelpen. „Ich fühlte mich nie glücklicher, als wenn ich Jemand auch nur den kleinsten Liebesdienst erzeigen, oder eine Sorge erleichtern konnte.“ Bald tröstet sie einen kranken Diener am Sterbebett mit der Hoffnung der Unsterblichkeit, besucht und pflegt die Kranken der Umgegend, bald versammelt sie eine Schaar armer Kinder Sonntags um sich, die sie unterrichtet. Sie fing mit einem armen Knaben, Wilhelm, an; nach und nach wuchs die Zahl bis auf siebenzig, die sie ganz allein, ohne Klassenordnung, und ohne alle Hülfsmittel, die eine solche Arbeit jetzt erleichtern, zu fördern wußte.

Im Jahre 1799 nahm sie das „Du“ im Umgang mit Zedermann, wie es die Quäker haben, an, und das schieferfarbene Gewand derselben. Damit hatte sie ein für allemal mit der Welt gebrochen. Sie ward so auf einmal allen Anfordrungen derselben und manchen Versuchungen enthoben. Ihre Ehe mit Joseph Fry (sprich: „Frey“) im Jahre 1800 führte sie nach London in die „Gesellschaft der Freunde“, und stattete sie zugleich mit reichen äußern Mitteln aus, die später einer weitgreifenden Wirksamkeit dienstbar wurden.

Bis zu ihrem 36. Lebensjahre gehörte Elisabeth vorzugsweise nur ihrer Familie an. Als Mutter von elf Kindern erzog sie dieselben mit zärtlicher Sorgfalt und seltener Treue. Sämmtliche Familiengenossen wurden nach und nach in den Kreis ihres Glaubenslebens und der aus demselben hervorgehenden Bestrebungen gezogen. Ihr ausgezeichnete Bruder, Joseph Gurney, widmete sich, wie ihr Schwager, Thomas Fowell Burton, der Slavenbefreiung; sie wagten mit ihrem Freunde Wilberforce, den langen und schweren Kampf im Parlament. Elisabeth fand in London viele Gelegenheit, ihrem Hang zur Wohlthätigkeit nachzugehen; sie war eine treue Freundin der Armen.

An einem kalten Wintertage sprach eine arme Frau sie auf

der Straße um ein Almosen an; sie trug ein am Keuchhusten erkranktes Kind auf dem Arm. Frau Fry erbot sich, sie nach Hause zu begleiten, und ihrer Noth abzuhelpfen. Dies lehnte jene ab; aber Elisabeth folgte ihr in eine ärmliche Gasse, wo in einem kleinen Hause viele kleine, franke Kinder lagen, die aller und jeder Pflege entbehrten. Als sie am andern Tage ihren Arzt hinschickte, war das Haus leer, und auf Nachfragen erfuhr man, daß jene Armenkinder dem Weibe in Pflege gegeben worden seien. Diese aber hatte sie nicht allein in diesem Zustande erhalten, um Bettelei mit ihnen zu treiben, sondern auch, ihr Leben zu verkürzen, und so, indem sie ihren Tod verhehlte, die spärliche Vergütung für ihren Unterhalt fort zu beziehen.

Ein anderes Mal fiel ihr ein anständig gekleidetes Frauenzimmer auf der Straße auf, die sehr bekümmert aussah. Sie bat nicht um Hülfe. Aber Elisabeth redete sie an, und bat sie, ihr die Ursache ihres Kammers zu nennen. Sie hörte nicht auf, zu bitten, und führte sie in das Haus ihres Bruders, der in der Straße wohnte. Hier erzählte ihr die Unglückliche ihr Leid. Sie bedurfte keiner Unterstützung an Geld, aber den Rath eines frommen und besonnenen Freundes. Sie gestand, daß sie auf dem Wege zur Themse gewesen sei, um dort ihrem Leben ein Ende zu machen. So wurde diese Unglückliche vom zeitlichen und ewigen Verderben errettet.

Im Jahre 1808 wurde sie an das Sterbebett ihres Vaters gerufen. Bei seiner Bestattung wurde an ihr zum ersten Male die Macht des Gebets, mit dem sie später so Viele zu Gott bekehrte, erkannt. Sie sagt: „Ich war ganz still stehen geblieben, bis man eine Bewegung machte, aufzubrechen. Da konnte ich dem innern Zuge nicht widerstehen; ich sank auf die Knie mit den Worten: Groß sind deine Werke, Gott, du Allmächtiger; gerecht und wahrhaft sind alle deine Wege, du Heiliger! Nimm gnädig an das Opfer unseres Dankes! — Mehr redete ich nicht, denn mehr ward mir nicht gegeben. Ich stand auf, und eine sanfte Ruhe, ein Gefühl erneuter Kraft, geistig und leiblich, erfüllte mich.“ — Die Quäker haben keine bestallte Diener des Wortes. Wer sich vom Geiste Gottes getrieben fühlt, sei es Mann oder Weib, tritt auf. Wenn die Versammlung das Eine oder das Andere ihrer Glieder in dieser Beziehung als besonders befähigt erkennt, so schickt sie es oft zu andern Gemeinden, für erbauliche und gemeinnützige Zwecke. Auch Elisabeth wurde von der Gemeinde als „Zeuge des Wortes“ anerkannt. — Aber auch da blieb es ihr Streben, über den größeren Angelegenheiten nicht

die kleineren zu vernachlässigen, und Alles mit gleicher Treue auszurichten.

Sie gründete in Plashet, ihrem schönen Landsitze unweit London, eine Mädchenschule, die bald von siebenzig Kindern besucht wurde. Sie kleidete und speiste Hunderte von Armen. Unfern von ihrem Landsitze war eine Niederlassung von Irländern. Man sah hier zwei lange Reihen elender Hütten, die Fenster mit Lumpen oder Löschpapier verklebt, Pfügen schwarzer Jauche vor den Thüren, barsüßige Kinder, Mütter mit struppigem Haar, Schweine in vertrautem Umgange mit der Familie, ein Paar Hühner, die mit den Kindern die Kartoffeln theilten. Wohl aufgeschürzt suchte Elisabeth ihren Weg durch Kinder und Ferkel, verfallene Stiegen hinauf, durch enge Gänge, um oben angelangt, geduldig das Klagelied der Noth und des Wehs zu vernehmen. Um sie mehr an Ordnung zu gewöhnen, gab sie, als Ermunterung, kleine Geschenke, bewog sie, die Kinder in die Schule zu schicken, und theilte Bibeln unter sie aus. In einem strengen Winter fuhr sie in einem Wagen voll wollener Röcke und Kleider nach „Trisch Row“, — so hieß diese irländische Colonie, — um dieselben durch ihre Kinder vertheilen zu lassen. — Sie redete der Kuhpockenimpfung eifrig das Wort, und übte sie mit geschickter Hand selbst. Zuweilen hielt sie ordentliche Umschau, sodas bald die Pocken in den Dörfern der Umgegend ausstarben. — In der Nähe von Plashet pflegten die Zigeuner auf ihrem Zuge zu einem benachbarten Jahrmärkte ihre Zelte aufzuschlagen. Ein krankes Zigeunerkind, dessen Mutter bei Frau Fry Hülfe gesucht hatte, ward der Anlaß, daß diese das Lager besuchte, und den Besuch jährlich wiederholte. Sie theilte Kleider und Heilmittel an Jung und Alt aus, um so ihren Seelen nahe zu kommen.

Im September 1811 wurde die erste Versammlung der Bibelgesellschaft in Norwich gehalten. Elisabeth Fry war mit ihrer Familie zugegen. Hier trat sie zum ersten Mal öffentlich auf. Mr. Hughes, der Sekretär der Gesellschaft, sagt davon: „Ihre Weise war so eindringlich, die Worte so angemessen, daß Keiner der gegenwärtig Gewesenen den Eindruck vergessen, oder je ohne innere Herzensbewegung daran zurückdenken wird. Wenn das erste Gefühl Befremdung war, so war das zweite ein heiliger Schauer, und das dritte die Inbrunst der Andacht.“ — Am 1. Januar 1813 schrieb sie in ihr Tagebuch: „Endlich ist mir der Wunsch gewährt, den größten Theil meiner

Hausgenossen zum Lesen der h. Schrift Morgens um mich zu versammeln. Ich habe mit viel Schwierigkeiten, Widerwillen und Laune zu kämpfen gehabt, sodaß ich meines geliebten Gatten Beistand in Anspruch nehmen mußte. Es war recht angreifend am ersten Morgen; allein seit ich das Werk angegriffen habe, ist ein ungemeiner Friede über mich gekommen.“ Ihr Wahlspruch war und blieb: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen!“ Deswegen ließ sie sich auch die Wahl der Dienerschaft sehr angelegen seyn, und suchte ihr geistiges und leibliches Wohl nach Kräften zu fördern.

Im Jahre 1813 beginnt mit dem denkwürdigen Besuch im großen Gefängniß zu Newgate in London in Elisabeths Leben ein neuer Abschnitt. Damals waren dort in zwei Sälen und zwei Zellen, die ungefähr 190 Quadrat-Ellen Flächenraum enthielten, 300 Weiber zusammengepfercht: solche, die noch nicht verurtheilt waren, und die, welche bereits ihr Urtheil empfangen hatten. Ohne Rücksicht auf die Größe ihrer Vergehen, ohne Unterschied und ohne Klassenordnung, waren sie unter der Aufsicht eines Mannes und seines Sohnes vereinigt. Ihre Freunde durften sie besuchen; sie hatten eine Anzahl Kinder bei sich; hier kochten, wuschen, schliefen sie. Hier sah man sie öffentlich Branntwein trinken, der in einer Schenke im Gefängniß selbst feil war. Das Ohr wurde durch die schrecklichsten Flüche beleidigt; Alles starrte vor Schmutz, und der Geruch war unerträglich. — Begleitet von einer Freundin betrat Elisabeth Fry diesen Ort. Der Gouverneur hatte sie zurückhalten wollen, und suchte sie zu bereden, wenigstens Uhr und Börse abzulegen. „Ich danke dir, sagte Elisabeth; ich fürchte mich nicht, ich denke, ich werde auch nichts dabei einbüßen.“ In einem Raume befanden sich ungefähr 160 solcher Unglücklichen. Elisabeths hohe Gestalt, ihre Ruhe und Würde übte einen wunderbaren Einfluß auf sie aus. „Ihr scheint sehr unglücklich, sagte sie zu den Gefangenen, ihr entbehrt der Kleidung: würde es euch nicht lieb seyn, wenn Jemand käme, eurem Mangel abzuhelpen?“ „Gewiß, antworteten sie; aber Niemand kümmert sich um uns; wo sollten wir hoffen, einen solchen Freund zu bekommen?“ „Ich bin mit dem Wunsche gekommen, euch nützlich zu seyn, erwiederte sie, und wenn ihr mein Bestreben unterstützt, so hoffe ich, euch helfen zu können.“ Als sie im Begriff war, wegzugehen, drängten sich die Weiber um sie her, wie um sie zurückzuhalten. „O Sie werden nimmer wiederkehren!“ sagten Einige. „Ich komme

wieder," sprach sie wohlwollend. Damals kleidete sie mehrere Kinder und Frauen, und las ihnen einige Bibelstellen vor.

Aber vier Jahre vergingen, ehe Elisabeth dieses Werk der Liebe wieder aufnehmen konnte. Viele Prüfungen hatte sie in der Zeit zu bestehen; eins ihrer Kinder wurde ihr durch den Tod genommen; es kamen in ihrem Hause viele Erkrankungen vor, und sie selbst war kränklich. Da fand sie Kraft im Gebet. „Wenn alle andern Mittel versagen, schreibt sie, welche Kraft liegt nicht im Gebet! Wie ist meine arme Seele und mein Leib gestärkt worden, da ich im Glauben mein Gebet für mein und der Meinen Wohl vor den Herrn gebracht beim gemeinsamen Mahl! — Hätte ich Glauben, so würde keine Furcht mich anrühren. Das ist mein großes Gebrechen. Lieb mehr Glauben, Herr, hilf meinem Unglauben!“

Der Zustand der Gefängnisse vor 30 Jahren war schrecklich. Der Eifer eines Howard war vergessen. Im Jahre 1815 fanden in Newgate einige Verbesserungen statt. Den Weibern wurde das ganze Bieder eingräumt, das jetzt unter dem Namen „Weiberseite“ bekannt ist; sie erhielten Schlasmatten; es wurden Doppel-Sprachgitter eingerichtet mit einem Zwischenraum, daß ihre Verbindung mit den Besuchenden verhindert würde. — In demselben Jahre bildete sich eine „Gesellschaft zur Verbesserung der Gefängniszucht,“ an deren Spitze ein Schwager der Elisabeth stand. Eine Untersuchung ergab, daß hundert Gefängnisse, welche auf 8546 Gefangene berechnet waren, zu einer und derselben Zeit 13750 einschlossen. Elisabeth Fry nahm im Jahre 1816 ihre Besuche in Newgate wieder auf, und setzte sie von da an regelmäßig fort. Bei ihrem zweiten Besuch wurde sie mit den Weibern allein gelassen. Sie las ihnen das Gleichniß „von den Arbeitern im Weinberge“ vor, und sagte ihnen, Christus sei gekommen, Alle, auch die den größten Theil des Lebens von ihm entfernt gewesen seien, selig zu machen. Einige fragten: Wer Christus sei? Andere fürchteten: für sie sei es zu spät. — Die Kinder, fast nackt, welkten aus Mangel an Nahrung, Luft und Bewegung dahin. Elisabeth wandte sich an die Mütter, und zeigte ihnen die schlimmen Folgen für die Kinder, in solchen Scenen der Verworfenheit aufzuwachsen. Das war selbst den verworfensten Müttern zu schrecklich, unter den ersten Worten, die ihre Kinder stammelten, Flüche zu vernehmen, und als Mrs. Fry vorschlug, eine Schule für sie einzurichten, waren Freudenthränen ihre Antwort. Sie forderte sie auf, unter sich eine Lehrerin zu wählen. Beim

nächsten Besuche stellten sie ihr eine ganz junge Frau, Mary Connor, als die von ihnen erwählte Lehrerin vor. Die Wahl erwies sich als glücklich. Sie war wegen Diebstahls einer Uhr hieher gebracht worden, und war die Erstlingsfrucht der christlichen Bemühungen. Ihre Begnadigung nach 15 Monaten kam zu spät: sie starb an der Auszehrung. Auf ihrem Krankenlager zeigte sie sich demüthig und geduldig, und, der Vergebung ihrer Sünden versichert, entschlief sie. — Eine kleine Zelle wurde eingerichtet, und Elisabeth eröffnete mit der Lehrerin, der gefangenen Connor, die Schule. Es waren etwa dreißig Kinder und einige Personen unter 25 Jahren versammelt; auch die andern Weiber drängten sich herzu; aber wegen des beschränkten Raums konnten nur 20 zugelassen werden. — Bei dem Besuchen der Schule wurden die Damen täglich Zeugen von schrecklichen Vorgängen im Gefangensaal: „Betteln, stehlen, trinken, Kartenspielen, streiten, fluchen, singen, tanzen, oft in Männerkleidern.“ Sie hofften, da die Weiber nicht mit Bitten um Unterricht nachließen, dem Unwesen zu steuern, und obgleich die Obrigkeit ihnen ihre Ueberzeugung nicht vorenthielt, daß ihre Anstrengungen vergeblich seyn würden, so traten im April 1817 elf Glieder der Gesellschaft der Freunde, und die Gattinn des deutsch-lutherischen Pastors Steinkopff zu einem Frauen-Verein zur Besserung der weiblichen Sträflinge in Newgate zusammen. Der Zweck war, für Kleidung, Unterricht und Beschäftigung der Weiber zu sorgen, sie zur Kenntniß der h. Schrift anzuleiten, und an Ordnung, Nüchternheit und Fleiß zu gewöhnen. — In Gegenwart des Gouverneurs wurden die Weiber gefragt, ob sie sich den Regeln unterwerfen wollten, die, um jene Zwecke zu erreichen, gestellt werden mußten, und Alle gaben ihre Zustimmung. Oft äußerten die Weiber: „Wir sind müßig, und da wir Nichts zu thun haben, so thun wir Böses.“ Man mußte also für Arbeit sorgen. Ein großes Handlungshaus, Dixon et Comp., erklärte sich bereit, die Gefangenen mit Arbeit zu versorgen. Für die Verurtheilten wurde ein besonderes Arbeitszimmer eingerichtet. Als Elisabeth dort zum ersten Male war, legte sie ihnen den großen Werth eines arbeitsamen Lebens dar. Nicht seien die Damen, fuhr sie fort, gekommen, um über sie zu herrschen; nein, Alle sollten gemeinschaftlich handeln. Keine Regel sollte festgesetzt werden, ohne ihre einstimmige Mitwirkung. Sie werde eine jede Regel vorlesen, nud zur Abstimmung bringen lassen; wer einen Einwurf zu

machen habe, solle ihn aussprechen. Es wurden dann zwölf, noch jetzt vom brittischen Frauen-Vereine gebilligte Geseze vorgelesen, und jedes derselben mit Handaufhebung gebilligt. Auf gleiche Weise wurden die Klassen-Ordnerinnen vorgeschlagen und gewählt. Dann las eine der Damen „das Gleichniß vom unfruchtbaren Feigenbaum“, Matth. 21, vor. Es folgte ein Schweigen, und in stiller Ordnung begaben sich die Aufseherinnen mit ihren Klassen zurück. — Nach Einem Monate baten die Damen die Behörden, sich von dem Erfolge ihrer Wirksamkeit zu überzeugen. Der Weiber Aufmerksamkeit beim Lesen der h. Schrift, ihr ordentliches Wesen, ihre anständige Kleidung, ihr Gehorsam und Fleiß erfüllte die Untersuchenden mit Staunen und Bewunderung. Die obrigkeitlichen Personen erklärten die Schule für einen wesentlichen Bestandtheil des Gefängnißwesens in Newgate, belehnten die Frauen mit der Gewalt, die Widerspännstigen mit kurzer Einsperrung zu bestrafen, und überhäuften die Damen mit Dank und Segenswünschen. — Sechs Monate nach der Einrichtung der Arbeiten bei den Verurtheilten gelangte ein dringendes Gesuch der noch nicht Verurtheilten an die Damen, diese Wohlthaten auch ihnen zu Gute kommen zu lassen. Diese kamen. Der Versuch gelang auch hier, aber nicht so vollkommen. Es war schwer, Beschäftigung zu erhalten, und die Weiber zeigten weniger Lust zur Arbeit.

Bis dahin hatte Eine oder zwei von den Damen täglich den ganzen Tag im Gefängnisse zugebracht, ein Körbchen mit Nahrung mit sich nehmend; jetzt stellten sie eine Werkmeisterin in Newgate an. Aber noch längere Zeit, bis diese völlig in ihr Amt eingewöhnt war, waren einige von ihnen täglich mehrere Stunden dort. — Die Einrichtungen, die Kleidung der Gefangenen u. dgl., hatte eine beträchtliche Ausgabe veranlaßt, welche die Mittel der Damen weit überstiegen. Es wurde eine Unterzeichnung eröffnet. Die Behörden fügten derselben 80 Pfund Strlg. bei. — Die glänzenden Erfolge in Newgate wurden bald im ganzen Königreiche bekannt. Elisabeth Fry bekam eine Unzahl von Briefen aus allen Gegenden des Landes mit Fragen über die Einrichtungen zu Newgate. Damen wünschten Vereine zum Besuch der Gefangenen zu stiften, obrigkeitliche Personen den Zustand ihrer Gefängnisse zu verbessern. Kaum verfloß ein Morgen, von dem nicht mehrere Stunden verwandt werden mußten, um Personen, die von dem jetzigen Zustande des Gefängnisses sich selbst überzeugen wollten, zu begleiten.

Einmal hatte man Verdacht geschöpft, das Kartenspiel habe wieder in Newgate Eingang gefunden. Elisabeth ging zu den Gefangenen, und sagte ihnen, wie schädlich das Spiel sei; das Gerücht habe sie sehr geschmerzt, und sie würde sich glücklich fühlen, wenn die Gefangenen davon ablassen würden. Als sie sich ins „Frauengemach“ zurückzog, kamen nacheinander fünf Gefangene, legten die Spielkarten in ihre Hände nieder, und die erste drückte ihre Reue darüber aus, daß sie die Regel übertreten habe. Elisabeth verbrannte die Karten. Nach einigen Tagen rief sie jene Erste zu sich, und schenkte ihr ein hübsches Musselin-Halstuch. Aber jene sah wie getäuscht in ihrer Erwartung aus. Sie gestand, sie habe gehofft, Mrs. Fry würde ihr eine Bibel geschenkt haben, mit ihrem eigenen Namen von ihrer Hand hineingeschrieben; die würde sie über Alles geschätzt haben. Sie erhielt natürlich eine Bibel. — Die Gefangenen genossen nicht bloß das Verdienst der Arbeit, sondern erhielten bei gutem Betragen noch andere Auszeichnungen. Jede Aufseherin mußte täglich von ihrer Klasse der Werkmeisterin Bericht erstatten. Dabei wurden gute Zeichen ausgetheilt, und eine gewisse Anzahl dieser Zeichen wurde dann durch eine Prämie eingelöst, gewöhnlich aus einem Kleidungsstücke, oder der Bibel bestehend. — Immer mehr Anerkennung fand Elisabeths Wirken auch bei dem Parlament. Dieses ließ sie durch seine zur Verbesserung der Gefängnisse niedergesetzten Ausschüsse öfters um ihre Erfahrungen und um ihren Rath befragen. Sie legte ihnen ans Herz: Religionsunterricht, Klassenabtheilung, Beschäftigung und Anstellung weiblicher Beamten.

Dabei blieb Elisabeth Fry aber nicht stehen. Sie sah bald die Nothwendigkeit ein, umfassende Fürsorge für die entlassenen Sträflinge, und namentlich auch für die zur Deportation verurtheilten Weiber einzuleiten. Wie eine Mutter und Schwester der Elenden, geleitet sie die in die Verbannung ziehenden Unglücklichen bis zum Schiffe, und schließt sich in ihrem eignen Wagen dem langen Zuge an. Als sie am Bord des Schiffes ankamen, wurden die Damen sehr bekümmert, so viele Weiber und Kinder im engen Raume zusammengepreßt zu sehen. Ohne die Kinder waren es 128. Sie wurden in Klassen von 12 Personen eingetheilt, und eine Aufseherin mit eingeschlossen. — Auch für Arbeit sorgte Elisabeth. Sie erinnerte sich, daß Glidendecken in Australien theuer bezahlt würden. Schnell machte sie bekannt, daß der Frauenverein kleine

Reste bunten Kattuns zu haben wünschte, und in wenigen Tagen waren deren eine solche Menge eingelaufen, daß die Weiber vollauf zu thun hatten. Jede Glückendecke wurde ihnen später mit einer Guinee bezahlt. — Elisabeth fährt auch wohl in Lebensgefahr den schon abgesegelten Schiffen nach, um den Weibern das Wort des Lebens zu bringen. Im Jahre 1834 erndtet sie die Frucht ihrer Bemühungen. Die englische Regierung versammelt die zu deportirenden Weiber zuvor in der Strafanstalt zu Milbank, um sie unterrichten zu lassen. Später wurden von Seiten der Regierung weibliche Beamte, mitunter frühere Missionarinnen, mitgeschickt. Diese Schiffe, die bis dahin nur mit sittlichem Greuel gefüllt waren, wurden so in Segensstätten verwandelt.

In Newgate war es die größte Strafe geworden, an den Besuchtagen vor den Damen nicht erscheinen zu dürfen. Einst hörte die Werkmeisterin ein Gespräch zwischen vier Weibern beim Waschen. Eine sagte: „Das ist Alles nur Geschwätz; ich glaube: es giebt weder Gott, noch Teufel.“ Eine Andere antwortete: „Sprich doch nicht so! Der Geistliche sagte noch am Sonntag davon.“ — „Ach ja, entgegnete die Erste; der muß wohl kommen, und uns so Etwas versprechen; dafür wird er bezahlt.“ — Eine Andere nahm das Wort: „Gut, aber unsere Meisterin, sagt uns die nicht ganz dasselbe, wenn sie uns vorlies't? Und sie wird nicht bezahlt, um uns das zu sagen!“ — „Se nun, die thut's, weil sie Mitleid mit uns hat, und es nicht gern sieht, daß die Leute transportirt werden müssen.“ — Ein Mädchen, das bis jetzt geschwiegen hatte, sprach darauf: „Nun Betsy, und die Damen? Weshalb sagen uns die das Nämliche? Die werden doch nicht dafür bezahlt?“ — Es folgt eine Pause. „Wohl, nahm Betsy dann das Wort: Wohl, ich denke, es muß doch ein Gott seyn; denn ich wüßte nicht, was solche Damen bewegen könnte, zu uns armen Elenden zu kommen, und überall sich um uns zu bekümmern!“

Im Jahre 1818 unternahm Elisabeth in Begleitung ihres Bruders Joseph Gurney eine Reise nach Schottland. 1820 besuchte sie den Norden Englands. Wo sie erscheint, öffnen sich ihr die Gefängnisse, bilden sich Frauenausschüsse, berichtet sie den Obrigkeiten, bahnt sie Aenderungen an, und läßt sie Andere die Früchte der in Weisheit, Glauben und Liebe gesammelten Erfahrungen ernten. Von ihrem Besuche des Gefängnisses in Glasgow erzählt eine schottische Dame, die sie

begleitete: „Als sie sich erbot, eine kurze Ansprache an die Weiber zu halten, sagte der Schließer: er fürchte, das sei ein gefährlicher Versuch, da die Weiber stets so wild und zügellos seien. Diese, etwa hundert an der Zahl, wurden in einem geräumigen Saal versammelt. Elisabeth setzte sich auf einen niedrigen Stuhl, ihnen gegenüber. Dann blickte sie auf dieselben mit einem milden, gewinnenden, aber festen Auge. Sie sagte: es ist eben so gut, wenn ich euch gleich sage, weshalb wir eigentlich gekommen sind. Dann erzählte sie ihnen, wie sie mit einer großen Anzahl von Weibern zu schaffen habe, recht gottlosen, viel gottloser, als eine von denen, die hier sind, — und wie sie von ihren schlimmen Wegen zurückgebracht worden. Ihre Sprache war die der Schrift, Rettung verheißend, und eine heilige Hoffnung in den Herzen der Versunkenen ansachend. „Möchtet ihr nicht auch euch von dem abkehren, was böse ist? Möchtet ihr nicht, daß Damen euch besuchten, euch Trost zusprächen, und euch hülften, daß ihr besser würdet?“ Als sie ihnen die Regeln vorgelesen hatte, und sagte, wenn sie dieselbe billigten, sollten sie die Hand aufheben, — siehe, da waren auf einmal alle Hände aufgehoben. Ohne Ausnahme lagen alle diese störrigen, hartnäckigen Uebertreterinnen göttlicher und menschlicher Rechte niedergebeugt vor Elisabeth da im Staube. In diesem Moment ergriff sie die Bibel, und las laut das Gleichniß vom verlorenen Schaf, vom verlorenen Groschen, vom verlorenen Sohne. Es ist mir unmöglich, den Eindruck ihrer heilig bewegten Stimme wieder zu geben, während sie diese segensreiche Worte las. Sie hielt oft inne, und blickte die „armen Weiber“ an, wie sie dieselben mit einer milden, Vertrauen erweckenden Freundlichkeit nannte, indem sie auf eine treffend schöne Weise die einzelnen Züge des Gleichnisses auf sie anwandte, auf eine Art, wie ich's nie zuvor vernommen, zumal das Wort: „Sein Vater sahe ihn, da er noch ferne war.“ Eine feierliche Pause folgte dem Lesen. Dann sank sie vor ihnen nieder auf's Knie. Ihr Gebet war brünstig und innig erweichend, und ihre klangvolle Stimme, in den gedämpften Tönen der Quäker, war wie die Stimme einer Mutter zu ihrem leidenden Kinde.“ —

In gleicher Weise, wie das Glend der Gefangenen, wird für Elisabeth alles Glend, was ihr begegnete, Gegenstand ihrer thätigen Glaubensliebe. Im Jahre 1822 wurde auf ihre Veranlassung eine neue Zufluchtsstätte für entlassene Gefangene in Lon-

don errichtet unter dem Namen: Königlich es Asyl von Manor Hall. Es hat vielen hundert Personen Aufenthalt gewährt, und sie vor Rückfall bewahrt. Wir können hier nur andeuten, was sie im Laufe der Jahre für die armen Schafhirten bei Salisbury, für die armen Schiffer bei Cromer, für das Wohl der dienenden Classen, für Tausende von Obdachlosen in den Theuerungsjahren, für die Besserung der Armenhäuser, namentlich auch der Irrenanstalten, für den Besuch der Armen, durch Stiftung von Frauenvereinen, namentlich aber zur Verbreitung der h. Schrift und christlicher Bücher in ganz England und weit über dessen Grenzen bis nach Rußland hinaus Segensreiches gewirkt. Ein neues Beispiel ihrer Nichts übersehenden, fürsorgenden Liebe ist ihre rastlose Bemühung für das sittliche Wohl der englischen Küstenwächter und deren Familien, auf die sie beim Baden in Brighton aufmerksam geworden war. Ueber 500 Stationen an den Küsten Englands zerstreut, von allem menschlichen Umgange entfernt, waren dieselben bis dahin eben so großen leiblichen, als sittlichen Gefahren ausgesetzt gewesen. Nachdem Elisabeth auf diesen 500 Stationen mit 2100 Menschen viele Jahre lang durch eigene Mittel Bibliotheken guter Bücher aufgestellt, wird ihr Eifer der Anlaß, daß die Regierung die Sache zu der ihrigen macht, und selbst für geistige Pflege dieser vernachlässigten Staatsdiener sorgt.

Im Jahre 1828 machte Elisabeth Fry eine Reise nach Irland. Es war eine Reise voll Mühseligkeiten und Gefahren. Doch hatte sie die Freude, meist in Folge ihrer Anregung in den meisten irischen Gefängnissen Verbesserungen angebracht zu sehen. In Dublin wurde, als sie es zum dritten Male 1836 besuchte, ihre Lieblingsidee, ein Gefängniß bloß für Weiber, verwirklicht, in welchem Aufsicht und Verwaltung ausschließlich in den Händen der Frauen lag. — Sie hielt es auch für ihre Pflicht, darauf hinzuweisen, daß durch den Einfluß der römischen Geistlichkeit die Bibel aus den Schulen verbannt würde. — Bei ihrer Rückkehr fand sie Briefe aus Brüssel, Petersburg, Baden und Paris vor, die ihr die Anfänge und Fortschritte ihres Werks auch in fremden Ländern meldeten.

Um diese Zeit hatte sie manche schwere Leiden zu erdulden. Durch den Bankrott eines Handelshauses verlor die Familie Fry den größten Theil ihres Vermögens. Sie mußte auch das schöne Landgut Plashey verlassen, fand aber bald darauf in

Upton Lane, nahe bei London, auf dem Gute ihres edlen, gleichgesinnten Bruders, Samuel Gurney, eine neue, ländliche Heimath. Mehre ihrer Kinder und Enkel erkrankten bedenklich; eine geliebte Schwester starb. Viele ihrer Kinder und Verwandten traten aus der Gesellschaft der Freunde aus. Sie aber ging verklärter aus dieser Leidenszeit hervor.

Inzwischen hatte sich der briefliche Verkehr mit dem Festlande dermaßen erweitert, daß ein besonderer Ausschuß zur Beantwortung der eingehenden Briefe hatte eingerichtet werden müssen. So lag es nahe, daß Elisabeth persönlich diese Länder besuchte, wo man ihr so viel Theilnahme für das Werk ihres Lebens bezeugte. So sehen wir die unermüdliche Frau von 1837 — 1843 zu fünf verschiedenen Malen auf dem Festlande, getrieben von dem Eifer heiliger Liebe, und sie entzündete mit derselben die Herzen Aller, denen sie nahte. Der Zweck dieser Reisen war, die Bewohner der Gefängnisse, die Armen, Kranken, Irren oder Waisen, die Elenden aller Art aufzusuchen, und denen, welchen die oberste Leitung der Anstalten anvertraut war, nahe zu kommen, um durch sie die Hindernisse einer Erfolg versprechenden Wirksamkeit nach Kräften zu entfernen. Aus den Palästen der Könige schreitet sie in Begleitung der Edelsten, die sich aller Orten um sie schaarten, in die Kerker, und spendet in schlichtem Wort das Evangelium des Friedens. Der Unterschied zwischen Evangelischen und Römisch-Katholischen findet dann, wo sie als eine „Zeuginn des Worts“ auftritt, eben so wenig, als der Unterschied zwischen Hoch und Gering, statt. Sie verkündet die Botschaft von der Rechtfertigung aus dem Glauben mit derselben Rückhaltlosigkeit in der Versammlung eines katholischen Nonnenordens zu Clermont und vor den ersten Prälaten Belgiens, als in dem glänzenden Kreise eines evangelischen Hofes, oder unter evangelischen Gefangenen. An dem Hausgottesdienst ihrer eigenen, sie auf ihrer Reise begleitenden Familie, nahmen aller Orten Gleichgesinnte Theil, denen ihr einfaches Glaubenswort tief in die Seele gelegt wird, um sie zu ernster Beweisung der Barmherzigkeit zu bewegen. Einiges von ihren Reisen wollen wir erzählen.

Ihre erste Reise ging nach Paris. Sie sprach zwar nicht vollkommen französisch, aber doch so viel, um ihre Spruchbüchlein auf jeden Tag des Jahres, die sie herausgegeben, und ins Französische und Deutsche hatte übersetzen lassen, mit einigen eindringlichen Worten den sie Umgebenden zu schenken. Von

einigen Damen begleitet, besuchte sie das Weibergefängniß St. Lazare. Eine französische Dame las den Weibern das Gleichniß vom verlornen Sohne vor. Elisabeth erläuterte dasselbe; jene Dame übertrug das Gesagte ins Französische. Die Weiber waren bewegt, und als Elisabeth sie fragte, ob sie es gern sähen, wenn Damen sie besuchten, und mit ihnen läsen, erscholl es mit Entzücken von allen Seiten: „Ja, ja!“ und „auch ich“. Auch die Kerkermeister und Schließer waren so ergriffen, daß ihnen die Thränen von den Wangen flossen. „Sie sind in Nichts schlimmer, als wir, sagte eine Dame; nur sind die äußern Umstände alle für uns, und alle gegen sie.“ Diese Bibelleseung machte ein ungeheures Aufsehen. Man verbreitete, die außerordentliche Wirkung derselben gehe aus der eigenthümlichen Sprechweise der Mrs. Fry hervor, aus ihrem Geschick, die Aufmerksamkeit der Hörer zu fesseln, und aus ihrer Gewalt, die sie über die Herzen habe. Sie selbst aber und Andere schrieben dies der dem Worte Gottes innewohnenden Kraft zu. — Sie hatte eine Audienz beim König und der Königin. Darüber schreibt sie: „Unsere Audienz war sehr interessant. — Doch was ist Rang, auch der höchste? Die Königin ist eine sehr angenehme, selbst anziehende Dame. Wir drückten ihr stark unser Verlangen aus, daß der Sonntag mehr geheiligt, und die h. Schrift mehr gelesen werde. Ihr schien mein Spruchbüchlein besonders zuzusagen. . . . Nachher verfügten wir uns zu der Herzogin von Orleans, mit der wir eine köstliche Stunde hatten, und eine überaus innige Mittheilung über religiöse Gegenstände und andere wichtige Dinge entspann sich.“

Im März 1839 trat Elisabeth ihre zweite Reise nach Frankreich an. In Paris besichtigte sie vor Allem die Siechenhäuser in Begleitung des Barons von Gérando, eines edlen Menschenfreundes, mit dem sie sich, obgleich er Katholik war, innig verbunden fühlte. Er war eben im Begriff, ein Magdalenen-Stift für gefallene Mädchen in Paris zu gründen. — In Nismes besuchte Elisabeth, in Begleitung des protestantischen Pfarrers Frossard, das große Strafhaus, welches etwa 1200 Gefangene hatte. In den letzten dunklen Zellen fand sie zwei Gefangene, einen an Händen und Füßen gefesselt; sie waren widerspänstig gewesen. Sie sagte ihnen, sie habe sonst wohl auch Männer in ihrer Lage gesehen, und wenn sie das Versprechen künftigen Wohlverhaltens abgelegt hätten, ein gutes Wort für sie eingelegt. Der Gefesselte gab das Versprechen, und

wurde freigelassen. Elisabeth wohnte dem protestantischen Gottesdienste bei. Die Gefangenen sahen sehr verwildert aus. Grossard las den 24. Psalm vor, worauf sich Mrs. Fry an die Versammlung wandte; jener übertrug es ins Französische. Sie begann rührend über Maria Magdalena zu sprechen, der so viel vergeben sei, und die die erste gewesen sei, die den Auferstandenen gesehen habe. Es war die stärkste Ermuthigung für den reuigen Sünder. Dann wandte sie sich mit ernster Bitte und feierlicher Warnung an die Verhäteten. Der Ausdruck der Aufmerksamkeit auf allen Gesichtern zeigte, welch tiefen Eindruck ihre Worte machten. Viele haben sich später ernster Reue und besserem Leben hingegeben. Als sie hinausging, kamen jene zwei Gefangene, die sie aus dem dunklen Kerker befreit hatte, um ihr ihre Dankbarkeit zu zeigen. „Nie,“ sagte der Eine, „werde ich mich zu Bette legen, ohne für Sie zu beten.“ Einige Tage darauf erhielt sie von einem Gefangenen folgenden Brief: „Der Besuch, den Sie huldreich unglücklichen Gefangenen gewährt haben, ist Vielen unter uns ein großer Trost geworden. Die Worte des Wohlwollens und der Güte, die Sie an uns richteten, haben sich tief in unsere Herzen geprägt. Ach, wenn es Ihnen doch möglich wäre, wenigstens noch einmal zu uns zu kommen, und nächsten Sonntag dem Gottesdienst unter uns beizuwohnen! Sie würden uns Alle sehr glücklich machen. Denn wir denken, daß Ihre Gebete, vereint mit den unsrigen, Gott wohlgefallen müssen, und daß er uns den Muth und die Kraft verleihen würde, deren wir bedürfen, um in die Nachfolge unseres Erlösers, Jesu Christi, einzutreten, der sich selbst für uns geopfert hat, indem er die furchtbarsten Qualen geduldig für uns erlitt, Gott um Vergebung ansehend für seine Mörder.“

Im Februar 1840 reiste sie über Belgien und Holland nach Deutschland. Hannover war das erste deutsche Land, welches sie betrat. Im Gefängnisse zu Hameln hatten die Gefangenen noch Ketten an Armen und Beinen. Durch ihre Fürsprache wurden sie ihnen abgenommen, und bei ihrem zweiten Besuch 1841 ließen die Gefangenen ihr mit Freudenthränen entgegen.

In Berlin fand sie einen herzlichen Empfang bei Personen aus den verschiedensten Ständen. Ueberaus wohlthuend war ihr der huldreiche Empfang von der Königl. Familie und von der Prinzessin Wilhelm. Elisabeth fand an ihr eine eifrige Mitarbeiterinn. Sie wünschte dem Frauenausschusse, den

Elisabeth zum Besuche der weiblichen Gefangenen gestiftet, ihre ganze Unterstützung zu leihen. Es versammelten sich deshalb die Damen in ihren Gemächern, um die Statuten zu berathen. Hier lernte sie zuerst unser König, damals noch Kronprinz, kennen. Zum Schluß betete sie knieend für das ganze Land, vom Könige bis zum Gefangenen im Kerker. — Zu jener Zeit wurden in Preußen die Altlutheraner gedrückt. Elisabeth fühlte sich getrieben, dem Könige eine Vorstellung zu ihren Gunsten einzureichen. Da Alle ihr dies abschlugen, so wandte sie sich an den Kronprinzen. Dieser ließ ihr ein aufmerksames Ohr, und ermuthigte sie, zu thun, was sie für Recht halte. Der König nahm die Bittschrift huldreich auf, und sagte: Der Geist Gottes müsse ihr beigestanden haben, da sie sich so trefflich über diesen Gegenstand ausgesprochen hätte. Bald darauf kam der Kronprinz zur Regierung; da hörten die strengen Maßregeln auf. — Ueber Düsseldorf und Ostende reiste Elisabeth nach Hause. In Düsseldorf fand sie einen von Pastor Fliedner gegründeten Gefängniß-Verein, der Rheinland und Westphalen umfaßt, mit neun verschiedenen, aber verbundenen Gesellschaften. Ihr Hauptsitz ist Düsseldorf; jede hat wieder Hilfsvereine, die sich besonders der Entlassenen annehmen. — Im Gefängniß zu Düsseldorf traf sie mit Pastor Fliedner aus Kaiserswerth zusammen. Auf seine Bitte ging sie mit nach Kaiserswerth, um die dortigen Anstalten zu sehen. Am meisten interessirte sie das Asyl für weibliche Entlassene. Sie hielt an die 10 Pfleglinge desselben eine ergreifende Ansprache; viele Thränen flossen, und auch für die andern Anstaltsgenossen hatte sie ein Wort der Liebe und Ermahnung. Die Diakonissen-Anstalt in Kaiserswerth war für sie die Veranlassung, daß sie im folgenden Jahre in England einen Verein für „pflegende Schwestern“ (nursing sisters) stiftete.

Im Jahre 1841 reiste sie mit ihrem Bruder John Gurney, der kürzlich von Amerika und Westindien zurückgekehrt war, und es für seine Pflicht hielt, seinen Erfahrungen über Sklaverei die möglichst größte Verbreitung zu verschaffen, nach Holland, Deutschland, Preußen, und Dänemark. In Hamburg nahm besonders das Wirken der Fräulein Amalie Sieveking ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. In Kopenhagen verweilten sie acht Tage, und genossen bei der Königin, ihrer Freundin, erquickende Tage. Elisabeth schreibt:

„Wir besuchten die Gefängnisse. Wir sahen Geistliche der Wiedertäufer im Gefängnisse, und erfuhren, daß Viele ihres Glaubens wegen zu leiden haben in diesem Lande, wo keine religiöse Duldung statt findet. König und Königin hatten die Gnade, uns zur Tafel zu laden. Das war eine höchst wichtige Gelegenheit. Das Gewicht aller Dinge, welche ich zu sagen hatte, lastete so schwer auf mir, daß ich mich kaum an der Schönheit der Gegend freuen konnte. . . . Ich legte Fürsprache ein für die armen Wiedertäufer im Gefängnisse, und bat um religiöse Duldung. Auch das letzte Mal, als ich bei dem königlichen Paare war, legte ich ihnen diese Dinge so stark ans Herz, als ich es nur immer für Recht hielt.“

In Berlin angekommen, folgte sie der Einladung des Königs nach Schloß Fischbach in Schlessen. Mit der königlichen Familie besuchte sie unter Andern die Zillerthaler.

Krank kam Elisabeth Ende Oktober in England an. Noch unterwegs hörte sie, daß die Baptisten in Kopenhagen ihrer Haft entlassen seien. Im folgenden Jahre erholte sie sich wieder. Da kam der König von Preußen nach London. In ihrer Begleitung, indem er ihr seinen Arm reichte, besuchte er Newgate. Hören wir sie selbst erzählen: „Ich ersuchte die Anwesenden, zumal die armen Gefangenen, ihre Aufmerksamkeit nicht durch die Gegenwart einer noch so ausgezeichneten Gesellschaft in Anspruch nehmen zu lassen, indem der König der Könige zugegen sei. Dann las ich das 12. Capitel an die Römer. Ich hob mit Nachdruck hervor, wie das göttliche Erbarmen uns dazu bewegen müsse, ihm zu dienen, und uns nicht länger der Welt gleichzustellen. . . . Ich flehte um die Befehrung armer Sünder überhaupt, daß ein Segen auf den Bemühungen der Behörden sowohl, als auf denen der demüthigen Mitarbeiter an diesem Werke ruhen möge; dann für den König von Preußen, die Königin und sein Reich, daß es mehr und mehr die Stadt auf dem Berge werden möge, die da gesehen wird; dann für uns Alle, daß wir zur Schaar der Erlösten gehören möchten. — Der König bestand darauf, ein Frühstück bei mir in Upton-Lane einzunehmen. Ich führte ihn in mein Haus, wo ich ihm meine acht Töchter und Schwiegertöchter vorstellte, (drei waren abwesend), unsere sieben Söhne und meinen ältesten Enkel, meine Geschwister und noch 25 Enkel. Als der König ging, sprach er seine Wünsche für uns aus, daß auf uns und unserm Hause der Segen Gottes ruhen bleiben möge.“ Sie stellte dem König die

Ungerechtigkeit der in seinen Landen noch nicht ganz abgestellten Verfolgungen vor, und bat ihn, seinen Einfluß beim König von Dänemark zu verwenden, daß die Verfolgungen aufhören möchten.

Im folgenden Jahre unternahm sie ihre letzte größere Reise nach Paris. In Clermont besichtigte sie das große Zuchthaus für Weiber, in welchem 900 Gefangene unter Aufsicht einer Oberinn und 22 Nonnen beschäftigt waren. Sie hielt eine Ansprache an die Nonnen, die sie als „Schwestern im Herrn“ ansehe, und schloß mit der Ermahnung, fortzufahren in ihrem Liebeswerke, aber nicht zu meinen, daß es etwas Verdienstliches sei. Die Priorinn unterbrach sie: „O nein! Aber es ist doch ein Verdienst darin; der Mensch hat durch sein Thun Verdienst.“ Eine alte Nonne versetzte: „Mutter! Madame meint, daß Alles ohne Werth bleibt, was wir thun, wenn die Liebe Gottes das Herz nicht genugsam antreibt, — sondern wir uns ein Verdienst daraus machen.“ „Ach, das ist recht; wie lieb ist sie!“ erwiderte die Oberinn. Elisabeth schloß mit kurzem Gebet und Worten des Segens. — In Paris war einer ihrer ersten Gänge zur Herzoginn von Orleans, deren Gemahl vor Kurzem gestorben war. Zugegen war noch die Großherzoginn von Mecklenburg, die Stiefmutter derselben. Jede hatte eine Bibel. Elisabeth las einige Verse, und knüpfte daran einige Worte über Trübsal und ihre heilsame Frucht. Dann sprach sie über die Kinder des Hauses Orleans, und die Wichtigkeit, daß ihre Erziehung auf Grundlage des Evangeliums geschehe.

Beim Minister Guizot drang Elisabeth auf Ausbreitung der h. Schrift, auf Freiheit der öffentlichen Gottesverehrung für die Protestanten; sie bat um Freilassung der Slaven; sie bat für den König der Sandwichsinseln. — Durch sie angeregt, geschah viel zur Verbesserung der Gefängnisse in Frankreich. Die Galeerenhöfe sollten nach und nach eingehen; Haftgefängnisse sollten erbaut werden, um die in den Zuchthäusern befindlichen Untersuchungsgefangenen aufzunehmen.

Im Juli zeigten sich Vorboten einer Krankheit, die vermehrt wurden durch manche Unglücks- und Sterbefälle in ihrer Familie. Sie sprach jetzt beständig davon, wie sie nun zum Leiden, nicht zum Thun berufen sei, daß sie bereit sei, Alles zu verlassen. „Ich fühle den sichern Grund unter mir, sagte sie oft. Ich weiß, an wen ich geglaubt habe, und kann Alles ihm befehlen, der

mich geliebet hat, sei es zum Tode, oder zum Leben, zur Krankheit oder Gesundheit, für Zeit, oder für Ewigkeit.“ Ein anderes Mal sagte sie: „Mein Leben ist ein merkwürdiges gewesen; ich habe Vieles durchzumachen gehabt; meine Schmerzen sind zu Zeiten groß und bitter gewesen; — aber meine Tröstungen sind süß! Wenn ich am Tiefsten niedergebeugt lag, ist durch seine Gnade die Liebe zu meinem Herrn und Meister nicht wankend geworden, noch die zu den Meinen, oder die zu meinen Mitbrüdern. Diese Krankheit mag nun zum Tode seyn, oder nicht, es gehe nach seinem Willen! Er wird mich nicht verlassen, und sollte es ihm auch gefallen, in dieser Nacht mich wegzunehmen.“


Ein anderes Mal sprach sie: „Ich bin Nichts, ich habe Nichts; ich bin arm, elend, nackt, hülflos. Ich vermag Nichts, aber mein Erlöser vermag Alles; er ist allgenugsam: mein Licht, mein Leben, meine Wonne, die Hoffnung meiner ewigen Herrlichkeit.“

Im Sommer 1844 erholte sie sich, sodaß sie in einem Rollstuhle gefahren werden konnte. Da starb ihr ältester Sohn mit zweien seiner Kinder; ein Schwager, eine Schwester, andere Verwandte schieden vor ihr aus der Welt. „Trauer auf Trauer!“ schreibt sie in ihr Tagebuch. Am 12. Oktober 1845 sagte sie zu ihren Mädchen: „O, mir ist sehr schlimm; betet für mich! es ist ein schwerer Kampf, doch ich bin geborgen.“ Eine ihrer Töchter las ihr vor: „Fürchte dich nicht, du Würmlein Jakob!“ u. s. w. In diesem Augenblick sprach Elisabeth mit leiser, aber deutlicher Stimme: „O, mein lieber Herr, hilf mir, und erhalte deine Magd!“ Das waren ihre letzten Worte. Von dieser Zeit an schien sie in völliger Bewußtlosigkeit zu liegen. Das Athmen wurde ihr immer schwerer, bis sie ungefähr um vier Uhr Morgens von ihrem Herrn zu ihm gerufen wurde.

Elisabeth Fry war in Ramsgate, einer kleinen Stadt am Meere, gestorben. Allenthalben zeigte sich die größte Theilnahme bei der Nachricht von ihrem Tode. Die armen Seeleute im Hafen ließen fragen, wie sie das Andenken ihrer Wohlthätlerin ehren könnten. Sie ließen die Flaggen der Schiffe bis auf die Hälfte der Masten herunter, so lange die Leiche in Ramsgate blieb. „So würden wir gethan haben, wenn die Königin gestorben wäre,“ sagten sie. — Die Leiche wurde am 20. Oktober beerdigt.

Bei der Trauerkunde durchzog Britannien, ja Europa,

Ein Klagelaut. Einige ihrer Verehrer wünschten, ihr ein Standbild in der Westminsterabtei zu errichten. Aber man sah wohl ein, daß dies nicht nach ihrem Sinne seyn würde, und beschloß, ihr ein anderes Denkmal zu setzen, indem man eine Zufluchtsstätte für Verlassene weiblichen Geschlechts gründete. Man stiftete das „Elisabeth Fry's Asyl“, um unglücklichen Weibern bei ihrer Entlassung aus dem Gefängnisse Aufenthalt und Nahrung zu bieten. Die Königin von England, Prinz Albert, die verwittwete Königin, die Königin der Franzosen, der König von Preußen, und die Herzogin von Orleans theiligten sich an der Unterstügung dieses Liebeswerkes.



I. Anhang.

Zusätze zu mehreren Kirchenvätern und Kirchenlehrern im Märtyrerbuche,

enthaltend

noch einige Zeugnisse derselben

für Glaubenslehren der evangelischen Kirche, und wider die Irrlehren der römisch-katholischen Kirche, nebst den Zeugnissen einiger nicht im Märtyrerbuch enthaltenen großen Kirchenlehrer für die evangelische Wahrheit,

und dem

Nachweise merkwürdiger Widersprüche von Kirchen-Versammlungen gegen Kirchen-Versammlungen, und von Päpsten gegen Päpste.

Zusatz zu Clemens, Bischof von Rom, Bd. I. S. 113.

Dieser Bischof zu Rom, der am Ende des 1. Jahrhunderts nach Christo lebte, weiß nichts von der Irrlehre einer Oberherrschaft des römischen Bischofs über die Christenheit.

Ein Brief, den er an Jakobus, Bischof in Jerusalem, schreibt, fängt also an: „Clemens an Jakobus, Bruder des Herrn, den Bischof der Bischöfe, Regierer der heiligen Kirche der Hebräer zu Jerusalem, ja aller Kirchen, die überall gegründet sind durch die Vorsehung Gottes.“ (Vergl. in tom. conciliorum.)

Zusatz zu Justin, dem Märtyrer, Bd. I. S. 130.

Der Blutzuge, Kirchenvater Justin, der ums Jahr 163 starb, lehrt:

daß das h. Abendmahl zu seiner Zeit unter beiden Gestalten des Brods und des Weins genommen wurde. „Die, welche unter uns Diakonen heißen, theilen an einen jeden Theilnehmenden das Brod aus, worüber das Dankgebet gesprochen ist, und den Wein, mit Wasser vermischt.“ (Vgl. 2. Apologie.)

Zusatz zu Irenäus, Bd. I. S. 162.

Der Kirchenvater Irenäus († 202) lehrt wider die Irrlehre von der Tradition:

„daß man keine Tradition als apostolisch anzuerkennen habe, wenn sie nicht in der h. Schrift gegründet und derselben gemäß sei.“ (Gegen die Keger IV, 36.)

Er lehrt ferner wider die Irrlehre von der Brodverwandlung:

daß Brod und Wein beim h. Abendmahl nicht in den Leib und das Blut Christi verwandelt werde: „Das irdische Brod, wenn es durch Anrufung Gottes geweiht ist, ist nicht mehr gemeines Brod, sondern die Eucharistie, die aus zwei Bestandtheilen besteht, einem irdischen und einem himmlischen.“ (adv. haer. IV, 34.)

Zusatz zu Cyprianus, Bischof von Carthago,

Bd. I. S. 218.

Der Kirchenvater Cyprian (gest. 258) will Nichts von einem Fegfeuer wissen:

„Wenn man aus dieser Welt weggegangen ist, so findet die Buße nicht mehr Statt; die Genugthuung ist ohne Kraft. Hier ist's, wo man sein Leben erhält, oder verliert. Für den, der noch in dieser Welt ist, giebt es keine Buße, die zu spät sei.“ (Vgl. sein Buch an Demetrius.)

Er will ferner Nichts von der Oberherrschaft eines Papstes wissen:

„Auch soll kein Bischof von der Welt behaupten, er sei Bischof über die Bischöfe, noch soll er Zwang ausüben durch Drohungen und Strafen über die Handlungen und den Glauben seiner Collegen. Denn jeder Bischof hat vollkommene Freiheit, und kann seine geistliche Macht nach eigener Ueberzeugung anwenden, und, wenn er dies thut, darf er von einem andern eben so wenig gerichtet werden, als er einen andern richten darf.“ (prolog. in conc. Carth.)

Er lehrt ferner wider die Irrlehre von der Sündenvergebung durch Priester:

daß nicht Menschen, also auch nicht Priester die Sünden vergeben können: „Nur Gott allein kann Erbarmen beweisen, nur der die gegen ihn begangenen Sünden vergeben, welcher unsere Sünden getragen hat. Der Diener

kann das Vergehen, welches gegen den Herrn begangen worden, nicht erlassen." (de laps.)

Zusatz zu dem ersten allgemeinen Concil zu Nicäa, Bd. I. S. 342.

Diese Kirchen-Versammlung (gehalten im Jahre 325) erkannte nicht den Bischof Rom's als das Oberhaupt der ganzen Kirche. Derselbe rief sie nicht zusammen, was Kaiser Constantin that; auch präsidirte er nicht. Sondern außerdem, daß der Kaiser den obersten Sitz hatte, war der präsidirende Bischof Hosius, Bischof von Corduba in Spanien. Der römische Bischof war gar nicht zugegen; er hatte 2 Presbyter an seiner Stelle gesandt. Auch wurde auf diesem Concil beschloffen: Die alten Gebräuche, die in Aegypten, Lybien und Pentapolis wären, sollten in Kraft bleiben, und über dies Alles sollte der Bischof von Alexandrien die Macht haben, und nicht der Bischof von Rom. (Vgl. Rufin: Geschichte Buch 1.)

Bei einer andern Gelegenheit erklärten die Bischöfe des Morgenlandes auf einer 339 in Antiochien gehaltenen Synode schriftlich dem römischen Bischofe Julius, daß er kein Recht hätte, in Betreff derer, die sie excommunicirt hätten, ein Urtheil zu fällen. Sie sagten, sie hielten alle Bischöfe gleich an Ehre, und die Ehre eines Bischofs würde dadurch nicht größer, daß er in einer größeren Stadt wohne. (Vgl. Sozom. Buch 3, Cap. 8. Sozrat. Buch 2, Cap. 15. Athanasius 2. Apolog. S. 579.)

Der Kirchenvater Laktantius († 330) eifert wider die Irrlehre von der Verehrung der Bilder von Heiligen:

„Die Teufel haben gelehrt, Bildnisse und Gleichnisse zu machen, als durch welche die Menschen vom wahren Glauben abgeleitet werden.“ (institut. 2, 19.)

Der Kirchenvater Eusebius, Bischof von Emesa in Syrien († 358), lehrt wider die Irrlehre von der unbefleckten Empfängniß Mariä:

daß Maria der Erbsünde theilhaftig gewesen sei. „Der allen Dingen den Anfang gegeben, nimmt in dir (Maria) seinen Anfang, und das Blut, welches für das Leben der Welt vergossen werden sollte, hat er von deinem Leibe empfangen, um auch für dich die Schuld zu entrichten. Denn von dem Verbande der alten Sünde ist selbst die Gebärerinn nicht

einmal frei; einzig dieser ist, obgleich er der Schuld wegen geboren wird, dennoch von dem Gesetze der alten Schuld nicht gebunden.“

Der Kirchenvater Hilarius, Bischof zu Poitiers (Poitiers) in Frankreich († 368), lehrt wider die Irrlehre von der unbefleckten Empfängniß Mariä:

daß die Jungfrau Maria erst behufs der Empfängniß Christi geheiligt und gereinigt wurde.

„Maria segnet der Engel, und verspricht, daß die Mutter des Sohnes Gottes Jungfrau bleibe. Jene, sich ihrer Jungfräulichkeit bewußt, wird durch die Schwierigkeit der Sache beunruhigt. Der Engel weist auf die Wirksamkeit der göttlichen Macht hin, denn er spricht: „Der heilige Geist wird von oben herab in dich kommen, und die Kraft des Allhöchsten wird dich überschatten.“

Zusatz zu Athanasius, Bd. I. S. 397.

Kirchenvater Athanasius († 373) lehrt,

daß die h. Schrift hinreichend sei zur Seligkeit.

„Die heiligen und göttlich eingegebenen Schriften sind hinlänglich, um die Wahrheit verständlich zu machen. Wenn ihr uns etwas Anderes vorbringen wollet, außer dem, was geschrieben ist, was streitet ihr denn wider uns, die wir entschlossen sind, Nichts zu hören, noch zu sagen, außer was geschrieben ist?“ (Vgl. de incarnatione domini.)

Athanasius lehrt ferner:

daß ein Jeder die h. Schrift lesen solle.

„Die Ketzer halten das Volk von der Schrift ab, und sagen, sie sei undurchdringlich; aber, die Wahrheit gesagt, fliehen sie dieselbe, aus Furcht, durch sie verdammt zu werden.“ (tom. 2. S. 248.)

Zusatz zu Basilius dem Großen, Bd. I. S. 418.

Kirchenvater Basilius († 379) lehrt,

daß allein die Bibel die Richtschnur des Glaubens sei:

„Vergleichen die Reden und Schriften unserer Meister mit den Lehren der Bibel, und behaltet nur, was mit der h. Schrift übereinstimmt.“ (ascet. def. 72.)

Zu der Zeit des Basilius ist allenthalben der Gottesdienst in der Volkssprache gehalten worden; denn

er sagt: „Der einmüthige Gebrauch aller Kirchen ist, daß Jeder in seiner eigenen Sprache zu Gott bete.“ (ad 1 Cor. 14.)

Der Kirchenvater Cyrillus von Jerusalem († 386) lehrt, daß die Apokryphen nicht Gottes Wort seyen. „Diese Bücher (die kanonischen) lies; mit den Apokryphen habe Nichts zu schaffen!“ (Catechesis 4.)

Er will ferner Nichts von der Irrlehre von einem Fegfeuer wissen:

„Daß die Gläubigen in einen Ort der Qual gehen, ist durchaus nicht denkbar; denn es steht geschrieben, daß sie werden ewig bei Christo seyn.“ (In Ev. Joh. 3, 36.)

Zusatz zu Gregorius,

Bischof von Nazianz in Kleinasien († 390), Bd. I. S. 429.

Der Kirchenvater Gregorius lehrt wider die Irrlehre von der unbefleckten Empfängniß Mariä, daß erst behufs der Empfängniß Christi Maria gereinigt und geheiligt wurde.

„In Allem, die Sünde ausgenommen, wird er (der Sohn Gottes) Mensch, empfangen aus der Jungfrau, die nach Seele und Fleisch vorher gereinigt ward durch den Geist. Denn es mußte die Geburt verherrlicht, und die Jungfräulichkeit voraus verherrlicht werden.“

Zusatz zu Ambrosius, Bd. I. S. 435.

Kirchenvater Ambrosius († 397) lehrt,

daß der Herr auf den Glauben des Petrus seine Kirche gegründet habe, nicht auf dessen Person.

„Der Glaube ist das Fundament der Kirche. Denn nicht von dem Fleische Petri, sondern vom Glauben heißt es, daß die Pforten der Hölle ihn nicht überwältigen werden.“ (de sacram. incarnat. cap. 5.)

Er lehrt ferner:

daß Maria nicht dürfe angerufen werden.

„Dich allein, o Herr, soll man anrufen, und Dich bitten.“

Ferner: „Maria war der Tempel Gottes, aber sie war nicht Gott. Deswegen muß man ihn allein anbeten, der in diesem Tempel wohnte.“ (oratio in mortem Theodos. de spiritu sancto Buch 3. Cap. 12.)

Ambrosius will,

daß beim Gottesdienst die Volkssprache gebraucht werde: „Versammelt ihr die Gemeinde zur Erbauung, so sprecht Worte, welche eure Zuhörer verstehen.“ (ad 1 Cor. 14.)

Er lehrt ferner:

daß die Priester die Sünden nicht vergeben können: „Es bleibt nur Christus übrig, der Sünden vergiebt, denn kein Mensch kann mit Christo gemein haben, die Sünden zu vergeben.“ (ep. 76 ad Studium.)

Er lehrt ferner:

daß man in Glaubenssachen sein Gewissen nicht durch einen menschlichen Meister binden lassen dürfe: „Der Herr hat verboten, einen Sterblichen in Religionsachen Meister zu nennen, weil wir Alle nur Einen Meister haben, den Gesalbten, Jesum Christum, der immer bereit ist, unsern Verstand zu erleuchten, wenn wir unsere Seele nur seinem Lichte nicht verschließen.“ (In Ps. 118, 8.)

Theophilus,

Bischof zu Alexandrien (ums Jahr 402), lehrt,

daß Maria erst durch die Empfängniß Christi ist geheiligt worden:

„Da er (Gottes Sohn) reich war, ist er arm geworden, daß wir durch seine Armuth reich würden, und auf die Erde gekommen, und aus dem jungfräulichen Mutterleibe, welchen er geheiligt hat, als Mensch hervorgegangen.“ (In einem Osterbriefe nach der Uebersetzung von Hieronymus.)

Der Kirchenvater Epiphanius,

Bischof von Salamis auf Cypern († 403), lehrt:

daß Maria der Erbsünde theilhaftig gewesen ist:

„Wirklich, in der That, dieses Gefäß (die Jungfrau) wird ausgezeichnet; aber doch ist sie eine Frau, deren Natur nichts Außergewöhnliches hat. . . . Wenn Gott nicht will, daß man die Engel anbetet, wie viel weniger will er, daß man diese anbetet, welche geboren wird von der Anna, welche der Anna gegeben worden ist durch Joachim, welche gegeben worden ist ihrem Vater und ihrer Mutter nach der Verheißung, welche aber doch, da sie nicht anders gekommen ist, als die anderen Menschen, geboren ist nach der Menschen Weise, von einem Vater und einer Mutter! (haer. LIX & LXXIX adv. Colly r. 5.)

Er erklärt sich ferner gegen die Bilderverehrung. Im Jahre 393 riß er in einer Kirche in Syrien ein Bild herunter, vor welchem man betete, und sagt in seinem Briefe, den Hieronymus erhalten hat, daß es ein Gräuel sei, gegen das Verbot der Schrift ein Bild Christi, oder irgend eines Heiligen in den Tempeln der Christen zu sehen. Er berichtet dem Bischof Johannes von Jerusalem:

„Ich kam in ein Dorf, Anablatha genannt. Als ich dort im Vorbeigehen ein brennendes Licht sah, und auf mein Befragen, was es für ein Ort sei, erfuhr, es sei eine Kirche, ging ich hinein, um zu beten, und fand dort an der Thür einen gefärbten und bemalten Vorhang, welcher ein Bild, ich erinnere mich nicht mehr genau, ob Christi, oder irgend eines Heiligen enthielt. Da ich nun sah, daß in einer Kirche Christi, gegen die Verordnung der Schrift, das Bild eines Menschen hing, so zerriß ich den Vorhang, und rieth den Kindern, daß sie ihn lieber einem Armen geben sollten. Jene murrten darüber, und sagten, wenn er den Vorhang zerreißen wollte, so wäre es doch recht gewesen, daß er uns einen andern dafür gegeben hätte. Ich versprach, dies zu thun, und übersende dir denselben zur Besorgung, mit der Bitte, daß du fortan befehlest, daß in der Kirche Christi kein solcher Vorhang aufgehängt werde, die gegen unsere Religion sind. (Hieron. H. p. 110.)

Zusatz zu Chrysostomus, Bd. I. S. 451.

Kirchenvater Chrysostomus († 407) lehrt,

daß die Wunder nicht Zeichen der wahren Kirche seyen.

„Die Wunder haben jetzt gänzlich aufgehört; dagegen giebt es jetzt unter den falschen Christen so viel mehr erdichtete Wunder.“ (Vgl. die 49. Homilie zum Matthäus.)

Er lehrt ferner:

Paulus sey der Größeste unter den Aposteln.

„Paulus, obwohl er sagt, daß er nicht werth sei, Apostel zu heißen, ist dennoch der Erste unter Allen geworden.“ (3. Hom. 1. Cap. Matth.)

Er lehrt ferner:

daß die h. Schrift hinreichend sei zur Seligkeit, und daß Jeder sie lesen müsse.

„Alles, was in den göttlichen Schriften steht, ist klar und richtig; Alles, was nothwendig ist, ist klar in denselben.“ (in 2. Thessal. 2.)

„Ich ermahne euch immer, und höre nicht auf, euch zu ermahnen, daß ihr nicht nur aufmerksam seid auf das, was gesagt wird, sondern, daß ihr auch in euern Häusern euch sorgfältig und fleißig mit dem Lesen der h. Schrift beschäftigt. Dies habe ich beständig denen eingeschärft, welche privatim mit mir gesprochen haben. Niemand darf kommen und sagen: Diese Worte sind nicht für mich, und es giebt Manches, das man entbehren kann; ich habe im Ballast zu thun, ich habe ein öffentliches Amt, ich bin ein Handwerker, ich habe für Weib und Kinder zu sorgen, ich lebe mitten in der Welt; darum ist's meine Sache nicht, die Schrift zu lesen, sondern dies paßt sich für solche, die der Welt gute Nacht gesagt haben, und auf den Gipfeln der Berge ein strenges Leben führen. Was sagst du, o Mensch? Sollst du nicht die h. Schrift durchforschen, weil du durch viele Geschäfte zerstreut wirst? Eben deshalb mußt du sie viel mehr, als jene, lesen; denn sie bedürfen nicht so sehr der Hülfe der Schrift, als ihr, die ihr von den Fluthen der Geschäfte hin und her geworfen werdet. Ich halte es für unmöglich, ja für unmöglich, daß Jemand zur Seligkeit gelangen könne, wenn er sich nicht beständig mit dem Lesen des Göttlichen beschäftige. Die Gnade des Geistes hat die Schrift so vertheilt und eingerichtet, daß die Zöllner, die Fischer, die Zimmerleute, die Hirten und Apostel, die Unwissenden und Angelehrten durch diese Bücher können gerettet werden, und kein Unkundiger sich mit den schwierigen Stellen entschuldigen könne, damit ferner der Inhalt derselben leicht verständlich sei, und der Ackermann und der Knecht und die Frau und der unwissendste Mensch einigen Nutzen daraus ziehen könne.“ (Vgl. 3. Homilie zum Lazarus.)

Er weiß nichts von einem Fegfeuer:

„Bringe deine Angelegenheiten zur Reife in Ordnung, und rüste dich zum Abschied! Mache Alles hier ab, damit du ohne Scheu jenen Richterstuhl sehen kannst. So lange wir hier sind, haben wir gute Hoffnung; haben wir aber einmal die große Reise angetreten, so steht es nicht mehr in unserer Gewalt, Buße zu thun, und die begangenen Sünden abzuwaschen.“ (de Lazaro conc. II.)

Chrysostomus lehrt ferner:

daß wir keines Fürsprechers bei dem Herrn bedürfen.

„Du brauchst keine Fürsprecher bei Gott! Sei nur ganz allein und ohne Schutzpatron, bitte nur selbst zu Gott! Du wirst deine Bitte völlig erhalten. Er ist nicht gewohnt, also zu erhören, wenn Andere ihn für uns bitten; nein, laßt uns selbst nur bitten, möchten wir auch mit tausend Uebeln beladen seyn!“
(52. Homilie zum 15. Cap. Matth.)

Er lehrt ferner:

daß das Fasten kein verdienstliches Werk sei.

„Die Gewohnheit Aller ist während der vierzigägigen Fastenzeit, sich einander zu fragen, wie viel Wochen ein Jeder gefastet hat. Und hierauf werdet ihr sagen hören, der Eine, daß er zwei Wochen, der Andere, daß er drei, der Dritte, daß er alle Wochen gefastet hat. Aber welchen Vortheil haben wir davon, wenn wir ohne gute Werke sind, und wir hätten auch die ganze Fastenzeit also ausgehalten?“ (hom. 16 ad Antioch.)

Er lehrt ferner wider die Irrlehre von der Nothwendigkeit der Beichte bei Priestern:

daß die Beichte vor den Priestern unnöthig sey.

„Ich ermahne, bitte und ersuche euch, eure Sünden beständig Gott zu bekennen; denn ich zwingen dich nicht, Menschen deine Sünden zu entdecken. Schütte dein Herz vor Gott aus, und zeige ihm deine Wunden, und begehre von ihm die Heilmittel! Offenbare deine Sünde dem, der sie nicht verwirft! Ja, wenn du still schweigst, so kennt er Alles. . . Nur Gott allein ist's möglich, Sünden zu vergeben.“ (31. Hom. zum Briefe an die Hebr.; 40. Hom. zum 1. Cor.)

Er lehrt ferner:

daß man seine Sünden dem Priester nicht beichten solle: „Gott will, daß wir nur ihm allein beichten. Dies Bekenntniß geschehe ohne Zeugen! Nur Gott allein soll bei deiner Beichte gegenwärtig seyn.“

Zusatz zu Hieronymus, Bd. I. S. 464.

Kirchenvater Hieronymus. († 420) lehrt,
daß nicht die Menge und große Anzahl Kirchenglieder Zeichen der wahren Kirche sey.

„Die Kirche besteht nicht in Wänden, sondern in der Wahrheit der Lehre. Wo der wahre Glaube ist, da ist die Kirche; denn noch vor 15—20 Jahren hatten die Ketereien

die Kirche inne. Aber die Kirche war da, wo der rechte Glaube ist." (Hieron. Psalm. 139.)

Er lehrt ferner wider die Irrlehre von der Oberherrschaft des römischen Papstes:

daß der römische Bischof nicht Oberhaupt der ganzen Kirche sei.

„Die Welt ist größer als eine Stadt. Wo auch nur ein Bischof seyn mag, in Rom oder in Eugubium, in Constantinopel oder in Rhegium, in Alexandria oder in Tanis, sie haben Ein und dasselbe Verdienst und Priesterthum. Die Macht des Reichthums und die Niedrigkeit der Armuth macht keineswegs, daß ein Bischof größer oder niedriger sei, als die andern; im Grunde sind sie alle Nachfolger der Apostel." (epist. ad Eoragium.)

Er lehrt ferner,

daß der hebräische und griechische Urtext der Erklärung der Schrift zu Grunde liegen soll, und nicht die lateinische Uebersetzung, die Vulgata, welche die römische Kirche über den Urtext stellt.

„Wenn im Neuen Testament sich zuweilen in lateinischen Exemplaren keine Uebereinstimmung, sondern Verschiedenheiten zeigen, so nehmen wir unsere Zuflucht zu der Quelle, der griechischen Sprache, in der das Neue Testament geschrieben ist." Ferner: „Gleichwie die Reinheit der Bücher des Alten Testaments nach den hebräischen Büchern, so muß die Reinheit der Bücher des Neuen Testaments nach der Regel des griechischen Textes untersucht werden." (epist. ad Suniam, epist. ad Lucin.)

Er lehrt ferner,

daß nur die Bibel die Norm des Glaubens sei: „Alles, was wir sagen, müssen wir durch die heilige Schrift beweisen." (in Ps. 98).

Er verwirft den Dienst der Heiligen:

„Wenn es Zutrauen zu Jemand giebt, laßt uns unser Vertrauen auf Gott allein setzen! Denn verflucht ist, wer seine Hoffnung auf Menschen setzt, mögen sie gleich Heilige und Propheten seyn." (In Ezech. 14.)

Er lehrt ferner,

daß die Apokryphen nicht eine Quelle des Glaubens seien:

„Wie die Kirche die Bücher Judith, Tobias und die Makkabäer zwar liest, aber nicht unter die kanonischen Schriften zählt, so liest sie auch diese beiden Schriften (Sirach und Weisheit) zur Erbauung des Volks, nicht um das Ansehen der kirchlichen Lehren zu erhärten.“ (praefat. in libros Salom.)

Zusatz zu Augustinus, Bd. I. S. 471.

Der Kirchenvater Augustinus († 430) lehrt,

daß die Uebereinstimmung einer Kirche mit der h. Schrift das sicherste Merkmal ist, daß sie die wahre sey.

„Sie mögen uns, wenn sie können, ihre Kirche zeigen, . . . nicht durch Synoden ihrer Bischöfe, nicht durch falsche Zeichen und Wunder, sondern durch die kanonischen Bücher der göttlichen Schriften. In den h. Büchern, in welchen der Herr sich offenbaret hat, ist auch die Kirche offenbart. Man vertheidigt die Kirche nicht durch streitige Meinungen, sondern sie erweist sich durch göttliche Zeugnisse. Sollen wir die Kirche suchen in unsern Worten, oder in den Worten unsers Hauptes und Herrn Jesu Christi? Ich denke, daß wir sie vielmehr in seinen Worten suchen sollen. (de unitate eccles. cap. 16.)

Er lehrt ferner:

daß nur die h. Schrift in Glaubenssachen entscheidet:

„Man soll auch den ordentlichen Bischöfen nicht gehorchen, wenn sie irren, oder etwas festsetzen wider die h. Schrift.“ (contra Petilian.) „Wenn in einer Kirche Streitigkeiten entstehen, wer soll sie schlichten? Kein anderer, als Christus und die Apostel, d. h. ihr geschriebenes Wort.“ (de unit. eccles.)

Er lehrt ferner:

daß Christus nicht auf der Person des Petrus, sondern auf Petri Glauben seine Kirche gegründet habe.

„Als Petrus bekannte, daß Christus der Sohn des lebendigen Gottes sei, sagte der Herr zu ihm: „Auf diesen Felsen will ich meine Gemeinde bauen.“ Das heißt, er werde seine Kirche nicht auf die Person des Petrus bauen, sondern auf seinen Glauben, auf den Felsen, d. i. den Eckstein der Gemeinde, und dieser Felsen ist Christus selbst.“ (serm. 270 und Pent. retr. 1, 21.)

Er erklärt sich gegen die Lehre von dem Schätze von überflüssigen guten Werken:

„Endlich, wenn wir Brüder sterben für unsere Brüder, so wird doch zur Vergebung der von Brüdern begangenen Sünden keines Märtyrers Blut vergossen, wie der Herr sein Blut für uns vergossen hat. Nicht ein Beispiel der Nachfolge hat er uns darin gegeben, sondern einen Gegenstand der Freude und des Dankes. Insofern als die Märtyrer ihr Blut für die Brüder vergossen, gaben sie uns dasjenige hin, was sie von dem Tische des Herrn empfangen hatten.“ (tract. in Joh. 84.)

Er verwirft ferner das Fegfeuer.

„Niemand betrüge sich. Es giebt nur zwei Orte und keinen dritten. Der, welcher nicht mit Christo das Reich erwirbt, wird umkommen mit dem Teufel.“ (serm. 232.) „Wir wissen durchaus Nichts von einem dritten Orte, und finden gar Nichts davon in der h. Schrift.“ (de pecc. merit.)

Er lehrt wider die Irrlehre von der Anrufung der Heiligen:

daß die Heiligen nicht angerufen werden können. „Die Seelen der Verstorbenen sind an einem Orte, wo sie weder sehen noch hören, was den Menschen in diesem Leben zustoßt oder begegnet.“ (de spirit. 29.)

Er lehrt ferner klar die Erbsünde, wie die evangelische Kirche.

„Durch jene große Sünde des ersten Menschen ist unsere Natur ins Schlechtere verändert, und nicht allein selbst sündig geworden, sondern erzeugt auch Sünder. Diese Sünde hat den Menschen im Paradiese in einen schlechteren Zustand versetzt, und wird, weil sie ungeheurer ist, als wir beurtheilen können, von Jedem bei seiner Geburt geerbt, und nur bei den Wiedergeborenen vergeben.“ (de pecc. orig. 28.) „In Adams Lenden war das menschliche Geschlecht. Alle Adamskinder sind in ihm mit der Seuche der Sünde befleckt, und in den Zustand des Todes verstrickt worden.“ (contr. Julian. 14, 22.)

Er lehrt ferner wider die Irrlehre von der unbefleckten Empfängniß Mariä:

daß Maria erst behufs der Empfängniß Jesu geheiligt worden ist.

„Wir glauben, daß Gottes Sohn, geborner Gott vom Vater vor allem Anbeginn, den Mutterschooß der Jungfrau Maria

geheiligt habe, und aus ihr einen wahren Menschen, ohne Mannesamen gezeugt, angenommen habe."

Er lehrt:

daß Maria der Erbsünde theilhaftig gewesen sey. Er antwortet auf den Vorwurf des Julian: „Du verschreibst Maria durch die Beschaffenheit ihrer Geburt dem Teufel“, mit Folgendem: Keineswegs verschreiben wir Maria dem Teufel durch die Beschaffenheit ihrer Geburt, und zwar deswegen nicht, weil diese Beschaffenheit, (die Erbsünde nämlich), durch die Gnade der Wiedergeburt aufgehoben wird.

Ferner:

Jener allein also, der auch Mensch geworden, während er Gott verblieb, hat niemals eine Sünde gehabt, noch sündiges Fleisch angenommen, wiewohl von einer mit sündigem Fleisch behafteten Mutter; denn das Fleisch, das er von ihr angenommen, hat er sicherlich, entweder, weil es zu seiner Annahme bestimmt war, gereinigt, oder durch seine Annahme gereinigt.“ (contr. Julian.)

Der Papst Leo († 461) lehrt:

daß Maria der Erbsünde theilhaftig gewesen ist, aber behufs der Empfängniß Christi gereinigt wurde.

„Sein (Christi) im Mutterchooße geistliches Entstehen erlangt Jedermann in der Wiedergeburt, und jedem Menschen, der wiedergeboren wird, ist das Taufwasser ein Bild des jungfräulichen Mutterleibes, da derselbe h. Geist den Taufbrunnen erfüllt, welcher auch die Jungfrau erfüllt hat, damit die Sünde, welche dort die h. Empfängniß weggeräumt hat, hier die geheimnißvolle Abwaschung hinwegnehme.

Er erklärt sich gegen die Lehre vom Schatz von überflüssigen guten Werken:

Wenn gleich der Tod der Heiligen vor dem Herrn köstlich besunden worden, so war doch keines Unschuldigen Ermordung die Ver söhnung der Welt. Die Gerechten haben Kronen empfangen, nicht gegeben, und aus der Standhaftigkeit der Gläubigen sind Beispiele der Geduld hervorgegangen, nicht Gaben der Gerechtigkeit. Jeder Einzelne nämlich unter ihnen starb für sich. Keiner bezahlte durch sein Ende eines Andern Schuld. Unter den Menschenkindern ist nur Einer, ist allein unser Herr Jesus Christus derjenige gewesen, in dem Alle gekreuzigt, Alle gestorben, Alle auferweckt worden sind.“ (ep. ad. univ. monachos per Paläst. II, p. 374.)

Er lehrt ferner,

daß die Schrift zur Seligkeit hinreichend sey.
 „In den Sachen, die klar in der h. Schrift niedergelegt sind, findet sich Alles, was den Glauben und den h. Wandel betrifft.“ (doctrin. christ. lib. 2. cap. 9.)

Er verwirft ferner die Heiligenbilder.

„Wer weiß nicht, daß die Bildnisse ohne Empfindung sind! Jedoch, wenn man sie an solchen Plätzen an einen hohen Ort stellt, um sie zu ehren, so daß die, welche bitten und opfern, sie ansehen, so rühren sie durch ihre Aehnlichkeit mit den belebten Gliedern und Sinnen die schwachen Gemüther, obgleich sie weder Empfindung noch Seele haben, so daß sie zu leben und zu athmen scheinen, besonders, wenn die Menge ihnen Verehrung zollt.“ (epist. ad Deograt.)

Er lehrt ferner wider die Irrlehre von der Nothwendigkeit der Beichte bei Priestern:

daß der Priester keine Sünden vergeben könne.
 „Wer bist du, Mensch, als ein Kranker, der geheilt werden muß? Du willst mein Arzt seyn? Suche mit mir den Arzt! — Der Mensch kann nicht Sünden erlassen. Jene Sünderinn (Luk. 7), welche glaubte, daß Christus ihr die Sünden erlassen hätte, glaubte hiermit, daß er nicht nur Mensch, sondern auch Gott sey. Da hätten die Menschen sollen kommen und sagen: „Ich vergebe die Sünden, ich rechtfertige ic. Aber die Juden dachten hierin noch besser als die Ketzer. Denn die Juden sagten: Wer ist dieser, der die Sünden vergiebt? Wie darf ein Mensch wagen, sich das zuzuschreiben? Was sagt dagegen der Ketzer? Ich vergebe die Sünden ic. Die Ketzer erwiedern: Wenn Menschen nicht die Sünden vergeben, so ist's falsch, was Christus sagt: Was ihr auf Erden lösen werdet, soll auch im Himmel los seyn. Aber weißt du nicht, warum und auf welche Art dies gesagt ist? Der Herr wollte den Menschen den h. Geist geben, und wollte zu verstehen geben, daß der h. Geist es sey, durch welchen den Gläubigen die Sünden vergeben werden, und nicht durch das Verdienst der Menschen. Der Geist ist's, der vergiebt, und nicht ihr; der Geist ist Gott; Gott also vergiebt, und nicht ihr.“ (23 serm. et. 50 serm.)

Er lehrt ferner wider die Irrlehre von der Brod-
 verwandlung:

daß Brod und Wein beim Abendmahl nicht in den Leib und das Blut Christi verwandelt werden.

„Ihr werdet nicht den Leib essen, den ihr sehet, und werdet nicht das Blut trinken, das die, welche mich kreuzigen, vergießen werden; ich habe euch ein h. Zeichen übergeben, welches, geistlich aufgefaßt, euch lebendig machen wird.“ (in 98. Psalm).

Gelasius, Bischof von Rom, der am Ende des 5. Jahrhunderts lebte, lehrt wider die Irrlehre von der Brodverwandlung:

daß Brod und Wein beim Abendmahl nicht in den Leib und das Blut Christi verwandelt werden.

„Gewiß sind die Sakramente des Leibes und Blutes Christi eine göttliche Sache, durch welche wir der göttlichen Natur theilhaftig werden; dennoch bleibt die Substanz oder Natur des Brodes und Weines das, was sie ist.“ (contra Nestor. et Eutychem.)

Er lehrt ferner,

daß das Abendmahl unter beiden Gestalten, des Brodes und des Weines, genossen werden muß.

„Wir sind berichtet worden, daß Einige nur einen Theil des h. Leibes genommen, und sich des Kelches enthalten. Weil sie nun, wie man sagt, durch einen Aberglauben davon zurückgehalten werden, so sollen sie ohne Zweifel entweder das Sakrament ganz empfangen, oder ganz davon ausgeschlossen werden. Denn die Theilung eines und desselben Geheimnisses kann nicht ohne ungeheuren Gottesraub Statt finden.“ (decret. Rom. distinct. 2 de consecr.)

Auf dem im Jahre 416 zu Mileve in Afrika abgehaltenen Concil wurde festgestellt, und später auf dem 6. Concil zu Carthago bestätigt,

daß der Papst über die afrikanische Kirche keine Gewalt habe.

„Wenn Priester, Diakonen und andere untere Geistliche von dem über sie ergangenen Urtheil ihres und der benachbarten versammelten Bischöfe appelliren zu müssen glauben, so sollen sie nur appelliren an die Concilien in Afrika. Dagegen soll derjenige, der über das Meer appelliren will, in Afrika von Niemand in die Kirchengemeinschaft aufgenommen werden.“ (concil. Milevit. can. 22.) Auf diesem Concil war auch Augustinus als Bischof und Scriba gegenwärtig. Was der Ausdruck: „über das Meer appelliren“ heißt, ist schon an und für

sich klar; aber zum Ueberflusse wird er uns auch von Balsamon erklärt: „Man muß sagen, daß unter den Gerichten jenseits des Meeres die zu Rom verstanden sind. Die Kirche Rom's rühmt sich also vergeblich damit, wenn sie sagt, daß die Streitigkeiten aller Kirchen durch Appellation von ihr entschieden werden müssen. Denn, wenn es nicht einmal erlaubt ist, die Appellationen von Afrika anzunehmen, wie viel weniger wird sie dies Recht über die andern Provinzen haben!“ (Collectio canonum Carthag. can. 31.)

Das Concil zu Constantinopel im Jahre 692, nach dem kaiserlichen Ballaste, in dem es gehalten wurde, das zweite trullanische genannt, verwirft den Eölibat der Geistlichen.

„Indem wir die alte Regel der genauen Zucht und Ordnung befolgen, unangesehen, daß, wie wir vernommen, in der römischen Kirche die Regel festgestellt ist, daß die, welche man zu Diakonen oder Priestern ordiniren will, öffentlich versprechen sollen, daß sie ihren Weibern nicht mehr bewohnen werden, — so wollen wir, daß in Zukunft die gesetzliche Bewohnung geweihter Männer feststehend seyn soll, so, daß wir sie keineswegs von dem ehelichen Umgange mit ihren Weibern zurückhalten, — sodas also, wenn Jemand der Ordination zum Unterdiakon, Diakon und Priester würdig befunden worden ist, man zur Stunde der Ordination keineswegs von ihm verlange, daß er sich der gesetzlichen Bewohnung mit seiner Frau enthalte.“ (can. 13.)

Isidorus von Belusium, Priester um 430, lehrt, daß die h. Schrift von Jedem gelesen werden müsse. „Da die h. Schrift zur Beförderung des Heils auch für die gemeinsten und einfältigsten Menschen da ist, so hat sie der menschenfreundliche und liebevolle Gesetzgeber so für Jeden faßlich schreiben lassen, damit die h. Schrift, die nach den Fassungskräften Aller eingerichtet ist, auch Allen nützlich sey. Große Uebel sind daher unter dem Christenvolke entstanden, weil das Bibellesen vernachlässigt wurde.“

Papst Gregor I. († 604) lehrt:

daß ein Jeder die h. Schrift lesen müsse.

„Ich bin sehr traurig über die Zeiten, die jetzt ihren Anfang zu nehmen scheinen. Denn man sieht Viele, die zu unserer Kirche gehören, welche entweder nach dem, das sie gelehrt sind, nicht handeln wollen, oder gar es nicht für gut halten, die heiligen Schriften zu kennen und zu verstehen. Von der Wahrheit

wendet man die Ohren weg, und nach Märchen hin.... Was ist die h. Schrift doch anders, als eine Zuschrift Gottes an die Menschen? Und in der That, wenn du in einem andern Amte ständest, und erhieltest von irgend einem Großen auf der Erde ein Schreiben: du würdest gewiß nicht eher ruhen, nicht ablassen, nicht schlafen können, bis du untersucht hättest, was jener Große dir geschrieben habe. Wohlan, lieber Sohn, der große Gott, der Herr über Menschen und Engel, hat dir zur Lebensregel seine Schriften zukommen lassen; und doch achtest du gar nicht darauf, mit Eifer diese Zuschrift zu lesen! Lies doch täglich Gottes Wort fleißiger und achtsamer!"

Er lehrt ferner,

daß Niemand sich Bischof der Bischöfe nennen dürfe.

„Denn in dieses strafbare Wort (nämlich den Titel „Bischof der Bischöfe), einwilligen, heißt nichts Anderes, als „den Glauben verleugnen.“ (Opp. 5, 746.)

Er lehrt ferner,

daß es kein Fegfeuer gebe.

„Weil wir durch die Gnade unseres Urhebers erlöst sind, haben wir diese himmlische Gabe, daß, wenn wir aus der Wohnung unsers Fleisches ausgegangen sind, wir ohne Weiteres zu dem himmlischen Lohne geführt werden.“ (in libr. Hiob 13, 20.)

Beda, der Ehrwürdige, ein berühmter Kirchenlehrer in Britannien († 735), lehrt wider die Irrlehre von der unbefleckten Empfängniß Mariä:

daß Maria der Erbsünde theilhaftig gewesen ist.

„Die Kraft des Allerhöchsten überschattete die h. Gottesgebärerin, weil der h. Geist in ihrem Herzen, das er erfüllte, alles Feuer fleischlicher Begierlichkeit mäßigte, es von weltlichen Lüsten reinigte, und ihren Leib und ihre Seele mit himmlischen Gaben heiligte.“

Theophylakt, Bischof in Bulgarien (um 1020) lehrt,

daß ein Jeder die Bibel lesen müsse.

„Sage ja nicht, daß das Bibellesen allein für die Geistlichen gehöre! Für jeden Christen ist es Pflicht, noch viel mehr für die Weltlichen, welche in mehreren Unruhen leben, und um so mehr des Bibellesens zur Beschützung bedürfen.“

Anselmus, einer der scharfsinnigsten Kirchenlehrer, Bischof zu Canterbury in Britannien († 1109), lehrt wider die Irrlehre von der unbefleckten Empfängniß Mariä: daß Maria der Erbsünde theilhaft gewesen sey.

„Ein Mägdlein, aus der Nachkommenschaft Adams geboren, aus sündhafter Fortpflanzung geworden, wird auf einmal mit Umwechselung des Fluchs Eva's gesegnet, gepriesen über alle Weiber, und empfängt und gebietet.“

„Sage mir, wie Gott hat aus der sündigen Masse, ich will sagen, dem menschlichen Geschlechte, welches ganz und gar mit der Sünde behaftet war, einen Menschen ohne Sünde geschaffen, nämlich etwas ohne Sauerteig aus dem, was durchsäuert war! Denn, obgleich die Empfängniß dieses Menschen rein gewesen ist, und ohne die Sünde der fleischlichen Ergözung, so ist doch die Jungfrau selbst, von der er geboren ist, in Sünde empfangen und geboren mit der Erbsünde, weil auch sie gesündigt hat in Adam, in welchem sie Alle gesündigt haben“ (lib. II, 16.)

Petrus Damianus, Bischof von Ostia, und Freund des Papstes Gregors VII. († 1070) lehrt,

daß in Maria die Erbsünde gewesen sey.

„Und warum andere Beispiele suchen, weil der Mittler zwischen Gott und den Menschen gekommen ist von Sündern, und aus der durchsäuerten Masse hat er das reine und ungesäuerte Brod genommen, das Brod, das nicht befleckt ist mit der alten Sünde. Oder vielmehr, um mich klarer auszudrücken, aus dem Fleische der Jungfrau selbst, welche in der Sünde empfangen ist, ist gekommen das Fleisch ohne Sünde, welches vertilgt hat die Sünden des Fleisches (opusc. VI, 19.)

Hugo von Sankt Viktor aus Sachsen, Mönch bei Paris († 1141) und Petrus, der Lombarde, Bischof zu Paris († 1159) lehren,

daß in Maria die Erbsünde gewesen sey.

„Gewiß kann man behaupten, und nach dem übereinstimmenden Zeugnisse aller Heiligen muß man glauben, daß es (das Fleisch Christi) der Sünde zuvor unterworfen gewesen, sowie alles übrige Fleisch der Jungfrau; dann aber durch die wirkende Kraft des h. Geistes so gereinigt worden sey, daß es frei war von allen Flecken der Sünde bei der Vereinigung mit dem Worte.... Auch Maria wurde am ganzen Leibe durch den h. Geist, der über sie zuvor herabkam, völlig gereinigt, und auch von dem Reize der Sünde befreit.“

Zusatz zu Bernhard von Clairvaux. Bd. I. S. 717.

Bernhard von Clairvaux († 1153) lehrt,

daß Maria der Erbsünde theilhaftig gewesen sey.

„Fern sei von uns in der That der Gedanke, daß diese Wohnung (der Leib Maria's) durch irgend eine besondere Sünde befleckt gewesen sey... Obgleich sie von ihren Aeltern die Erbsünde erhalten hat, so wäscht doch nichtsdestoweniger... die Gnade diese Sünde ab.“ (serm. II. assumptione §. VIII.

„Wenn also die Jungfrau nicht vor ihrer Empfängniß hat geheiligt werden können, weil sie noch nicht da war; wenn sie ferner nicht hat in dem Augenblicke der Empfängniß geheiligt werden können wegen der Sünde, die in ihr war, so bleibt nur übrig, zu glauben, daß sie nach ihrer Empfängniß geheiligt worden ist, als sie schon in dem Schooße ihrer Mutter war, und daß diese Heiligung, indem sie die Sünde entfernte, ihre Geburt heilig gemacht hat, aber nicht ihre Empfängniß. (ep. CLXXIV. §. 7.)

Er lehrt ferner,

daß ein Jeder die Bibel lesen müsse.

„Das Lesen der h. Schrift ist Bedürfnis für uns; denn dadurch lernen wir, was wir thun und lassen, wonach wir streben sollen. Daher heißt es (Ps. 118): Dein Wort ist die Leuchte vor meinen Füßen, das Licht auf meinen Wegen. Durch das Lesen der h. Schrift werden Verstand und Begriffe gebildet. Das Lesen lehrt uns beten und arbeiten, durch das Gebet und Lesen werden die Laster verdrängt, und der Tugendstirn in der Seele erhalten. Beharre also in dem mit Nachdenken verbundenen Lesen der h. Schrift, zeige Eifer für das Bibellesen, und nie sollst du dieses Bibellesen unterbrechen.“

Alle großen Kirchenlehrer des 13. und 14. Jahrhunderts, mit Ausnahme eines einzigen, Duns Scotus, haben die Erbsünde der Maria gelehrt. Wir wollen den einen, Thomas von Aquin, den scharfsinnigsten unter ihnen, herausnehmen († 1274):

„Die gebenedeite Jungfrau Maria, weil sie empfangen ist aus der Vereinigung ihrer Aeltern, hat die Erbsünde gehabt.“ (in III. part., q. XXVII, art. 2.)

„Die Heiligung der gebenedeiten Jungfrau hat nicht schließlich Statt finden können vor der Eingießung ihrer Seele, weil

sie noch nicht fähig war, die Gnade zu empfangen; noch im Augenblicke der Eingießung selbst, durch eine in ihr damals wirkende Gnade, sodasß sie davor bewahrt gewesen wäre, in die Erbsünde zu verfallen. Denn aus dem ganzen menschlichen Geschlechte ist Christus der einzige, der die Erlösung nicht nöthig gehabt hat, weil er unser Haupt ist, aber allen andern Menschen kommt es zu, durch ihn gerettet zu werden. Dann würde dies nicht der Fall seyn, wenn man eine andere Seele fände, welche nicht mit der Erbsünde behaftet gewesen wäre; dies ist der Grund, weshalb dies weder der Jungfrau, noch sonst Jemand, sondern allein Jesus Christus zukommt." (in part. III., dist. III, q. 1, a. 1, q. 2).

Thomas von Kempen († 1471) lehrt:

daß ein Jeder die Bibel lesen müsse.

„Die Unbekanntschaft mit der h. Schrift ist der Ursprung aller Irrthümer, ist die Thür zum Verderben, Verlust der Ehre, der Tugend und des Heils. Denn im Worte Gottes und in der Lehre Christi finden wir das Licht des Lebens, das Heil der Welt, die Thür des Himmels, die Nahrung für die Seele, und wahren Genuß für das Gott über Alles liebende Herz.

Durch die h. Schrift werden die Unwissenden belehrt, die Müßiggänger getadelt, die Nachlässigen aufgeregt, die Schläfrigen erweckt, die Frechen erschüttert, die Traurigen getröstet, die Demüthigen gelobt, die Stolzen verachtet, die Schwachen gestärkt. — So nimm denn du die Bibel ebenso zur Hand, wie einst der fromme Simeon das Kind Jesum in seine Arme genommen hat. Und nach dem Lesen danke Gott für jedes Wort, das du, wie aus seinem Munde, vernahmst! Bewahre dies Buch, den Schatz der Kirche, wohl, welcher von Gott zum Troste für Viele gegeben ist!"

Papst Pius VI. († 1799) lehrt,

daß Allen das Lesen der Bibel erlaubt seyn müsse.

Er schreibt an den Abt Martini, nachherigen Erzbischof zu Florenz:

„Du denkst sehr richtig, wenn du die Gläubigen zum Lesen der göttlichen Schriften nachdrücklich ermuntern zu müssen glaubst. Denn sie sind die reichhaltigsten Quellen, die Allen offen stehen müssen, um daraus sowohl die Reinheit der Sitten, als der Lehre schöpfen zu können."

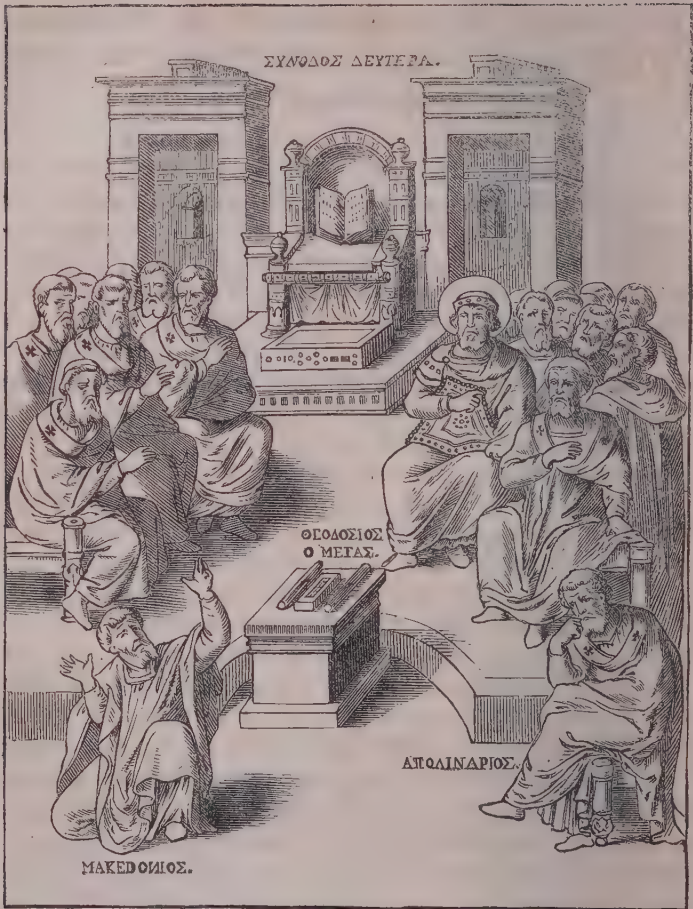
Erklärung der zweiten allgemeinen Kirchen-Versammlung zu Constantinopel, daß die h. Schrift allein der oberste Richter in Glaubenssachen seyn dürfe.

Im Jahre 381 wurde das zweite allgemeine Concil zu Constantinopel gehalten. Es wurde auf demselben das nicänische Glaubensbekenntniß bestätigt, die wahre Gottheit und die wahre Menschheit Christi, dem Irrlehrer Apollinarius, Bischof von Laodicea, gegenüber, festgestellt, und die Lehre von der h. Dreieinigkeit ausgesprochen, indem man, dem Irrlehrer Macedonius gegenüber, die wahre Gottheit des h. Geistes anerkannte. Es wird dies Concil auch von der römischen Kirche als ein allgemeines angesehen. Aber es liefert uns den augenscheinlichsten Beweis, wie wenig man zu jener Zeit bei einer Kirchen-Versammlung die Anwesenheit, oder die Leitung eines Papstes, oder seines Legaten für nöthig erachtete, was die Römisch-Katholischen behaupten. Kein Papst, noch ein Abgesandter von ihm war dort; eben so wenig hatte er das Concil berufen. Der Kaiser Theodosius hatte das gethan. Wer aber leitete denn die Versammlung? Im Halbkreise saßen die Bischöfe. In der Mitte dieses Halbkreises erhob sich ein Thron; zur Linken des Throns saß der Kaiser. Wer aber saß auf dem Throne? Kein Mensch, kein Bischof hatte ihn eingenommen. Statt dessen hatte man ein aufgeschlagenes Buch darauf gelegt, — die h. Schrift.

Damit erklärten die ehrwürdigen Väter des Concils, daß sie sich nicht durch schwache, dem Irrthume ausgesetzte Menschen wollen beeinflussen lassen: Das Wort Gottes allein solle ihres Glaubens Norm und Richtschnur seyn. Die Bibel sollte den Voratz führen, und sie allein solle die Entscheidung geben in Bezug auf die streitigen Lehren.

Das umstehende Bild gibt diese merkwürdige Erklärung der Väter im Sinnbilde.

Macedonius sitzt unterhalb, links vom Beschauer. An der andern Seite war Apollinarius abgebildet, wie aus dessen übrig gebliebenem Namen ersichtlich ist. Die Figur ist mit einem Stücke des Bildes, welches ausgerissen worden, verloren gegangen. Zwischen ihnen auf einem Tisch liegen Bücher; das sind ihre Schriften, welche auf diesem Concil verworfen wurden.



II. Allgemeine Kirchen = Versammlung.

Auch auf den beiden folgenden allgemeinen Kirchen = Versammlungen thront und präsidiert die h. Schrift auf dem Präsidentenstuhl, als der oberste Richter in Glaubenssachen. In Bezug auf das dritte allgemeine Concil zu Ephesus vom J. 431. sagt namentlich Cyrillus, Bischof von Alexandrien: „Die heilige Synode war in der Marienkirche

versammelt; zu ihrem Beisitzer und Haupte machte sie Christum. Denn es lag auf heiligem Thron das göttliche Evangelium, beinahe laut zurufend den heiligen Priestern: Haltet ein gerechtes Gericht! u. s. w. (Cyrill. Apologet. ad Theodos. bei Mansi Conc. ampl. collect. Vol. V. p. 241 a.)

In dem Vorigen haben wir hinreichende Belege aufgeführt, daß die meisten und wichtigsten Kirchenväter, was die Hauptlehren des christlichen Glaubens betrifft, auf Seiten der evangelischen Kirche stehen, so daß, wenn die römische Kirche sich auf sie beruft, wir uns noch viel mehr auf sie berufen können. Aber damit nimmt die ev. Kirche die Worte der Kirchenväter nicht als unfehlbar an. Sie prüft ihre Aussprüche nach der h. Schrift, und nur das, was mit ihr übereinstimmt, behält sie. Daß die Kirchenväter sich übrigens oft in Glaubenssachen geirrt haben, erhellt schon aus den Widersprüchen, in denen sich viele unter einander befinden.

Ebenso hält es die evangelische Kirche mit den Kirchenversammlungen. Haben diese Etwas festgesetzt auf dem Grunde des göttlichen Wortes, so hat die evangelische Kirche es immer angenommen. Im andern Falle kann sie es nicht; denn nur Einer ist ihr Meister. Und die Concilien sind oft in Irrthümer verfallen. Dies zeigt sich auch bei ihnen schon darin, daß die eine oft eine der andern geradezu entgegengesetzte Lehre aufgestellt hat. Wenn also die katholische Kirche lehrt, daß die Kirchenversammlungen unfehlbar seyen in Glaubenssachen, so mögen hier einige Beispiele genügen, die ihre Widersprüche unter einander und ihre Irrthümer klar darthun:

Die Kirchenversammlung zu Elvira (305) verordnete, daß keine Gemälde in den Kirchen geduldet werden sollten. Denn es ziemte sich nicht, daß der Gegenstand der Verehrung und Anbetung auf den Wänden abgemalt werde. Gott, der die Menschen nach seinem Bilde geschaffen habe, dürfe

nicht auf heidnische Weise durch Statuen und Bilder geehrt werden. (conc. Illiberit. can. 36.)

Die ökumenische Kirchenversammlung zu Constantinopel (754) und die Kirchenversammlung zu Frankfurt a/M. (794) verwarfen den Bilderdienst als eine Erfindung des Teufels, um die Menschen zur Abgötterei zu verführen.

Die Kirchenversammlung zu Paris (825), unter Ludwig dem Frommen, verwarf den Bilderdienst, und bestätigte die Beschlüsse der Frankfurter Synode.

Die Kirchenversammlungen zu Rom, (769), zu Soissons (853), zu Constantinopel (869), das 1. und 3. Lateran-Concil (1123 und 1179). zeigen durch ihre Verordnungen, daß sie die Ordina-

Die zweite Kirchenversammlung zu Nicäa (787) verordnet: „Wir glauben ohne irgend einen Zweifel, und sind der Ueberzeugung, daß man die Bilder anbeten und grüßen muß. Wer damit nicht übereinstimmt, und gegen die Anbetung der ehrwürdigen Bilder einen Zweifel hegt, den verdammt unser h. und ehrwürdiges Concil, geleitet durch den h. Geist, gestützt auf die kirchlichen Traditionen der Väter.“ (act. conc. nic. IV, 470.)

Die tridentinische Kirchenversammlung (1545 — 1563) bestätigte diese Verordnung über die Bilderverehrung. (sess. XXV. de invocat. sanct.)

Die tridentinische Kirchenversammlung verdammt diejenigen, „welche sagen, daß ein von einem in Todsfünde lebenden Priester verwaltetes oder ertheiltes Sakrament unkräftig sey, ebenso wie diejenigen, welche

tion für nichtig halten, welche von Priestern vollzogen worden, die in einer Todsünde lebten, und daß diejenigen, welche von solchen Priestern ordinirt worden, eine neue Ordination erhalten sollen.

Die Kirchenversammlungen zu Costniz (1414) und zu Basel (1431) stellten sich über den Papst.

Die Kirchenversammlung zu Laodicea (364) (can. LX.) schließt die apocryphischen Bücher des N. T. von den kanonischen aus.

Die trullanische Synode zu Constantinopel (692) bestätigte diesen Beschluß, aber auch den der dritten karthagischen Synode. (syn. quinisexta can. 2.)

Der Bischof Stephanus zu Rom hob im J. 253 die Kirchengemeinschaft mit denjenigen auf, welche die Ketzentaufe verwarfen, indem er sie Wiedertäufer nannte.

Das I. allgemeine Concil zu Nicäa (325) nahm die Taufe der Ketzler als gültig an.

sagen, daß bei den drei Sacramenten, der Taufe, der Confirmation und der Ordination der Seele kein Charakter, d. i. ein unauslöschliches Zeichen aufgedrückt werde, welches bewirke, daß diese h. Handlung unmöglich wiederholt werden könne.“ (Sess. VII, can. 12. 9.)

Das letzte Lateran-Concil (1514) setzte fest, daß der Papst über alle Concilien erhaben sey, und verwarf den Beschluß des Baseler Concils.

Die tridentinische Kirchenversammlung suchte die päpstliche Genehmigung für ihre Beschlüsse nach, und stellte sich dadurch unter den Papst.

Die dritte Kirchenversammlung zu Carthago (397) nahm (can. 47) die meisten apokryphischen Bücher des N. T. als kanonisch an, namentlich das Buch Judith, Buch der Weisheit, Tobias, Sirach und die Bücher der Makkabäer.

Die tridentinische Kirchenversammlung erklärte sie alle für kanonisch.

Drei Kirchenversammlungen der afrikanischen Bischöfe unter Cyprian, sowie mehrere Kirchenversammlungen in Cappadocien, Cilicien und Bithynien zu derselben Zeit erklären die Taufe der Ketzler für ungültig, daß sie also wiederholt werden müsse.

Die sechste ökumenische Kirchenversammlung zu Constantinopel nimmt (can. 2.) diesen Beschluß, daß die von Ketzern Getauften zum 2. Male getauft werden sollten, wieder auf.

Die Kirchenversammlung zu Elvira versagt einigen Classen von Sündern, auch wenn sie bußfertig seyen, auf dem Sterbebett das h. Abendmahl (can. 1. 6. 7. 8. 75.)

Dieselbe Kirchenversammlung verbietet, Lichter auf dem Kirchhof anzuzünden, weil die Geister der Heiligen nicht beunruhigt werden dürften. Sie erklärt damit diesen abergläubischen Irrthum für wahr. (can. 34.)

Die erste Kirchenversammlung zu Nicäa verwirft den Kriegsdienst. (can. 12.)

Die Kirchenversammlung zu Anchyra. (can. 6.), die erste nicänische Kirchenversammlung (can. 12.) und die zweite Aurelianische Kirchenversammlung (can. 12.) gestatten allen bußfertigen Sündern vor dem Sterben das h. Abendmahl.

Von der römisch-katholischen Kirche wird ferner die Unfehlbarkeit des Papstes behauptet.

Papst Gregor VII. sagte: „Des Papstes Meinung darf von Niemand abgewiesen werden, er hat weder geirrt, noch wird er irren.“

Im Folgenden wollen wir aber einige Belege dafür anführen, einestheils, daß sich die Päpste sehr oft geirrt haben, andernteils, daß dieselben sich oft sowohl untereinander, als mit den Concilien im offenbarsten Widerspruch befunden haben.

Papst Marcellinus (um 296) opferte den Götzen auf Befehl des Kaisers Diokletian Weibrauch, und fiel dadurch in die ärgste Ketzerei.

Papst Liberius (um 352) unterschrieb, auf Antrieb des Kaisers Constantins, das arianische

Glaubensbekenntniß, welches die Gottheit Christi leugnete, und wurde also auch ein grober Ketzer.

Papst Innocenz II. (um 402) erklärte in einem Schreiben an die afrikanischen Bischöfe den Pelagius, der das alleinige Wirken der göttlichen Gnade im Menschen zur Seligkeit verwarf, und sagte, der Mensch könne und müsse aus eigener Kraft zu seiner Seligkeit beitragen, für einen Ketzer, und des Bannes würdig.

Papst Hormisdas (um 514) sprach in einem Briefe an den Bischof von Constantinopel das Verdammungsurtheil aus über die Formel: „Einer aus der Dreieinigkeit ist gekreuzigt worden,“ als irrgläubig.

Papst Vigilius (um 537) verdamnte auf der Kirchenversammlung zu Constantinopel (553) mit derselben die Bischöfe Theodor von Mopsveste, Theodoret von Cyrus und Ibas von Edessa als irrgläubig.

Derselbe Vigilius änderte zum drittenmale sein Urtheil über die drei Bischöfe, und als er von Kaiser Justinian deswegen in's Exil geschickt wurde, verdamnte er sie aufs Neue.

Derselbe Papst Vigilius erklärte sich für die Eutychianische Ketzeri von Einer Natur Christi, und verdamnte die rechtgläubige Lehre.

Papst Gregor II. (um 715)

Papst Zosimus (um 417), Innocenz's Nachfolger, erklärte denselben Bischöfen in einem Briefe, es geschehe diesen richtig denkenden Männern, dem Pelagius und seinen Anhängern, Unrecht. Später widerrief er diesen Ausspruch, und verdamnte die Pelagianer.

Papst Johann II. (um 532), des Hormisdas Nachfolger, und Papst Agapet, Johanns Nachfolger, erklärten dagegen auf Betrieb des Kaisers Justinian die nebenstehende Formel für rechtgläubig und den Ausspruch des Hormisdas für „gottlos, ketzerisch und rasend.“

Derselbe Vigilius nahm bald darauf, durch den Unwillen der abendländischen Bischöfe über seine Verdammung, bewogen, dies Verdammungsurtheil zurück.

vergleicht in seinem Briefe an den Kaiser Leo Isauricus dessen Wegnahme der Bilder aus den Kirchen mißbilligend mit dem Zerschneiden der ehernen Schlange (2. Kön. 18, 4), obgleich die h. Schrift dieß billigend erzählt, machte den König Josias zum Schlangenzerschneider, obgleich es Hiskias war, und ließ die ehernen Schlange mit der Bundeslade durch David in den Tempel bringen, obgleich zu David's Zeit noch kein Tempel da war.

Papst Nikolaus I. (um 858) erklärt die Pseudepistolarischen Dekretalen, eine angeblich von den Päpsten der vier ersten Jahrhunderte herstammende Schrift, deren Zweck ist, dem Papste eine möglichst große Gewalt einzuräumen, für so ächt, wie die h. Schrift selbst, und alle seine Nachfolger erklärten sie für ächt, obgleich ihre Unächtheit auch von den Römischen jetzt allgemein zugestanden wird.

Papst Zacharias (um 741) erklärt die Lehre des bairischen Bischofs Vergilius (um 745), daß die Erde rund sey, und die darauf uns gegenüber Wohnenden unsere „Gegensfüßler“ seyen, auf die Anklage des Bonifacius für eine Ketzerei. (Aventinus annales Bojorum ed. Gundling fol. 261.)

Papst Paul V. († 1621) erklärte die Lehre des Kopernikus, daß die Erde sich um die Sonne bewege, und diese ein Fixstern

Papst Pius VII. († 1823) dekretirte, daß die Erde sich um die Sonne bewege.

sey, für eine keßerische Irlehre, und zwang den Galilei, der auch diese Lehre vortrug, im J. 1633 zum Widerruf und Abschwören dieser Lehre.

Papst Stephanus VI. erklärte auf einer zu Rom gehaltenen Kirchenversammlung (897) alle Verfügungen seines Vorgängers, Papstes Formosus, für ungültig, ließ seinen Leichnam ausgraben, ihm den Proceß machen, ihm die drei ersten Finger abhauen, mit welchen er den Eid geleistet hatte, beraubte ihn seiner Würde, und ließ ihn in die Tiber werfen.

Papst Sergius III. (um 904) erklärte die Verfügungen des Formosus aufs Neue für ungültig, ließ seinen Leichnam zum zweiten Male ausgraben, ihm den Kopf abschlagen, und in die Tiber werfen.

Papst Gregor III. (um 731) sagt in einem Briefe an Bonifacius: es sei erlaubt, sich wegen Krankheit von seinem Weibe scheiden zu lassen.

Papst Gregor XII. in Rom (um 1406) und Papst Benedikt XIII. zu Avignon (um 1394) hatten bei ihrer Ernennung eidlich versprochen, die päpstliche Würde, wenn es das

Papst Johann IX. (um 898), des Stephanus Nachfolger, ließ durch's Concil zu Ravenna Alles, was Stephanus gegen Formosus gethan, für ungültig erklären, und seinen Leichnam wieder begraben.

Papst Alexander III. (um 1189) dagegen sagt: Keinem ist es erlaubt, den Fall des Ehebruchs ausgenommen; seine Gattinn zu entlassen. Mag sie nun mit dem Aussatz behaftet, oder von irgend einer andern schweren Krankheit befallen seyn, so darf er sich weder von ihr trennen, noch von ihr scheiden lassen. (decret. I. IV. tit. VIII, 2.)

Dieselben Päpste brachen ihren Eid, und hielten nicht Wort, als die Kirchenversammlung zu Pisa (1409) sie zum Niederlegen ihrer Würde aufforderte, so daß diese sie absetzte,

Wohl der Kirche erfordere, freiwillig niederzulegen.

Papst Johann XXIII. (um 1410) that die beiden obigen abgesetzten Päpste wiederholt in den Bann.

Papst Leo X. (um 1513) empfahl die Uebersetzung des N. T. von Erasmus.

Papst Sixtus V. (um 1585) gab die von ihm verbesserte Ausgabe der Vulgata heraus, deren ausschließlichen Gebrauch als der allein ächten und reinen Ausgabe in allen kirchlichen und theologischen Dingen er für immer befahl.

Papst Clemens XIV. hob 1773 den Jesuitenorden auf durch die Bulle: Dominus ac redemptor noster, und sagte darin: Wir erklären, daß für immer aufgehoben und völlig vernichtet bleibe alle und jede Gewalt des vorgesetzten Generals, der Provinzialen, der Visitatoren und aller andern Obern der erwähnten Gesellschaft sowohl im Geistlichen als im Zeitlichen. — Wir verordnen auch die Unterdrückung und Aufhebung der ganzen Gesellschaft ic. — Die gegenwärtige Bulle soll zu keiner Zeit jemals, unter keinem Vorwand, aus keiner Gelegenheit oder Ursache getadelt, widerrufen und aufgehoben werden, — sondern sie soll immer und beständig in Kraft

und als Meineidige und Ketzer in den Bann that.

Die Päpste Gregor XII. und Benedikt XIII. thaten dagegen Johann XXIII. in den Bann.

Papst Paul IV. setzte diese Uebersetzung des Erasmus unter die verbotenen Bücher.

Papst Clemens VIII. (um 1592) verwarf diese Vulgata als eine durch viele Fehler noch verunreinigte Ausgabe, gab eine neue verbesserte Ausgabe heraus, welche nun wieder als die allein ächte und reine Ausgabe der katholischen Kirche ausschließlich zu gebrauchen befohlen wurde.

Papst Pius VII. stellte 1814 den Jesuitenorden wieder her, mit ausdrücklicher Widerrufung und Aufhebung der Bulle des Papstes Clemens XIV., durch die Bulle: Sollicitudo omnium.

geltend und wirksam seyn und bleiben, und ihre volle und ganze Wirkung erhalten und bewahren, und von Allen und Jeden, auf die sie Bezug hat, und auf irgend eine Weise Bezug haben wird, für die Zukunft unverleglich beobachtet werden."

Papst Pius VII. verbietet 1814 in einem Breve an den Erzbischof von Mohilew den Laien das Bibellesen, und nannte in der Bulle vom 19. Juni 1816 die Bibelgesellschaften eine höchst verruchte Erfindung, wodurch selbst die Grundpfeiler der Religion wankend gemacht werden, eine Pest, zu deren Heilung und Vertilgung er auf Mittel sinne.

Papst Leo XII. erließ (im J. 1838) ein Rundschreiben an alle römisch-katholischen Bischöfe gegen das Bibellesen, worin es unter Andern heißt: „Wir ermahnen euch, durch alle Mittel, die euch zu Gebote stehen, eure Heerden von diesen vergifteten Weiden (dem Lesen der Bibel) abzulenken, da wir überzeugt sind, daß, wenn die h. Schrift überall ohne Unterschied verbreitet würde, mehr Unheil und Schaden als Gewinn entstehen würde.“

Papst Innocenz I. (um 402) erklärte, daß der Genuß des h. Abendmahls auch für Kinder nothwendig zur Seligkeit sey.

Vergleiche, was die Päpste Gregor I. und Pius VI. für das Bibellesen gesagt haben.

(Siehe oben S. 1226 u. 1230.)

Die tribentinische Kirchenversammlung spricht den Fluch aus über alle, welche das h. Abendmahl auch für Kinder

Papst Siricius (um 384) und Papst Stephanus behaupten, daß der Priester in Ermangelung des Wassers mit Wein taufen dürfe, und daß eine solche Taufe durchaus gültig sey, wenn sie nur im Namen der Dreieinigkeit verrichtet worden.

Papst Honorius (um 625) erklärte sich in mehreren Briefen für die monothelitische Ketzerei, nach der Christus nur Einen Willen gehabt hätte.

Papst Gëlestin III. (um 1191) behauptet, daß die Ehe durch Ketzerei aufgehoben werde, und alsdann das Eingehen einer neuen Verbindung erlaubt sey.

Papst Eugen IV. (um 1431) that die Kirchenversammlung zu Basel in den Bann, nannte die Väter derselben „rasende Thiere, wilde Bestien“, und den von ihnen erwählten Gegenpapst Felix V. „einen Höllehund, ein güldenes Kalb, einen Muhamed und Antichrist.“

für nothwendig zur Seligkeit halten. (sess. XXI. can. IV.)

Die tridentinische Kirchenversammlung spricht den Fluch über den aus, welcher sage, das wahre und natürliche Wasser gehöre nicht nothwendig zur Taufe. (sess. VII. can. 2.)

Die ökumenische Kirchenversammlung zu Constantinopel (680) verdammt den Honorius wegen dieser Lehre, und belegte ihn mit dem Banne, indem sie ihn ein Organ des Satans nannte. Dieses Verdammungsurtheil wiederholten mehrere Concilien und seine eignen Nachfolger.

Die tridentinische Kirchenversammlung belegt mit dem Fluche diejenigen, welche die Scheidung wegen Ketzerei für erlaubt erklären. (sess. XXIV. can. V.)

Die Kirchenversammlung zu Basel setzte diesen Papst Eugen IV. 1439 ab, und erklärte ihn im Absetzungsdecret als „schismatisch, kezerisch, der Simonie und des Meineids schuldig, aller Würden und Ehren unwerth.“

Von diesen und andern Gegenpäpsten ist noch Folgendes zu bemerken: Im Jahre 1378 wurden zwei Päpste gewählt, von denen der eine, Urban VI., zu Rom, der andere, Clemens VII., zu Avignon in Frankreich seine Residenz hatte. Dies ist das sogenannte päpstliche Schisma (1378 — 1409), in Folge

dessen diese beiden Päpste, jeder mit einem Cardinalscollegium umgeben, einander gegenseitig mit fürchterlichen Verwünschungen verfluchten, und in den Bann thaten. Das Concil zu Pisa (1409), welches über beide Päpste richten sollte, setzte sie zwar ab; aber, anstatt zur Reformation zu schreiten, wählte es einen neuen Papst Alexander V., so daß jetzt drei einander verfluchende Päpste den Stuhl Petri inne hatten. Dieser Unfug dauerte bis zum Jahre 1417. Alexander V. starb schon 1410, wahrscheinlich an Gift, das ihm der Cardinal Cossa, ein grundslechter Mensch, der früher Seeräuber gewesen war, gegeben hatte, und der nun als Johann XXIII. den päpstlichen Stuhl bestieg. Um das Aergerniß zu beseitigen, kam das Concil zu Costniz (1414--1418) zu Stande. Dies erklärte sich von vornherein für völlig unabhängig vom Papste, und für befugt, wo nöthig, alle drei Päpste abzusetzen. Es wurde dem Concil eine Anklageschrift überreicht, in der Johann XXIII. des Mordes, der Unzucht, der Simonie u. beschuldigt wurde. Dieser floh jetzt, als Stallknecht verkleidet, und das Concil setzte ihn als unverbesserlich ab. Bald darauf wurde er gefangen genommen. Von den beiden andern Päpsten dankte der eine freiwillig ab, der andere wurde abgesetzt (1417).

Nach der vorstehenden Darlegung der großen Widersprüche vieler Kirchenversammlungen gegen einander, und vieler Päpste gegen einander hatte unser großer Reformator Luther volles Recht, wenn er in seiner freimüthigen Bertheidigungs-Rede vor Kaiser und Reich auf dem Reichstag zu Worms 1521 am Schluß erklärte: „Ich glaube weder dem Papste, noch den Concilien allein nicht, weil es am Tage und offenbar ist, daß sie alle geirrt haben, und ihnen selbst widersprechend gewesen sind. (Band II. S. 131.)

II. Anhang.

enthaltend

die kurze Biographie einiger wichtiger Glaubenszeugen des Alten und des Neuen Testaments, deren Gedächtnistage auch im evangelischen Kalender stehen, und die Beschreibung einiger Festtage, welche theils das Leben unsers Herrn Jesu Christi betreffen, theils die Engel, und im evangelischen Kalender ihren Platz behaupten.

1. Von den alttestamentlichen Glaubenszeugen ist

der Gedächtnistag Abrahams den 20. Decbr.,

" " Mosi den 15. Mai,

" " Davids den 29. Decbr.,

" " Jesaiä den 23. Januar.

Der Gedächtnistag der 7 Makkabäer und ihrer Mutter aus dem apokryphischen II. Buch der Makkabäer ist den 1. August.

2. Von den neutestamentlichen Glaubenszeugen ist

der Gedächtnistag Simeons, des Propheten, den 5. Januar,

" " der Hanna, der Prophetinn, " 1. Sept.,

" " der unschuldigen Kinder " 28. Decbr.,

" " der Geburt Johannis, des
Täufers, " 24. Juni,

" " der Enthauptung Johannis,
des Täufers, " 29. August,

" " der Maria und Martha. . . " 19. März,

" " der Maria Magdalena . . . " 22. Juli,

" " der Verkündigung an Maria,
Jesu Mutter " 25. März,

" " der Heimsuchung Mariä. . . " 2. Juli,

" " der Reinigung Mariä . . . " 2. Februar.

3. Als besondere Festtage haben im ev. Kalender noch
ihren Gedächtnistag:

Der h. Abend den 24. Decbr.,

Der Christtag (Weihnachten) " 25. "

Die Beschneidung und das Namen=Geben Jesu	den 1. Jan.,
Die Erscheinung Christi (den Weisen vom Mor=	
genland)	6. "
Die Verklärung Christi	6. August,
Das Michaelis = Engelfest	29. Sept.

Wir haben es für nöthig gefunden, in unser Märtyrerbuch die Biographien der vorstehend genannten Glaubenszeugen des Alten und Neuen Testaments und die Beschreibung der vor= genannten Festtage aufzunehmen, weil sie noch in den evang. Kalendern stehen, obgleich mehrere dieser Festtage nicht mehr in unsrer Kirche gefeiert werden. Hierdurch wird es möglich für unsre lieben Leser, welche gerne an jedem Kalendertage eine Biographie des Glaubenszeugen lesen wollen, der an dem jedes= maligen Tage genannt ist, oder eine Darstellung der Personen, zu deren Gedächtniß der Festtag verzeichnet ist, sich alle Tage des ganzen Kalenderjahres ohne Ausnahme mit diesen erbaulichen und erwecklichen Geschichten heilsam zu unterhalten, im Glauben zu stärken, und in der Nachfolge Christi und seiner treuen Knechte und Mägde zu üben.

Wir haben die oben genannten Marienstage, und den Michaelistag nicht davon ausschließen wollen, obgleich diese Festtage in sehr wenigen Theilen unsrer Kirche noch gefeiert werden, grade um diese Gelegenheit zu benutzen, die rechte Ehre, die jeder Christ der Maria, der Mutter des Herrn, und den Engeln, nach Gottes Wort, geben soll, ins Licht zu stellen, und dagegen die abgöttische Ehre, welche die römische Kirche ihnen gibt, durch Anrufen derselben um ihre Fürsprache und Vermittlung bei Gott, durch die h. Schrift in ihrer Verwerflichkeit und Sündlichkeit zu offenbaren.

Den sogenannten Allerheiligen = Tag kann die evangelische Kirche nicht als einen Festtag feiern. Wir haben daher für diesen Tag die Biographie des früh vollendeten Missionars, Henry Martyn, aufgenommen, der im Dienste Christi sein Leben nicht lieb hatte bis an den Tod, und darum als ein rechter evangelischer Heiliger für ihn kämpfte und über= wand, so daß er uns an die glorreiche Zeugen = Wolke der edlen evangelischen Märtyrer und Glaubens=Helden aller Jahrhunderte erinnert, und uns zum Dank gegen den Herrn für solche leuch= tende Vorbilder ermuntert.

Der Erzvater Abraham.

Mit dem Erzvater Abraham bricht, seit Gott im Anfang Himmel und Erde schuf, das dritte Zeitalter an. Das Abendroth des Paradieses verlosch, da die Kinder Gottes nach den Töchtern der Menschen sahen, und das Geschlecht aus solcher Verbindung sich nicht mehr wollte vom Gottesgeist strafen lassen. Das ist das Ende des ersten Zeitalters. Aber Noah, Sem, sein Sohn, und dessen Kinder ließen sich dennoch von der Hand Gottes durch die Finsterniß leiten, welche auf dem Wasser der Sündfluth und dem babylonischen Wirrsal lagerte. Das ist das andere Zeitalter. Und mit Abraham beginnt der Morgenstern vom Himmel zu scheinen, der schöne, helle, welcher nicht wieder verlöscht, bis der Tag anbricht. Und dies ist das dritte Zeitalter. Die Schrift erzählt, wie er ein Pilgrim, Hausherr und Erzvater gewesen.

Das Wandern hat köstlichen Werth. Es ist eine Schule Gottes, darin viel erfahren und gelernt, und viel verlernt wird. Und in allem Glanz, Wunder und Reichthum der Fremde wächst die Liebe zur Heimath mächtig, und wird sehnstüchtig. Das ist eine uralte Erfahrung, und wir gedenken gern unserer Wanderjahre. Und Gott hat solches Alles zuerst in Abraham geordnet.

Denn da Gott denselben sonderlich erziehen, und für die rechte Heimath bilden wollte, gebot er ihm, und sprach: „Gehe aus deinem Vaterland und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause, in ein Land, das ich dir zeigen will.“ (1 Mos. 12, 1). Denn Tharah, Abrams Vater, wohnte mit seiner ganzen Freundschaft zu Ur in Chaldäa, und war, wiewohl ein Nachkomme Sem's, in der Chaldäer Abgötterei verflochten.

Nur Abram allein schaute mit gläubigem Auge hinauf zu Jehova, dem Gott Himmels und der Erde. Daß er nicht in Versuchung falle, sondern sein Glaube erstärke, und reiche Verheißungen empfangen, als der Erbe und Stammhalter des paradiesischen Evangeliums, mußte er Pilgrim werden.

So riß sich nun Abram los, und ergriff den Wanderstab mit seinem Weibe Sarai. Auch Lot, seines Bruders Haran Sohn, hatten sie bei sich, weil er verwaist war. Sie zogen durch das Land Canaan hin. Wo nun Quellen rauschten durch ein Gefild, und grüne, fette Auen glänzten, und schattige Palmen standen, da schlug Abram sein Gezelt auf zu längerer Raft.

Also am Hain More bei Sichem, und also bei Bethel. Und Gott verhieß ihm rundum die Cedern-Berge und die fruchtbaren Thale, und sprach: „Deinem Samen will ich dies Land geben!“ (1. Mos. 12, 7) So ward Canaan das gelobte Land. Und wo immer er sein Gezelt hatte, bauete er Altäre, und predigte vom Namen des Herrn. Das war die aufgewachte Heimathsliebe. Aber die Wanderjahre waren noch nicht vorbei.

Miswachs kam über dieselben Gegenden; Mensch und Vieh schmachtete nach Nahrung. Aegypten ist ein fettes Land und reiche Kornkammer, eine Zuflucht in theurer Zeit, wie die heil. Schrift mehrmals berichtet. Dahin machte sich Abram mit all seiner Habe auf. Aber dem Pilger war in der Noth sein Muth, sein Vertrauen auf Gottes Durchhülfe schier blöde geworden. Die Fremdlingschaft machte seine Gedanken und Schritte wanken. Er fürchtete den König der Aegypter um seines Weibes Sarai willen, welche sehr schön war. Er hörte auf, sie sein Weib zu nennen, damit ihm nicht von Pharaos das Schicksal des Uria bereitet werde, und nannte sie Schwester. Es war nicht unwahr, daß er sie so nannte; denn nach morgenländischer Sitte geben sich alle Verwandte den Bruder- und Schwester-Namen; aber dennoch war es betrüglich. Auch ließ sich der König täuschen; er begehrte Sarai, als Abrams Schwester, zum Weib. Aber Gott offenbarte Pharaos durch schwere Heimsuchung den Irrthum, und derselbe gab Sarai willig an Abram zurück, und klagte: „Warum hast du mir das gethan? Warum hast du mir nicht gesagt, daß sie dein Weib ist?“ Und über dem Allen ehrte der König ihn mit reichen Geschenken. (1. Mos. 12.)

So ward Abram mit seinem verzagten Muth durch Gottes Huld gedemüthigt. Aber noch war des Pilgers Ende.

Er verließ Aegyptenland, und zog wiederum nach Canaan. Wo er zuvor gewohnt, bei Bethel, da schlug er auch jetzt wieder sein Zelt auf, und predigte den Namen des Herrn.

Indeß war er ein Fürst an Silber und Gold geworden, und an großen Viehheerden, welche ringsum die Tristen bedeckten. Darum brach Zank aus zwischen den Hirten Abrams und den Hirten Lots, seines Betters, des Heerden sich auch gemehrt hatten. Abram aber, weil er ein Mann des Friedens war, beklagte den Streit, und sprach zu Lot: „Wir sind Brüder; so laß Reid und Hader fern von uns seyn! Keiner hindere fürder den Andern! Du aber wähle dir; willst du zur Rechten,

so will ich zur Linken, willst du zur Linken, so will ich zur Rechten!" Lot wählte sich die wasserreichen, blühenden Jordan. Thale südwärts, und wohnte zu Sodom. (1. Mos. 13.)

Also hatte Abram gelernt, sich des eignen Willens zu bescheiden, und von Gott Alles zu hoffen. Darum sollten jetzt auch seine Wanderjahre zu Ende seyn.

Denn, nachdem er in so großmüthiger, aufopferungsvoller Liebe von Lot sich getrennt hatte, setzte ihn Gott abermals, und noch bestimmter zum Erbe des ganzen Landes Canaan. Ja, als sei er schon der eingeseffene Herr und Besitzer, gebot Gott ihm und sprach: „So mache dich auf, und zeuch durch das Land, in die Länge und Breite!“ (1. Mos. 13, 17.)

Er that es. Nachdem er das verheißene Erbe, seines Hauses Heimath, rundum besehen, nahm er endlich festen Wohnsitz im Hain Mamre bei Hebron, wo vordem schon sein Gezelt stand. Auch den Altar und die Predigt des göttlichen Namens erneuerte er wieder an dieser seiner Lieblingsstätte.

Nun ist der Wanderer daheim, und ist als ein in Gott erstarkter Mann zum fürstlichen Hausherrn herangereift, dessen Macht alsbald über die Fürsten der eingebornen Canaaniter-Stämme und deren raubritterliche Gewaltthätigkeit entscheiden sollte.

Ein Elamiter-König hatte sich durch sein Schwert zum Schrecken des ganzen Landes gemacht. Man hatte ihm deshalb einen Namen eisernen Klanges und blutiger Bedeutung gegeben. Denn er hieß Nedorlaomor, das ist verdolmetschet „der Eisenmund.“ Die Könige rundumher waren ihm botmäßig geworden, jetzt schon 12 Jahre. Ihrer Eiliche aber wollten nicht länger das Joch auf dem Nacken tragen. Sie wagten es, dem Eisenmund von Elam zu trozen, und erhuben ihre Waffen wider ihn. Er aber mit seinen Verbündeten trieb sie vor sich her in die Flucht. Schlacht um Schlacht gewann er: am Borne Mispe, im Thale Siddim, und zuletzt mußte Sodom und Gomorra sammt ihren Königen den eisernen Zahn des Elamiters fühlen. Fürst, Volk und alle Kostbarkeit wurde von ihm als Siegesbeute fortgeschleppt. Darunter auch Lot.

Da kam ein dem Kampf Entronnener eilenden Fußes gen Hebron, und brachte Abram solche Botschaft.

Abram zweifelte nicht, was er thun müsse. Er legte seinen Harnisch an, Schild und Speer; und seinen Leuten allzumal, 318 Männer, gab er Bogen und Schwert in die Hand, und bot sie

auf wider den siegestrunkenen Raubkönig Kedorlaomor. Er theilte seine Gewappneten mit geschickter Kriegskunst, und gab klugen Befehl jedem Haufen. In jähem, nächtlichem Sturm wurde der Elamiter geschlagen.

Lot war durch den tapfern Muth seines Oheims aus Schmach und Sklaverei gerettet; die Fürsten von Sodom und Gomorra empfangen aus seiner großmüthigen Hand Freiheit, Land, Leute und all ihre Habe zurück ohne Lohn. Aber der König von Elam hatte nun Zaum und Gebiß in seine eisernen Zähne bekommen.

Nach diesen Siegen und Ehren ward dem Helden Abram eine feierliche Begrüßung durch einen geheimnißvollen Mann Gottes. Melchisedek, der König von Salem, der ein Priester Gottes, des Höchsten, genannt ist, kam in feierlichem Zuge dem Sieger mit Brod und Wein entgegen, und sprach: „Gefegnet seyst du Abram dem höchsten Gott, der Himmel und Erde besitz; und gelobet sey Gott, der Höchste, der deine Feinde in deine Hände beschossen hat!“ Und Abram, um ihm seine Huldigung darzubringen, gab ihm den Zehnten von Allem, was er hatte.

Ueber dieser Begegnung der beiden Männer ist die eine prophetische Morgendämmerung des zukünftigen Heils wunderbar ausgegossen, davon auch die Harfe Davids vom alten bis in's neue Testament hinein klingt. Siehe in Abram, dem Sieger über die gewaltthätige, selbstsüchtige Willkür, den schon erwachsenen Löwen aus Juda's Stamm, siehe in dem königlichen Priester Melchisedek die triumphirende Welterlösung. Siehe, schon Brod und Wein als Grüße und Speisen des Himmels, und schon mehr und anders, denn zur leiblichen Nahrung! (1. Mos. 14.)

Doch Abram hatte bei all seinem fürstlichen Ansehen und all seinem wachsenden Reichthum Einen Kummer im Herzen. Denn, wiewohl er ein mächtiger Hausherr war, so war doch sein Knecht Elieser reicher, denn er selbst. Er hatte keinen Sohn. Darum sprach er in großer Bekümmerniß: „Ich gehe dahin ohne Kinder, und mein Hausvogt, dieser Elieser von Damaskus, hat einen Sohn; und der Sohn meines Gesindes wird mein Erbe seyn!“

Da tröstete Gott das einsame Herz des Klagennden, und sprach: „Fürchte dich nicht, Abram! Ich bin dein Schild und dein sehr großer Lohn! Deine Nachkommen sollen unzählig seyn, wie die Sterne des Himmels

und wie der Meeresand!" Und Abram faßte sich ein Herz, und glaubte zuversichtlich dem Herrn; und das rechnete er ihm zur Gerechtigkeit. (1. Mos. 15, 1 — 6.)

Aber Sarai zweifelte, und ward ihrer Ungeduld nicht Meister, also daß sie, an ihrer Statt, die ägyptische Magd, Hagar, ihrem Manne zum Weibe gab. Und als Hagar ihren Sohn Ismael gebär, und ihres Segens sich überhob wider ihre Herrinn, und auch Ismael ein Spötter wurde, übermüthig in seiner Kraft, mochte Sarai sie nicht länger dulden, und sprach zu Abram: „Treibe diese Magd aus mit ihrem Sohn!" Und es geschah nach ihrem Wunsch. (1. Mos. 16.)

Doch hielt Gott über dieser zweifelmüthigen Ungeduld seine Huld und Verheißung fest. Mit neuen Gnaden stärkte er, was schwach werden wollte, bestätigte die früheren Zusagen, und bekräftigte sie durch Symbole, Wort und Zeichen sinnlicher Wahrnehmung. Zuerst klingt es als eine Mahnung, daß Abram sich nicht von der fliegenden Ungeduld seines Weibes fortreißen lasse, wenn Gott ihn auffordert, auf Ihn sein Auge gerichtet zu halten: „Wandle vor Mir, und sei fromm! Ich bin der Allmächtige Gott!" Darnach spricht er: „Du sollst nicht mehr Abram, sondern forthin sollst du Abraham heißen.“ Abram heißt „hoher Vater“. Abraham heißt, als Erklärung dieser väterlichen Hoheit: „Völker-Vater.“ Also eine Hindeutung auf die verheißene sternenreiche Nachkommenschaft. Und weiter spricht Gott: „Du sollst dein Weib nicht mehr Sarai, sondern Sarah heißen.“ Sarai heißt: „meine Fürstin“, hatte also lediglich Beziehung zu ihrem fürstlichen Manne. Sarah heißt schlechthin: „Fürstin“, aber mit Beziehung auf ihre Nachkommenschaft, also: Stamm-Mutter von Fürsten; denn „Völker sollen aus ihr werden, und Könige über viele Völker.“ Und als Sinnbild und Wahrzeichen der nationalen Auserlesenheit der Nachkommen Abrahams, befahl er diesem, die Beschneidung schon jetzt einzuführen. (1. Mos. 17.)

In allen diesen Verordnungen erscheint das Verheißene schon erfüllt, das Zukünftige schon gegenwärtig.

Und nicht mehr lange, so ward auch die Zeit erfüllt.

Großen, schöpferischen Ereignissen gehet Gottes Erscheinung vorher. Entweder kehrt alsdann Gott, gläubig-fromm begrüßt, in ein stilles Menschenleben ein; oder er wird mit trotziger Auf-

lehnung abgewiesen. Im ersten Fall geschehen Wunder der Huld, im andern Wunder der strafenden Gerechtigkeit.

Einst, als Abraham vor seinem Zelte im Schatten des Haines Mamre während der Mittagshize ruhte, kamen drei Wanderer daher gegangen. Die patriarchalische Gastfreundschaft treibt ihn, zu hindern, daß sie nicht an seiner Thür vorüber gehen. „Laßt's euch bei mir gefallen!“ redet freundlich der Erzvater. Sie bleiben. Als bald sind Diener um sie bemüht. Die brennenden Glieder werden in kühlem Wasser gebadet. Rasch ist unter dem Baum ein Mahl angerichtet. Sie lagern sich unter grünem Walddach, und während der Mahlzeit geht die Rede hin und wieder. Abraham, des Ohr schon oft die Stimme des Himmels vernommen hat, wußte alsbald, wer bei ihm eingekehrt sei. Und Gott, der Herr, bestätigte alle Verheißungen, und sagte der halb hoffend, halb zweifelnd lächelnden Sarah: „Sollte dem Herrn Etwas unmöglich seyn? Um diese Zeit (im nächsten Jahr) will ich wieder zu dir kommen, so soll Sarah einen Sohn haben.“ (1. Mos. 18.)

Und der Herr, von Abraham auf den Weg geleitet, ging weiter, um Denen zu Sodom zu erscheinen. Es wurden auch nicht zehn Gerechte darin gefunden. Sondern allzumal wiesen sie ihn ab in trotziger Auslehnung. Da geschah das Wunder der strafenden Gerechtigkeit Gottes. Bei scheinender Morgenröthe wandte Abraham sein Angesicht gegen Sodom und Gomorra: siehe, da ging ein Rauch auf von der Gegend, wie aus brennenden Döfen. Und wo die Städte stunden, rauschten die Wogen des todten Meeres. Lot allein mit seinen Töchtern ward gerettet. (1. Mos. 19.)

Aber Sarah gebär in Jahresfrist ihren Sohn Isaak, da Abraham hundert Jahre alt war. Siehe an der neunzigjährigen Mutter dies Wunder der Huld Gottes, weil er im Haine Mamre seinen Altar und gewünschte Einteil in das fromme Stillleben des Erzvaters hatte! (1. Mos. 21.)

Hier wuchs Isaak zum aufknospenden Jünglingsalter heran, still und fromm. Da sollte die stolze Aelternlust mitten in ihrem Lenz jählings geknickt werden.

Die Stimme Gottes, die wohlbekannte, untrügliche, geschah zu Abraham, und sprach: „Nimm Isaak, deinen einzigen Sohn, den du lieb hast, und opfere ihn zu Morija!“ Da verstummte Abraham. Ein dunkler, schwerster Entsagungskampf stürmte durch seine Seele. Aber des Morgens frühe stund

er auf, und gürtete seinen Esel, und nahm mit sich zween Knaben und seinen Sohn Isaak, und also trat er die Opfersfahrt an. Am dritten Tage war er dem Ziele nah. Alle ließ er zurück. Nur Isaak ging an seiner Seite, und wußte nicht, was geschehen sollte. Und frug, wie ein Kind zuversichtlich seinen Vater fragt: „Sieh' hier ist Feuer und Holz; wo ist aber das Schaf zum Brandopfer?“ Abraham antwortete: „Gott wird sich ein Schaf zum Brandopfer ersehen.“ Und seine Seele ächzte heimlich, da er bei solchen Worten seinem trauten, blühenden Kind in's Angesicht schaute. Wortlos gingen sie weiter, wortlos rüstete er den Altar, den das Blut seines Sohnes nehen sollte. Verwundert sieht dieser das Opfermesser in des Vaters Hand blißen. Aber im letzten Augenblicke ersah sich der Herr das Opferlamm:

Da rief Gott vom Himmel: „Weil du deines einzigen Sohnes nicht verschonet, soll dein Samen seyn wie der Sterne Zahl, und durch ihn werden alle Völker auf Erden gesegnet werden.“ (1. Mos. 22.)

Denn Isaaks Opferung war in dem Herzen des Ervaters schon vollbracht. Siehe ein prophetisches Vorspiel des Opfertodes auf Golgatha, Jesu Christi, des einigen geliebten Gottes-Sohnes, des ewigen Wortes, welches aus Abrahams Samen Mensch ward, den sich nun Gott anstatt unserer zum Opfer ersehen hat.

Das war eine fröhliche Heimfahrt von Morija, Abrahams mit seinem Sohne Isaak. Nun achtete er ihn zwiefach als ein Geschenk des Herrn und zwiefach als dem Herrn geheiligt.

Darum, als Isaak zum Mannesalter gekommen, war es Abraham's ganz besondere Sorge, daß er nicht durch Verbindung mit den götzendienerischen Canaanitern im lautern Jehovadienst laß werde. So verpflichtete er seinen Hausvogt, den treuen Elieser von Damaskus, durch einen feierlichen Eid zu dem Versprechen, Isaak aus den Töchtern der mesopotamischen Freundschaft ein Weib zu nehmen.

Elieser's Brautwerbung in der Stadt Nahors ist das rührendste, leuchtendste Beispiel frommergebener Diensttreue. Da stunden vor dem Stadthore am Brunnen nach heißer Tagesreise die zehn mit köstlichen Geschenken beladenen Kameele Abrahams. Elieser kniete im schimmernden Abendroth, und betete: „Herr, du Gott Abraham's, begegne mir heute, und thue

Barmherzigkeit an meinem Herrn Abraham“ Und Gott erhörte das Gebet dieses Gerechten, weil es so ernstlich war. Er durste Bethuels schöne Tochter, Rebekka, heim bringen im bräutlichen Schmuck. Sie ward Isaak's Weib, und beide wohnten am Brunnen des Lebendigen und Sehenden, und hatten sich lieb. (1. Mos. 24.)

Abraham aber, nachdem also sein Tagewerk vollendet war, zog sich in die Stille zurück. In dieser seiner abendlichen Rast schaute der Erzwater noch in Kind und Kindeskindern wie Sternenslicht seinen Samen weiter blühen. Denn Gott ist getreu, und was er zusagt, hält er gewiß. — Und er starb in einem ruhigen Alter, nachdem er 175 Jahre gelebt hatte.

Sarah, seine treue Genossinn im Wandern, Wohnen und in der Aeltern-Freude, war fast 50 Jahre zuvor heimgegangen. Er hatte sie in seinem Erbbegräbniß zu Hebron beigesetzt. Abraham hatte dasselbe, eine Doppelgruft, schon lange zuvor in feierlichem Vertrag von dem Hethiter Ephron gekauft, auf Grund der Verheißungen Gottes, welcher ihm und seinen Nachkommen dieses Land zugesagt, und als erste thatsächliche Besitz-Ergreifung seines Erbes. Denn, wo unsrer Väter Gräber sind, da ist unsre Heimath. — Hier, in dieser Doppelhöhle, gaben ihm nun auch seine Söhne Ismael und Isaak seine Ruhestatt zur Seite seines Weibes Sarah. (1. Mos. 23 u. 25.)

Dieser Patriarch wird der Vater des Glaubens und der Gläubigen genannt, des Glaubens, welchem das selige Schauen verheißen ist. Deshalb nennt die Schrift das Paradies und die himmlische, unvergängliche Seligkeit auch „Abrahams Schooß.“

M o s e s.

Der alte Bund ist wie ein Cedernwald, groß, reich, herrlich, zukunfts voll aus der Gottesendung Mosi's aufgewachsen; er trug ihn keim- und kernartig in den Tiefen seines Lebens. Moses ist der Sammel-Name für die Mannichfaltigkeit dieses Testaments. Christus nennt dasselbe: das Gesetz und die Propheten. Denn in den Propheten, als der Erinnerung und Verklärung des Gesetzes, ist Moses, wie ihn Paulus nennt, „der Zuchtmeister auf Jesum Christum.“

Sein Name soll, so lange die Welt steht, ein Zeugniß davon seyn, wie Gott in wunderbarem Rath sich seine Knechte und großen Helden aus Noth und Tod erliest.

Denn Moses wurde seinen Aeltern Amram und Jochebed in jener trüben Zeit geboren, da der ägyptische Pharaos die seit Josephs Zeiten im Lande Gosen wohnenden Kinder Israel hart bedrückte. Ihre Zahl wuchs und ward „wie die Sterne am Himmel“. Der König fürchtete Uebermacht, und wollte der göttlichen Verheißung ein Ende setzen. Er gebot alle neu geborenen Knäblein in den Nil zu werfen. Die badende Königstochter fand den Sohn der Jochebed in einem verpichteten Binsenkästlein auf den Wogen schwimmen. Es jammerte sie des holden Knaben. Sie nahm ihn auf als eignen Sohn, und nannte ihn Moses, das heißt: „der aus dem Wasser Gezogene.“ Die Mutter Jochebed ward des Kindes Amme. (2. Mos. 2, 1—10.)

Moses wuchs am königlichen Hofe zum Manne heran. Sein Auge gewöhnte sich an große Verhältnisse, seine Gedanken wurden mit ägyptischer Bildung gerüstet, welche damals hoch im Ansehen stand. Aber sein Herz, von frommer Mutterliebe gewahrt und gepflegt, hing treu und in wachsender Begeisterung an seiner Väter Gott, und an seinem Volk. Wie vorsehungsvoll ist diese äußere Rüstung zu seiner großen Lebens-Aufgabe! Aber auch die innere war von Gott versehen.

Moses war 40 Jahre alt geworden; da duldete es ihn nicht länger am Königshof. Der nationale Zug in ihm war mächtig; dunkle Ahnungen des zukünftigen Berufes gingen durch seine Seele. Zu seinen Volksgenossen ins Land Gosen eilte er. Mit Unmuth sah er, wie sie von dem gewalthätigen Uebermuth der Aegypter gequält wurden. Im Zorn erschlug er einen der Dränger seines Volkes. Er entfloh der Rache des Königs nach Midian. Den Schmerz nahm er mit in die Verbannung, daß seine Brüder, wiewohl im Drang und Zwang ihrer Fremdlingenschaft, sich nicht friedlich und rechtlich als Kinder desselben Hauses hielten. Wie wehe hatte ihm ihr Widerspruch gethan, da er Frieden zwischen den Hadernden stiften, und zur nationalen Einmüthigkeit sie verbinden wollte!

In Midian gewann er durch edlen Dienst das Herz des Priesters Jethro, der auch Reguel genannt ist. Dieser gab ihm dankbar Zippora, eine seiner sieben Töchter, zum Weibe; sie gebar ihm zwei Söhne. Die Namen, welche er ihnen gab, sind Spiegel der heimlichen Gedanken, die sein Herz in dieser

Zeit bewegten. Den ältesten nannte er Gerson, das heißt: „Fremdling“, den Andern Eliezer, das heißt: „Gott hilft“. Er trauerte um sein Volk, von dem er verbannt seyn mußte; aber er versank nicht im Leid; denn Gott war seine Zuflucht für und für. Wie er ihn aus der Hand Pharaos gerettet, so wird er auch seine Brüder retten. (2. Mos. 2, 11–25.)

Im Dienste Jethro's hütete er die Schafe am Berge Horeb. In seiner Hirten-Einsamkeit, da er solches Alles bei sich bewegte, redete Gott mit ihm aus lodernder Flamme des Dornbusches. Die Schauer der Geschichte seines Volkes kamen über ihn. Denn der Herr hatte sich ihm offenbart als der Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's, und weiter sprach er zu ihm: „Ich habe das Elend meines Volkes gesehen, und seine Rettung beschlossen. Gehe du hin, es aus Aegypten zu führen!“ Es brannte ihm das Herz; aber er erschrak vor der Größe und Herrlichkeit dieser Sendung. Denn die Helden Gottes, weil sie demüthig sind, fühlen sich gering vor dem Herrn, wenn er sie zu großer Dinge Rüstzeug machen will. Je größer aber die Verzagttheit des Herzens Moses war, desto andringender wurde des Herrn Leutseligkeit. Ja, dieselbe entbrannte, nachdem er mit Wunderkräften Mosen ausgestattet, und dieser noch immer in Aengsten wie ein Wurm sich krümmte, bis zum Zorn gegen den sich weigernden Mann. Endlich gab seine Furcht sich gefangen. Nicht mehr sagte er fürder: „Herr, sende, wen du willst, nur mich nicht!“ Sondern gänzlich gestützt auf des Herrn Hülfe, und getröstet durch die Zusage des brüderlichen Beistandes, verließ er mit Weib und Kind, den Wanderstab in der Hand, das Land Midian, und zog hinab gegen Aegypten.

Aaron, sein Bruder, war ihm bis zur Wüste entgegen gezogen. Die Brüder küßten sich, und verbanden sich zu dem großen Werk. Aaron, der sehr beredte Mann, führte das Wort.

Zuerst hatten sie sich vor den Kindern Israel's auszuweisen. Als die Aeltesten des Volkes Aaron's Rede geprüft, und Moses Wunder gesehen hatten, glaubten sie, erkannten Mosen als ihren Herzog an, und beteten freudigen Dank, daß Gott nun ihr Elend ansehen wolle. (2. Mos. 3 u. 4.)

Aber Pharaos setzte dem Ansinnen, das Volk Israel, durch dessen Frohndienst er großen Gewinn hatte, zu entlassen, Trotz und Spott entgegen. Auch die Plagen, mit welchen

Moses durch Entfaltung der ihm gegebenen Wunderkräfte König und Land plagte, wirkten nur, daß Pharaon auf Augenblicke aus Noth nachgab. Aber alsbald, wenn die Plage geschwunden, trostete er wieder mit verstocktem Herzen. Und endlich gab er Mosi den Bescheid: „Gehe von mir, und hüte dich, daß du nicht mehr vor meine Augen kommst! Denn, welches Tages du vor meine Augen kommst, sollst du sterben!“ Zuletzt aber kam das Gottesgericht über Aegypten, daß alle Erstgeburt geschlagen wurde, vom ältesten Königssohn an, bis zum ältesten Sohn der Slavinn, und auch alle Erstgeburt unter dem Vieh. Da erhob sich, nach dieser Schreckensnacht, ein Wehklagen im ganzen Land.

Aber an den Hütten Israel's war der Würgengel vorübergegangen. Denn sie hatten auf Gottes Wort ihre Thürpfosten zum Merkmal mit Lammesblut bestrichen, und sich zum Aufbruch gerüstet, die Schuhe an den Füßen, den Stab in den Händen, und um ihre Lenden das Schwert gegürtet. Und bucken das Brod, weil Eile Noth war, ungefüert. Und dies Brod aßen sie zu dem gebratenen Lamm. Und der Herr gebot ihnen: „Ihr sollt diesen Tag feiern dem Herrn zum Fest, ihr und alle eure Nachkommen. Und wenn ihr in's Land kommt, das euch der Herr geben wird, und eure Kinder werden zu euch sagen: Was habt ihr da für einen Dienst? sollt ihr sagen: Das ist das Passah des Herrn, der vor den Kindern Israel überging, da er der Aegypter Erstgeburt schlug.“ Denn Passah heißt: Uebergehung oder Verschonung.

Pharaon aber, von den Schrecken des Todes betäubt, sprach zu Moses: „Machet euch auf, und ziehet!“ Und das Volk der Aegypter drängte die Kinder Israel, daß sie sich eilten. (2. Mos. 5—12.)

Da fiel das eiserne Joch Aegyptens von dem Nacken des geplagten Volkes. Es zog aus mit all seiner reichen Habe. Auch nahmen sie, des feierlichen Versprechens eingedenk, Josephs Gebeine mit. Denn nun endlich ging ihr Weg heimwärts zu den Gräbern der Väter, aus der Fremde ins gelobte Land. Und der Herr selbst wies ihnen den Weg, Tags in einer Wolkensäule, Nachts in einer Feuersäule, so daß sie bei Tag und bei Nacht wandern konnten.

Pharaon indeß mochte dennoch nicht den Verlust eines so großen und reichen Volkes verwinden. Eilig machte er sich auf

mit Roß, Reitern und Streitwagen, den Ziehenden nachzujagen. Diese hatten durch Gottes Wunder trockenen Weg durch's rothe Meer gefunden, und als sie jenseits die Küste Asiens hinanstiegen, lenkten diesseits die nachstürmenden Aegypter in den wunderbaren Meerpfad ein. Aber Moses reckte seinen Arm aus über das rothe Meer, und die Wogen stürzten und schäumten wieder in ihr Bette, daß Pharaon mit Roß und Wagen im Wasser versank. (2. Mos. 14.)

Da jauchzten die geretteten Kinder Israel, und sangen mit Moses dem Herrn dies Danklied:

Ich will dem Herrn singen, denn er hat eine große That gethan;
Roß und Wagen hat er in's Meer gestürzt.
Der Herr ist meine Stärke und Lobgesang, und ist mein Heil.

Aber nun lag die weite Wüste vor ihnen, mit den glühenden Wegen und wasserlosen Steppen, mit den Schlangen feurigen Giftes und den tausend andern Schrecken. Da hindurch sollte jetzt das Volk, auf dessen Menge man schließen kann aus der Zahl der Männer, welche allein 600,000 Fußgänger betrug. Der Herzog dieser Menge zu seyn, war ein hartes Amt. Und Moses hatte große Noth mit der Ungeduld und dem Eigensinn der Kinder Israel, die durch die lange Knechtschaft gezeigelt und zuchtlos waren; und erwiesen sich schon als das Volk, von welchem später der Prophet klagte: „Ich weiß, daß du hart bist, und dein Nacken ist eine eiserne Ader, und deine Stirn ist ehern.“

Bald erfuhr man die Unwirthlichkeit der Wüste. Drei heiße Wandertage hindurch entbehrten sie des Wassers. Endlich, als man das ersehnte zu Mara fand, war es bitter und ungenießbar. Durch Gott erfuhr Moses, wie es in süßes Trinkwasser zu verwandeln sei. Da trank das Volk. Nach dem Durst kam der Hunger über sie; es war in der Wüste Sin. Sie murrten, und fingen schon an, mit Lusternheit an Aegypten zurück zu denken. Wiederum erbarmte sich Gott. Des Abends sandte er ihnen Wachteln zur Speise, und mit dem Morgenthau das Manna, von welchem Moses zu ihnen sprach: „Das ist das Brod, das euch der Herr vom Himmel zu essen gegeben hat.“ — Darnach, als sie zu Raphidim lagerten, fehlte wieder das Wasser, daß ihnen vor Lechzen die Zunge am Gaumen klebte. Doch waren sie nicht still in dem Herrn, sondern haderren mit Moses, und sprachen: „Gebt uns Wasser!“ Moses sprach: „Was jankt ihr mit mir? Warum ver-

sucht ihr den Herrn?" Von diesem Wort der Züchtigung erhielt die Lagerstätte den Namen Massa und Meriba, welches „Versuchung und Zank“ heißt. Aber Moses schlug auf Gottes Geheiß mit seinem Stab auf einen Felsen; da that er sich auf, und frisches Quellwasser rauschte reichlich hervor.

Doch schon stand eine andere Noth vor der Thüre. Die Amalekiter, ein streitbares Volk der Gegend, vertraten mit bewaffneter Hand dem Wanderzuge den Weg. Und während im Thal die Schlacht der Männer toste unter Josua's Anführung, stand Moses auf dem Berge, und betete zu Gott, von Aaron und Hur unterstützt, bis zur sinkenden Sonne. Da ward der Feind aufs Haupt geschlagen von dem Sieger Josua. (2. Mos. 15—17.)

So viel Langmuth, Huld und Hülfe hatte Gott den ungeduldigen Wanderern schon während der beiden ersten Monate ihres Zuges erwiesen. Im dritten sollten sie die Offenbarung seiner Majestät erfahren, dadurch, daß er den Bund des Gesetzes aufrichtete. — Sie waren in der Wüste Sinai. Moses stieg hinauf zu Gott, der vom Berge zu ihm sprach: „So sollst du sagen zum Volke: Ihr habt gesehen, was ich den Aegyptern gethan habe, und wie ich euch getragen habe auf Adlersflügeln, und ich habe euch zu mir gebracht. Werdet ihr nun meiner Stimme gehorchen, und meinen Bund halten, so sollt ihr mein Eigenthum seyn vor allen Völkern.“ Das Volk, welchem Moses diese Gottesstimme hernieder brachte, antwortete: „Alles, was der Herr geredet hat, das wollen wir thun.“

Am dritten Tag darnach lagerten die Wetter Gottes um den Berg Sinai, Blitze leuchteten um sein Haupt, und die Donner halleten mit gewaltigem Brausen hernieder. Da solches geschah in früher Morgenstunde, führte Moses das Volk aus dem Lager in feierlichem Zuge Gott entgegen; und sie traten unten an den Berg. Er aber stieg hinauf zur Spitze, und empfing das Gesetz der 10 Gebote, von Gottes Finger auf zwei steinerne Tafeln geschrieben, das ewige Gesetz, von dem kein Pünktlein schwinden soll, so lange die Erde steht. (2. Mos. 19 u. 20.)

Moses verweilte dem ungeduldigen Volke zu lange bei Gott auf dem Berge. In seiner leichtfertigen Wandelbarkeit begehrte es, seinen Gott in sichtbarer Gestalt vor sich zu sehen. Aaron gab in Schwäche dem stürmischen Andränge nach. Im ägyptischen Gözenbilde eines goldenen Kalbes stellten sie sich den Unsichtbaren dar, und feierten ihm mit Tauchzen und Reigen

im wilden Sinnenrausch ein Fest. Aber Moses, an dessen Ohr der Festlärm aus dem Thale geschlagen war, stürmte den Berg hinab zum Lager; in heiligem Zorn warf er die Gesezes-Tafeln, welche er trug, aus seiner Hand, stürzte das goldne Kalb um, und zermalmte es zu Pulver. Ueber die Abtrünnigen wurde ein ernstes Gericht gehalten. Gott, der Herr, welcher im Zorn seiner Gerechtigkeit das ganze Volk vertilgen wollte, und dafür den treuen Moses zum großem Volk machen, wurde nun von diesem in Demuth angesleht: „Ach, das Volk hat eine große Sünde gethan! Vergib ihnen! Wo nicht, so tilge mich auch aus deinem Buch!“ Der Herr in seiner Langmuth nahm die Fürbitte an; in seiner heiligen Gerechtigkeit aber sprach er: „Was? Ich will den aus meinem Buche tilgen, der an mir sündigt. Ich werde ihre Sünde wohl heimsuchen, wenn meine Zeit kommt heim-zusuchen.“ (2. Mos. 32.)

Da Moses wieder vom Berge hernieder ging, trug er zwei neue Gesezes-Tafeln in seiner Hand. Sein Angesicht leuchtete von der Herrlichkeit Gottes, wie der Mond im Sonnenlicht glänzt. Darum, wenn er mit dem Volke redete, mußte er, weil es den Glanz nicht ertragen konnte, mit einer Decke sein Antlitz verhüllen.

Nach Jahresfrist brach Moses aus dem Sinai-Lager auf, und führte das Volk in die Wüste Paran. Hier ward es wieder von Gottes langmüthiger Barmherzigkeit gespeist und getränkt, und wieder von seiner gerechten Hand gezüchtigt. Des sind die „Lustgräber“ ein Zeugniß.

Aber dennoch ließ es sich nicht zum Gehorsam bringen, und es mußte eine schwerere Heimsuchung kommen. Diese:

Auf Gottes Befehl waren von Paran aus Kundschafter ins Land Kanaan gesandt worden. Da sie zurück kamen, erzählten Josua und Kaleb, welche unter ihnen waren, von dem Reichthum und der Schönheit des Landes, und zum Zeugniß hatten sie eine Weintraube mitgebracht, welche von Zweien der Ihrigen auf Stäben getragen werden mußte, und sagten: „es ist das Land, darinnen Milch und Honig fleußt.“ Die Andern aber redeten drein: es seien dort viele feste Städte, und ein starkes Volk, und Riesen hätten sie gesehen, gegen welche sie selbst klein wie Heuschrecken zu rechnen seien.“ Da schrie das Volk aus Furcht und Feigheit: „Ach, daß wir in Aegyptenland gestorben wären, oder stürben noch in

der Wüste! Lasset uns einen Hauptmann wählen, und wieder in Aegypten ziehen!"

Und was unzufrieden war im Volke, scharte sich um den Leviten Korah, und um seine beiden Helfershelfer Dathan und Abiram. Und es entflammte ein heller Aufruhr wider Moses. Aber Gott trat mit seiner richterlichen Herrlichkeit dazwischen. Korah sammt seiner Rote wurde von der Erde verschlungen.

Und Gott beschloß diesen Rath: das Volk solle nicht das verheißene Land gewinnen, bis es Gehorsam gelernt habe. Vierzig Jahre lang solle es in der Wüste wandern, und in Zelten wohnen. Alle, die aus Aegypten gezogen, sollten dort begraben werden, und erst ihre Kinder in Canaan zur Ruhe kommen. (4. Mos. 13 u. 14 u. 16.)

Da die 40 Jahre ihrem Ende naheten, kam das Volk durch die Wüste Sin, und lagerte sich in Kades. Hier geschah es, als es wieder um Wasser schrie, daß Moses und Aaron kleinmüthig wurden. Doch Gott tränkte wieder Alle aus einem Felsen, sprach aber zu den beiden Führern: „Darum, daß ihr nicht an mich geglaubt habt, sollt ihr diese Gegend nicht in das Land bringen, das ich ihnen geben werde.“ (4. Mos. 20.)

Sie waren an der Südwest-Grenze Canaans angekommen, wo die Edomiter wohnten. Diese weigerten mit bewaffneter Hand den Durchzug. Israel wich zurück in die Wüste. Verdrossenen Muthes klagten sie über die lange Dauer der Entbeh-rungen. Sie wurden gezüchtigt durch Schlangen, deren Biß wie Feuergluth brannte, und tödtlich war. Da sie nun reumüthig zu Gott schrieten, rettete er sie durch den gläubigen Anblick der ehernen Schlange, welche dort in der Wüste als ein prophetisches Zeichen von Moses aufgerichtet ward.

Also gezüchtigt und gestärkt drangen sie wieder vor, und erzwangen sich mit der Schärfe des Schwertes den Durchzug durch das Land der Amoriter und durch Basan. (4. Mos. 21.)

Nun waren sie ins Jordan-Thal hinabgekommen; jenseits hinter seinen Bogen sahen sie Jerichos hohe Zinnen leuchten. Im Gefilde Moab hatten sie ihr Lager. Die streitbaren Männer gürteten ihr Schwert um, und ergriffen Schild und Speer. Denn Balak, der Moabiter König, gedachte sie zurück zu treiben. Man sah ihn mit seinen Fürsten, im Schimmer der Waffen, vom Berge hernieder dräuen. Siehe, da man schon seines Angriffs harrete, verschwand er plötzlich mit all seiner

Macht von der Stirn des Berges. Denn der Prophet Bileam, von Balak zur Verfluchung Israels aus Mesopotamien herbeigeholt, hatte wider seinen Willen, von Gott gezwungen, anstatt zu fluchen, das Volk des Herrn segnen müssen. Und auf dem Vorsprung der Höhe stehend, streckte der Prophet über das Lager Israels im Thal seine Arme aus, und rief die helle Weissagung hinab:

Es wird ein Stern aus Jakob aufgehen,
Und ein Scepter aus Israel aufkommen,
Und wird zerschmettern die Fürsten der Moabiter.
Aus Jakob wird der Herrscher kommen.

Da kam ein Schrecken über Balak, und er hinderte ferner nicht das Volk Gottes. (4. Mos. 22—24.)

So rüstete sich nun Israel zum Einzug in das Land seiner Sehnsucht. —

Moses selbst aber sollte nicht das Volk hineinführen. Diese süße Freude, dieses Ziel vierzigjähriger Sehnsucht, hatte er sammt Aaron durch seinen Kleinglauben verscherzt. Aaron war schon zu den Vätern versammelt. Da nun Moses dringlich bat: „Herr, laß mich doch hinein kommen, laß doch mich sehen das gute Land jenseit des Jordans!“, verweigerte es ihm Gott mit dem kurzen Bescheid: „Laß genug seyn, sage mir davon nicht mehr!“ Niemand kannte, wie er, den Ernst des Herrn, und seine Gerechtigkeit; so beugte er sich in stiller Demuth unter die züchtigende Hand. Und nachdem er, von Gott geheissen, Josua, den Mann guter Ritterschaft, durch feierliche Handauslegung zu seinem Nachfolger und des Volkes Herzog gewählt, trat er zum letzten Mal vor die ganze Gemeinde Israel, und redete zu ihr: „Höre Israel, der Herr unser Gott, ist ein einziger Herr; und du sollst den Herrn, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von allem Vermögen. Und die Worte, die ich dir heute gebiete, sollst du zu Herzen nehmen, und sollst sie deinen Kindern schärfen, und davon reden, wenn du in deinem Hause sitzt, oder auf dem Wege gehst, wenn du dich niederlegst, oder aufstehest. Und wenn du der Stimme des Herrn gehorchen wirst, wird sein Segen über dich kommen. Wenn du aber nicht gehorchen wirst der Stimme deines Gottes, wird sein Fluch dich treffen u. s. w. (5. Mos. 30—33.)

Darnach stieg Moses auf den Berg Nebo, welcher der höchste Gipfel des Gebirges Pisga ist. Aus dieser fernen Höhe zeigte ihm Gott das gelobte Land und alle seine Herrlichkeit. Und er sah jenseits die Berge mit den Palmen und Cedern-Wäldern, und die Gründe dazwischen voll Kornes und Weines, und aus dem blühenden Gefild seiner Thale bligte der Jordan auf, wie ein silberner Gürtel. Da wallete das Herz Mosi's vor Freude und Heimweh. Und er starb auf dem Berge Nebo. Dasselbst in einer Thalschlucht begrub ihn der Herr. Niemand hat je sein Grab gesehen.

Er war 120 Jahre alt, da er starb. Die Kinder Israel weinten 30 Tage um ihn. (5. Mos. 34.)

Ihn hungerte und dürstete in heiligem Eifer nach der Gerechtigkeit seines Volkes; unbeugsam in seinem Ernst, wick er kein Haar breit von dem Gesetz des Herrn; wissend, daß es ewig und unüberwindlich sei, hält er in allem Sturm und Feuer der Anfechtung an ihm fest, wie er in seinem Gebet (Psalm 90) bekennet:

Herr Gott, du bist unsre Zuflucht für und für!

Ehe denn die Berge worden, und die Erde,

Bist du Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Der du die Menschen lässest sterben,

Und sprichst: Kommet wieder, Menschenkinder!

Denn tausend Jahre sind vor dir wie ein Tag, der gestern vergangen,

Und wie eine Nachtwache.

Sein Geist weilte im Lande der Heimath, das er sterbend gesehen. Und in jener stillen Verklärungsstunde, von welcher der Evangelist erzählt, als Jesus Christus mit dreien Jüngern auf einem hohen Berge in Galiläa allein war, und sein Angesicht wie die Sonne leuchtete, und seine Kleider weiß waren als ein Licht: da sahen die Jünger neben dem verherrlichten Meister auch Mosi's feierliche, weiße Gestalt schweben. (Luc. 9.) Dieser aber schaute mit hellen, seligen Augen die Erfüllung des Gesetzes, die Erhörung jener Bitten seines Psalmen-Gebetes:

Fülle uns frühe mit deiner Gnade!

Erfreue uns wieder, nachdem du uns so lange plagest!

Zeige deinen Knechten deine Werke,

Und deine Ehre ihren Kindern!

D a v i d.

Bethlehem liegt in einer kornreichen Flur, und hat davon seinen Namen, welcher verdeutscht „die Brodstadt“ heißt. Es sollte aber durch Gottes Willen in einer noch viel tieferen Bedeutung die Brodstadt werden. Denn an David, welcher hier geboren ward, und von seinem königlichen Geschlecht hat die große Geschichte seines Volkes ihr Brod, ihre Nahrung und Fristung, bis sie in der Fülle der Zeit durch den Sohn Davids, durch dies Brod des ewigen Lebens, zur Himmelsreichs-Geschichte, welche alle Welt und Menschheit, Zeit und Ewigkeit umfaßt, aufgeblühet ist. —

Und das Himmelreich beginnt allwege auf Erden wie ein Senfforn.

Zu Bethlehem, im Stamme Juda gelegen, wohnte Isai, ein Enkel des Boos und der Ruth, der frommen und getreuen Moabitinn. Landbesitz und Ackerbau waren in dieser Familie ein Erbgut. Also lebte Isai mit den Seinen ein stilles Landleben in aller Einsalt. Er war von Gott mit reichem Kindersegens beschenkt; denn er hatte 8 Söhne. — Eines Tages trat Samuel in Isai's Gehöft, der Prophet Gottes und Richter Israels. Er hatte den Auftrag vom Herrn, in diesem Hause einen König über Israel zu salben, an Statt des wegen seines trügerisch-eigennützigen Ungehorsams verworfenen Königs Saul. Da stellte Isai dem Propheten seinen ältesten Sohn vor, eine hohe, männliche Gestalt. Und darnach die folgenden sechs. Aber unter ihnen war der Erstgeborene nicht. Der Herr hatte zu Samuel gesprochen: „Siehe nicht an die Gestalt und große Person! Denn es gehet nicht, wie ein Mensch siehet. Ein Mensch siehet, was vor Augen ist, der Herr aber siehet das Herz an!“ Da frug Samuel: „Sind das die Knaben alle?“ Er erfuhr nun, daß der Jüngste noch übrig sei. Denn Isai hatte geglaubt, derselbe könne nicht bei einer so großen Angelegenheit in Betracht kommen, und hatte ihn draußen auf der Flur bei seinem Tagewerk gelassen; denn er weidete seines Vaters Schafe. Nun aber auf des Propheten Geheiß ward er hereingeholt. Und dieser jüngste war dennoch der Erstgeborene. Es hieß: „Auf! salbe ihn, denn er ist's!“ So langte der Prophet das Horn mit dem heiligen Oele hervor, und salbte den Hirten

David, den Sohn Isai's, des Landmannes zu Bethlehern, zum zukünftigen König über Israel. (1. Sam. 16.)

David war ein Jüngling von guter Gestalt, bräunlich sein Antlitz, seine Augen schöne, geistvoll leuchtende Sterne seines Gemüthes. Und seit der heiligen Salbung gingen große Ahnungen durch seine Seele. Der Geist der Geschichte seines Geschlechtes kam über ihn. Und er spürte, daß er ein Sohn aus Juda's Löwenstamm sei, und Nahaßson, sein Ahnherr, der fürstliche Held, welcher einst in der Wüste mit seinen streitbaren Männern den Eingang zum Heiligthum bewachte. Dem Allen sann er nach auf der stillen Flur; denn er war demüthig im Hirtendienst geblieben. Und es regten sich ritterliche Gedanken und Kräfte in ihm. Er floh nicht vor den Löwen und Bären der Wüste, die blutdürstig nach seiner Heerde lechzten; er bestand den Kampf mit ihnen. Und nach solchen Siegen, wenn seine Schafe friedlich lagerten, und die stille Nacht sich verzog, und rund die Bergeshäupter im Sonnenaufgang glüheten, und ihre Zedernwälder rauschten, und im Thal am rieselnden Bach die frischen Blüthen glänzten, dann wehten ihm Schauer des Ewigen durch die Seele, der Herrlichkeit Jehova's und seiner großen Güte; und er ergriff seine Harfe, und sang seine ersten Psalmen, seine süßen, gottfrohen Hirtenlieder:

„Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist!

Wohls dem, der auf ihn trauet!“

„Der Herr ist mein Hirt; mir wird nichts mangeln.

Er weidet mich auf grüner Aue, und führet mich zu frischem Wasser.“

Dies Saitenspiel des Hirtenjünglings zu Bethlehern ward berühmt in der ganzen Gegend. Es ward die Ursache, welche ihn den ersten Blick aus seiner Einsamkeit in das fürstliche, geräuschvolle Leben seiner Zukunft thun ließ. König Saul, mit Gott zerfallen, wurde von innerer Unruhe und dunkeln Gedanken, wie von bösen Geistern, geplagt. Da begehrte er durch Saitenspiel erheitert zu werden. So wurde David herbei geholt in des Königs Pallast. Wenn in den königlichen Gemächern die Harfe erklang, und der helle, fromme Gesang des Hirtenknaben, ward Saul erquickt, und der böse Geist mußte von ihm entweichen.

Aber David sehnte sich wieder hinweg zu seiner Heerde, zum heimischen Thal in die heilige Stille. Nachdem er hier noch einmal eine Zeit lang seines Vaters Hirte war, mußte er wieder hinaus, und kehrte dann nicht mehr in das heimische, traute Stilleben zurück.

Saul hatte im Krieg gegen die Philister die junge Mannschaft des Landes aufgeboden. Auch mehrere Söhne Isai's waren dem Aufgebot gefolgt, und standen im Königlager. Der Vater nun, da er wissen wollte, wie es um seine Söhne in der Kriegsgefahr stehe, sandte David, seinen Jüngsten, in's Lager mit Mundvorrath für sie und Geschenken für ihren Hauptmann. Hier ging ihm ein neues Leben auf. Der Kampf der Männer, der Klang und Glanz der Waffen: er ahnte, das gehöre zur Geschichte seines Hauses, und zu seiner Salbung. Er mischte sich mit jugendlichem Feuer in die Gespräche der Gewappneten; Ehre und Schmach des Heeres fühlte er als seine eigene. Von Gott kam ein frommer Muth über ihn. Er nahm auf und bestand den ungleichen Kampf mit Goliath, dem furchtbaren Philister-Riesen. Schlicht als ein Hirte ging er ihm entgegen mit Stab und Schleuder, hinab in das Thal, welches das feindliche Lager von dem Israels trennte. Dem übermüthigen Spott des Riesen entgegnete er: „Du kommst zu mir mit Schwert, Spieß und Schild; ich aber komme zu dir im Namen des Herrn Zebaoth, des Gottes Israels, den du gehöhnest hast.“ Im nächsten Augenblick war die freche Stirn von David's Schleuderstein zerbrochen. Mit dem Schwert und Haupt des Riesen kehrte der junge Held in das Lager der Seinen zurück. Der Feind wandte sich alsbald zur Flucht. (1. Sam. 17.) Dem aus dem glücklichen Kriege heimkehrenden König zog man aus allen Städten mit Siegesliedern entgegen. Aber man sang:

Saul hat Tausend geschlagen,
David aber zehn Tausend.

Von da ab vertauschte David den Hirtendienst mit dem Ritterdienst. Doch behielt er lieb das Saitenspiel und die Demuth. Denn er sang:

Einem Könige hilft nicht seine große Macht;
Ein Riese wird nicht errettet durch seine große Kraft.
Rosse helfen auch nicht, und ihre große Stärke errettet nicht.
Unsere Seele harret auf den Herrn;
Er ist unsere Hülfe und Schild.

Es kam nun eine schwere Zeit über David. Saul bemerkte mit wachsendem Unmuth den großen Anhang, welchen der heldenmüthige Jüngling im Volke hatte. Der düstere Geist des Neides übermannte ihn. Er trachtete nach David's Leben. Oft war sein Spieß nach der Brust des Jünglings gezückt. Da

floh David vor Saul, und war lange Zeit im Glend. Der König verfolgte ihn, wie man einen Hirsch durch die Wälder hegt. (1. Sam. 18 — 26.) In allen Schrecken der Flucht, in fremden Landen, in Schluchten und Felshöhlen, waren Harfe und Lied sein Trost:

Ich harrete des Herrn;

Und er neigte sich zu mir, und hörte mein Schreien.

Er zog mich aus der grausamen Grube und aus dem Schlamm,

Und stellte meine Füße auf einen Fels, daß ich gewiß treten kann.

Und hat mir ein neu Lied in meinen Mund gegeben,

Zu loben unsern Gott.

Einigermal war Saul in seine Macht gegeben. Aber mit edler Ritterlichkeit verabscheute er es, sich an dem schlafenden, wehrlosen Feind zu rächen. Vielmehr war er ihm in solchen Augenblicken nicht ein blutiger Verfolger, sondern nur das geheiligte Haupt seines Königs. „Wer will die Hand an den Gesalbten des Herrn legen, und ungestraft bleiben?“ Mit diesen Worten schreckte er seinen Begleiter Abisai von dem schlafenden König hinweg, auf welchen derselbe schon seinen Speiß zum tödtlichen Stoß gerichtet hatte.

In dieser Verbannung schlug dem David an der Seite seines Feindes ein treues Herz. Seine Freundschaft mit Jonathan, Saul's edlem Sohne, ist ein liebliches Zwischenspiel und heller Sonnenschein in dieser Zeit dunkler Trübsale. Jonathan genoß den Geistes-Reichthum David's, David Jonathan's mächtigen Schutz, Jeder des Andern ungefärbte Liebestreue. Am Tage des Abschiedes hatten sie eine Zusammenkunft an einer einsam sicheren Stelle im Felde. Da küßten sie sich, und weinten, und schwuren sich ewige Freundschaft vor Gottes Angesicht, sprechend: „Der Herr sei zwischen mir und dir, zwischen meinem und deinem Samen; das bleibe ewiglich!“ Und doch war der Eine ein Königssohn, und der Andere nur ein armer Flüchtling; und doch wußte der Königssohn, der arme Flüchtling werde einst die Krone tragen, die nach Geburt und menschlicher Berechnung sein Haupt hätte schmücken sollen.

Endlich kam der Tag göttlicher Entscheidung wider Saul und für David. In der mörderischen Philisterschlacht auf dem Gilboa-Gebirge wurde Israels Heer zur Flucht gezwungen. Der König, von Pfeilen getroffen, aus vielen Wunden blutend, stürzte sich, um nicht lebendig als ein Gefangener in Feindes Hand zu fallen, in sein eigenes Schwert. Drei seiner Söhne lagen erschlagen auf dem Kampfsplatz; unter ihnen der edle Jonathan. (1. Sam. 31.)

Am dritten Morgen nach diesem Unglückstag langte ein Entronnener aus Saul's Heer bei David an, und erzählte Alles, was geschehen. Da füllten seine Augen sich mit Thränen, und er sang dies Trauerlied:

Ihr Berge zu Gilboa, es müsse weder thauen, noch regnen auf euch!

Denn daselbst ist den Helden ihr Schild abgeschlagen.

Jonathan ist auf deinen Höhen erschlagen.

Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan,

Ich habe große Freude und Wonne an dir gehabt.

Deine Liebe ist mir sonderlicher gewesen, denn Frauenliebe ist.

Wie sind die Helden gefallen, und die Streitharen umgekommen!

(2. Sam. 1.)

Samuel's Salbung bestand zu Recht; jetzt kam sie öffentlich zur Geltung. In Hebron wurde David als König ausgerufen. Dreißig Jahre war er alt, als die Krone auf sein Haupt kam. Erst war es nur der Stamm Juda, der ihn anerkannte; sieben Jahre und sechs Monate später kamen auch die übrigen Stämme gen Hebron, ihm zu huldigen. Sein Hirtenstab war Scepter geworden; so wurde nun sein Scepter ein Hirtenstab. Er weidete mit starker, gerechter Hand sein Volk, und Gott war seine feste Burg, sein Schwert, Schild und Licht, wie er auf güldenem Saitenspiel rühmte. (2. Sam. 2—5.)

Starke Helden sammelten sich um den Thron des Königs. Er war ihr Herzog, der sie in viele Kämpfe führte. Und rings wurden alle Feinde geschlagen, die noch im Lande, welches Gott Abraham und seinen Nachkommen verheißten hatte, wohnten. Aber zuerst gewann er die Burg Zion aus der Hand der Jebusiter. So ward nun das heilige Salem Melchisedek's, des Priesterkönigs, durch David das Jerusalem des alten Bundes, das Sinnbild des neutestamentlichen Jerusalems.

In feierlichem Zuge brachte David, auch ein Sinnbild und prophetischer Priesterkönig, die Bundeslade gen Zion hinauf. Hier stand bereits sein fürstlicher Ballast, zu dessen Erbauung der phönizische König Hiram zu Tyrus, durch eine glänzende Gesandtschaft Cedernholz, Zimmerleute und Steinmessen geschickt hatte. Hier gedachte er auch dem Herrn ein Haus zu bauen. Es schien dem Frommen unwürdig, daß das Heiligthum des Herrn, die Bundeslade, sollte unter Teppichen, das heißt, in einem Gezelt, dem flüchtigen Haus der Wanderschaft, wohnen, während er doch selbst in einem festen Cedernhaus seinen Sitz habe. Aber Gott ließ ihm durch den Pro-

pheten Nathan antworten: „Du sollst meinem Namen nicht ein Haus bauen; denn du bist ein Kriegermann, und hast Blut vergossen; dein Sohn Salomo soll mein Haus bauen.“ So ließ er es denn dabei bewenden, einen Tempelbau im großartigsten, königlichen Styl durch Ansammlung großer Schätze vorzubereiten. (2. Sam. 6.)

Es ist ein schöner, ächt fürstlicher Zug, daß David im Glanz und Glück seines Königthums die Frage that: „Ist auch Jemand übrig geblieben vom Hause Sauls, daß ich Barmherzigkeit an ihm thue? Man forschte, und es fand sich Mephi-Boseth, ein Sohn Jonathans. Da ließ ihn sogleich David zu sich bringen, und erfüllte den Schwur der Freundschaft, den er einst mit seinem geliebten Jonathan gewechselt hatte: „Der Herr sei zwischen mir und dir, zwischen meinem Samen und deinem Samen!“ Liebreich empfing er den verwaisten Freundessohn. Da dieser schüchtern dem Könige sich nähete, sprach David in Hulden: „Fürchte dich doch nicht! Ich will Barmherzigkeit an dir thun, um Jonathans, deines Vaters willen, und will dir allen Acker deines Vaters Sauls wieder geben; du aber sollst täglich mein Tischgenosse seyn.“ — (2. Sam. 9.)

Es ist schmerzlich zu berichten, daß diese edle, schöne Königs-gestalt, dieser gotthebeisterter Sänger und Seher, dennoch in schwere Schuld fiel. Denn er auch ist ein Mensch vom Weibe geboren; so hatte er das Menschenherz, daraus arge Gedanken kommen, Mord, Ehebruch, Hurerei, auch Geiz und Stolz.

Er entbrannte in unkeuscher Lust gegen Bathseba, Urias Ehefrau. Urias aber, der im Heer diente, wurde von Joab, dem Kriegsobersten, auf Davids Befehl, bei Belagerung einer Stadt auf einen weit vorgeschobenen, gefährlichen Posten gestellt, und fiel, von feindlichem Geschos getroffen. Da nahm David die Bathseba zum Weib. Er war blind in seiner Lust. Aber Nathan, der Prophet, kam zu dem Könige, ihm die Augen zu öffnen über seine Sünde. Durch das Gleichniß vom armen Mann, dessen Schäflein, daran er seine einzige Freude hatte, der reiche Mann mit Gewalt raubte, traf der Prophet das Herz Davids um so tiefer, je rührender es ist. Da stand nun der König, bebend in gewaltiger Erschütterung. Die Schande in ihrer ganzen Häßlichkeit brannte auf seiner Seele; der Fluch Gottes in seiner ganzen Furchtbarkeit lastete ihm auf dem Gewissen. Seine tiefe, helle Gotteserkenntniß, und Gesetzeskenntniß,

durch welche er vor allem Volke königlich ausgezeichnet war, arbeitete schier wider Willen daran, ihm das dunkle Bild seiner Sünde vor Augen zu stellen. Er sah es, und Entsetzen ergriff ihn. Mit bleichen Lippen bekannte er: „Ich habe gesündigt vor dem Herrn“. Und sein Bußpsalm rauschte als Wehklage und Seufzer aus tiefstem Herzen durch die Saiten:

Gott sei mir gnädig nach deiner Güte,
 Und tilge meine Sünden nach deiner großen Barmherzigkeit!
 Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz,
 Und gib mir einen neuen, gewissen Geist!
 Errette mich von den Blutschulden,
 Gott, der du mein Gott und Heiland bist!
 Die Opfer, die Gott gefallen, sind ein geängsteter Geist.
 Ein geängstet und zerschlagen Herz wirst du, Gott, nicht verachten.

Nathan durfte ihm nach solcher Buße, nach so ernstlichem Aufstehn von dem tiefen Fall, Gottes Vergebung zusichern. Seine Seele genas von ihrem großem Schmerz. Und wieder rauschten die Saiten, nun von dem Preisgesang feurigen Dankes:

Lobe den Herrn meine Seele,
 Und, was in mir ist, seinen heiligen Namen;
 Lobe den Herrn meine Seele,
 Und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat!
 Der dir alle deine Sünden vergibt,
 Und heilet alle deine Gebrechen.
 Der dein Leben vom Verderben erlöst,
 Der dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit.

Gott ließ ihn aber auch durch äußere Schicksale die Züchtigung und Läuterung seiner Liebe erfahren, die ihn um so härter schlugen, als sie Ehr' und Gedeihen seines eigenen Hauses betrafen. Er mußte seufzen: „Ich bin zu Leiden gemacht, und mein Schmerz ist immer vor mir.“ Der Tod des Sohnes, den Bathseba ihm geboren hatte, kam ihn so hart an, daß er nicht meinte, ihn überleben zu können, und er selbst zu sterben begehrte, um bei seinem Kinde zu seyn. Der schauervolle Bruderkrieg zwischen seinen Söhnen Absalom und Amnon, welcher die Blutschande des Letzteren mit seiner Halbschwester Thamar zur Veranlassung hatte, und mit dem an Amnon verübten brüderlichen Mordmord endete, — wollte dem alternden Vater das gramesschwere Herz zerbrechen. Aber doch war das Härteste der Frevel, welchen das eigene Kind an der geheiligten Person des Königs verübte. Absalom, der

eitle, stolze, herrschgierige Königssohn, wandte mit List und Lüge das Herz des Volkes von seinem Vater, bis er mit bewaffneter Hand in öffentlichem Aufruhr David aus Jerusalem zur Flucht trieb. Der Aufruhr wurde niedergeschlagen, und Absalom fiel durch Joabs, des Kriegsobersten Davids, Hand. Der König, wiewohl er hatte von Gotteswegen seiner Ehr' und gekränkten Majestät mit aller Macht wahrnehmen müssen, als er die Kunde des Geschehenen vernahm, konnte des Weinens und Wehklagens sich nicht enthalten. Unter vielen Thränen rief er: „Mein Sohn Absalom, mein Sohn, mein Sohn Absalom! Wollte Gott, ich müßte für dich sterben! O Absalom, mein Sohn Absalom!“ So begegnet man überall der zartesten Liebe zu seinen Kindern, auch den entarteten, in diesem Vaterherzen. Wie anders Saul, der Mann des Zornes und der Willkür, welcher einst auf leeren, eifersüchtigen Verdacht hin, mit seinem Speer nach dem Herzen Jonathans zielte!

Doch nach Jahren mußte noch einmal ein Prophet zur Königsburg Zion hinauf, das Gewissen Davids zu wecken, weil er eine Sünde eiteln Hochmuthes gethan hatte. Er ließ nämlich, um den sichern, stolzen Vollgenuß seiner Macht zu haben, durch Joab eine Volkszählung vornehmen; und da der fromme Held, der das Unrecht fühlte, sich weigerte, nöthigte er ihn mit gestrengem Königswort. Da also kam der Prophet Gad, und verkündigte David Gottes Strafgerichte. Es starben siebenzig Tausend Mann an der Pest. Der geängstete König, als er den Engel des Herrn schwebend zwischen Himmel und Erde sah, das bloße Schwert über Jerusalem ausgestreckt, bedeckte sich mit Sack und Asche, fiel auf sein Angesicht, und schrie zu Gott: „Bin ich es nicht, der das Volk zählen ließ, und der gesündigt hat? Diese Scharfe aber, was haben sie gethan? Herr, mein Gott, laß deine Hand wider mich, und nicht wider dein Volk seyn!“ Wann sind je aus eines Königs Mund so heilige Worte der Selbstanklage, des Bewußtseins eigener Verantwortlichkeit, der Demuth und liebestreuer, zarter Landesväterlichkeit gekommen?!

Auf der Acker-Tenne des Jebusiters Arafa, über welcher er den schwebenden Würgengel gesehen, errichtete er einen Altar dem Herrn, der ihn erhörte, und die Pest ein Ende nehmen ließ. Da ward dieses, als eine Erinnerung an seine Sünde und Gottes Gnade, der Lieblings-Altar Davids, und er beschloß,

daß an eben derselben Stelle einst der Tempel des Herrn errichten sollte.

Ja, der Tempelbau, der Gedanke geht, wie ein Lichtstrahl, durch sein ganzes Leben, klingt und singt in seiner Harfe als ein Lied im höhern Chor; und von dem König aus kommt die Begeisterung für denselben auf das ganze Volk.

In seiner letzten Rathsversammlung, da auf der Zionsburg alle Obersten Israels um ihren greisen König versammelt waren, und er ihnen seinen Sohn Salomo als Erben des Thrones vorstellte zur Salbung, und nun väterlich redete von vergangenen und zukünftigen Zeiten, und zuletzt wieder des Tempelbaus gedachte: leuchteten seine Augen vor Freuden, daß sein Volk, nicht gezwungen, sondern freien, fröhlichen Herzens, überaus große Gaben an Gold, Silber, Erz und Eisen zu dem Heiligthum gesteuert hatte. Und mit feierlicher Stimme, mit priesterlich gehobenen Händen sprach er zum Schluß: „Gelobet seist du Herr ewiglich! Dein ist Reichthum und Ehre, du herrschest über Alles; in deiner Hand steht es, groß und stark zu machen. Nun, unser Gott, wir danken dir. Was bin ich, was ist mein Volk, daß wir's sollten vermögen, freiwillig zu geben? Denn von dir ist es Alles gekommen, und von deiner Hand haben wir dir's gegeben. Herr, bewahre ewiglich solchen Sinn im Herzen deines Volkes, und meinem Sohne Salomo gib ein rechtschaffenes Herz, daß er halte deine Gebote!“ —

Sind diese Worte des scheidenden Königs nicht der alttestamentliche Schatten des hohenpriesterlichen Gebetes im neuen Testament, welchem an Majestät der Gedanken und der Feierlichkeit Nichts gleichkommt?!

Darnach entschlief David, und ward begraben in der Stadt Davids. Die Zeit aber, die er König war über Israel, ist 40 Jahr. Also hatte er sein Leben auf 70 Jahre gebracht.

Einst hatte der Prophet Nathan dem Könige diese Weissagung zu bringen: „Der Herr will dir ein Haus machen. Wenn deine Zeit hin ist, daß du mit deinen Vätern schlafen gehst, will ich deinen Samen nach dir erwecken, der von deinem Leibe kommen soll, dem will ich sein Reich bestätigen; der soll meinem Namen ein Haus bauen, und ich will den Stuhl seines Königreichs bestätigen ewiglich. Ich will sein

Vater seyn, und er soll mein Sohn seyn. Dein Reich und dein Königreich soll bestätigt seyn ewiglich.“

Auf seiner Harfe hat David von dieser Weissagung gesungen, da er sang:

Der Herr sprach zu meinem Herrn:

Setze dich zu meiner Rechten,

Bis ich deine Feinde zum Schemel deiner Füße lege!

Der Herr wird das Scepter deines Reiches senden aus Zion.

Nach deinem Sieg wird dir dein Volk williglich opfern in heiligem Schmuck.

Deine Kinder werden dir geboren,

Wie der Thau aus der Morgenröthe.

Wir wissen die Erfüllung. Denn Jesus Christus ist „der Sohn Davids,“ ein Priester nach der Weise Melchisedeks ewiglich.

Und das königliche Saitenspiel, das süße, feierliche, gewaltige, ist nicht verstummt. Es klingt und rauscht in den Orgeltönen und Gesängen der Gemeinden „des Sohnes Davids,“ wenn sie zu ihren schönen Gottesdiensten versammelt sind. —

Lobet den Herren, den mächtigen König der Ehren,

Lob' ihn, o Seele, vereint mit den himmlischen Chören!

Kommet zu Hauf!

Psalter und Harfe, wach' auf!

Lasset den Lobgesang hören!

(Psaln 98, V. 4 — 6.)

J e s a j a s.

Der Prophet Jesajas wird der Evangelist des alten Bundes genannt. Denn er hat nicht bloß am klarsten und bestimmtesten den Lebensgang des geweissagten Messias in festen Zügen gezeichnet, sondern auch helle Blicke in die Tiefen des Erlösungswerkes Christi selbst gethan.

Ueber seine Weissagungen, welche die Macht, den Reichtum, die Scharfsichtigkeit seiner Gedanken zeigen, ist der schöne

Glanz einer Begeisterung, welche im höheren Chor ihre Worte redet, ausgegossen. Die Nachrichten über sein äußeres Leben sind karg.

Er ist der Sohn des Amoz. Nach alter Sage wäre Jesajas ein Sprosse des Davidischen Königsgeschlechtes, sein Vater ein Bruder des Königs Amazia, dessen Sohn Usia auf dem Throne des Reiches Juda saß, als Jesajas zu weis-sagen begann. Usia war ein ritterlicher König; er führte glückliche Kriege mit seinen Helden, und Glanz des Ruhmes umgab ihn. Da vergaß er der Demuth, und griff eigenmächtig an heiliger Stätte in das hohepriesterliche Amt ein. Es traten 80 Priester in feierlichem Zuge ihm entgegen, und der Hohepriester sprach zu ihm: „Gehe heraus aus dem Heilighum. Denn du vergreifst dich; und es wird dir keine Ehre seyn vor Gott, dem Herrn.“ Als nun der König zürnend sich widersetzte, wurde er mit Aussatz gestraft, und mußte fortan als Aussätziger in einem besondern Hause wohnen. (2. Chr. 26.)

Jesajas hatte bis dahin in der Stille gelebt. Sinnend über dem Gesez und der heiligen Geschichte seines Volkes, und in ihrem Lichte seine Zeit anschauend, zeichnete er, wie die Schrift erzählt, diese und andere in Usia's Leben eingreifende Gottesgerichte in einem besondern Buche auf. Oft betete er im Tempel, am liebsten einsam, wenn er leer war vom Geräusch des Volks.

Da geschah es einst, daß über den einsamen Vater im Heilighum eine Entzückung des Geistes kam. Seine Augen wurden hell, sein Herz wallete von Schauern des Ewigen. Lichtglanz erfüllte den Tempel, er sah den Herrn auf seinem Thron, Seraphim um ihn her. Von der mächtigen Stimme ihres Wechselgesanges bebten die Säulen. Sie sangen:

Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth!

Alle Lande sind seiner Ehre voll.

Es überkam den Schauenden ein Schrecken; er gedachte der stolzen Selbstüberhebung des Usias, und seiner Strafe. Und rief: „Wehe mir! ich vergehe; denn ich bin unreiner Lippen, und wohne unter einem Volk von unreinen Lippen; denn ich habe den König, den Herrn Zebaoth gesehen mit meinen Augen.“ Und dem Manne scheuer Demuth nahete ein Seraph, und berührte mit glühender Kohle seine Lippen, und sprach: „Siehe, hiermit

sind deine Lippen gerührt, daß deine Missethat von dir genommen werde, und deine Sünde versöhnet sei.“ Und nun, nachdem das Feuer des Geistes ihn durchdrungen, vernahm er den redenden Herrn selbst, welcher sprach: „Wen soll ich senden? und wer will unser Bote seyn?“ Der Geweihte in muthiger Begeisterung erwiederte furchtlos: „Hier bin ich. Sende mich!“ Da empfing er die Sendung Gottes: „Gehe hin, und sprich zu diesem Volke: Höret's und verstehet's nicht; sehet's und merket's nicht, bis daß die Städte wüste werden ohne Einwohner!... Und ob noch das zehnte Theil darinnen bleibet, so soll es dennoch abermal verheeret werden; aber wie eine Terebinthe oder Eiche, an denen beim Abtrieb der Stamm stehen bleibt. Ein heiliger Same wird solcher Stamm seyn.“ (Jes. 6.)

Von Stund an wußte Jesajas, daß er von Gott zu Juda und Jerusalem gesandt sei als ein Prophet, das Volk Gottes mit seinen Weissagungen beides zu strafen, und zu trösten.

Vermochte König Jotham, Ussia's Sohn und Nachfolger, der ein frommer Fürst war, doch nicht, der Gözendienerei des Volkes zu steuern, so wurde der heidnische Gräuel unter seinem ihm nachfolgenden Sohn Ahas noch viel ärger. Denn Ahas selbst vergaß so sehr der heiligen Gottesdienste im Tempel des Herrn, daß er öffentlich Gözenopfer darbrachte, und das Volk dazu verführte.

Jesajas widerstand dem König und Volk mit seinem Propheten-zeugniß, als mit scharfem Schwert. Er ließ sie seinen heiligen Spott fühlen, um ihnen die ganz sinnlose Thorheit des Gözendienstes begreiflich zu machen. Die Handwerker stellte er dar, wie sie sich mit der Anfertigung eines Gözenbildes abmühen: „Der Zimmermann nahm den Goldschmid zu sich, und machten mit dem Hammer das Blech glatt auf dem Ambos, und sprachen: „Das wird fein stehen; und hefteten's mit Nägeln, daß es nicht sollte wackeln.“ Und weiter spottete er dann über die also zusammen genagelten Gözen: „Lasset sie herzutreten, und uns verkündigen, was zukünftig ist! Verkündiget uns, und weissaget uns zuvor: so wollen wir merken, daß ihr Götter seid. Kurz, thut Gutes oder Schaden, so wollen wir davon reden, und mit einander schauen. Aber siehe, es ist alles eitel Mühe, und nichts mit

ihrem Thun; ihre Götzen sind Wind und eitel.“ — „Die Elenden und Armen suchen Wasser, und ist nichts da; ihre Zunge verdorret vor Durst.“ Dagegen hoffen sie nicht vergebens auf den lebendigen Gott, den Allmächtigen und Barmherzigen; denn „Ich, spricht der Herr, will sie erhören, ich will sie nicht verlassen. Sondern ich will Wasserflüsse auf den Höhen öffnen, und Brunnen mitten in den Thalen. Ich will in der Wüste erblühen lassen Cedern, Akacien, Myrthen und Delbäume.“ (Jes. 41 u. 44.)

An den König Ahas, den Abtrünnigen, wandte er sich ganz besonders. Zwei Fürsten hatten sich wider Juda verbunden, Rezin, der König von Damaskus, mit Pekah, dem Könige des Reiches Israel. Da ging Ahas, von Gott und allem Muth verlassen, in feiger Furcht mit dem Gedanken um, sich um den Preis zinspflichtiger Abhängigkeit, in die Arme Tiglath-Pilears, des Assyrischen Königs, zu werfen. Einst nun, als Ahas, in Erwartung der Belagerung, sich vor die Stadt begeben hatte, an den obern Teich auf der Westseite Jerusalems, wo die Befestigung am schwächsten war, trat Jesajas ihm entgegen, und gebot ihm, sich nicht zu fürchten vor Rezin und Pekah, und kein Bündniß mit Assyrien einzugehen; sondern auf Gott allein sein ganzes Vertrauen zu setzen. Wo nicht, so werde grade die von Assyrien gehoffte Hülfe zum Verderben reichen. (Jes. 7. — 2. Kön. 16.)

Vergebens redete der muthige Prophet. Ahas fandte Boten zu Tiglath-Pilears, und ließ ihm sagen: „Ich bin dein Knecht und dein Sohn; komm herauf, und hilf mir aus der Hand des Königs zu Syrien und des Königs Israel, die sich wider mich haben aufgemacht!“ Das Bündniß kam zu Stande, und leistete dem Götzendienste so sehr Vorschub, daß er auch den Tempel auf Zion schier ganz überwucherte. Und Ahas, wie er gottlos und ehrlos war, wurde auch so feig und machtlos, daß die Philister, welche der tapfere Asa gedemüthigt hatte, sich von Juda wieder losreißen konnten. Da starb der König, erst 36 Jahre alt.

Sein Nachfolger ist Hiskia. Die Sage meldet, er sey unter den leitenden Augen Jesajas aufgewachsen. Darum habe die Furcht des Herrn in seinem Herzen gewohnt, und der Prophet bei ihm Zeit Lebens im Ansehen eines Lehrers und Führers gestanden. Das ist auch sein Erstes, daß er den Tempel

vom Götzendienste reinigt, und ihn nach Kräften im ganzen Land ausrottet.

Doch in Einem Stük drang des Propheten Rath nicht durch. Hiskia nämlich wollte das schmachvolle Verhältniß zu Assyrien lösen. Nun bestanden die Großen des Landes darauf, daß es nur mit Hülfe der Aegypter geschehen könne. Jesajas rieth entschieden von diesem, wie von allen Bündnissen mit heidnischen Völkern, ab, und wies sie auf den starken Arm des Herrn: „Wenn ihr stille bliebet, — sprach er, — so würde euch geholfen; durch Stilleseyn und Hoffen würdet ihr stark seyn.“ (Jes. 30.)

Aber Hiskia war schwach genug, dem Drängen der Großen nachzugeben. Auf Aegypten gestützt, wagte er, den Assyren den Tribut zu verweigern. Diese zogen mit starker Heeresmacht unter Rabshake heran. Jerusalem wurde belagert. Die Noth wuchs von Tag zu Tag. Auf derselben Stelle, am obern Teich auf der Westseite der Stadt, der schwach geschützten, wo Jesajas einst dem König Ahas das Unheil durch Assyrien geweissagt hatte, geschah es jetzt, daß ein Abgesandter des Assyrischen Belagerungsheeres, mit frechem Hohn den König Judas und seinen Gott vertrauenden Glauben überschüttete. Hiskia in dieser großen Bedrängniß eilt hinauf zum Tempel, bei dem Herrn Zebaoth Trost zu suchen. Auch sandte er zum Propheten Jesajas, daß er Fürbitte thue. Jesajas gab im Auftrage des Herrn tröstlichen Bescheid. Durch ein Wunder Gottes ward die prahlerische Macht der Assyrer nächtlicher Weile vernichtet. Ihr König Sancherib zog mit seinem geschlagenen Heer eilig in seine Stadt Ninive zurück. (Jes. 36 u. 37.)

Aber die Sorge und schwere Noth dieser Kriegszeit hatte während deß den König Hiskia todtkrank auf's Lager geworfen. Da kam Jesajas, der treue, wahrhaftige Seelsorger, und sprach: „Bestelle dein Haus! Denn du wirst sterben, und nicht lebendig bleiben!“ Und der König, erschrocken über diesem Wort, wandte sein Angesicht zu der Wand, und weinte sehr, und betete in Zuversicht um Abwendung der tödtlichen Krankheit. Da erschien wieder Jesajas am Lager des kranken Königs; und er durfte ihm tröstlich verkündigen: „So spricht der Herr, der Gott deines Vaters David: Ich habe dein Gebet gehört, und deine Thränen gesehen; siehe, ich will deinen Tagen noch fünfzehn Jahre zulegen. Ich will dich sammt dieser Stadt erretten von der

Hand des Königs von Assyrien; denn ich will diese Stadt wohl vertheidigen." (Jes. 38.)

So war es denn nun geschehen. Alle feurigen Wetter waren vorüber gestürmet. In verjüngter Kraft sah Hiskia sich mit Glück, Glanz und allen Ehren des Friedens umgeben. Der König von Babel ließ ihm durch eine Gesandtschaft seine Glückwünsche und Geschenke zur Genesung und der vortheilhaften Wendung der Dinge entbieten. Da überhob sich Hiskia seines Wohlseyns, und eitler Ehren geizig, führte er die babylonischen Gesandten durch seine Schatzkammern, und sah es gern, daß diese den großen Reichthum seiner kostbaren Kleinodien bewunderten.

Aber wie einst der Prophet Gad dem Könige David die Eitelkeitsünde seiner Volkszählung vorhielt, so kam nun Jesajas hinauf zur Königsburg, und mit mannhaftem, heiligem Ernst frug er den König: „Was haben die babylonischen Männer in deinem Hause gesehen?“ Hiskia erwiderte: „Alles, was in meinem Hause ist, haben sie gesehen; und ist nichts, das ich ihnen nicht hätte gezeigt in meinen Schätzen.“ Da sprach Jesajas das erschütternde Wort: „Höre das Wort des Herrn Zebaoth! Siehe es kommt die Zeit, daß Alles, was in deinem Hause ist, und was deine Väter gesammelt haben bis auf diesen Tag, wird gen Babel gebracht werden; daß nichts übrig bleiben wird, spricht der Herr. Dazu werden sie deine Kinder nehmen, und müssen Kämmerer seyn im Hofe des Königs zu Babel.“ (Jes. 39.)

So redete Jesajas von der Babylonischen Gefangenschaft, als von einer schon vollendeten Thatsache, wiewohl dies Gottesgericht erst 120 Jahre später erfüllt ward. Aber ebenso zuversichtlich klingt sein festes prophetisches Wort von der Erlösung aus der babylonischen Gefangenschaft durch Kores (Jes. 44, 28 u. 45, 1–4), und besonders von der geistlichen Erlösung. Dies sind die Grundzüge seiner Weissagung: Die Erniedrigung ist der Weg zur Herrlichkeit. Der Stamm des Geschlechts David wird abgehauen werden. Ein frischer Wurzelsproß schießt auf aus dürrer Erdröche; Immanuel ist sein Name. Aber auch dieser wird zuvor der Verachtteste und Unwertheste unter den Menschen, und darnach erst der Welttheiland werden, sein Tod der Versöhnungstod für alle Schuld, sein

Reich umspannt Himmel, Erde und Ewigkeit. So klingt hinter der bange wiederholten Frage: „Hüter, ist die Nacht schier hin?“ wie fröhlicher Morgengruß sein Ruf: „Mache dich auf, werde Licht! Denn dein Licht kommt und die Herrlichkeit des Herrn gehet auf über dir!“ So macht es den Eindruck des süßesten Sonnenaufganges, wenn er dicht nach der Ankündigung dunkelster Zeiten fortfährt: „Tröstet, tröstet mein Volk, spricht euer Gott. Redet mit Jerusalem freundlich, und prediget ihr, daß ihre Mitterschaft ein Ende hat!“

Die Schrift schweigt über das Ende des Propheten Jesajas. Aber eine alte Sage meldet: der blutdürstige König Manasse, Sohn und Nachfolger Hiskias, habe ihm nach dem Leben getrachtet. Er sei in eine hohle Ceder geflüchtet, die habe sich dann geschlossen. Manasse ließ sie zersägen. Und der Prophet sei, als die Säge seinen Mund berührte, alsbald verschieden. Darum wird er als ein Märtyrer des alten Bundes angesehen.

Das Märtyrthum

einer jüdischen Mutter und ihrer sieben Söhne,
zur Zeit der Makkabäer.

Seit Palästina unter syrischer Oberhoheit stand, ward den Kindern Israel in ihrer Volksthümlichkeit, ihrem Glauben und religiösen Leben nie größere Gewalt angethan, als durch Antiochus IV., welcher den Zunamen Epiphanes hat. Derselbe kam im Jahre 175 vor Christi Geburt zur Regierung, und wollte in seinem Reiche nur Eine Religion, nämlich die Anbetung des heidnischen Gottes Jupiter dulden. Das gelobte Land war eine Provinz des großen syrischen Königreiches, und Onias III. zu der Zeit Hoherpriester zu Jerusalem. Er wandelte fromm vor Gottes Angesicht, treu dem Gesetz und seiner heiligen Volksgeschichte. So widerstand er der götzendiene-

rischen Zumuthung des Königs Antiochus mit allen Kräften, und an ihm hatten alle Frommen im Lande einen Halt und festen Mittelpunkt. Aber nicht alle waren treu und fromm; manche buhlten um die Gunst des Königs, und willigten in den Gözendienst. Unter diesen auch der Bruder des Hohenpriesters Onias, welcher Josua hieß, aber sich lieber Jason nannte, weil das ein griechisches Wort ist, und dem Könige besser gefiel. Dieser Jason redete mit vieler Schmeichelei dem König Antiochus vor, er werde den Widerstand der Juden brechen, und den Jupiterdienst in Jerusalem einführen können. Er brachte es endlich dahin, daß der fromme Onias in die Verbannung geschickt, und er an seiner Statt Hoherpriester wurde. Da ward dem geheiligten Brauch der Väter harter Bedrang angethan, und heidnische Unsitten und Laster dafür zur Geltung gebracht. Aber der Schlechte wurde bald durch einen noch Schlechteren verdrängt; nämlich durch seinen jüngeren Bruder, Menelaus, welcher sich in gleicher Weise, wie er vordem, bei dem König in Gunst zu setzen gewußt hatte. Jason wurde vertrieben; aber mit seinen bewaffneten Anhängern kehrte er zurück, mußte jedoch der Gewalt wiederum weichen. Nun rückte Antiochus mit großer Heeresmacht heran, um den Ausbruch einer allgemeinen Empörung des Volkes zu hintertreiben. Jerusalem wurde mit Sturm genommen; bei 80,000 Juden niedergemetzelt, und fast eben so viele in die Sklaverei verkauft. Aber das Unerträglichste war die Plünderung und Entweihung des Tempels. Das Heiligthum wurde verflucht, und auf seinen Altären Schweineopfer dargebracht. Da war groß Herzeleid im ganzen Lande.

Ueber dem Allen, damit die Quälereien nicht aufhörten, wurde eine starke Besatzung ins Land gelegt, mit dem Auftrage, die streitbare Mannschaft zu erwürgen, die Weiber und Kinder zu verkaufen, und Jeden umzubringen, welcher Gott nach dem Geseze zu dienen noch wagen sollte.

Vieler Glaube litt Schiffbruch in solcher Drangsal. Aber nicht Wenige hielten aus in guter Ritterschaft bis ans Ende. Zu diesen gehörte auch eine Mutter mit ihren sieben Söhnen.

Antiochus hatte diese Mutter und ihre Söhne aufgreifen, und sich vorführen lassen. Mit Peitschenhieben wurde ihnen der Befehl eingeschärft, durch den Genuß von Schweinefleisch die Verleugnung ihrer Glaubens zu beurfunden. Da erhob sich der älteste der Jünglinge, und redete für Alle in edler, frommer Mannheit dem Könige in's Angesicht: „Was mühest du dich

noch mit Fragen und Befehlen ab? Wir wollen lieber sterben, denn etwas wider unser väterlich Gesetz handeln." Dies kühne Wort entflammte den Zorn des Königs so, daß er befahl, dem Jüngling die Zunge auszuschneiden, Hände und Füße ihm abzuhacken, und so den Verstümmelten in eine Pfanne zu werfen, welche sammt dem dazu gehörenden Kessel über dem Feuer glühend gemacht war. Es geschah. Und die Mutter und die Brüder wurden gezwungen, dem entsetzlichen Schauspiel zuzusehen. Aber der Gottesmuth ihres Herzens war noch größer, als der große Schmerz des Entsetzens. Als die Flammen loderten, und der Qualm des Verbrennenden aus der Pfanne aufwirbelte, trösteten und stärkten sie einander also: „Gott, der Herr, siehet darein, und erbarmet sich unser in Wahrheit; wie Moses laut wider sie zeuget in seinem Gesang, und spricht: „Er wird seiner Knechte sich erbarmen.“

Der Zweit kam an die Reihe. Man beginnt damit, ihm Haut und Haare zu schinden. Dann folgt die Frage: „Willst du Schweinefleisch essen?“ Er antwortete kurz entschlossen: „Nein!“ Da geschah ihm, wie dem Ersten. Mit dem letzten Athemzuge rief er: „Du Bösewicht nimmst uns wohl das zeitliche Leben; aber der Herr aller Welt wird uns, die wir um seines Gesetzes willen sterben, auferwecken zu einem ewigen Leben!“

Mit der Noth steigerte sich die Todesfreudigkeit. Der dritte, als man ihn herzugeführt, wartete nicht, bis man ihn zwingt, sondern freiwillig reichte er die Zunge heraus, und reichte die Hände dar zur Verstümmelung. Den König und seine Folterknechte ergriffen Schauer des Erstaunens über solche Glaubensmacht. Sterbend rief der Jüngling: „Diese Gliedmaßen hat mir Gott vom Himmel gegeben, darum will ich sie gerne fahren lassen um seines Gesetzes Willen; denn ich hoffe, er werde mirs wohl wiedergeben.“ Mit gleich freudigem Bekenntniß hauchte der Vierte und Fünfte sein Leben aus unter denselben Feuerqualen.

Nun trat der Sechste vor. Unter ihren grausamen Händen, die sich mit dem Blute seiner abgerissenen Glieder färbten, sprach er: „Wir haben uns an unserm Gott versündigt; darum handelt er mit uns so schrecklich. Aber es wird dir nicht so hingehen, daß du also wider Gott tobest.“

Und die Mutter? O wer kann's messen, wie sie in diesen furchtbaren Stunden tief innen gebebt und geblutet hat! Aber

Gott half ihr alle Schwachheit der weiblichen Natur niederzämpfen. Einen Sohn um den andern, bevor er von den Peinigern ergriffen wurde, herzte sie zum letzten Mal mit zärtlicher Mutterhand, tröstete und sprach: „Ich bin ja eure Mutter, und habe euch geboren; aber den Odem und das Leben habe ich euch nicht gegeben, noch eure Gliedmassen also gemacht. Darum wird der, welcher die Welt und alle Menschen geschaffen hat, euch den Odem und das Leben gnädiglich wieder geben; wie ihr's jetzt um seines Gesetzes willen dran waget und fahren laßt.“

Solche Worte redete sie in ihrer, der hebräischen Sprache, die dem König unverständlich war. Weil nun alle Tyrannen von Mißtrauen geplagt werden, so meinte Antiochus, die Mutter habe ihn in fremder Sprache geschmäht. Er befiehlt ihr, den einzig noch übrig gebliebenen jüngsten Sohn zu bewegen, daß er thue nach seinem Willen, und also sein Leben erhalte. Sie willigte zum Spott ein, wandte sich zu ihrem Sohne um, und sprach auf Hebräisch: „Du, mein liebes Kind, das ich neun Monden unter meinem Herzen getragen, und bei drei Jahren gesäugtet, und mit großer Mühe aufgezogen habe; erbarme dich doch über mich! Siehe den Himmel und Erde und Alles, was drinnen ist: dies hat Gott Alles aus Nichts gemacht, und wir Menschen sind auch so gemacht. Darum fürchte dich nicht vor dem Henker, sondern stirb gerne, wie deine Brüder, daß dich der gnädige Gott, sammt deinen Brüdern wieder lebendig mache, und mir wiedergebe!“

Und der Jüngling wandte sofort sich zu den Folterknechten, und sprach: „Worauf harret ihr? Gebenkt nur nicht, daß ich dem Tyrannen gehorsam seyn will! sondern ich will das Gesetz halten, das unsern Vätern durch Mosen gegeben ist.“ „Du aber, — fuhr er zu dem König gerichtet fort, — du, der du den Juden alles Leid anthust, sollst unserm Herrn Gott nicht entlaufen. Wir leiden um unserer Sünden willen, das ist wahr. Aber obwohl der lebendige Gott eine Weile über uns zornig ist, und uns züchtigt, so wird er doch seinen Knechten wiederum gnädig seyn. Aber du, gottloser Bösewicht, überhebe dich deiner Gewalt nicht zu sehr! Dem Gericht Gottes wirst du nicht entlaufen. Meine Brüder, die eine kleine Zeit sich haben martern lassen, warten jetzt des ewigen Lebens nach Gottes Verheißung. Ich will auch, wie sie, meinen Leib und Leben um meiner Väter Gesetz willen dahin geben, und zu Gott schreien, daß er bald seinem Volk wieder gnädig werde.“

Der Tyrann, so ganz in seiner Erwartung getäuscht, und noch grimmiger darüber, daß all seine Drohungen und Qualen an dem frommen Muth dieser Jünglinge zu Schanden gegangen waren: ließ diesen Siebenten, wo möglich, mit noch größeren Martern zu Tode peinigen; und zuletzt die Mutter. Tauchzend begrüßte sie den Tod, der sie aus ihrer Einsamkeit wieder zu den geliebten Kindern brachte.

Das Blut der Märtyrer ist allezeit eine frische Aussaat des Glaubens gewesen. Und schon, während dies geschah, hatte im heiligen Lande eine andere Brüderschaar sich aufgemacht, Judas Makkabäus mit seinen Brüdern. Die Treuen im Volke scharten sich heimlich um ihn. Freudig, wie ein junger Löwe, führte er sie von Sieg zu Sieg. Antiochus starb in Schande; das syrische Joch ward zerbrochen. In Glanz und Kraft des Makkabäischen Heldenthums erhob sich noch einmal das alte Israel.

Jene Märtyrer, weil ihr Blutzugenthum auch in jene Periode fällt, werden nach alter Ueberlieferung auch Makkabäer genannt.

Die Christenheit hat schon früher ihr Andenken hoch gehalten, und am ersten August gefeiert. Die ev. Kirche tritt in diesen Brauch mit um so größerem Fug ein, als jene Helden söhne und ihre Heldennutter ihren Tod in ächt biblisch evangelischem Geist nicht als ein Verdienst, sondern in Demuth als ein Leiden und Sterben um ihrer Sünden willen ansahen, und mit der fröhlichsten Zuversicht des ewigen Lebens und Wiedersehens im Himmel den Tod der Glaubens-Verleugnung vorgezogen haben.

Der alte Simeon:

Die Darbringung des armen Reinigungsopfers, so demüthigend für die dürstige Maria, die so herzlich gern in überströmender Dankbarkeit die volle Gabe gebracht hätte, sollte gleichwohl ihr aufs Neue die Herrlichkeit ihres Berufes offenbaren, und daß sie die auserwählte Königstochter sei. Ein betender Mann weilte im Tempel. Als er die Opfernde und ihr Kindlein sah, trat er herzu, nahm es auf seinen Arm, und indem er es mit hellen Augen anschaute, sprach er: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesagt

hast. Denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen, welchen du bereitet hast vor allen Völkern, ein Licht, zu erleuchten die Heiden, und zum Preis deines Volkes Israel."

Das war der alte Simeon; fromm und gottesfürchtig nennt ihn die Schrift, und erleuchtet vom heiligen Geiste. Er gehörte zu der stillen Gemeinde in Jerusalem, welche in den unsäglich drangsalsvollen Zeiten der Zerrissenheit des Volkes durch Bürgerkriege und fanatische Sectirerei, mit gedoppelter Treue und Sehnsucht an den Verheißungen Gottes festhielt, und die baldige Erscheinung „des Trostes Israels“, wie sie ihn am liebsten im Hinblick auf die Leiden der Gegenwart nannte, erwartete. Eine Säule und feuriges Herz dieser stillen Hoffnungsgemeinde war der alte Simeon. Und er hatte durch den heiligen Geist die Gewissheit, er werde zum Heimgang zu den Vätern seine Augen nicht schließen, er hätte denn zuvor den Christ des Herrn gesehen.

Jetzt wußte er, der Herr habe Alles erfüllt, und er trage das Gotteskind auf seinen Armen; und wie er es mit jauchzender Seele anschaute, that er Seherblicke in die Geheimnisse der Erlösung, und sprach: „Siehe, dieser wird gesetzt zu einem Fall und Auferstehen Vieler in Israel, und zu einem Zeichen, dem widersprochen wird, auf daß vieler Herzen Gedanken offenbar werden.“ Und da nun auch Kreuz und Dornenkrone, wie Schattenbilder der Zukunft, vor seinem schauenden Geiste aufschwebten, sprach er zur Maria: Und es wird ein Schwert durch deine Seele bringen.“ (Luc. 2.)

Nun ging er in Frieden heim, der alte Simeon. Seine Sehnsucht hatte keinen Schmerz mehr, und keinen Stachel mehr sein Tod. Und an ihm ist zuvor erfüllt, was nachher Christus gepredigt hat: „Selig sind, die reines Herzens sind! Denn sie werden Gott schauen.“

Hanna, die greise Prophetinn.

Als Simeon noch bei Maria und Joseph stand, und weissagende Worte über dem heiligen Kinde sprach, nahete ein

anderes Glied jener harrenden Jerusalems = Gemeinde herzu, Hanna, die greise Prophetinn, die 84jährige Wittve. — Die immer frische Messias-Erwartung hatte ihren Wandel geheiligt und gehoben. Der Tempel war schier ihre Wohnung; Tags und Nachts weilte sie dort in Hoffnungs = Gebeten versunken. Nun sah sie in dem Kindlein der Maria den schönen Morgenstern der Weissagung über Israel aufgegangen. Mit Simeon pries sie, wie im Wechselgesang, Jehova. O unvergleichlicher Augenblick! Die zwei greisen Häupter über dem lieblichen Kinde, ihre Messiaslieder singend in dem stillen, hehren Tempel!

Hanna aber konnte es von Stund an ja auch nicht lassen, von dem, was sie gesehen, zu Allen zu reden, die zu Jerusalem auf die Erlösung warteten. Denn sie war unter ihnen angesehen und geliebt, als eine prophetische Mutter, als eine Predigerinn der heiligsten Hoffnungen. (Luc. 2.)

Die unschuldigen Kinder.

Als Christus zu Bethlehem geboren wurde, war Herodes schon 36 Jahre König in Jerusalem. Er hatte seinen Thron sich durch Schmeichelei vom römischen Kaiser erschlichen. Drum wurde er ohne Unterlaß von dem Argwohn gepeinigt, man wolle die erlistete Krone ihm vom Haupte stoßen. Er hatte keine Stunde des Friedens und der Sicherheit. Er war kein Jude von Geburt, sondern ein Edomiter, also heidnischer Abkunft. Und er wußte, daß ihn schon darum sein Volk nicht liebte. Sein Argwohn stachelte ihn zur Gewaltthätigkeit auf; seine königliche Macht artete zur Schreckensherrschaft aus. Eine Kette blutiger Grausamkeiten zieht sich durch seine Regierungszeit hin. Alle Sprossen des Heldengeschlechtes der Makkabäer, welche den Königsthron in Juda wieder aufgerichtet hatten, ließ er meuchlings morden; zuletzt in vollem Wahnsinne des Argwohns auch seine Gattin Mariamne, weil sie eine Makkabäer-Tochter war, und endlich sogar seine eignen Söhne von derselben.

So ist es nun begreiflich, daß, als die Weisen aus dem Morgenlande in Jerusalem erschienen, und beim König

Auskunft suchten über „den neugeborenen König der Juden, deß Stern sie gesehen“, Herodes seine Angst vor Empörung kaum zu bergen wußte, und daß der Schrecken des Tyrannen die ganze Stadt Jerusalem erzittern machte. In heuchlerischer List beehrte er, daß die morgenländischen Männer ihm bei ihrer Rückreise Bericht über das Ergebniß ihres Suchens erstatteten. Der neugeborene König der Juden sollte auch ein Opfer seines düstern, teuflischen Mißtrauens werden. Um so gefährlicher erschien ihm die Sache, als die Weisen, von Gott gewiesen, nicht wieder zu ihm kamen; und um so fester stand nun bei dem königlichen Tyrannen der Entschluß, auch um den Preis größerer Grausamkeit die erträumte Gefahr aus dem Wege zu räumen.

War ihm das Kind nicht bezeichnet worden, so genügte es ihm nun auch, nur den Geburtsort zu wissen. Er sandte gedungene Knechte mit dem Auftrage nach Bethlehem, alle Kinder bis zu zwei Jahren zu tödten. So, meinte er, sollte ihm gewiß das gefürchtete Kind, „der neugeborne König der Juden,“ nicht entgehen.

Da floß das Blut der unschuldigen Kinder, und das Wehklagen ihrer Mütter schrie auf gen Himmel. „Auf dem Gebirge hat man ein Geschrei gehört, viel Klagens, Weinens und Heulens; Rahel beweinte ihre Kinder, und wollte sich nicht trösten lassen; denn es war aus mit ihnen.“ So beschreibt der Evangelist diese blutige Trübsal, als wenn Rahel, die Stammes-Mutter, welche zu Bethlehem begraben lag, aus ihrem Grab gestiegen wäre, aus Schmerz über das Gewinsel und Todesröcheln der gemordeten Kindlein; wie schon einmal früher der Prophet Jeremias gesagt, da die Kinder des Volkes weinend in die babylonische Gefangenschaft getrieben wurden, als hätten sie durch ihre Klagen ihre Mutter Rahel aus der Grabesruhe aufgestört. —

Während nun solches geschah, war das heil. Kindlein Jesus durch die Flucht nach Aegypten der Gefahr entronnen. Und über den grausamen Herodes kam der richterliche Gotteszorn. Er nahm ein Ende mit Schrecken. (Matth. 2.)

Die unschuldig gemordeten Bethlehemskinder aber sieht die christliche Kirche von Alters her an, und preiset sie selig, als ihre ersten Märtyrer für den Herrn Jesum.

Und es ist ja ein wunderbares, bedeutungsvolles Geheimniß Gottes, daß die zarte Kindervelt also in Christi zarte Kindheit tief und wesentlich hineingeschlungen ist zu Freud und Leid.

Johannes der Täufer grüßte im Mutterschooß den Herrn mit fröhlichem Springen; und die bethlemitischen Kindlein deckten mit ihren Leibern die Flucht des heil. Kindes. Und wenn später der heilige Herr die kleinen Kindlein so ganz besonders gern liebte, und das Himmelreich ihnen zusprach: zweifelst du noch, daß der, welcher auch keinen Becher Wassers unbelohnt lassen will, alsdann mit stillen, liebhosenden Gedanken auch gerade dieser seiner ersten Blutzegen gedachte?

Johannes, der Täufer.

1. Des Täufers Geburt.

24. Juni.

Im alten Testament geht neben der Weissagung vom Messias eine andere her, wie der Schatten neben dem Körper, nämlich diese: daß Elias wieder kommen werde, um dem Gesalbten des Herrn den Weg zu bereiten. (Mal. 3, 1 u. 4, 5. 6.)

Dieser geweissagte zweite Elias ist Johannes der Täufer. — So ist nun auch, da die Zeit der Erfüllung vorhanden war, die Geschichte seiner Geburt mit der Geburtsgeschichte unseres Herrn aufs innigste verwoben. —

Im Lande Juda, — der Ort ist nicht bezeichnet, doch lag er wahrscheinlich nahe bei Jerusalem, — wohnte ein greises Ehepaar, Zacharias und Elisabeth; beide wandelten fromm und rechtschaffen vor Gott. Sie lebten einsam, Aelternsfreude war ihnen versagt. Zacharias gehörte als Abkömmling des hohenpriesterlichen Geschlechtes Aarons dem Priesterstande an, welches aus 24 Ordnungen bestand, die im Tempeldienste sich ablösten.

Einst nun hatte Zacharias im Heiligthum des Räucherens zu warten. Außen lag derweil das Volk in stillem Gebete vor Gott. Und der räuchernde Priester ward in seiner Einsamkeit von den Schauern Jehovas durchbebt. All sein Sinnen und Sehnen stieg mit dem süßen Räuchwerk zum Himmel auf. Auch dessen gedachte er seufzend, daß er kinderlos sei; vornehmlich aber, daß sein armes Volk des Messias bedürfe.

Denn er war auch einer von der stillen Hoffnungsgemeinde zu Jerusalem, die auf die Erlösung Israels wartete. Da erschien dem in heiliges Sinnen versunkenen und innerlich aufgeschlossenen Priester der Engel des Herrn. Er erschrak vor der leuchtenden Gestalt, aber empfing das freundliche, verheißungsvolle Wort: „Fürchte dich nicht, Zacharias! Denn dein Gebet ist erhört. Dein Weib wird dir einen Sohn gebären, dir und Vielen zur Wonne. Er wird groß vor dem Herrn seyn, und schon im Mutterleibe mit dem heiligen Geist erfüllt. In der Kraft des Elias wird er dem Herrn das Volk bereiten!“

Dem greisen Manne der alternden Elisabeth kamen Zweifel ob dieser Kindes-Verheißung. Nicht so, wie die jungfräuliche Maria, welche dem Wunder sich gläubig hingab, und nur bekannte, daß es ihr ein Geheimniß und unlösbares Räthsel sei. Da ließ der Engel den Zacharias die Unwürdigkeit seines Zweifelmuthes erkennen, indem er ihm sagte: er sei Gabriel, und stehe vor Gott, dessen Befehle er ausrichte; sein Zweifel werde mit Stummheit gestraft seyn, bis die Verheißung, welcher er nicht habe glauben wollen, erfüllt sei.“ Und das Volk im Tempel-Vorhof, als es die Stummheit des heraustretenden Priesters merkte, urtheilte sofort, er habe ein Gesicht gehabt, eine Gottesoffenbarung.

Zacharias trug in Demuth das Zeichen der Strafe an sich. Es gedieh ihm zu heiliger Zucht. In seiner Zurückgezogenheit sann er dem empfangenen Engelswort in die Tiefe und Höhe nach. Da begriff er den vollen Reichthum desselben, und daß er nicht vergebens auf die Erlösung Israels gewartet habe, und, daß alle Erfüllung nahe herbei gekommen sei, und zwar nun auch durch ihn. Denn hatte der Engel nicht gesagt, „sein Sohn werde in der Kraft des Elias einhergehen, und dem Herrn ein Volk bereiten?“ Wird derselbe also nicht der andere Elias seyn, von welchem Maleachi, der Prophet, weissagt, und welcher den Weg vor dem Herrn her bereiten wird, wenn er zu seinem Tempel kommt? Ja, er wird es seyn. Und Elisabeth, sein Weib, hatte mütterliche Hoffnung.

Siehe, da trat die jungfräuliche Maria, von Nazareth kommend, in das stille Priesterhaus. Und wie die hoffenden Mütter sich grüßten, grüßten die Kindlein sich unter ihrem Herzen. Und der Geist Gottes that ihnen Alles kund, und ihre Lippen that er auf zu heiligem Wechselgesang. In Demuth

vernahm's der stumme Priester, dessen Mund der Zweifel geschlossen hatte, während der Glaube der Maria Mund überströmen machte von Preis und Wonne.

Drei Monate weilte Maria bei Elisabeth, ihrer mütterlichen Freundin. Nach ihrer Heimkehr gebar diese den verheißenen Sohn. Als derselbe am achten Tage beschnitten wurde, wollten die Freunde und Nachbarn, als Zeugen der heiligen Handlung, dem Kindlein nach altem Herkommen seines Vaters Namen Zacharias geben. Nicht gaben sie sich zufrieden, als die abwehrende Mutter sagte: „er solle Johannes heißen“. Weshalb Johannes? So heißt ja Niemand in der ganzen Verwandtschaft! sagten sie. Aber der stumme Vater bestätigte es; er schrieb auf ein Täfelchen: „Er heißet Johannes!“ Dies Wort war ein Zeugniß des vollen, gehorsamen Glaubens an die Gottesbotschaft Gabriel's. Alsobald ward sein Mund wieder aufgethan. Und sein erstes Wort war ein weissagungsvoller Preisgesang auf die nahende Erlösung: „Gelobt sei der Herr, der Gott Israels! Denn er hat besucht und erlöst sein Volk. Und hat uns aufgerichtet ein Horn des Heils in dem Hause seines Dieners David.“ „Und du, Kindlein, — so weissagt er über seinen Sohn, — wirst ein Prophet des Höchsten heißen; du wirst vor dem Herrn hergehen, daß du seinen Weg bereiteest, und Erkenntniß des Heils gebest seinem Volk, die da ist in Vergebung ihrer Sünden.“ (Luc. 1.)

Zacharias heißt „der Herr gedenkt“; Elisabeth heißt „Gottes Eid“; Johannes heißt „Gott ist gnädig“. In diesen Namen liegt diese Geschichte fernartig eingeschlossen: „Der Herr gedenkt seines Eides, und ist gnädig“, da er dem Heiland Bahn macht.

2. Des Täufers Enthauptung.

Johannes, der Priester-Sohn, war aufgewachsen, zunehmend, wie an Alter, so an Weisheit und Gnade bei Gott und Menschen. In seines Vaters Hause lernte er Moses und die Propheten kennen, und seine heilige Volksgeschichte. Der Geist der Zucht und der Weltverleugnung war in ihm. Er liebte und suchte die Einsamkeit. So ist er die ernste Gestalt geworden, im harenen Gewand, der Prediger in der Wüste an den Ufern

des Jordan. Da predigte er dem Volke, das in Sündenlast und Gewissensnoth zu ihm herausströmte, Jedem vorhaltend seine eigene Sünde und seine eigene Buße. So gewaltig erschien er den Hörenden, daß sie ihn für den verheißenen Messias hielten. Er jedoch, ernst in der Demuth, verbat sich die messianische Ehre; „aber, — sagte er, — er wird nach mir kommen, der vor mir gewesen ist, des ich nicht werth bin, daß ich seine Schuhriemen auflöse. Mit Wasser taufe ich, Er mit Geist und Feuer. Er muß zunehmen, ich muß abnehmen.“ Doch war Johannes gewürdigt, durch seine Wassertaufe Christum zu seinem öffentlichen Leben, Lehren und Leiden zu weihen, und, indem er das that, die Geistesweihe Christi in der niederschwebenden Taube, und die Gottesstimme zu vernehmen, welche den Anbruch des neuen Testaments verkündigt: „Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe!“ Seitdem sagte Johannes dem Volke: „Siehe, das ist das Lamm Gottes, welches der Welt Sünden trägt!“

So kam die Zeit seines Märtyrthums. Denn, wer dieser Welt die Wahrheit bezeugt, wird von ihr geschlagen.

Herodes Antipas, ein Sohn des Herodes, welcher die unschuldigen Kinder zu Bethlehem hatte ermorden lassen, war König in Galiläa, ein leichtfertig wollüstiger Fürst. Dieser lebte mit Herodias, dem Weibe seines Bruders Philippus, in Blutschande. Johannes hatte kein Ansehen der Person; er hielt rückhaltlos dem königlichen Paare seine Schande vor. Nun ging es aber nicht, wie vor Zeiten, als David Buße that, da der Prophet Nathan ihm seine Sünde mit Urias Weib vorhielt. Sondern Herodes ward zornig, und Herodias trachtete dem muthigen Bußprediger nach dem Leben. Er wurde ins Gefängniß gelegt.

Bald nachher geschah es bei einem Hoffest, daß der Herodias Tochter vor den Gästen tanzte, so sehr zu aller Gefallen, daß der König ihr eine Bitte bis zur Hälfte seines Königreichs gestattete. Ohne Mühe ließ sich nun die Leichtfertige von der rachelüsternen, ränkesüchtigen Mutter bereden, um das Haupt des verhassten Bußpredigers zu bitten. Herodes erschrak, aber in feiger Charakterlosigkeit glaubte er, seine Fürstenehre stehe auf dem Spiele, wenn er nicht sein unfürstliches, unmännliches Wort halte. Er fertigte den Henker ab zu dem Gefangenen. So endete zur selben Stunde Johannes der Täufer im stillen, dunkeln

Gefängniß seinen Prophetenlauf in Fried' und Freud'. (Matth. 14. Marc. 6.)

Ja nun in Fried' und Freud'. Denn vorher war ihm in der Kerker-Einsamkeit, welche dem feurigen Herzen schier unerträglich wurde, einst der klare Seherblick trüb, und der starke Muth ungeduldig geworden. Da hatte er seiner Jünger Etliche zu Jesu mit der Frage gesandt: „Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines Andern warten?“ Der Kern dieser Frage ist mit Nichten Zweifel, sondern herzliche Bitte um Stärkung des matten Muthes, um Erleuchtung des kerkerdunkeln Blickes. Und Christus sandte dem Freunde das fröhliche Weissagungswort in's Gefängniß zurück: „Gehet hin, und saget Johanni wieder, was ihr sehet und höret! Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, die Tauben hören, die Todten stehen auf, und den Armen wird das Evangelium gepredigt!“ (Matth. 11, 2—10.)

Ja, die Gefangenen werden los, und die Todten stehen auf! Und er legte in Fried' und Freud' sein Haupt unters Beil.

Er ist der andere Elias in Feuer und Reinheit des Eifers um den Herrn und sein Gesetz. Er weckt, schreckt und treibt das Gewissen zu Jesu Christo, dem Gesetzeserfüller. Und der Herr selbst rühmt von ihm: „Unter denen, die von Weibern geboren sind, ist kein größerer Prophet, denn Johannes der Täufer.“ (Matth. 11, 11.) Aber weil der Kleinste im Himmelreich größer ist, als er, so wagte er sein Leben daran, daß er diesem herrlich nahenden Himmelreich den Weg bereite. Und sterbend hat auch er, der Demüthige, Treue, Feste, dasselbe gewonnen. Denn: „Selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden! Denn das Himmelreich ist ihr.“

Martha und Maria.

Martha und Maria, das ist das liebliche Schwestern-Paar zu Bethanien im Hause des Lazarus. Gern weilte unser Heiland dort; Alles muthete ihn heimisch an, und es war

der erste christliche Haushalt. Die Schrift läßt uns einigemal durch die gastlich geöffnete Thür in die Traulichkeit, in die heilige Stille des innern Lebens hineinschauen. Da sehen wir sie beisammen, Jedes anders als das Andere, aber alle Christi geliebte Jünger, und in zarter, schöner Liebe, wie sie in dem Herrn sich vertieft und heiligt, die Herzen verbunden.

Martha ist die rührige, feurige, allzeit zum Wirken bereitete Schwester; man kann sie die Geistes- und Charakter-Schwester des Petrus nennen. Sie war es, welche zuerst Jesum, da er auf einer Festreise nach Jerusalem durch Bethanien zog, mit gastlicher Nöthigung in ihr Haus lud. Mit geschäftiger Hand brachte sie die Erquickungen dem göttlichen Gast; schier konnte sie ihrer Liebe nicht genug thun. Als Lazarus gestorben war, hatte Martha den ungeduldigen Schmerz, der sie nicht ruhen ließ. Sie eilt dem sehnlichst erwarteten, endlich kommenden Herrn vor das Thor entgegen. Die Trauer macht ihre Rede eilig und heftig; ungestüm hatte sie sich von ihrer Umgebung los gerissen, und sogar vergessen, der Schwester Maria zu sagen, daß der göttliche Freund nahe. — Und als nicht lange nachher Christus auf seiner letzten Osterreise in Bethanien Gast war, ist es wieder Martha, welche, während Maria die sinnreiche Salbung bereitet, bei Tische mit unermüdlicher Aufmerksamkeit für das Mahl sorgt.

Maria ist die stille, innerliche Natur, das zum Sinnen und Sehnen allezeit aufgeschlossene Herz; die Geistes- und Charakter-Schwester des apostolischen Johannes. Sie setzte sich, da Christus von der Schwester Martha eingeführt, zuerst in Bethanien weilte, lauschend zu den Füßen des göttlichen Meisters, ganz weltvergessen, ganz himmelsdurstig. In den Tagen der häuslichen Trauer, nach dem Begräbniß des Bruders Lazarus, saß sie stumm im Schmerz daheim. Erst die Stimme der Martha: „der Meister ist da!“ weckte sie auf. Sie ging ihm entgegen; schluchzend spricht sie nur das kurze Wort: „Herr, wärest du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben!“ und sinkt dann stumm zu seinen Füßen nieder. — Und bei jener Mahlzeit vor dem Beginn der Leidenswoche, während Martha des Tisches mit rastloser Dienstfertigkeit wartete, salbte Maria mit köstlicher Narde den Heiland. Denn mit hellsehender Liebe hatte die stille, fromme Jungfrau das Verstandniß der Männer, der Jünger, weit überflügelt. Was Jenen und Allen noch verschlossen war, die Leidensnähe, die

Todesstunde: sie hatte es allein erkannt. So wurde auch von dem Herrn allein die wehmüthig schöne Liebesfeier, die sinnbildlich prophetische Grabes-Weihe verstanden, und mit freundlichem Wort belohnt.

Doch aber, wiewohl es von der Maria heißt, „Sie hat das gute Theil erwählt,“ und ihre Schwester das „Eins ist Noth!“ als eine Warnung hören muß: so ist es unrecht, die Martha als ein Bild der Eitelkeit oder Weltfreude anzusehen. Sondern sie liebt den Herrn auch. Sie ist bereit, Alles für ihn zu thun in feuriger Liebe. Aber bei ihr ist freilich Gefahr, daß das äußere Thun und Werk die Liebe zerstreue und zerstücke, und sie sich nicht immer zuerst an seinem Wort, an seiner Liebe und Gemeinschaft Kraft und heiligen Trieb zum Thun hole. Maria's Liebe ist durstig, den Herrn, den Ewigen und Herrlichen mit seinem ganzen Gottesreichthum in sich aufzunehmen und zu genießen. Bei ihr jedoch ist nicht die Gefahr, die bei manchen ähnlichen Charakteren wohl stattfindet, daß die Liebe zum Herrn, wenn sie zu beschaulich ist, trotz aller Tiefe träge wird, indem sie nicht in frischer Strömung sich bewegt.

Denn Maria zeigt dadurch, daß sie, wo es gilt, Jesum zu salben, keine Mühe, kein Geld, keinen Spott der Menschen scheut, daß sie eine der tiefgegründeten Seelen ist, welche grade, weil sie sich stets vor Allem erst in ihres Herrn Wort und Gemeinschaft stärken, doch begabt und willig sind, auch das schwerste, äußere Werk für ihn zu thun, und zwar, ohne sich dieser Thatkraft zu rühmen; denn ihre Werke sind in Gott gethan.

Maria Magdalena.

22. Juli.

Diese Jüngerinn ist ganz besonders ein helles, fortwirkendes Zeugniß von der aus Nacht zum Licht empor hebenden Erlösungskraft Christi. Magdalena heißt sie von dem Orte Magdala, ihrem Geburtsort, welcher, vor sich den klaren

Wasserspiegel des Tiberiassee's, und hinter sich hoch aufstrebende Felsen auf blühendem Uferland reizend gelegen war.

In Galiläa hat Christus die meiste Zeit seines öffentlichen Wirkens zugebracht. Auch die Leute zu Magdala sahen seine Zeichen und Wunder, und erfuhren die Erschütterung seiner gewaltigen Predigt. Auch die Maria dieses Ortes.

Und hier geschah es ohne Zweifel, daß er einst bei einem Pharisäer, Namens Simon, zu Gaste war. Der war ein Mann vornehmer Art, tugendhaften, unbescholtenen Lebens. So dünkte er sich Etwas zu seyn, verachtete den gemeinen Haufen, und hielt sein Haus rein von allem anrühigen Gesindel. Er war überhaupt ein gemessener und bedenklicher Mann, der das Gold um seines Glanzes, und die Frömmigkeit um ihres Lobes willen lieb hatte. Mit gnädiger Miene empfing er unsern Herrn, als wollte er sagen: „Werst du, Mann aus Nazareth und Zimmermannssohn auch, welche Auszeichnung dir heute zu Theil wird?“

Simon hatte noch viele Andere seines Standes geladen. So saßen nun die Pharisäer feierlich zu Tisch, wie Richter zu Gericht, kurz und scharf, mit Worten. Aber unser Herr schwieg stille.

Siehe, nach einer Weile öffnete sich die Thüre, und ein Weib trat ein, schüchtern und doch entschlossen, zögernd und doch hastig; die Wallung des Gemüthes bebte durch die ganze Gestalt. Und ihr Auge hatte bald den stillen Heiland herausgefunden. Da kam sie unaufhaltsam ein Schluchzen und Weinen an, und fiel nieder zu seinen Füßen, und neckte sie mit ihren Thränen, und trocknete sie mit ihren Haaren, und küßte sie mit ihren Lippen, und salbte sie mit köstlichem Balsam. Das war, wie wenn der verlorne Sohn seinem Vater um den Hals fällt, will gern nur Knecht seyn, und fühlt doch, daß er wieder Kind ist; also treu schlägt das Vaterherz an das Kindesherz, und Wehmuth und Seligkeit sind wunderbar in einander gemischt, wie wenn die Frühlingssonne durch Regenschauer leuchtet. Da beugte der Herr sein Antlitz über sie, das wunderbare Antlitz, das heilige, holdselige, von welchem man singt:

Innig zeigt sich
Größ' und Milde
In dem Bilde
Dort vereinet.

Und er sprach zu ihr: „Dir sind deine Sünden vergeben!“ Das war die Maria Magdalena.

Aber, während das geschah, verfinsterten sich die Blicke des Simon und der andern tugendhaften Männer bei Tisch. Denn dies Weib war eine Sünderinn, übel berüchtigt, mit Schanden bedeckt. Sie war in den Nezen der Eitelkeit und Unzucht verstrickt. Sie war schamlos und ehrlos geworden, und wer kann sagen, wie tief gesunken! Denn, „wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht,“ und wird von ihren dunkeln, unheimlichen Mächten, als von bösen Geistern, gebunden.

Aber einstmals, da sie Christum sah, und von ihm gesehen wurde, gingen ihr Schauer durch die Seele. An seiner Heiligkeit sah sie das Bild ihrer Verworfenheit als einen düstern Schatten sich abspiegeln. Sie ward plötzlich zum Sterben erschreckt. Entfliehen wollte sie in ihre Nacht zurück, und versinken, als von tausend Blitzen getroffen. Aber siehe, der Heilige, welcher sie zu vernichten schien, war dennoch so ganz sanftmüthig und demüthig, daß sich ihr Herz, von wunderbarer Macht ergriffen, zu ihm wenden mußte, wie ein Kranker seinem Arzt sich in rückhaltslosem Vertrauen hingibt. Da ward Christus ihr Heiland, und sie nahm auf sich sein Joch, und fand Ruhe für ihre Seele.

Als sie nun gehört, Christus sei wieder in ihrem Orte, und Gast des Simon, war sie hingeeilt, allein dem Zuge ihrer dankbaren Liebe folgend, zum Gastmahl der pharisäischen Männer. Hier war noch einmal beides mit Macht hervor gebrochen, ihre inwendige Wehmuth und Seligkeit, und sie hatte noch einmal den Trost der Sündenvergebung zum Zeugniß wider der Pharisäer Unmuth empfangen.

Jetzt ist die große Sünderinn eine Jüngerinn ihres Heilandes. Ihr ist viel vergeben, darum liebet sie viel. Forthin treffen wir sie in der Schaar jener heiligen Frauen, die Christum umgeben. Die Magdalena ist vor Allen die müthig Entschiedene, welche „es ja nicht lassen konnte, daß sie nicht reden sollte, was sie gesehen und gehört hatte,“ und dürstete, mehr und mehr von dem Herrn zu sehen und zu hören. Sie begleitete ihn auf seinem letzten Festzuge von Galiläa nach Jerusalem. Sie sieht ihn sein Kreuz tragen. Aus der Ferne sieht sie den Dornengekrönten, den Blutenden, den Verspotteten, den heiligen Dulder, den bis zum Tod Getreuen, und sieht das bleiche, gesenkte Haupt. Da verlief sich bald alles

Volk; und es ward einsam auf der Schädelstätte. Joseph von Arimathia und Nikodemus kamen mit ihrer Dienerschaft. Sie lösten den heil. Leichnam vom Kreuz. Als sie ihn zum Grabesgarten trugen, siehe, ein stiller, feierlicher Trauerzug schloß sich ihnen an, Maria Magdalena mit den andern Frauen. Sie war betäubt vom Schmerz zurückgeblieben. In der Stunde der Kreuzigung, im Augenblick des Scheidens hatte sie erst ganz die volle Macht ihrer Liebe zu ihm gefühlt.

Die Gruft ist geschlossen. Mit tausend offenen Wunden der Sehnsucht verläßt sie in Begleitung der Andern bei sinkendem Abend den stillen Grabesgarten.

Raum ist der große Oster-Sabbath, der nach strenger Sitte die Kinder des alten Bundes in ihre Wohnung bannet, vorüber, so wandelt schon früh in österlicher Morgendämmerung Maria Magdalena, köstliche Würzen zur Einbalsamirung tragend, mit Maria Jakobi und Salome zum Grabesgarten hinauf. Leise redeten sie, wie Trauernde pflegen. „Wer wälzt uns den Stein von der Gruft?“ Das war ihre Sorge; denn sie vermögen's mit den schwachen Frauenhänden nicht. Und jedes Hinderniß, das ihnen den Anblick des geliebten Antlitzes verzögert, dünkt ihnen unerträglich. — Aber den Stein ihrer Sorge finden sie abgewälzt; an der offenen Grabesthür werden sie von Engeln in hellen Kleidern empfangen; sie vernehmen den Ostergruß: „Er ist auferstanden, er ist nicht hier!“ Nichts von dem Allen begriffen sie; nur fühlten sie sich von einem Entsetzen des Wunderbaren durchschauert. Wie gescheucht flohen sie vom Grab. Vor dem Garten trafen sie Petrus und Johannes, welche auch von Jerusalem herauf gekommen waren, den Leichnam des geliebten Meisters zu sehen. Erstaunt vernahmen diese der Frauen Erzählung, wollten aber mit eignen Augen zusehen. Die übrigen Frauen gehen zur Stadt zurück. Nur Maria Magdalena kann sich von dem Orte nicht trennen; sie muß warten und forschen, wie das Geheimniß sich löse. So kehrt sie mit den beiden Jüngern wieder um. Auch diese, nachdem sie die offene Gruft, und das leere Grab, und bei Seite zusammen gefaltet das linnene Todtenkleid gesehen, gingen wieder von dannen, nicht wissend, was sie denken sollten.

Auch jetzt konnte Maria Magdalena von diesem Ort ihrer Sehnsucht sich nicht trennen. Einsam stand sie nun im stillen Garten, der Felsengruft gegenüber. Dahin war ihr Angesicht gerichtet. Siehe, dort sahen ihre weinenden Augen wieder

die leuchtenden Himmelsboten, welche frugen: „Weib!, was weineſt du?“ Nun brach der verborgene Argwohn in Klagen hervor: „Sie haben meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wo ſie ihn hingelegt haben!“

Da hörte ſie hinter ſich ein Geräuſch, wie von nahenden Fußſchritten. Sie wandte ihr Haupt. Die Stimme des Nahenden redete ſie an: „Weib! was weineſt du? Wen ſuchſt du?“ Den Argwohn, der Leichnam ſey weggenommen, weiter fortſpinnend, und die thränensweren geſenkten Augen nicht aufſchlagend, erwiderte ſie haſtig, indem ſie in dem Frager den Gärtner vermuthet: „Herr!, haſt du ihn weggetragen, ſo ſage mir, wo haſt du ihn hingelegt?“

Da rief der Frager: „Maria!“ Das war die Stimme, welche einſt den Sturm der Schrecken aus ihrer Seele gebannt, und den Frieden und den Himmel ſchöpferiſch hineingerufen hatte. Nun heben ſich die Augen, nun erkennt ſie Ihn; im Morgenlicht der Sonne ſteht der Auferſtandene vor ihr. „Rabboni!“ rief ſie mit jauchzender Stimme. Sie ſank nieder in Wonne, ſie breitete ihre Arme aus, ſeine Kniee zu umfaſſen. Chriſtus aber wehrte dieſer in Heftigkeit ſchier ſchwärmeriſchen Wallung. Er ſprach zu ihr: „Rühre mich nicht an! Denn ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater. Gehe aber hin zu meinen Brüdern, und ſage ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott.“

Da kam über ihre Chriſtusliebe auch die öſterliche Verklärung und Vergeiſtigung. Sie ward ſich einer Gemeinſchaft mit dem Herrn bewußt, die höher, inniger und herrlicher iſt, als die irdiſche; da man glaubt, wiewohl man nicht ſchaut; da man liebt, weil man glaubt; da man, weil die Liebe, wie das Licht ſeine Strahlen ausſenden muß, ihre Heilandswonne nicht bei ſich zum bloßen Selbſtgenuß verſchließt, ſondern Andere ſchmecken läßt, daß ſie auch geneſen, und entbrennen, und Frieden haben.

Darum eilte Maria Magdalena vom Anſchauen des verklärten Herrn hinweg durch den blühenden Oſtermorgen nach Jeruſalem, in den Kreis der Jünger, und verkündete ihnen die frohe Botſchaft: „Ich habe den Herrn geſehen, und ſolches hat er zu mir geſagt!“

Das iſt die Maria Magdalena mit dem feurigen Herzen. Zuvor lobete es in düſterer, wilder Gluth; darnach, durch das Wunder des Herrn, als eine heilige Gottesflamme.

Darum war sie gewürdigt, die erste Zeuginn der Auferstehung zu seyn. Darum ist in ihr erfüllt das Wort des Herrn: „Wer an mich glaubt, von des Leibe werden Ströme des Lebendigen Wassers fließen.“

Daß es hin und wieder in der Christenheit nicht wenige stille, Christo geweihte Zufluchtsstätten giebt für „große Sünderinnen“, die den Herrn suchen; daß darin manches zuvor wild, nun mild brennende Herz endlich in jauchzender Seligkeit rufen kann: „Rabbuni!“ — das sind die Wasserströme aus dem Glauben der Maria Magdalena.

Maria, die Mutter Jesu.

Wie Maria Mutter des Herrn ward.

1. Die Verkündigung.

Die Jahrhunderte und Jahrtausende des alten Testaments sind die große Adventszeit, eine Verkündigung der Geburt des Messias. Das Gesetz und die Psalmen, die Weissagungen und die Männer der heiligen Geschichte sind allzumal Boten Gottes, solche Heilsbotschaft den armen, sehnenenden Menschenkindern zu bringen, von dem Paradies-Evangelium an, welches der Schlange ihren Kopftreter verkündigt, bis zu diesem letzten Prophetenwort: „Siehe, ich will meinen Engel senden, der vor mir her den Weg bereiten soll. Und bald wird kommen zu seinem Tempel der Herr, den ihr suchet, und der Engel des Bundes, des ihr begehret!“ (Mal. 3, 1.) So kam die Verkündigung von einem Geschlecht auf das andere, wachsend im Fortgang wie ein Strom an Tiefe, an Kraft, an Gewisheit, an Fülle und durchsichtiger Klarheit ihres Inhaltes. Aus Noach, des Erwählten, Nachkommen ist Abraham als der Stammvater des zukünftigen Völkersegens genannt; von den 12 Söhnen Jakobs: Juda, der Ahnherr des Sceptertragenden Helden. Im Geschlechte Juda wird des Bethlehemitischen Isai schöner Sohn zum messianischen König gesalbt. Seit der Zeit nannten die Propheten den Erwarteten: „den Sohn Da-

vids.“ Auf Bethlehem richtete Micha seines Volkes Augen hin, als auf die Stadt, aus welcher, „wiewohl sie klein sei in Juda, der Herr Israels kommen werde, des Ausgang und Anfang von Ewigkeit her gewesen sey!“ (Mich. 5, 1.) Und Jesajas endlich verkündet: „Siehe, eine Jungfrau ist schwanger, und wird einen Sohn gebären, den wird sie heißen Immanuel.“ (Jes. 7, 14.)

Als nun die Zeit der davidischen Jungfrau, der Königstochter, erfüllt war, mußte sie selbst ihre Außerförendheit durch göttliche Verkündigung erfahren.

Im galiläischen Nazareth, dem Städtlein im blühenden Gebüsch, wohnte Maria. Zu Bethlehem war ihre Heimath und Stammhaus. Denn sie war eine Tochter des Geschlechts David, und einem Manne desselben Geschlechts verlobt. Dieser hieß Joseph, und war Zimmermann. Die hohe Zukunft, das königliche Blut Beider, menschlich so verhüllt und erniedrigt, war bei Gott unvergessen.

Maria, die bräutliche Jungfrau, lebte fromm und einsam. Nach der Schrift zu schließen, hatte sie keine Aeltern mehr, wenigstens fehlte ihr die Mutter. So wuchs sie verwaist in doppelter Schüchternheit heran. Das Gebet, der still innige Verkehr mit Gott war der Schild um sie her, an welchem alle feurigen Pfeile der Versuchung verlöschen mußten.

Da geschah es, als sie wieder in einsamer Kammer betete, daß eine himmlische Gestalt der Andächtigen nahete. Ein Gottesbote war es, der Engel Gabriel. Zur Jungfrau das leuchtende Antlitz gewendet, sprach er: „Gegrüßet seist du Huldseelige! Der Herr ist mit dir, du Gesegnete unter den Weibern!“

Er schwieg. Sie aber, erschrockenen Herzens, sann bei sich still dem Gehörten nach; denn zu sprechen wagte die Demüthige nicht. Da verkündete ihr der Engel, daß sie die von Jesajas geweissagte Jungfrau nach Gottes Rathschluß seyn solle; sie werde den Immanuel gebären; groß werde er seyn, ein Sohn des Höchsten genannt, und zugleich ein Sohn Davids, ein König in Ewigkeit, und sie solle ihn Jesus heißen.

Endlich öffnet das Erstaunen der Jungfrau die Lippen. Ihre Worte sind ein Bekenntniß ihrer jungfräulichen Keinheit. Nicht zweifelt sie, wie Zacharias. In kindlicher Gläubigkeit nimmt sie das Geheimniß der Verkündigung an. Aber ihre Frage klingt wie eine Bitte, dasselbe ihr erträglich zu machen.

So vernahm sie nun, daß das Wunder aus einer Kraft, welche über der natürlichen, herkömmlichen, irdischen Ordnung steht, geschehen solle: „Der heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten.“

Und zur Vergewisserung sagte ihr noch der Engel, daß auch Elisabeth, die alternde Gattin des greisen Zacharias, wider den gewöhnlichen Gang der Natur, durch Gottes schöpferische Barmherzigkeit einen Sohn bekommen werde. So war ihr eine Stufe gezeigt, von dem Ungewöhnlichen, Wunderbaren, zu dem geheimnißvollsten Wunder des Gottes, bei dem kein Ding unmöglich ist.

Da sprach Maria, die demüthige, an Gott sich hingebende, nach Gott verlangende Antwort: „Siehe, ich bin des Herrn Magd! Mir geschehe, wie du gesagt hast!“ Und der Engel schied von ihr.

2. Die Heimsuchung.

Welche Schauer heiligster, herrlichster Hoffnungen, und unaussprechlicher Seligkeiten haben das Herz der königlichen Jungfrau, der stillen Maria, nachdem sie wußte, daß der heil. Geist über sie gekommen, und die Kraft des Höchsten sie überschattet habe, zu rascherem Schlag getrieben! Zu voll war ihre Seele. Schier bang ward ihr nun in der Einsamkeit. Herzlich begehrte sie nach menschlich naher Theilnahme. Aber wem sollte sie das heusche, zarte Geheimniß anvertrauen? O hätte die werdende Mutter noch ihrer Mutter Alles sagen gekonnt, das Wundergeheimniß wäre ihr jauchzend über die Lippen gegangen! Aber die Mutter war schon lang mit dem Vater Eli heimgegangen. Und ihre Kammer war einsam.

Da, indem ihr wieder, wie so oft, die Engelsworte der Verkündigung in Erinnerung durch die Seele klingen, geht ihr plötzlich ein fröhlicher Gedanke auf, bei dem Wort: „Siehe, Elisabeth, deine Gefreundte, ist auch schwanger mit einem Sohn in ihrem Alter.“ Ja, sie ist es, Elisabeth, die treue, bewährte Rathgeberin der verwaisen Maria; ihr kann sie ganz sich vertrauen, um so lieber, um so rückhaltloser, als auch an ihr Gottes Gnade sich wunderbar offenbaren will.

Alsobald machte Maria sich auf, ihre Verwandte heimzu-

suchen. Eiligen Fußes pilgerte sie über das Gebirge, in das stille, traute Priesterhaus des Zacharias. Oft war sie hier über die Schwelle gegangen; so wie jetzt, nie. Sie trat wogenden Herzens und geistbewegt ein. Und es ward der Jungfrau Erscheinung und die Stimme ihres Grußes wie ein zündendes Feuer. Elisabeth davon ergriffen, und hingerissen, mußte durch den Geist augenblicklich, welches Ereigniß ihre geliebte Maria hergeführt habe. Drum klang ihr Gegengruß wie eine Psalterstimme: „Gefegnet bist du unter den Weibern, und gesegnet ist die Frucht deines Leibes! Und woher kommt mir das, daß die Mutter meines Herrn zu mir kommt? Siehe, da ich die Stimme deines Grußes vernahm, hüpfete mit Freuden das Kind in meinem Leibe! O selig bist du, die du geglaubet hast! Denn es wird vollendet werden, was dir gesagt ist von dem Herrn!“

Die betagte, ehrwürdige Frau des Priesters fühlt sich hoch geehrt durch Maria's Besuch, die ihr doch bisher wie ein Kind war, der sie bisher wie eine Mutter war.

Hätte Maria einer Bestätigung dessen bedurft, was der Engel ihr verkündigt, hier wäre sie ihr zu Theil geworden. Und ihre stille, in Bangigkeit verschlossene Freude durste nun frei herausbrechen, und zum Himmel jauchzen:

„Meine Seele erhebet den Herrn,
Und mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilandes.
Denn er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen.
Siehe, nun preisen mich selig alle Kindekinder.“

Recht als eine davidische Königstochter ward Maria in diesen Worten offenbar, deren Erbtheil messianischer Gesang und Saitenspiel ist.

So weilte sie drei Monate bei ihrer mütterlichen Freundin Elisabeth, im stillen Priesterhause. Die frommen Frauen fannen und sangen über den heiligen Weissagungen der Väter. Neben ihnen der Priester Zacharias, weil er zuvor gezweifelt hatte, darum nun ein stummer Zeuge ihres fröhlichen Glaubens. Bis die Zeit kam, daß der Täufer Johannes sollte geboren werden, da schied Maria, und kehrte wieder in ihr Nazareth heim, um auch ihrer Stunde still zu harren.

3. Mariä Reinigung.

In der heiligen Nacht war Christus geboren worden; die himmlischen Heerschaaren, umleuchtet von der Klarheit des Herrn, hatten ihren Lobgesang gesungen. Die Hirten breiteten aus, was sie mit seligen Augen im Stalle geschaut. Und schon war der wunderbare Stern den morgenländischen Weisen aufgegangen, welcher ihnen später nach langer Pilgerfahrt das Ziel ihrer Reise zeigen sollte.

Dies Alles war geschehen, und Maria bewegte es in ihrem Herzen. Aber die demüthige Magd des Herrn, wiewohl sich so die Zeichen ihrer Auserkorenheit gemehrt hatten, achtete sich nicht über, sondern unter dem väterlichen Gesez. Und grade, weil ihr so Großes widerfahren war, nahm sie es um so ernstlicher mit der Erfüllung jeden Gebotes. Darum gedachte sie, nach Verlauf der vierzig Tage seit der Geburt, das gebotene Reinigungs-Opfer im Tempel zu Jerusalem darzubringen. Sie brachte ein Paar Turteltauben und zwei junge Tauben, ein Zeichen ihrer Armuth. Denn das Gesez forderte, außer dem Turteltaubenpaar, ein jähriges Lamm; und nur der armen Mutter erließ es das Lamm, und verlangte Statt dessen zwei junge Tauben. Maria war nicht allein zum Tempel gekommen; Joseph war mit ihr und das Kindlein. Und zwar, um einem andern Gesez zu genügen. Nämlich alle Aeltern des Volkes mußten aus dankbarer Erinnerung daran, daß einst der Würgeengel die Erstgeburt Israels verschont hatte, ihre erstgeborenen Knaben dem Herrn zum Tempeldienst darstellen. Und als nachher der Stamm Levi ausschließlich alle priesterlichen Pflichten zu verrichten bekam, wurden für die erstgeborenen Söhne fünf Seckel (etwa 2 Thlr. 20 Sgr.) in den Tempelschatz geschenkt.

Maria und Joseph kamen, um diesen heiligen Bräuchen nachzukommen. Da war das heil. Kind, der Sohn Gottes, schon in dem, das seines Vaters ist. Und hier ward es von Simeon und Hanna mit Entzücken gefunden. (s. oben bei Simeon und Hanna).

Die Weihnachtszeit.

1. Die heilige Nacht. (Der h. Abend.)

24. Dezember.

Die heilige Nacht, die Weihnacht, ist eine Wundernacht, wie keine in der Welt je gewesen. Es ist die letzte Nacht einer viertausendjährigen Finsterniß, durch den Sündenfall Adam's und Eva's veranlaßt, in welcher oft sehnsuchtsvoll der Ruf erscholl: „Hüter! ist die Nacht schier hin?“ Es ist der Uebergang aus der Nacht des alten Bundes zu dem hellen, seligen Morgenlichte des neuen Bundes, des zweiten Adam's, dessen Sonne die ganze Welt erleuchtet, ja selbst die dunkle Ewigkeit. So stehen die ersten Aeltern des Menschengeschlechts mit Christo in sehr naher Beziehung. Daher auch die Namen Adam und Eva auf dem 24. December im alten Kalender stehen.

Luther singt davon:

Das ew'ge Licht geht da herein,
Sieht der Welt ein'n neuen Schein.
Es leuchtet mitten in der Nacht,
Und uns zu Lichtes Kindern macht. Halleluja!

Wunderbar ist die h. Nacht durch mannichfache wunderbare Umstände.

1) Durch die wunderbare Erfüllung der Verheißungen des alten Bundes in Betreff der Geburt Jesu Christi.

Im alten Bunde hatte der Herr durch Prophet Micha (5, 1) geweissagt, Christus, als vom Stamme Juda, solle in Bethlehem, der Stadt Juda's, geboren werden.

Maria wohnte aber in Nazareth, 23—25 Stunden weit von Bethlehem. Wie sollte sie zu solcher Zeit diese große Reise nach Bethlehem machen, wo sie nichts zu thun hatte? Siehe, da muß aber der heidnische Kaiser Augustus als Gottes Werkzeug sich brauchen lassen, ohne es zu wissen, um diese Weissagung zu erfüllen. Er verordnet eine Schätzung zum Behuf einer Kopfsteuer im jüdischen Lande, und Maria mit Joseph werden dadurch gezwungen, nach ihrem Stammorte Bethlehem zu reisen.

Durch diese Schätzung werden viele ihrer Stammesgenossen

zu derselben Reise genöthigt. Wegen dieser Ueberfüllung von Gästen an dem kleinen Orte muß nun Maria und Joseph in einem Stalle übernachten, und hier wird der König aller Welt geboren, und in die Krippe gelegt, so arm, so unansehnlich, wie kaum je eines Bettlers Kind. So gehen denn auch hier die Weissagungen in Erfüllung, die von der tiefen Erniedrigung reden, worin der Gottessohn in diese Welt treten soll, als eine Wurzel aus dürrem Erdreich, ohne Gestalt und Schöne. Jes. 53, 2. 52, 14.

Und liegt darin nicht eine Fülle von Trost für die armen Menschenkinder? Siehe, da ist nun keins so niedrig, so gering in der Welt, das nicht mit Vertrauen zu diesem Heilande sich hinwenden kann. Er kennt diese Niedrigkeit aus eigener Erfahrung. Er hat sie selbst geschmecket und ihre Lasten getragen. „Und darinnen er gelitten hat, und versuchet ist, kann er helfen denen, die versuchet werden.“ (Hebr. 2, 18.)

2) Die Geburt des Wunderkindeleins wird gerade den Geringsten des Landes, den armen Hirten auf dem Felde kund gemacht, nicht den Weisen nach dem Fleisch, nicht den Gewaltigen, nicht den Edlen, nicht dem König Herodes, nicht den Hohenpriestern, nicht den Schriftgelehrten. Und doch sollte man meinen, wenn die wunderbare Verkündigung der Geburt des längst ersohnten Messias vom Himmel herab den Vornehmsten und Angesehensten des Landes zuerst wäre proklamirt worden, dann würde sogleich ihr Einfluß auch das übrige Volk zur Anerkennung des Messias gebracht haben.

Aber die Gedanken des Herrn sind gar anders, als der Menschen Gedanken. Den Weisen und Klugen dieser Welt verbirgt er sein Höchstes und Herrlichstes, aber offenbart es den Unmündigen. (Matth. 11, 25.)

Auf den kindlichen Glauben kommt's ihm an. Den fand er bei den Hirten zu Bethlehem, nicht am Hof des Königs, nicht beim hohen Rath zu Jerusalem.

Und welcher feste Glaube! „Laßt uns nun gehen gen Bethlehem, und die Geschichte sehen, die da geschehen ist.“ Nicht „ob sie geschehen ist,“ nein, sie ist geschehen. Da ist nicht der leiseste Zweifel in ihrem Herzen.

Und welcher mut hige, wagende Glaube! „Sie kamen eilend,“ fürchten nicht für ihre Heerden, die ohne ihren Schutz zurück bleiben. Der Herr hat's ihnen ja kund gethan, der Herr hat's sie geheissen, zu gehen. Da sorgen sie nichts, im Gehor-

sam des Glaubens gehend, überlassen sie ihm, ihre Heerden zu schützen.

Und welcher thätige Glaube! „Da sie das Kind gesehen hatten, breiteten sie das Wort aus, welches zu ihnen von diesem Kinde gesagt war.“

Und welcher dankbare Glaube! „Die Hirten kehrten wieder um, priesen und lobten Gott um Alles, das sie gehört und gesehen hatten.“

3) Die Himmelsbewohner selbst, die h. Engel kommen zur Erde nieder, um die Wunderbotschaft zu verkündigen, und Gott zu lobsingeln.

Wo hat sich der Himmel je so aufgethan? Wo läßt sich je die Menge der himmlischen Heerschaaren, dieser reinen, seligen Geister, so herab, die unreine, unselige Erde mit ihren Lobgesängen zu erfüllen? O beglücktes Bethlehem, wer ist dir gleich?

4) Am wunderbarsten ist der Inhalt der Weihnachts-Botschaft selbst: „Fürchtet euch nicht! Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren wird. Denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus der Herr, in der Stadt Davids.“

Doch das ist ja gerade der Gegenstand unserer seligen Freude am Christtage.

2. Der h. Christtag.

25. Dezember.

Der h. Christtag ist der höchste Fest- und Freudentag von allen Festen der Christenheit. Er ist der Grund aller anderen Feste. Ohne den Christtag könnten wir keinen Charfreitag feiern, kein Osterfest, kein Himmelfahrtstag, kein Pfingstfest.

Wär' Christus nicht für uns gebor'n,

So wär'n wir allzumal verlör'n.

Dann blieben alle Schmerzen der Sünde, alle Wunden des Gewissens ungeheilt, dann wäre alles Weinen und Seufzen der schuldbeladenen Menschheit nach Erlösung von ihrer Last, von der Angst vor Tod und Verdammniß vergebens. Aber nun, da die Sonne der Gerechtigkeit am Weihnachtsmorgen der Welt aufgeht in Jesu Christo, da kommt Heil unter seinen Flügeln. Er kommt in seiner dreifachen Gnaden-Gestalt als Heiland, als Christus, und als Herr.

1) Er kommt als Heiland.

„Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken. Ich bin gekommen, zu rufen die Sünder zur Buße, und nicht die Gerechten.“ Luc. 5, 31. 32.) So ruft er den selbstgerechten Schriftgelehrten und Pharisäern entgegen. Er heilet als der himmlische Arzt die sündenfranke Welt von allen ihren Gebrechen.

Er nimmt ihr ihre Blindheit weg über ihren fleischlichen Sinn, über ihre Feindschaft gegen Gott, über ihr Leben im Dienste der Sünde und des Teufels, und wie sie damit den ewigen Tod und die Hölle verdient hat, indem er als der höchste Prophet ihr den Weg der Wahrheit zeigt, und damit einen heilsamen Schrecken vor Gottes Gericht in ihr erweckt und eine göttliche Traurigkeit.

Aber er ist ihr nicht bloß zur Weisheit gemacht, sondern auch zur Gerechtigkeit. Er heilt und tilgt ihre Sündenkrankheit und ihre Schuld als der einige Hohepriester mit seinem kostbaren Blute, (1 Joh. 1, 7.), trägt als das Lamm Gottes alle ihre Sünde weg von dem Angesicht Gottes, daß derselben nimmer gedacht wird. (Joh. 1, 29.)

2) Er kommt aber auch zur Erde als Christus, als der Gesalbte.

Er kommt gesalbt mit den Kräften des ewigen Lebens, mit dem Geiste ohne Maas, und salbet nun mit diesem Freuden-Öl, mit Gerechtigkeit, Friede und Freude im h. Geiste, (Röm. 14, 17.), die matten und schwachen Glieder seines Leibes, daß sie in der Kraft des Glaubens laufen den Weg der Heiligung, und nicht matt werden, wandeln und nicht müde werden. (Jes. 40, 31.)

3) Er thut dies, weil er auch zur Erde kommt als der Herr, als der Herr Himmels und der Erden, als der allmächtige Schöpfer aller Creatur, (Joh. 1, 3), in dem alle Menschen leben und weben und sind, der ihren Odem und alle ihre Wege in seiner Hand hat, als der ewige König, dem alle Engel und Erzengel unterthan sind, und der sie als seine dienstbaren Geister aussendet zur Beschirmung und Stärkung seiner Gläubigen, und kraft dieser Allmacht ihnen zuruft: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende!“ (Matth. 28, 20.)

Ja, der auch alle ihre Feinde, den Teufel und seine Gesellen überwinden und binden wird mit ewigen Ketten der Finsterniß als der Richter aller Creatur, und seine Schäflein versetzen

wird aus dieser Erdenwüste in das himmlische Paradies, und selbst sie weiden wird an den lebendigen Wasserbrunnen.

Wovon das Lied singt:

Heut' schließt er wieder auf das Thor
Zum schönen Paradies.
Der Cherub steht nicht mehr davor;
Gott sey Lob, Ehr' und Preis!

Ueber alle diese Fülle geistlichen Segens in himmlischen Gütern, die durch Christum den Menschen gebracht wird, singen denn auch die Engel, uns Glück wünschend:

Ehre sey Gott in der Höhe,
Denn Friede ist nun auf Erden,
Und an den Menschen hat Gott ein Wohlgefallen.

Maria behält alle diese Worte und bewegt sie staunend, sinnend, lobend und dankend in ihrem Herzen.

Willst du sie nicht auch so behalten, lieber Mensch, und sie bewegen in deinem Herzen, heute, wo du Christtag feierst?! —

3. Beschneidung und Namensgebung Jesu.

1. Januar.

Der Evangelist Lukas, nachdem er Christi Geburt und alle Herrlichkeit der Weihnacht erzählt hat, berichtet weiter: „Und da acht Tage um waren, daß das Kind beschnitten würde, da ward sein Name genannt Jesus, welcher genennet war von dem Engel, ehe denn er im Mutterleibe empfangen ward.“

Die Beschneidung war das äußere Merkmal der Abstammung von Abraham, der Zugehörigkeit zu dem uralten Bundesvolke, also das Merkmal der Unterscheidung von den heidnischen Geschlechtern, und der Auserkorenheit von Seiten Gottes. Dazu war sie das Zeichen, welches den, der es trug, dem Gesetz verpflichtete, und zugleich der messianischen Verheißungen der Reinigung und Reinheit von Sünden theilhaftig machte.

Weil nun der neue Bund aus dem alten, als aus seiner Wurzel, emporwuchs, mußte Christus, der Richter des neuen Testaments, das alttestamentliche Bundeszeichen an sich tragen.

So ist er ausgewiesen als ein Sprosse Abrahams, so konnte ihm sein Volk, als dem messianischen König der Juden, zujauchzen: „Hosianna dem Sohne Davids!“ Durch die Beschneidung ward die nationale Seite seiner Menschwerdung, ohne welche dieselbe nicht gedacht werden kann, verbürgt und vollendet; eben so seine Erniedrigung, seine Stellung unter das Gesetz. In Allem war er seinen Brüdern gleich, die Sünde allein ausgenommen.

Und da er beschnitten wurde, ward ihm feierlich der vom Engel zuvor befohlene Jesuznamen beigelegt. Dies gab der alttestamentlichen Feier die neutestamentliche Weihe, durch welche sie gerade für uns, die Kinder des neuen Bundes, so bedeutungsreich ist und so trostvoll. Jesus ist derselbe Name wie Josua, und bedeutet: Hülfe Gottes, „Gott helf“; und wenn wir's in das Fleisch und Blut unserer deutschen Sprache übersetzen, so sagen wir Heiland, welches Wort schon unsern Vätern vor tausend Jahren den süßesten Klang hatte. Denn der Christ Gottes ist der Arzt, den wir meinen, wenn wir unsere Seele ermuntern, und sprechen: „Lobe den Herrn, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat! Der dir alle deine Sünden vergibt, und heilet alle deine Gebrechen; der dein Leben vom Verderben erlöst, der dich krönt mit Gnade und Barmherzigkeit; der deinen Mund fröhlich macht, und du wieder jung wirst, wie ein Adler.“

Josua, das ist der Namen, welcher durch den Propheten Sacharja zur Weissagung wurde. Josua führte das Volk Gottes ins gelobte Land ein; aus der Pilgerfahrt brachte er es zur Heimath. Und wenn nun Christus auch also genannt ist, so heißt das: er ist der Held und Herzog, der uns das gelobte Land des Himmelreiches, das Kanaan da droben und himmlische Jerusalem erstritten hat, und bringt uns aus aller Irthal und Mühsal der Fremde zur heimischen Ruhe, die dem Volke Gottes noch vorhanden ist.

Damit wir nun klar und unzweifelhaft wüßten, daß es in aller Welt keine Nothhelfer und Heilande giebt, außer diesem Jesu, so verkündet der Apostel Petrus ausdrücklich von demselben: „Und ist in keinem Andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden.“

Und weil solches Alles der Gemeinde am ersten Januar

verkündigt wird, so giebt es keine bessere Neujahrspredigt, denn die, daß Christus als unser Josua uns in das neue Jahr und hindurch führen will, hindurch in's nahe Himmelreich, weshalb wir es schon im Voraus guten Muthes „ein Jahr des Heils“ nennen dürfen, und giebt es keinen besseren Neujahrsgefang, als diesen:

Jesus soll die Lösung sehn,
Da ein neues Jahr erschienen!
Jesu Namen soll allein
Denen zum Paniere dienen,
Die in seinem Bunde stehn,
Und auf seinem Wege gehn.

Alle Sorgen, alles Leid,
Soll sein Name uns versüßen,
So wird alle Bitterkeit
Uns zu Honig werden müssen.
Jesu Nam' sey Sonn' und Schild,
Welcher allen Kummer stillt!

4. Erscheinung Christi (Epiphania).

6. Januar.

„Mache dich auf, werde Licht! Denn dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn gehet auf über dir. Denn siehe, Finsterniß bedeckt das Erdreich, und Dunkel die Völker; aber über dir gehet auf der Herr, und seine Herrlichkeit erscheint über dir. Und die Heiden werden in deinem Lichte wandeln, und die Könige im Glanz, der über dir aufgeht!“

In dieser Jesajanischen Weissagung leuchtet der Stern, welcher den morgenländischen Weisen erschienen ist. Und weil durch den messianischen Stern ihnen Christus, der neugeborne König der Juden, offenbart wurde, so wird von Alters her das Fest, welches die Erinnerung dieser Geschichte feiert, Epiphaniensfest, oder verdolmetscht, das Fest der Erscheinung, genannt. Es ist aber dieses eine seltsame, bedeutungsvolle Geschichte.

Die Weisen kamen weit her aus den Ländern des Sonnenaufgangs. Sie waren heidnischer Abkunft. Dunkle Erinne-

rungen und Ahnungen der Wahrheit, daß Gott ein einiger Gott sei, waren in mancher Heidenreligion als köstlichstes Erbtheil aus uralter Zeit übrig geblieben. Besonders im Morgenland. Und als die Juden in der Babylonischen Gefangenschaft trauerten, und durch die Propheten Ezechiel und Daniel mit messianischen Weissagungen getröstet wurden, fiel mancher Brosamen von des Herrn Tisch, daß die Heiden daran eine Erquickung hatten. Im Morgenland und im Abendland richteten sich die Augen nach Jerusalem, als der Stadt, aus welcher die Welt ihren Erlöser und ihre Erlösung zu erwarten habe.

Die morgenländischen Weisen, — Magier heißen sie in griechischer Sprache, — waren Männer eines priesterlichen Standes, der von ihrem Volke hochgeehrt wurde. Sie erforschten Stand und Lauf der Sterne. Und Gott, an dem sie mit gläubig frommem Herzen hingen, offenbarte sich ihnen mit herablassender Deutseligkeit, in der ihnen verständlichen Sternensprache. Nun weiß man durch Nachrechnung, daß zur Zeit der Geburt Christi schon 2 Jahre hindurch ein ganz merkwürdiges Gestirn am Himmel glänzte. Der Geist Gottes ließ die Weisen darin die Erscheinung des Messias, des Königs der Juden, verstehen. So kamen sie auf weiten Wegen, ihm zu huldigen. Daß der Neugeborene in Jerusalem nicht zu finden war, daß man im Königspalast von ihm nichts wußte, daß sie von den Schriftgelehrten aus der Hauptstadt hinweg in das kleine, unansehnliche Bethlehem gewiesen wurden, daß man sie in dem kleinen Bethlehem in die arme Hütte zu der Handwerkerfamilie führte, wunderte sie; aber ihr Glaube überwand Alles, was dem Alltagsverstand ein unüberwindliches Hinderniß geworden wäre. Und als sie das heilige Kind auf dem Schooße seiner Mutter Maria sahen, wußten sie gewiß, dieser sei der neugeborene König, der Welttheiland. Sie fielen anbetend vor ihm nieder, sie brachten ihm ihre Geschenke dar, köstliche, königliche: Gold, das Sinnbild königlicher Herrlichkeit, Myrrhen, das Sinnbild priesterlicher Weihe und Reinheit, Weihrauch, das Sinnbild der zu Gott aufsteigenden, betenden Andacht. — Sie wußten nicht, daß sie mit diesen Zeichen der Huldigung den armen Aeltern zugleich die Mittel darreichten, das heilige Kind vor den Nachstellungen des Tyrannen Herodes nach Aegypten zu flüchten. Im Traum ward ihnen befohlen, bei der Heimkehr Jerusalem und seinen arglistigen König zu meiden. Wenn sie nun auch aus der äußeren Geschichte des Reiches Gottes in

ihrem fernen Heimathland verschwanden, so doch nimmer aus der inneren Geschichte, die allein vor Gottes Auge offenbar ist. Daß sie Könige gewesen seien, und ihre Dreizahl hat die Sage erdichtet. Aber die Schrift beurfundet mit hellen, rührenden Worten ihre glaubensfeste, messianische Heilssehnsucht. Und die christliche Kirche feiert von Alters her in ihnen ihre Erstlinge aus der Heidenwelt, und das Fest der Erscheinung als ihr Missionsfest.

Verklärung Christi.

Der Apostel Paulus redet oft davon, daß der Jünger des Herrn, je Christusförmiger er geworden, desto entschiedener sein Wandel im Himmel sei, und in den himmlischen Dingen. Dann gehe er, wie in der Morgenröthe, dem Sonnenaufgang entgegen, von Klarheit zu Klarheit, und Kräfte der zukünftigen Welt durchwehen schon hier ihm Herz und Leben

Das empfängt der Jünger von seinem Meister. Denn, wenn Christus auch, wie alle Menschen, ein Pilger auf Erden ist, so ist doch, zum Unterschied von allen Menschen, sein Himmelsbürgerthum durch keine Sünde verscherzt, oder auch nur getrübt gewesen. Und so leuchtet nun auch seine himmlische Heimath je und je, den menschlichen Augen vernehmbar, in seine Fremblingschaft auf Erden hinein. Die Engewelt und die Welt der seligen Geister umgibt ihn, und tritt in Verkehr mit ihm auf den Höhepunkten seines Erlöserlebens. Die himmlischen Heerschaaren begrüßen seine Menschwerdung; die Engel feiern in der Wüste seinen Sieg über den Satan; die bösen Geister spüren, daß seine Macht aus der Höhe stammt, und entfliehen; ein Himmelsbote tröstet ihn in der Stunde des Ringens mit dem Tode. Himmlische Wächter stehen an seinem Grab, und verkünden seine Auferstehung.

Und es ist in sein ganzes Leben vorbildlich der Spruch verwoben: „Durch Kreuz zum Licht!“

Als der Herr zum ersten Mal in bestimmter Weise den

Jüngern sein Leiden verkündigt hatte, nahm er die vertrautesten: Petrus, Jacobus und Johannes, mit sich zur einsamen Höhe eines Berges. Er stieg im Gebet noch höher hinauf. Da wandelte sich seine Gestalt; sie wurde hell wie die leuchtende Sonne. Lichte Gestalten erschienen zu beiden Seiten; Moses war es und Elias, die beiden Säulen des alten Bundes. Mit seligen Augen schauten sie den an, durch welchen nun Alles erfüllt ward. Christus besprach mit ihnen den Gang der Welt-erlösung. Da erschien der alte Bund im Licht des neuen, der neue Bund als die Verklärung und Erfüllung des alten. Die drei Jünger waren vor der Majestät des Geschauten, in den Schauern der sichtbar gewordenen Geisterwelt dahin gesunken; wie Träumende redeten sie, aber in Wonne bebt ihr Herz. Sie wollten kleiben, aber der Herr mahnte zum Aufbruch.

Sie hatten die Herrlichkeit des Herrn geschaut. Mit dem Vorgeschnack seiner itherlichen Verklärung, die auch in das Todtenreich hinein wirkt und leuchtet, stiegen sie hinab ins Thal, wieder in den Kampf mit den Mächten dieser Welt.

Mitten aus den Schmerzen dieser Zeit, und aus den Tiefen ihrer Sorgen erhebt sich der Berg der Verklärung. An der Hand des Herrn steigst du hinauf; an seiner Hand führt er dich wieder hinab, bis das Kreuz überstanden ist, und der Dster-morgen in der Himmelfahrt zur seligen Vollendung kommt.

Der Erzengel Michael.

(Das Engel-Fest.)

29. September.

Obwohl die Engel, wie wehender Wind und lodernbes Feuer (Wf. 104, 4.), bald austauchen, bald wiederum schwinden und verschweben, doch gehen helle, feste Spuren ihres Daseyns und Naheseyns durch die heiligen Schriften beider Testamente, und durch unsere eigene Lebensgeschichte.

Der Himmel ist ihre Heimath, die Erde und die Menschenwelt ihr Arbeitsfeld; sie sind die Dienerschaaren Gottes, die

sein Lob verkündigen, und seinen Willen ausführen, (Ps. 103, 20. 21. Jes. 6, 3.) Ihre Zahl ist Legion. (Dan. 7, 10.) Ihr Kleid ist Licht, ihre Rede Gesang. Und wenn es dir süß durch die Seele klingt, wie Harfentöne aus der Höhe, und wenn Morgensterne der Freude, der Hoffnung in deiner Seele aufglänzen, so hat Gott dir einen Engel gesandt. Und wenn ein Kindlein aus flammender, verzehrender Fieberhitze wieder plötzlich geneset: so hat sein Engel des Vaters Angesicht im Himmel geschaut. (Joh. 5, 10. Matth. 18, 10.) Und welcher Wanderer in Sturmesnacht und grauser Gefahr bewahrt blieb: um den war der Engel des Herrn gelagert. (Ps. 34, 8.) Und wo eines Sterbenden Antlitz im letzten Augenblicke, wie vom Himmelsglanz angeschienen ward, der sah den Engel nahen, welcher seine Seele aus der schmerzlich zusammenbrechenden Leibesshülle heimwärts empor trug. (Luc. 16, 22.)

Die frommen Menschenkinder, die Nachfolger des Herrn, sind es besonders, die solches schmecken und sehen. (Ap. Gesch. 5, 19. 12, 7. 2. Kön. 6, 16. 17. Ps. 91, 11. Hebr. 1, 14.) Denn Jesus Christus, als Gottes Ebenbild, als Erlöser der Welt, ist der Engel Liebling und ihrer Verehrung Ziel. Darum ist unseres Herrn irdisches Leben von der heiligen, schönen Engelmwelt ungeschlossen. Ihre Heerschaaren begrüßen mit Jubelliedern vom Himmel hoch seine Geburt. (Luc. 2, 13. 14.) Nachdem er den Versucher aus dem Felde geschlagen, kommen sie, ihm zu huldigen und zu dienen, und die Wüste wird zum Paradies. (Matth. 4, 11.) In Gethsemane nahet dem sich zum Kreuzestod schmerzvoll Rüstenden der tröstende Engel. (Luc. 22, 43.) — Ihre Legionen begleiten, als die rechten Kreuzfahrer, alle Kämpfe des Reiches Gottes auf Erden; sie feiern die unsichtbaren Siege des Evangeliums, von den großen Völker-Pfingsttagen an bis zu der stillen inwendigen Entscheidungstunde des einzelnen armen Sünders, über dessen Bußethun die Engel vor Gott sich freuen. (Luc. 15, 10.)

Sie sind auch Werkzeuge der Strafgerechtigkeit Gottes bei einzelnen Menschen und ganzen Völkern, (1. Mos. 3, 24. 2. Mos. 14, 19. 20. 2. Kön. 19, 35. Ap. Gesch. 12, 21—23.) und dienen dem Herrn beim Weltgerichte. (Matth. 13, 39—52. 25, 31.)

Darum hat die christliche Kirche, als das irdische Heerlager ihres himmlischen Hauptes, von Alters her ein Engel-Fest gefeiert, und ihm dem Namen Michaelis-Fest gegeben.

Michael ist ein Engelfürst, oder Erzengel, wie ihn die

Schrift nennt. Denn wie in der sichtbaren, so hat Gott auch in der unsichtbaren Welt seine Ordnungen, welche vom Niederen zum Höheren aufsteigen. Ueber den Engeln stehen die Erzengel, und der Apostel Paulus redet nicht selten von unsichtbaren Fürstenthümern und Herrschaften als von Rang- und Ehren-Stufen der Engel. (1. Theff. 4, 16. Eph. 1, 21. 3, 10. Col. 2, 10.)

Unter diesen ist Michael der ritterliche Engel, der starke Held. So stellt ihn die Bibel dar. So redet schon der Prophet Daniel von ihm, als dem Schutzengel des Volkes Gottes. Der Geist des Herrn kündet dem Propheten also die Geschehnisse der Zukunft: „Zur selbigen Zeit wird der große Fürst Michael, der für dein Volk stehet, sich aufmachen. Denn es wird eine solche trübselige Zeit seyn, als sie nicht gewesen ist, seit daß Leute gewesen sind. Zur selbigen Zeit wird dein Volk errettet werden, Alle, die im Buche geschrieben stehen.“ (Dan. 12, 1.) Und der Seher des neuen Bundes redet in heiliger Begeisterung von denselben heißen Entscheidungs-Kämpfen des Himmelreiches: „Und es erhob sich ein Streit im Himmel: Michael und seine Engel stritten mit dem Drachen. — Und es ward hinausgeworfen der Drache, die alte Schlange, die da heißet der Teufel und Satanas, der die ganze Welt verführet; und ward geworfen auf die Erde.“ (Offb. 12, 7—9.)

Um so mehr erscheint dieser Erzengel als der Satansgegner, daß ich so sage, als ein Schwert dessen, welcher der Schlange den Kopf zertreten hat, wenn man den bedeutungsvollen, beziehungsreichen Sinn seines Namens erwägt. Michael heißt: „Wer ist wie Gott!“

Die Schlange im Paradies trug den Sieg über das lüsterne Menschenherz davon, durch die List und Lüge der stolzen Verheißung: „Ihr werdet seyn wie Gott.“ Nun tritt dieser versucherischen Lüge die ritterliche Lichtgestalt des Erzengels mit dem heiligen, herausfordernden Trotz des Rufes entgegen: „Wer ist wie Gott?!“ Also vertritt Michael die überschwängliche, unnahbare Ehre und Majestät Gottes, welcher sich vergleichen zu wollen, der Mensch nur auf Anstiften des Satans frevelhaft wagen kann.

„Wer ist wie Gott?!“ Und während Michael diese Ehrfurcht gebietende Frage auf den Lippen mit seinem Schwerte zu

dem unnahbaren Lichte, in welchem Gott wohnt, empor richtet, ist er selbst unter den Cherubim und Seraphim, „die ihm Tag und Nacht gebeugt dienen.“

Der Apostel Judas erzählt von ihm: „Michael aber, der Erzengel, da er mit dem Teufel zankete, und mit ihm redete über dem Leichnam Moses, durfte er das Urtheil der Lästerung nicht fällen; sondern sprach: „Der Herr strafe dich!““ (Brief Judä B. 9.)

Der Streit um den Leichnam Moses ist uns ein Geheimniß, welches wir nicht verstehen. Gott hatte Moses auf dem Berge Nebo sterben lassen, und wollte, daß Niemand sein Grab wisse. Vielleicht, daß Satan des Moses Grab und Leiche dem Volke bekannt machen, und es so zur götzendienerischen Verehrung seines Führers reizen wollte, und daß diesem Teufelsgedanken Michael, wie es sein Amt ist, hindernd entgegen trat. Es mag so oder anders seyn: das Geheimniß selbst ist Nebending. Das aber ist die Hauptsache im Munde des erzählenden Apostels, daß Michael im vollen Bewußtseyn sowohl seiner Macht und Hoheit stehe, wie auch dessen, daß er Alles doch nur von Gott zu Lehen trage, und er nur als Gottes Knecht, mit Gottes Kraft und in Gottes Namen zu handeln habe.

So ist uns Michael beides: der Engel des Muthes und der Demuth, das schöne Bild himmlischer Ritterlichkeit. So haben ihn edle, schriftgelehrte Künstler oftmals dargestellt. Ueber dem Thore mancher deutschen Stadt steht so seine hehre Gestalt, Fuß und Schild auf dem besiegten Drachen, Schwert und Auge zum Himmel empor.

Auch Michael zeigt uns hierdurch, und durch des Apostels Erklärung, daß er bloß Gottes Diener sey, wie falsch die Irrlehre der römischen Kirche ist, daß die Engel um ihre Hülfe und Fürsprache bei Gott sollen angerufen werden. Die Engel selbst protestiren aufs stärkste dawider, daß man sie anbete. (Off. Joh. 22, 8. 9 u. 19, 9. 10.)

Anbeten und anrufen ist aber nach der h. Schrift gleichbedeutend. (2. Mos. 31, 14. vgl. Ps. 50, 15. Ps. 145, 18. 19.) Die h. Schrift kennt den spitzfindigen, falschen Unterschied nicht, den die röm. Kirche zwischen diesen beiden Worten macht. Paulus verwirft die Verehrung der Engel, (Col. 2, 18.), wo „Geistlichkeit der Engel“ zu übersetzen ist: „Verehrung der Engel“.

Die Engel sind nicht allwissend, nicht allgegenwärtig

tig; darum können sie nicht angerufen werden an allen Orten, nicht angebetet werden, sind bloß Diener Gottes, die nur seinen Willen thun, daher wir nur ihn um ihre Hülfe anrufen dürfen. Ebenso sind sie nicht allmächtig, können nur dahin kommen, wohin Gott sie schickt. (Hebr. 1, 14.)

Das Wort Gottes erklärt sich wider die Anrufung der Engel um ihre Fürsprache auch durch seine Lehre, daß wir nur Einen Mittler, nur Einen Fürsprecher und Vertreter im Himmel haben, nämlich Jesum Christum. (Röm. 8, 34. 1 Tim. 2, 5. 1 Joh. 2, 1. Hebr. 7, 24--26 u. 4, 15. 16.)

Wenn Jacob den Engel anruft, (1. Mos. 48, 15. 16 u. 1. Mos. 32, 26. vgl. Hos. 12, 5.), so ist hier nicht ein erschaffener Engel, sondern der unerschaffene Engel, der Engel des Bundes, Christus, gemeint. (Mal. 3 1.)



Römische Irrlehre

von der

Verehrung der Heiligen,

ihrer

Reliquien und Bilder.

(Am 1. November zu lesen.)

Die evangelische Kirche kann den sogenannten „Aller-Heiligen-Tag“ nicht als Festtag feiern, weil dieser die römische Irrlehre von der „Anrufung der Heiligen“ feiert, eine Lehre, welche dem dreieinigen Gott die Ehre der Anrufung und Anbetung schmälert, die ihm allein zukommt, also Gott lästert, eine Lehre, welche Jesu Christo das Verdienst seiner alleinigen Genugthuung für unsere Sünden raubt, (Röm. 2, 22.), eine Lehre, welche die Schriftlehre von der Ohnmacht des Menschen, auch nur Ein vor Gott verdienstliches Werk aus eigener

Kraft thun zu können, Lügen straft und verfälscht, und welche dadurch den Hochmuthsteufel im Menschen hegt und sanctionirt, statt den Geist der Demuth zu pflegen, wie schon S. 1245 bemerkt ist.

Nach der römisch-katholischen Kirchenlehre sind Heilige solche Christen, welche durch den Beistand der göttlichen Gnade und nach dem Urtheil des Papstes, — denn nur ihm steht die Heiligsprechung zu, — nicht nur den Willen Gottes vollkommen erfüllt, sondern auch mehr, als Gott fordert, gethan, und sich dadurch überfließende Verdienste erworben haben. Die Vornehmste, „die Königin der Heiligen“, ist Maria, die Mutter Jesu Christi. Diese Heiligen nun „bringen ihre Fürbitten für die Menschen Gott dar; es ist gut und nützlich, sie demuthsvoll anzurufen, und zur Erlangung von Wohlthaten von Gott durch seinen Sohn Jesum Christum, zu ihren Fürbitten, Diensten und Hülfe Zuflucht zu nehmen!“ (Trident. Concil, Sitzung 25.) „Mit Recht, — sagt der römische Catechismus, — richtet die h. Kirche Dankgebete und Anrufungen an die allerheiligste Mutter Gottes, daß sie durch ihre Fürsprache uns Sünder Gott versöhne, und uns zeitliche und ewige Güter verschaffe.“ (Röm. Catechismus 4. Abschn.) Die Heiligen nämlich, so wird gelehrt, stehen bei Gott, vermöge ihrer überfließenden Verdienste, in besonderm Ansehn, und ihre Gebete für die Menschen sind Gott wohlgefälliger. Außerdem erfordere die Demuth, sich nicht an Gott selbst zu wenden, sondern mittelst ihrer Fürsprache. Man beruft sich auf 2. Mos. 32, 13, wo Moses Gott bittet, er wolle um Abrahams, Isaaks und Jakobs willen dem Volke gnädig seyn. Aber hier gedenkt Moses nur der Verheißungen, die Gott den Patriarchen gegeben, und um seiner Wahrhaftigkeit und Treue willen möge er sie erfüllen.

Man beruft sich ferner auf Off. 5, 8, wo Johannes in einem Bilde die Gebete der Heiligen gezeigt werden. Johannes sieht hier, wie die vollendeten Gerechten im Himmel ihre Gebete Gott darbringen. Aber durchaus nicht ist auch nur mit Einem Worte angezeigt, daß wir sie um ihre Fürbitte anrufen sollen, unsere Anliegen Gott vorzutragen, und durch ihre Fürbitte zu unterstützen. Sodann steht bloß „Gebete,“ nicht „Fürbitten“, so daß bloß Lob- und Dankgebete darunter verstanden seyn können.

Wenn sich die Katholiken endlich auf 2. Makk. 15, 14 beziehen, so ist freilich auch aus dieser Stelle ihre Ansicht nicht

zu beweisen; aber sie geht uns, als aus einem apocryphischen Buche, Nichts an.

Die h. Schrift verwirft die Lehre von der Verehrung und Anrufung der Heiligen um ihre Fürbitte noch durch folgende Stellen:

1) Durch die Stellen, wo wir angewiesen werden, uns unmittelbar an Gott zu wenden, und unmittelbar von ihm Erhörung zu erwarten, zu ihm allein unsere Zuflucht zu nehmen, z. B. Ps. 50, 15; 91, 9; 145, 18; Matth. 6, 9; Luc. 11, 13; Marc. 11, 24 u. f. w.

2) Durch die Stellen, wo uns gesagt wird, daß wir nur Einen Mittler, nur Einen Fürsprecher und Vertreter im Himmel haben, Jesum Christum. (Röm. 8, 34; 1. Tim. 2, 5; 1. Joh. 2, 1; Hebr. 7, 24—26.) An ihn sollen wir uns wenden, als an den barmherzigen Hohenpriester. (Hebr. 4, 15. 16. Joh. 1, 29. Matth. 17, 5. 3, 17.)

Wenn Gott uns also in seinem Worte gebietet, daß wir nur durch seinen heiligen, göttlichen Sohn bei ihm sollen Fürsprache thun lassen, und nicht durch geringe, sündhafte Menschen, und wenn Christus selbst uns aufs Freundlichste und Liebseligste einladet, unmittelbar zu ihm zu kommen mit allen unsern Anliegen und Bitten (Matth. 11, 28; Joh. 6, 37. 14, 13. 14; Matth. 18, 19. 20; 1 Joh. 5, 14. 15 und Joh. 15, 7; 1 Joh. 3, 22; Joh. 16, 23. 24.), so ist es nicht Demuth, wenn wir seine Einladung verachten, und ihr ungehorsam sind, und uns doch an verstorbene Menschen um ihre Fürsprache wenden, statt an ihn selbst, sondern es ist sträflicher Hochmuth, der weiser seyn will, als Gott selbst in seinem Wort, welches Christum als die Thüre erklärt, durch die man eingehen solle zur Seligkeit, und diejenigen, welche anderswo hereinstiegen wollen, für Diebe und Mörder erklärt, (Joh. 10, 1. 9.), es ist Gotteslästerung, die den Charakter Christi auf das schändlichste verläumdete, als sei er ein zorniger, hartherziger Herr, der nur durch die Fürbitten der Maria und anderer Menschen oder Engel erweicht und besänftigt werden könne, während er gerade das Gegentheil davon ist, die Liebe und Barmherzigkeit selbst. (Joh. 3, 17 und 10, 12. 15; Matth. 12, 20; Epr. Sal. 8, 31; Joh. 13, 1; Röm. 8, 37—39; Ephes. 5, 25.)

Selbst katholische Gebetbücher schämen sich nicht, solche gotteslästerliche, falsche Vorstellungen von Christo zu lehren und zu verbreiten. So z. B. sagt das Gebetbuch: „Himmlicher

Baumgarten“, herausgegeben 1819 zu Köln, mit Genehmigung des bischöflichen Generalvicars, S. 176 in einem Gebet zu Maria um ein seliges Ende: „O Mutter der Barmherzigkeit! Gleichwie einem Kinde angeboren ist, in allen seinen Nöthen zu seiner Mutter zu laufen, also ist's auch mir gleichfalls angeboren, in allen meinen Nöthen zu Dir zu laufen, und mich vor dem Zorn Gottes in deinem Schooß zu verbergen.“ Und weiter heißt es darin: „Beschütze mich, o Maria, jetzt und bei meinem Ende vor dem Grimme deines erzürnten Sohnes!“ u. s. w.

3) Weil die h. Schrift gar keine solche Heilige kennt, welche wegen angeblich überfließender Verdienste Gott besonders nahe stehen, und durch ihre Fürbitte etwas Besonderes von ihm erwirken könnten. Der Herr sagt Luc. 17, 10: „Wenn ihr Alles gethan habt, was euch befohlen ist, so sprecht: wir sind unnütze Knechte; wir haben gethan, was wir zu thun schuldig waren.“ Keiner aber, auch der Wiedergeborene nicht, kann je von sich sagen, daß er Alles gethan habe, was er zu thun schuldig ist. Da ist es denn doch ein ungeheurer Wahn, von Verdienst, oder gar von überflüssigem Verdienst zu reden. —

4) Weil der Herr Christus selbst seine Mutter nicht höher stellt, als jeden Gläubig-Gehorsamen, in seinem Reich, und ihrem Ruf nicht gehorcht, wenn er seine heilige Reichs Sache zu treiben, sein Wort zu predigen hat. (Matth. 12, 46–50; Luc. 11, 27. 28.) Wenn der Herr seiner Mutter auch kindliche Ehrfurcht und Gehorsam in irdischen Dingen bewiesen hat, (Luc. 2, 51.), so hat er ihr und ihrer Fürbitte doch keinen Einfluß auf die Angelegenheiten seines göttlichen Reiches, auf sein Wirken als Sohn Gottes gestattet. Er weist sie vielmehr (Joh. 2, 3. 4.) mit den Worten: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?“, geradezu zurück. Dies Wort erklärt schon der Kirchenvater Augustinus also: „Liebe Frau, in dieser Angelegenheit können wir nicht gemeinsam handeln; das ist allein meine Sache; denn das in mir, was Wunder thut, hast du nicht geboren.“ Wie könnte der Herr Andern einen Einfluß auf sein Handeln gestatten?

5) Die Verehrung und Anrufung der Heiligen ist endlich eine Sünde gegen das erste Gebot. (2. Mos. 20, 2. 3.) Wenn die katholische Kirche zwischen Anbetung, welche allein Gott, und Anrufung und Verehrung, welche auch den Heiligen zukomme,

unterscheidet, so ist dies unzulässig und schriftwidrig. In der Schrift werden Anbetung und Anrufung in demselben Sinne von Gott gebraucht. Wie es 2. Mos. 34, 14. heißt: „Du sollst keinen andern Gott anbeten!“ so heißt es Ps. 50, 15: „Rufe mich an!“ Auch werden dadurch die Heiligen zu einer Art Untergötter mit göttlichen Eigenschaften und Vollkommenheiten. Wie kann z. B. Maria, welche von Millionen Katholiken um ihre Fürsprache angerufen wird, alle diese Anrufungen, die in allen Gegenden der Erde an sie gerichtet werden, vernehmen? Wie kann sie an den unzähligen Gnadenorten (zu Loretto in Italien, Revelar am Rhein, Czestochowia in Polen, Jerusalem u.) Wunder verrichten, ohne allwissend, allmächtig und allgegenwärtig zu seyn, wie Gott?

Die römische Kirche giebt zwar zu, daß Maria und die andern Heiligen und Engel nicht allwissend seyen; aber sie will sich helfen mit der Behauptung, daß Gott ihnen sage, wenn sie um ihre Fürsprache bei ihm angerufen würden, so daß sie dadurch im Stande seyen, alle Gebete zu ihnen zu hören, und ihm dann wieder zu sagen, was er ihnen schon gesagt habe. -- Was für ein Unsinn, was für eine Ungereimtheit liegt in dieser Behauptung! Es ist dasselbe, als wenn ich einen Minister bitten wollte, bei dem König, oder seinem Sohn Fürsprache für mich zu thun, dem Minister aber meine Bitte weder mündlich noch schriftlich könnte wissen lassen. Wenn also der König, oder sein Sohn nun erst dem Minister meine Bitte sagen müßte, daß er nämlich Fürsprache bei ihm für mich thun solle! Hat da nicht Gott auch die Weisheit dieser Welt zur Thorheit gemacht, daß sie sich solches Unsinns nicht schämt? --

Ueberdies, woher soll der Papst das Recht haben, Jemanden für einen Heiligen zu erklären, da ein solches in der ganzen heil. Schrift mit keiner Sylbe erwähnt wird? Und wie kann er darüber Gewisheit haben, ob Jemand als Heiliger im Himmel sey, er, der eben so wenig die Herzen und Nieren der Menschen erforschen kann, wie jeder andere Mensch? „Seine Heiligkeit“ weiß ja nicht, und kann ja nicht einmal wissen, ob er selbst in den Himmel kommt. Denn nach katholischer Lehre, (die freilich nach Röm. 8, 16; 2 Cor. 5, 5. 6; Röm. 8, 33. 34 falsch ist), kann Niemand, also auch der „allerheiligste Vater“ nicht, seines Heils gewiß seyn.

Die Reliquien, d. h. die Ueberbleibsel von den Leibern der Heiligen, und von solchen Dingen, die mit den Heiligen in Verbindung gestanden haben, sowie ihre Bilder, sind nach ka-

tholischer Lehre dadurch zu verehren, daß man vor ihnen kniet und betet; wenn gleich diese Verehrung nicht eigentlich „den Bildern und Reliquien gelte, sondern vielmehr Gott und den Heiligen“. (Tribent. Concil Sitzung XXV.) Wenn man nämlich schon Ueberbleibsel und Sachen geliebter und ausgezeichneten Personen in Ehren halte, so müsse man auch die Reliquien und Bilder der Heiligen verehren, um so mehr, als Gott durch dieselben oft Wunder thue. Dies sey auch nach dem Zeugniß der Schrift geschehen durch Elias Mantel 2 Kön. 2, 13. 14; durch Elisa's Gebeine 2 Kön. 13, 21; durch Pauli Schweißtuch und Koller Apgsch. 19, 12.

Aber zwischen dem „in Ehren halten“ solcher Dinge, die wir als Andenken von geliebten und ausgezeichneten Personen besitzen, und der „abgöttischen Verehrung“, welche von den Katholiken den Bildern und Reliquien der Heiligen gebracht wird, indem man vor ihnen kniet und betet, und meint, dadurch Gott wohlgefälliger zu beten, ist doch ein himmelweiter Unterschied. Aus jenen Thatsachen, die sich mit Elias Mantel 2c. zugetragen haben, folgt gar Nichts für die Wahrheit der Wunder, welche die katholische Kirche von ihren Heiligen und Reliquien erzählt, besonders, da sich in der Schrift auch nicht die geringste Andeutung findet, daß die Wundergabe, welche die ersten Christen besaßen, über die apostolische Zeit hinaus gedauert habe. Außerdem wird uns nirgend berichtet, daß man den Mante! Eliä 2c. besonders verehrt, namentlich dadurch verehrt habe, daß man davor knieete und betete. Wohl aber wird es 2 Kön. 18, 3. 4 unter die dem Herrn gefälligen Thaten des Hiskias gerechnet, daß er die eiserne Schlange (4 Mos. 21, 5 — 9) zerstörte, und dabei als Grund der Zerstörung angegeben: „Denn bis zu der Zeit hatten ihr die Kinder Israels geräuchert.“

Dazu kommt die Lächerlichkeit vieler von den Heiligen angeblich geschehener Wunder, wie z. B. daß der heilige Antonius den Fischen das Evangelium gepredigt, und diese ihm mit großer Andacht zugehört hätten. Viele Reliquien, welche verehrt werden, sind auf abgeschmackte Weise erdichtet. Da ist z. B. ein Stück von der Leiter, die Jakob im Traume sah; ein Knochen von Adams Großmutter; ein „He“ vom h. Joseph in einer Flasche; das Schwert, welches Maria durch die Seele drang. Viele Reliquien, die gleichwohl durch Wunder als ächte erwiesen seyn sollen, sind offenbar unächt. So wird das Haupt des h. Stephanus in vier verschiedenen Exemplaren verehrt, die

allesammt Wunder gethan haben sollen, das Haupt des h. Dionysius in zwei Exemplaren, zu Regensburg und zu St. Denys bei Paris. Papst Clemens XIV. sagt selbst in einem Briefe: „Wenn man allen den Reliquien Glauben beimessen sollte, welche man allenthalben zeigt, so müßte man auch oft glauben, daß Ein Heiliger zehn Köpfe oder zehn Arme gehabt hätte.“

Viele der angeblichen Wunder verdanken erwiesener Maßen der Betrügerei ihren Ursprung, wie sich z. B. bei Aufhebung der Klöster fand, daß die „weinenben Marienbilder“ hohle Köpfe hatten, die mit Wasser gefüllt wurden. Man setzte kleine Fische hinein, die durch ihre Bewegungen das Wasser tropfenweise durch die feinen Oeffnungen in die Augen des Bildes trieben. Die übrigen angeblichen Wunder schreiben sich meist aus der dunkeln Zeit des Mittelalters her, wo man leichtgläubig und abergläubisch genug war, auch an Heren und an die Bloßsberg-Sage zu glauben.

Uebrigens haben die Kirchenväter Nichts von einer Heiligen- und Bilderverehrung gewußt. So sagt der Kirchenvater Augustinus († 430): „Die Seelen der Verstorbenen sind an einem Orte, wo sie weder sehen, noch hören, was in diesem Leben den Menschen zustoßt und begegnet.“ (de spirit. 29.)

Der Kirchenvater Ignatius († 116) sagt: „Ihr müßt nur an Jesum Christum und an den Vater Jesu Christ eure Gebete richten.“ (ad Philadelph.)

Der Kirchenvater Hieronymus († 420) sagt: „Wenn es Vertrauen auf Jemand giebt, laßt uns unser Vertrauen auf Gott allein setzen! Denn verflucht ist, wer seine Hoffnung auf Menschen setzt, mögen sie gleich Heilige und Propheten seyn. (in Ezech. 14.)

„So wenig, als der Dienst der Götter, schickt sich die Verehrung der Bilder für die Diener Gottes.“ (ad Joh. Hierosol.)

Der Kirchenvater Chrysostomus († 407) sagt: „Du brauchst keine Fürsprecher bei Gott; sey nur ganz allein und ohne Schutzpatron, bitte nur selbst zu Gott, und du wirst deine Bitte vollständig erhalten. Er ist nicht gewohnt, also zu erhören, wenn Andere ihn für uns bitten.“ (hom. 52.)

Der Kirchenvater Ambrosius († 397) sagt: „Maria war der Tempel Gottes, aber sie war nicht Gott. Deshalb muß man ihn allein anbeten, der in diesem Tempel wohnte. (de spirit. sanct. 3, 12.)

„Dich allein, Herr, soll man anrufen, und dich bitten.“
(in mort. Theod.)

Der Kirchenvater Lactantius († 330) sagt: „Die Teufel haben gelehrt, Bildnisse und Gleichnisse zu machen, als durch welche die Menschen vom wahren Glauben abgeleitet werden. (institut. 2, 19.)

Bgl. Augsburg. Confession Art. 21 von dem Dienst der Heiligen.

Römische Irrlehre vom Ablass.

(Am 31. Oktober zu lesen.)

An die Irrlehre von der abgöttischen Verehrung der Heiligen schließt sich die eben so schriftwidrige und seelenverderbliche römische Irrlehre vom Ablass. Diese hängt mit der ersten genau zusammen, ja ist theilweise aus derselben entstanden, und hat durch ihre himmelschreiende Gottlosigkeit die Christenheit endlich so empört, daß die Glaubens-Reinigung und Kirchen-Verbesserung durch Luther u. s. w. im 16. Jahrhundert dadurch zunächst veranlaßt worden ist.

Der evangelische Leser wird daher hier noch die Widerlegung dieser Irrlehre vom Ablass aus der h. Schrift, sowie eine kurze Geschichte ihrer Entstehung, gerne vernehmen.

Die römische Irrlehre vom Ablass besteht in Folgendem: Manche Menschen hätten so viele Sündenstrafen abzubüßen, daß ihre ganze Lebenszeit nicht hinreiche, die schuldige Genugthuung zu vollenden, wenn sie auch noch so fleißig in Bußwerken sich üben. Nun sey aber durch das überschwängliche Verdienst Christi und durch die überflüssigen Verdienste der Heiligen ein großer, unerschöpflicher Schatz von guten Werken vorhanden, und Christus habe der Kirche die Befugniß ertheilt, (Matth. 18, 18. Joh. 20, 23), denen, die Fleiß in Bußwerken beweisen, einen Theil der pflichtmäßig zu leistenden Bußwerke und Genugthuungen zu erlassen, indem sie das Fehlende aus jenem unerschöpflichen Schatz ergänze.

Zur Gewinnung eines solchen Ablasses (Nachlasses) sey erforderlich, daß man die bei Ausschreibung des Ablasses durch den Papst und die Bischöfe vorgeschriebenen guten Werke verrichte. Zu diesen guten Werken gehöre im Allgemeinen die Ab-

legung einer gültigen Beichte, dann einige besonders bestimmte Werke, z. B. eine Zahl Gebete für die Ausbreitung der katholischen Kirche, für die Ausrottung der Ketzereien, oder Theilnahme an kirchlichen Unternehmungen, an der Mission für die Heiden, an dem Bau von Kirchen u. dgl.

Ja, der Papst und die Bischöfe verkündigen in ihren Ablassschreiben (Ablassbulen) nicht bloß Nachlaß einiger zur Genugthuung für die Sünden nöthigen Bußwerke, sondern schenken sogar die Vergebung aller Sünden denen, die die vorgeschriebenen Werke verrichten. So heißt es in der päpstlichen Ablassbulle vom Jahre 1825 wörtlich: „Wir haben uns entschlossen, von der Gewalt Gebrauch zu machen, welche Uns von Oben her verliehen worden, und die Quellen der himmlischen Schätze zu öffnen, welche durch das Verdienst unseres Herrn Jesu Christi, durch die gebenedeite Jungfrau, seine Mutter, und die Heiligen angewachsen, und die auszutheilen Uns der Urheber der Menschen die Macht verliehen hat. Wir schenken und gewähren die Gnade in dem Herrn, die Vergebung und den vollkommenen Ablass aller ihrer Sünden den Christen, welche in der Jubiläumszeit wahrhaft bußfertig und reuevoll beichten, sich durch die h. Communion stärken, und andächtig, wenigstens Einmal im Tage, dreißig Tage nacheinander, oder absatzweise die Kirchen des heil. Petrus und des heil. Johannes vom Lateran und der heil. Maria Majora besuchen, und Gott inbrünstige Gebete opfern werden für den Glanz der katholischen Kirche, die Ausrottung der Ketzereien, die Einigkeit der katholischen Fürsten, das Heil und die Ruhe des christlichen Volks.“

Ja, die römische Kirche hat, wenigstens durch Stillschweigen dazu, den noch immer nicht öffentlich gemißbilligten Unfug gutgeheißen, den einzelne Ablassprediger sich erlaubten, indem sie nicht bloß die Bußwerke, sondern die Sünden selbst für Geld, sogar im Voraus erließen. — Tegel hat diesen gräßlichen Unfug selbst getrieben, wie sogar katholische Schriftsteller zugestehen. Dies Verfahren Tegels ist aber von der römischen Kirche noch nie ausdrücklich und in gültiger Weise verworfen. Ähnliches ist also noch stets zu erwarten. (Job. 4, 11. Sir. 3, 33.)

Widerlegung der Irrlehre vom Ablass.

Die ev. Kirche muß diese Irrlehre vom Ablass aufs Entschiedenste verwerfen, aus folgenden Gründen:

1) Diese Irrlehre beruht auf der falschen, schriftwidrigen römischen Lehre, daß Christus nur genuggethan habe für die Strafen der Erb-Sünde, nicht aber auch für die Strafen der eigenen Sünden der Menschen.

Aber die h. Schrift lehrt, daß Christus leidend und sterbend beides, die Schuld und Strafe der Erb- und der eignen Sünde der Menschen, und zwar zeitliche und ewige getragen und getilgt, und vollkommen für alle Sünden und Strafen genug gethan hat. „Er ist um unserer Missethat willen verwundet, und um unserer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilet. Da er gestraft und gemartert ward, that er seinen Mund nicht auf.“ (Jes. 53, 5. 7.) „Auf daß er für Alle den Tod schmeckte.“ (Hebr. 2, 9.) „So Einer für Alle gestorben ist, so sind sie Alle gestorben.“ (2 Cor. 5, 14.) „Tod, ich will dir ein Gift seyn, Hölle, ich will dir eine Pestilenz seyn.“ (Hos. 13, 14.) Der Tod aber ist der Sünden Sold (Strafe). (Röm. 6, 23.) — Auch ist's ein Widerspruch, daß zwar die Schuld, aber nicht die Strafe getilgt sey, da alles Uebel und Leiden nur durch das Bewußtseyn der Schuld als Strafe empfunden wird. Wie Christus die Schuld trug, so trug er auch, im Bewußtseyn dieser übernommenen Schuld, in seinem Leiden die Strafen aller Menschen, und hat vollkommen dafür genug gethan. (Hebr. 10, 10—14. 1 Joh. 1, 7.)

2) Diese Irrlehre vom Ablass beruht auf der falschen, schriftwidrigen römischen Lehre, daß man für die Strafe seiner eigenen Sünde selber genugthun müsse und könne, also durch Verdienst der Werke gerechtfertigt werde.

Da die heilige Schrift aber lehrt, wie im vorhergehendem Nr. 1 gezeigt ist, daß Christus, wie für alle Schuld, so auch für alle zeitliche und ewige Strafen aller Menschen vollkommen und überschwänglich genug gethan, so wird durch die römische Lehre von der eigenen Genugthuung das heilige, allgenugjame Verdienst Jesu Christi aus schändlichste geschmälert und gelästert.

Die h. Schrift lehrt sodann aufs deutlichste, daß der Mensch durch Verdienst der Werke gar nicht gerechtfertigt werden kann, sondern bloß aus Gnaden, durch den Glauben, ohne Verdienst der Werke. (Röm. 3, 21—26. und 4, 3—8; Eph. 2, 8. 9; 1 Petr. 1, 13.) Die Gnade, wenn sie durch irgend etwas erworben und verdient werden muß, hört auf, Gnade zu seyn, weil

Gnade und Verdienst sich einander völlig ausschließen. (Röm. 11, 6.)

3) Diese Irrlehre vom Ablass beruht auf der falschen, schriftwidrigen römischen Lehre, daß der arme, sündige Mensch sich sogar noch überflüssiges Verdienst, mehr Verdienst, als er für sich nöthig habe, erwerben könne.

Die h. Schrift lehrt das Gegentheil. (Luc. 17, 10.) (Vgl. S. 1318.) — Paulus erklärt auch Gal. 3, 21 klar und bestimmt, daß kein Gesetz gegeben sey, durch dessen Erfüllung könne der Mensch zum Leben kommen, könne die Seligkeit verdienen; er bleibt mit seinen Leistungen immer weit hinter dem Gesetz sowohl des Gewissens, als des Moses zurück. Nur die verheißene Gnade Christi könne selig machen.

4) Diese Irrlehre untergräbt und vernichtet alle Sittlichkeit, allen Eifer und Fleiß in der Heiligung, wie die Geschichte des Ablasses zur Zeit Tezels und später beweist.

Vgl. Augsburg. Confession Art. 12 von der Buße und Art. 25 von der Beichte.

Kurze Geschichte der Entstehung und Entwicklung der Lehre vom Ablass.

Je weiter sich die christliche Gemeinschaft nach der Apostel Zeiten ausbreitete, desto schwieriger wurde es, auffallende Auswüchse weltlichen Sinnes und Rückfälle in heidnisches Wesen bei einzelnen ihrer Glieder zu beseitigen. Und doch forderte dazu nicht bloß das eigene Interesse für die würdige Beschaffenheit der Gemeinde auf, sondern auch die Rücksicht auf Ehre und guten Namen derselben in Mitte einer haßerfüllten, heidnischen Umgebung. (1. Petr. 2, 12.) Von der älteren christlichen Kirche wurde daher die Ausübung der Zucht über fehlende Glieder der Gemeinde als eine ihrer wichtigsten Angelegenheiten betrachtet, und mit großem Ernst gehandhabt. Allmählig stellten sich gewisse Regeln des Verfahrens fest. Diejenigen, welche zur Strafe für ein der Gemeinde gegebenes Vergerniß, wie zur Wekung einer heilsamen Buße aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen waren, wurden als eine besondere Abtheilung der Gemeinde behandelt, hatten einen eigenen, von den Uebrigen getrennten Platz in den gottesdienstlichen Versammlungen, und hießen die Büßenden.

So abgesondert von den Uebrigen, sollten sie sich für die Wiederaufnahme befähigen. Man unterschied leichtere und schwerere Vergehungen, oder nach 1 Joh. 5, 16. Schwachheits- oder Erlaßsünden und Todsünden. Zu den letzteren wurden gerechnet: Diebstahl, Ehebruch, Mord, — wozu freilich die genannte Bibelstelle, und die Parallelstelle Matth. 12, 31. 32. nicht berechtigt, welche bloß Eine Sünde, als nicht zu vergeben, nennt, — und besonders die Verleugnung Christi in Zeiten der Verfolgung. Von allen Büßenden aber verlangte man nicht bloß innerliche Buße und sichtliche Besserung des Wandels, sondern auch äußerliche Büßungen, d. h. gewisse in die Augen fallende Kundgebungen von Reue und Demuth, wie Trauertracht, Fasten, Sündenbekenntniß vor der Gemeinde und dergleichen. Die willige Uebnahme dieser Beschwerden und Demüthigungen wurde als Bürgschaft für die Aufrichtigkeit der Bußgesinnung angesehen. So lange nun die Kirche vom Staate getrennt existirte, vermochte sie auch ihre Zucht- und Bußordnungen aufrecht zu erhalten, und, soweit durch dieselben möglich, jenes Ideal sittlichen Lebens zu verwirklichen, welches sich ihr aus dem Begriff der Heiligkeit der Kirche ergab. Aber, als seit Kaiser Constantin die Kirche diese freie, unabhängige Stellung verlor, ferner die Geistlichkeit die Gewalt über die Gemeinde immer ausschließlicher an sich riß, so gingen auch die alten strengen Bußordnungen bald ihrem Ende entgegen. Da nämlich von nun an jeder Staatsbürger auch Christ seyn mußte, war die kirchliche Gesellschaft nicht mehr ein freiwilliger Verein gläubiger und nach Heiligung strebender Menschen, in welchem sich jeder selbstverständlich, wie den Gesellschaftsordnungen überhaupt, so auch dem strengen Sittengerichte der Gemeinde unterwarf, sondern die Gemeinden bildeten eine Masse Menschen von sehr verschiedenartiger Beschaffenheit, über welche die Geistlichkeit die Herrschaft führte. Aber, obwohl die Geistlichkeit der Gemeinde nach und nach allen Antheil auch an der Uebung der Kirchenzucht entzog, so vermochte sie doch diese Herrschaft nicht nach allen Richtungen hin auf gleiche Weise zur Geltung zu bringen. Namentlich wollte sich die zunehmende Anzahl der bloßen Namenschristen im Laienstand die harten Zuchtmittel der früheren Zeit nicht mehr gefallen lassen, suchte sich vielmehr durch Verbergung ihrer Vergehungen, oder auf andere Art der eifrigen Strafgewalt der Bischöfe zu entziehen. Außerdem gehörten von nun an viele vornehme, mächtige und reiche Personen zur Kirche, zu denen nur in sehr seltenen Fällen die Kirchenzucht hinanreichte,

während letztere doch nur dann bestehen kann, wenn sie ohne Ansehen der Person geübt wird, auch gegen die Mächtigsten und Reichsten, und wenn die Ausschließung und Wiederaufnahme fehlbarer Glieder nicht bloß Sache der Geistlichkeit ist, sondern auch die Gemeinde dabei mitzureden hat. Um nun jenen Uebelständen abzuhelpen, führte man eine bedeutende Milderung der Kirchenzucht ein. Zunächst machte man einen Unterschied zwischen den öffentlich bekannt gewordenen und den freiwillig gebeichteten Vergehungen. Rücksichtlich der erstern sollte es bei der früheren Oeffentlichkeit der Büssung bleiben; bei den andern aber die Buße in der Stille auferlegt, und ebenso auch die Absolution, oder Lossprechung, im Geheimen ertheilt werden. Damit fiel das Beschämende der öffentlichen Kirchenbuße weg; aber es am dafür eine neue Pflicht für die Christenheit auf, nämlich die Beichtpflicht; und diese wurde nicht nur immer mehr eingeschränkt, sondern auch der Umfang der in geheimer Beichte zu bekennenden und zu büßenden Sünden außerordentlich erweitert. Der vorangestellte Zweck der Beichte war im Anfang freilich nur der, daß das Bekenntniß der Sünden an den Priester selbst eine demüthigende Bußübung und ein Mittel seyn solle, von dem Letzteren Anweisung zur Genugthuung nebst zweckmäßigen Ermahnungen zu erhalten, so wie denselben zur Fürbitte für den Sünder bei Gott zu veranlassen. Man legte also dem Priester noch nicht eigene Lossprechungsgewalt, oder die Macht, Sünden zu vergeben, bei; und da in diesem allen nichts lag, was zu leisten die priesterliche Würde unumgänglich nothwendig gewesen wäre, so nahm man keinen Anstand, in Fällen, wo ein Priester nicht zur Hand war, auch Laien zu beichten. (Jac. 5, 16.)

Aber schon in diesen unschuldig scheinenden Anfängen lagen die Keime der nachfolgenden Ausartung des Beichtwesens. Denn zunächst wurde die Beichte, welche an sich für viele beschwerte und angefochtene Seelen ein Bedürfniß, und, in den rechten Grenzen gehalten, eine Wohlthat ist, durch die Aufhebung der Freiwilligkeit zu einem unleidlichen Gebote. Ferner: die zum Gesetz und zur Gewissenspflicht erhobene Aufzählung aller einzelnen Sünden in derselben, diente der Natur der Sache nach immer weniger der ächten geistlichen Seelenpflege, sondern begründete in überwiegendem Maasse nur eine peinliche Gewissenstortur und drückende Herrschaft der Priester über die Gewissen. Als nun in der Folgezeit unter den Päpsten die Kirche überhaupt immer mehr die Ge-

stalt einer geistlichen Zwangsherrschaft annahm, so war der Reiz unwiderstehlich, für die Zwecke dieser Herrschaft auch die Beichtanstalt zu mißbrauchen, welche die willkommene Gelegenheit darbot, die geheimsten Gedanken und Vorgänge in Erfahrung zu bringen, die Gewissen nach dem Interesse der Priesterschaft zu lenken, und dadurch der letzteren das wirksamste Eingreifen in alle Lebensverhältnisse zu sichern.

Befördert wurde dieser Mißbrauch um dieselbe Zeit durch maßlos gesteigerte Vorstellungen theils von der Beichte an sich, theils im Besonderen von der priesterlichen Absolutions- oder Losprechungsgewalt. Seit dem zwölften Jahrhundert wurde die Beichte, und was dazu gehört, zu den Sacramenten gerechnet, und für das einzige Mittel erklärt, von Todssünden gereinigt zu werden, indem durch die Beichte Todssünden in lässliche Sünden verwandelt würden. Da durch jede Todssünde eigentlich der ewige Tod, die Verdammniß bewirkt werde, so werde durch die Beichte und Losprechung des Priesters diese ewige Strafe in eine zeitliche verwandelt, welche nun entweder durch „gute Werke“ abgebußt werden könne, oder, wenn dies versäumt werde, nach dem Tod im Fegfeuer abgebußt werden müsse. In Betreff der Priester aber wurde gelehrt, daß sie nicht etwa bloß Fürbitter bei Gott seyen, und ihr Amt darin bestehe, zu erklären, daß gewissen Menschen bei Gott die Sünde behalten, oder vergeben sey, sondern daß ihnen als Richtern an Gottes Statt, eine sogenannte Schlüsselgewalt, d. h. die wirkliche Macht vollkommenheit, zu lösen, und zu binden, Sünden zu vergeben, oder nicht zu vergeben, von Gott verliehen sey, mit Einem Wort: daß Gott denen vergebe, denen der Priester vergebe, und umgekehrt. Zunächst bezog man diese Losprechungsgewalt allerdings nur auf die Strafe, seit dem dreizehnten Jahrhundert aber sogar auf die Schuld der Sünde. Wer hätte da noch länger der Beichte bei einem Laien vertrauen sollen?

Die zusammenhängende Reihe dieser Wahnbegriffe vollendete sich nun in der Lehre vom Ablass. Schon im dritten Jahrhundert kommen nicht selten Fälle vor, daß gefallenem Christen, wenn sie Zeichen einer aufrichtigen Reue gaben, etwas von ihrer Bußzeit nachgelassen wurde. Dieser Gebrauch wurde seitdem immer häufiger. Seit dem neunten Jahrhundert aber fing die Kirche an, zuzulassen, daß manche der herkömmlichen Bußübungen mit weniger beschwerlichen Leistungen vertauscht würden. So wurden für eine bestimmte Anzahl von Buß- und Fasttagen

gewisse Gebete aufgelegt, oder eine gewisse Summe Geldes, die den Armen, oder der Kirche zu entrichten war, als Ersatz für die Büßungen angenommen. Hin und wieder wurde für das Geld sogar ein Stellvertreter erkaufte, der an der Stelle des Sünders die Ableistung der Büßungen übernahm. So arg diese Art von Bußverwandlungen auch schon an sich war, so wurden doch die Erlassungen immer nur Einzelnen mit Berücksichtigung ihrer eigenthümlichen Verhältnisse verliehen. Seit dem eilften Jahrhundert dagegen hörte diese Begrenzung auf, und der sogenannte Ablass (Indulgenz) wurde allen ohne Unterschied verliehen, welche ein sogenanntes „gutes Werk“ verrichten würden, wie Almosen geben an die Kirche und die Armen, Wallfahrt u. dgl. Namentlich wurden bei Einweihung von Kirchen solche Ablässe denen gewährt, die dabei zugegen waren, und einen Beitrag zu den Kosten gaben.

Eine ganz neue Art von Ablässen kam aber seit dem Anfang der Kreuzzüge in Uebung. Die Päpste verhießen nämlich denjenigen, welche das Kreuz nehmen würden, mit dürren Worten: volle Vergebung der Sünden. Mögen die Päpste diese Verheißung eines sogenannten Plenarablasses nur auf die Kirchenstrafen bezogen haben: genug, das Volk nahm sie buchstäblich, und von den kirchlichen Autoritäten wurde ihm nicht widersprochen. Es erzeugte daher der Irrthum, der damit gepflanzt wurde, schon damals die furchtbarsten Folgen für die Sittlichkeit. Denn bekanntlich benahm sich eine sehr große Zahl unter den Kreuzfahrern im Vertrauen auf den zugesicherten vollen Ablass im Morgenlande nichts weniger, als wie es Christen nach 1 Petr. 2, 12 geziemt hätte. Seitdem war nun zweihundert Jahre hindurch die Gewinnung eines Ablasses für das ganze Leben ein Hauptmotiv zur Belebung und Erneuerung der Kreuzzüge. Damit war nicht nur der Anfang gemacht, Ablässe, die man bisher nur für bereits begangene Sünden nachgesucht hatte, auch für Sünden, welche erst noch begangen werden würden, zu gewinnen, sondern die Gelegenheiten, gegen größere und kleinere Leistungen ähnliche Ablässe zu erlangen, fingen seitdem an, sich bis ins Unglaubliche zu vervielfältigen. Namentlich aber ward die Ertheilung von Ablässen gegen eine Geldleistung von nun an so häufig, daß sie eine höchst ergiebige Quelle von Einnahmen für Päpste und Bischöfe zu bilden anfing.

Endlich wurde dieser seelengefährliche Ablasswahn noch nach zweien Seiten hin gestützt, und weiter entwickelt, nämlich durch die Lehre von dem Schatz der guten Werke und die Wir-

fungen des Ablasses auch ins jenseitige Leben hinüber. Man lehrte seit dem dreizehnten Jahrhundert folgendermaßen: „Christus hat unendlich mehr geleistet, als zur Genugthuung für die Sünden der Menschen erforderlich war. Ebenso haben die zahlreichen Heiligen viel mehr gute Werke verrichtet, als sie zur Erwerbung der Seligkeit für ihre Person nöthig gehabt hätten. Durch die überschüssigen Verdienste beider ist daher ein Schatz von guten Werken entstanden, der im Besitz der Kirche sich befindet, und über welchen deren Oberhaupt zu verfügen hat. Nach seinem freien Ermessen kann daher der Papst aus diesem unerschöpflichen Schätze jedem, der sich auf irgend eine Weise einen Anspruch darauf erworben hat, so viel zutheilen, als er will und bedarf, und an die Stelle der eigenen guten Werke, welche der Sünder zur Abbüßung seiner Strafe und Schuld zu verrichten haben würde, treten die aus dem Schatz ihm zugeheilten. Diese Gewalt der Kirche erstreckt sich aber nicht bloß auf die Lebenden, sondern der Ablass kann auch den Seelen im Fegefeuer ertheilt werden. Die zeitlichen Strafen, die sie noch im Fegefeuer abzubüßen hätten, können ihnen durch Ablasserwerbung von Seiten ihrer lebenden Angehörigen abgefürzt, oder ganz erspart, und sie somit vom Fegefeuer befreit werden.“

Seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts erließen daher die Päpste in ihren Ablassbullen stets auch Bestimmungen für die Seelen im Fegefeuer, benahmen sich als völlige Gebieter desselben, als Wörtner des Himmels und Spender der ewigen Seligkeit.

So ergaben sich, seitdem man, neben der Herzensbuße, ein übertriebenes Gewicht auf die äußerliche Abbüßung zu legen angefangen hatte, von da aus Ohrenbeichte, Ablass, Schatz der guten Werke, tyrannische Herrschaft der Priester über Seelen und Seligkeit, als zusammenhängende Glieder einer und derselben Kette.

Der päpstliche Ablassverkauf aber war, besonders seitdem Papst Bonifacius VIII. die Feier des römischen Jubeljahrs angeordnet, und damit eine große Ablassgewinnung verknüpft hatte, allmählig in eine bloße Geldspeculation ausgeartet, und wurde schon seit dem vierzehnten Jahrhundert von allen einsichtigeren Männern auch so angesehen. Daher die Folge, daß derselbe, welcher sich als Spendung der höchsten geistlichen Gnaden ankündigte, von vielen Seiten mißtrauisch überwacht wurde, und als Gelderpressung zu den lebhaftesten Beschwerden Anlaß gab. Manche Fürsten und Obrigkeiten, um ihre Unterthanen vor einer gewissen

losen Brandschatzung, ja vor gemeinen Betrügereien zu sichern, ließen ihn in ihren Gebieten gar nicht zu. Denn theils wurden erdichtete Ablässe, welche an Abgeschmacktheit die ächten noch überboten, von dem Volke meistens gläubig angenommen, theils überschritten die päpstlichen Ablassprediger selbst ihre Befugnisse, und schämten sich keines Mittels, um ihren Ablass, gleich gemeiner Waare, möglichst vortheilhaft an den Mann zu bringen. Fast noch nie war dies in so schreiender Weise der Fall gewesen, als bei demjenigen Ablassverkauf, welcher Anlaß wurde zu Luther's Auftreten wider den ganzen schmachlichen Unfug. — Die Geschichte dieses Tetzelschen Ablassverkaufs s. Band II. S. 111—116.

Die Geschichte dieser Irrlehre ist ganz besonders wichtig, weil sie auf eine schreckenerregende Weise zeigt, wie die Verfälschung der Lehre von der Buße zu Gott und dem Glauben an den Herrn Jesum Christum (Apostlgsch. 20, 21), der inneren Buße, der Sinnes-Aenderung (metanoia im N. T.), der göttlichen Traurigkeit, in auswendige Büßungen, in fleischliche Bußwerke, einen Irrthum nach dem andern erzeugt hat, in wachsender Progression, einen stets verderblicher als den andern.

Henry Martyn, Missionar in Ostindien und Persien.

(Geb. 18. Febr. 1781, gest. 16. Oktober 1812.)

„Ich muß wirken die Werke deß, der mich gesandt hat,
so lange es Tag ist.“ Joh. 9, 4.

Henry Martyn war einer der selbstverleugnendsten und unermüdetsten Missionare der evangelischen Kirche, dessen kurze Missions-Laufbahn eine der hellenchtendsten in der Kirchengeschichte gewesen, von dem man sagen kann: „der Eifer um Gottes Haus hat ihn verzehret,“ und der mit Graf Zinzendorf sprechen durfte: „Ich habe nur Eine Passion, und die ist Er!“

Er wurde am 18. Febr. 1781 zu Truro in der englischen

Grasshast Cornwallis geboren. Der talentvolle Knabe sollte ein Gelehrter werden. Durch seinen außerordentlichen Fleiß machte er ganz erstaunliche Fortschritte. Das war aber auch vor der Hand Alles, was er sich wünschte; mit himmlischen Dingen blieb er unbekannt, und lebte ohne Gott und Christus in der Welt. Er versprach wohl seiner frommen Schwester, die ihn auf das Eine, was Noth thut, hinwies, in der Bibel zu lesen; „aber kaum war ich wieder auf die Schule zurückgekehrt, erzählt er, so nahmen Newtons mathematische Schriften alle meine Gedanken ein.“ Da nahm ihm der Herr seinen Vater, und dieser schwere Verlust setzte sein ganzes Gemüth in Bewegung. Seine Schwester schrieb ihm die letzten Worte des Vollendeten: „Alles ist eitel; unsere einzige Tugend ist die Demuth und der kindliche Glaube an Gottes Gnade in Christo,“ und daß der Vater besonders noch des fernen Sohnes gedacht, und für ihn ein demüthiges Herz und Gottes Gnade ersleht habe. Dies hatte den Sohn getroffen; er lernte einsehen, daß irdisches Wissen nicht das Ziel des Menschen seyn könne. Er öffnete seine Bibel, und traf auf die Worte: „Gehet ein durch die enge Pforte!“ Er gelobte, sich von nun an dem Herrn zum Eigenthum zu geben.

Noch nicht zwanzig Jahre alt, trug er auf der Universität Cambridge den Preis davon. Aber dies war sein Sinnen und Trachten nicht mehr. „Bisweilen fühle ich mich so glücklich, schrieb er an seine Schwester, daß ich meinem Erlöser Freudenlieder anstimme; aber oft fühle ich mich so kalt und empfindungslos, daß ich voll Unruhe darüber bin.“ Er war entschlossen, alle seine Gaben und Kräfte der Verkündigung des Evangeliums zu widmen. Da las er einmal von dem apostolischen Eifer des nordamerikanischen Missionars Brainerd, der in kurzer Zeit, — er war in einem Alter von 32 Jahren gestorben, — herrliche Dinge mit Gottes Beistand unter den Indianern gewirkt hatte; er las von den großen Erfolgen des gottseligen Missionars Schwarz in Ostindien. Da berieth er sich nicht länger mit Fleisch und Blut, er wollte Vaterland, Freunde, Verwandte, an denen er mit ganzer Seele hing, verlassen, und um Christi Willen den Heiden das Brod des Lebens bringen. Er bot sich der Missionsgesellschaft als Missionar an, bereit, in jeden Theil der Welt zu gehen, wohin sie ihn senden würde. „Der Blick auf meinen künftigen, mit Schwierigkeiten aller Art umgebenen Lauf machte mich unruhig, heißt es in seinem Tagebuch. Allein ich blieb fest im Glauben, daß ich unter der Leitung einer

Alphabetisches Namen- und Sach-Register

zu

den 4 Bänden des Märtyrerbuchs.

(Die römische Zahl gibt den Band des Werkes an, und die deutsche Ziffer die Seitenzahl.)

A.

Aachen, die Evangelischen in III, 376.

Abend, der heilige, oder die h. Nacht (24. Dec.) IV, 1302.

Abendmahl. Daß das Abendmahl unter beiden Gestalten zu nehmen sey, lehren Kirchenvater Justin der Märtyrer IV, 1211, Papst Gelasius IV, 1225. Dies fordern Johann Milicz I, 845, Hus I, 853 ff., die Hussiten I, 881, und ihnen wird es in den Baseler Compactaten zugestanden I, 885; ferner Luther II, 1. Abth. 146, die griech. Kirche und König Ferdinand von Ungarn III, 212. Die Schriftmäßigkeit davon weist nach Schwarz IV, 1122; aus Zeugnissen der Kirchenväter zeigt es Heim III, 654.

Gegen die Brodverwandlungslehre zeugen Kirchenvater Irenäus III, 1212; Kirchenvater Augustinus IV, 1224. 1225; Papst Leo I. IV, 1224; Papst Gelasius: IV, 1225; John Wiclef I, 830; Lord Cobham I, 838; Luther II, 1 Abth. 146; Gilles Tillemann III, 463. Abendmahlislehre der h. Schrift II, 1. Abth. 62. Wahre Gegenwart des Leibes Christi im h. Abendmahl,

Bucer II, 1. Abth. 281. Bischof Ridley II, 2. Abth. 413.
 Calvins Abendmahlslehre II, 2. Abth. 117. Das Concil
 zu Elvira versagt einigen Classen von Sündern auf dem
 Sterbebette, auch wenn sie bußfertig seyen, das h.
 Abendmahl IV, 1236. Das Concil zu Ancyra, das 1. nicä-
 nische und 2. aurelianische Concil gestatten es allen buß-
 fertigen Sündern auf dem Sterbebette IV, 1236.

Abdhaikla I, 357.

Ablasß. Widerlegt von Joh. Wessel I, 825 f; John Wickef
 I, 829; Joh. Huf I, 856; Luther II, 1. Abth. 113;
 Zwingli II, 1. Abth. 209. Tetzels Ablasshandel II, 1. Abth.
 112. 260. Samsons Ablasshandel II, 1. Abth. 249. My-
 conius über den Ablasshandel II, 1. Abth. 260. Gegen die
 Lehre von überflüssigen guten Werken: Kirchenvater Augu-
 stinus IV, 1222. 1223. Papst Leo I.: IV, 1223.

Ausführliche Widerlegung der Irrlehre vom Ablass
 IV, 1322; Geschichte der Irrlehre IV, 1325.

Ablasß, Luthers 95 Sätze gegen den, (31. Okt.) II, 1. Abth. 113.

Abraham, der Erzvater, (20. Dec.) IV, 1246.

Abbyssinien, Mission in, I, 374. III, 792.

Adhatius (29. März) I, 195.

Acton, Robert I, 841.

Adalbert von Prag, (23. April) I, 642.

Adelheid, Kaiserinn (16. Dec.) III, 711.

Adrian, ein Maler III, 484.

Aedesius (8. April) I, 318.

Aedesius von Tyrus I, 374.

Aedwin I, 517.

Aemilius (22. Mai) I, 186.

Aemilius, Arzt I, 503.

Afra und ihre Gefährten (7. Aug.) I, 286.

Agapet, Papst, IV, 1237.

Agatha I, 234.

Aglæ I, 326.

Agnes (21. Jan.) I, 275.

Aidan (31. Aug.) I, 516.

Alardus, Franziskus (17. Mai) III, 588.

Alba, Martialis II, 2. Abth. 166.

Alban I, 281.

Albigenfer I, 688.

Alençon, Wilhelm von II, 2. Abth. 187.

Alexander aus Lyon I, 153.

„ aus Phrygien I, 149.

„ der Köhler I, 204.

„ Bischof von Jerusalem (18. März) I, 191.

„ Bischof von Alexandrien I, 345.

„ III., Papst: IV, 1239.

„ V., „ : IV, 1243.

Alexandria I, 310.

Alexandrien, Märtyrer in, I, 189.

Aleris III, 449.

Alfred der Große (29. Okt.) I, 615. Er fordert die Bibel auch für Laien I, 621.

Algieri, Pomponio (21. Febr.) II, 1. Abth. 398. Der Werk- gerechtigkeit stellt er die Gerechtigkeit aus dem Glauben gegen- über II, 1. Abth. 398.

Allbright, Anna II, 2. Abth. 449.

Allen, Rose (29. April) II, 2. Abth. 474.

Allyn, Edmund II, 2. Abth. 475.

Alphäus (17. Nov.) I, 315.

Altbrittische Kirche II, 2. Abth. 274.

Altieri, Baldassare II, 1. Abth. 406.

Altrannstädter Convention durch Karl XII.: III, 632.

Altpius I, 476.

Amandus (6. Febr.) I, 538.

Ambrosimus (13. Nov.) I, 368.

Ambrosius I, 209.

Ambrosius, Bischof (4. Mai) I, 435. Er zeugt gegen die Sünden- vergabung durch Priester IV, 1215. Die Fürsprache der Heiligen, auch der Maria ist nicht nöthig IV, 1215. Der Gottesdienst soll in der Volkssprache gehalten werden IV, 1214. Er verwirft die Verfolgung der Keger II, 2. Abth. 2. 3. Er legt dem Kaiser Theodosius öffentliche Kirchenbuße auf I, 441. Nicht auf Petri Person, sondern auf Petri Glauben hat Christus seine Kirche gegründet IV, 1215.

Amedus II, 1. Abth. 338.

Ammon I, 190.

Amoureux, P II, 2. Abth. 255.

Ampelius I, 295.

Amphibalus I, 281.

Anderson, Lorenz III, 115. 118. 121.

Andrea, Maria, geb. Moser (8. Febr.) III, 827.

Andreas, Apostel (30. Nov.) I, 51.

Andreas, Wilhelm III, 7.

Andreosia III, 448.

Angelsachsen, Mission unter den, I, 510.

Anglus, II, 2. Abth. 255.

Angrogna, Waldenser zu, III, 169.

Anhalt, Wolfgang Fürst zu, (23. März) II, 1. Abth. 309.

Anicet, Bischof zu Rom I, 136.

Anna aus dem Hofe (31. Juli) III, 528.

Anselmus von Canterbury (21. Apr.) I, 701. Er lehrt den genugthuenden Gehorsam Christi III, 704, verwirft die Fürsprache der Heiligen IV, 1215, lehrt die Erbsünde der Maria IV, 1228; nicht auf Petri Person, sondern auf Petri Glauben hat der Herr seine Kirche gegründet IV, 1215; er vertheidigt die Rechtfertigung aus dem Glauben I, 702.

Ansgarius (3. Febr.) I, 600.

Ansted, Rupert III, 641.

Answer, I, 659.

Anteros I, 174.

Anthimus I, 248.

Anthusa, Mutter des Chrysostomus I, 451.

Antoninus Pius, Kaiser, I, 128.

Antonius v. Exerjes III, 203.

Donio Paleario s. Paleario.

Apokryphische Bücher. Sie sind den kanonischen Büchern nicht gleich zu achten: Kirchenvater Hieronymus I, 466. IV, 1220. Kirchenvater Cyrillus IV, 1215; Kirchenversammlung zu Laodicea IV, 1235. Bischof Birmin III, 707. Die 3. Kirchenversammlung zu Carthago IV, 1235 nimmt die meisten, die tridentinische Kirchenversammlung IV, 1235 nimmt alle apokryphischen Bücher als kanonisch an.

Apollonius I, 159.

Apologie der Augsburg. Confession II, 1. Abth. 174.

Appianus (3. Apr.) I, 318.

Aprice, Johann II, 2. Abth. 358.

Archer II, 2. Abth. 286.

Ardeley, John II, 2. Abth. 387.

Arctas (24. Okt.) I, 507.

Arias, Dr., Garfias, der Weiße, II, 1. Abth. 373.

Aristo I, 188.

Arius I, 343.

Armen- und Krankenhäuser, von König Eduard VI. gestiftet, auf Bischof Ridley's Vorschlag II, 2. Abth. 409; von Odilia III, 699; von Churfürstin Luise v. Brandenburg III, 841; von Francke III, 885; gefördert von Elisabeth IV, 1202.

Arnaud, Heinrich III, 182.

Arndt, Johann (11. Mai) III, 772.

Arthur, M. II, 2. Abth. 287.

Asklepiades I, 198.

Asterius I, 241.

Astier, Gabriel III, 555.

Astorius I, 239.

Ater I, 189.

Athanasius (2. Mai) I, 397. Er lehrt die Vollständigkeit der h. Schrift als Regel und Richtschnur des christlichen Glaubens und Lebens IV, 1214; auch die Laien müssen sie lesen IV, 1214; er verwirft die Verfolgung der Ketzer II, 2. Abth. 2. 3.

Attalus I, 149.

Aufwiegelung der Unterthanen gegen ihre Oberkeiten durch die Römischen, so durch Borromeo III, 447. durch Robustelli III, 448.

Augsburgische Confession (25. Juni) II, 1. Abth. 169.

Augurius I, 231.

Augusta, Johann III, 131.

Augustinus von Canterbury (26. Mai) I, 510.

Augustinus, Bischof von Hippo (28. Aug.) I, 471, ist gegen die Lehre vom Schätze von überflüssigen guten Werken IV, 1222. 1223; gegen die Brodverwandlungslehre IV, 1224. 1225; gegen die Irrlehre von der Sündenvergebung durch Priester IV, 1224; verwirft die Bilderverehrung IV, 1224; lehrt die Vollständigkeit der h. Schrift als Regel und Richtschnur des christlichen Glaubens und Lebens IV, 1221. 1224; verwirft die Fürsprache der Heiligen IV, 1220; lehrt die Erbsünde der Maria IV, 1222; lehrt gegen Pelagius die Rechtfertigung durch den Glauben I, 481; nicht auf Petri Person, sondern auf Petri Glauben hat Christus die Kirche gegründet IV, 1221; Zeichen der wahren Kirche ist die Uebereinstimmung mit der h. Schrift IV, 1221; er verwirft die Irrlehre vom Fegfeuer IV, 1222, die Verfolgung der Ketzer II, 2. Abth. 2. 3.

Aurelius von Cordova (27. Juli) I, 593.

Autbert I, 604.

Avellanius, Christobal II, 1. Abth. 340.

Avignon, Franz Lambert von, II, 2. Abth. 261.

Azades I, 363.

B.

Babby, Johannes I, 836.

Babylas I, 193.

Baden, Religionsgespräch zu II, 1. Abth. 221.

Baena. Isabella de, (10. Febr.) II, 1. Abth. 363.

Bagneau, Bartholomäus II, 2. Abth. 255.

Bahil, Matthias (14. Jul.) III, 277.

Baillly, Johanna II, 2. Abth. 156.

Baldechon III, 471.

Balsamus, Petrus I, 332.

Bamford, William II, 2. Abth. 388.

Baranyai, Franz von III, 263.

Baptista, Johann III, 450.

Barbeville, Johann II, 2. Abth. 222.

Barnabas (11. Juni) I, 87.

Barnes, Robert II, 2. Abth. 288.

Bartholomäus, Apostel, (24. Aug.) I, 56.

" " III, 203.

Bartholomäusnacht in Halberstadt (4. Sept.) III, 314.

" " " Paris (24. Aug.) II, 2. Abth. 245.

Bartoccio, Bartholomäus (12. Okt.) II, 1. Abth. 453.

Basilides I, 165.

Basilius, der Große (14. Juni) I, 418, lehrt die Vollständigkeit der h. Schrift als Regel und Richtschnur des Christlichen Glaubens und Lebens IV, 1214; der Gottesdienst soll in der Volkssprache gehalten werden IV, 1214.

Basso III, 448.

Bassus I, 188.

Batallius, Bertrandus II, 2. Abth. 202.

Bathilde (30. Jan.) I, 536.

Batorfesz, Stephan III, 234.

Bauernkrieg II, 1. Abth. 140.

Bayfield II, 2. Abth. 318.

Bayley II, 2. Abth. 290.

Beauvais II, 2. Abth. 245.

Becaudelle, Maria II, 2. Abth. 146.

Beck, Johann (19. Jan.) IV, 1013.

Beck, Johann, gen. Pistorius III, 454.

Beda, der Ehrwürdige (28. Mai) I, 551, lehrt die Erbsünde der Maria IV, 1227.

Beichte (Ohrenbeichte). Wider die Irrlehre von der Sündenvergebung durch Priester zeugen: Kirchenvater Cyprian IV, 1212; Kirchenvater Ambrosius IV, 1216; Kirchenvater Chrysostomus IV, 1219; Kirchenvater Augustinus IV, 1224. Kirchenvater Chrysostomus widerlegt die Nothwendigkeit der Ohrenbeichte I, 463. Papst Leo I.: IV, 1224. Leonhard Kayser's Bekenntniß von der Beichte II, 1. Abth. 49; Constantin Foncius, Beichte eines Sünders II, 1. Abth. 381. 382.

Benedikt XIII, Papst, bricht seinen Eid IV, 1239. 1240.

Benezet, Franz III, 584.

Benjamin I, 470.

Berentsch, die ungar. Bekenner im Kerker zu III, 234.

Bergier, Petrus II, 2. Abth. 183.

Bern, Religionsgespräch zu II, 1. Abth. 257.

Bernhard I, 707.

Bernhard von Clairvaur (20. Aug.) I, 717, geißelt die Verjunkenheit der römisch-katholischen Kirche I, 723; lehrt die Rechtfertigung aus dem Glauben I, 720; die Erbsünde der Maria IV, 1229.

Berquin, Ludwig von (31. Mai) II, 1 Abth. 88.

Bertha I, 511.

Bertha oder Bertrada I, 579.

Beschneidung und Namensgebung Jesu (1. Jan.) IV, 1306.

Bettelmonche I, 827.

Beverley, Johann I, 841.

Beza, Theodor (13. Okt.) III, 756; er erklärt die evangelische Lehre von den guten Werken III, 762; ebenso vom freien Willen III, 763; zeigt, wie man die Kirchenväter gebrauchen soll III, 763.

Beziers, Blutbad von I, 690.

Bibel. Vollständigkeit und Genugsamkeit der h. Schrift als Regel und Richtschnur des christlichen Glaubens und Lebens. Diese lehren: Kirchenvater Athanasius IV, 1241; Kirchenvater

Vasilius IV, 1214; Kirchenvater Chrysostomus IV, 1217; Kirchenvater Ambrosius IV, 1216; Kirchenvater Hieronymus IV, 1220; Kirchenvater Augustinus IV, 1221 und 1224; Papst Leo I.: IV, 1224; die 2. allgemeine Kirchenversammlung zu Constantinopel IV, 1231; die 3. allgemeine Kirchenversammlung zu Ephesus IV, 1232; Lefevre II, 2. Abth. 16; Bischof Birmin III, 707; Luther II, 1. Abth. 131; Beza III, 763.

Bibel=Lesen. Alle Menschen, auch die Laien müssen die Bibel lesen: Kirchenvater Chrysostomus I, 458. IV, 1217; Kirchenvater Hieronymus I, 466; Kirchenvater Athanasius IV, 1214; Papst Gregor I.: IV, 1226; Isidorus von Belusium IV, 1226; Bischof Theophylakt IV, 1227; Bernhard von Clairvaux IV, 1229; Thomas von Kempen IV, 1230; Papst Pius VI.: IV, 1230; Kirchenvater Origenes empfiehlt ihr Studium I, 209. Auf das Bibellesen dringen Gerhard Groot I, 798; Gerhard von Zutphen I, 805; Joh. Willef I, 830; Erasmus II, 2. Abth. 284; Tyndale II, 2. Abth. 309.

Der hebräische und griechische Urtext, nicht die Vulgata, soll der Erklärung der Schrift zu Grunde liegen: Kirchenvater Hieronymus IV, 1219.

Bibel=Uebersetzung Luthers II, 135. 182. III, 295.

Biblias I, 145.

Bibliopola, Georg III, 196.

Bilder-Verehrung. Sie wird verworfen von Kirchenvater Lactantius IV, 1213; von Kirchenvater Epiphanius IV, 1217; von Kirchenvater Augustinus IV, 1224; von der Kirchenversammlung zu Elvira IV, 1233; von Papst Leo I.: IV, 1224; von der allgemeinen Kirchenversammlung (im J. 754) zu Constantinopel IV, 1234; von der Kirchenversammlung zu Frankfurt a. M. IV, 1234; von der Kirchenversammlung zu Paris IV, 1234. Die 2. Kirchenversammlung zu Nicäa dagegen verordnet die Verehrung der Bilder IV, 1234; ebenso die tridentinische Kirchenversammlung IV, 1234. Es zeugt ferner dagegen Schwarz IV, 1121. Kaiser Karl, der Große, verbietet die Bilderverehrung I, 584. Claudius von Turin widerlegt sie I, 590; Zwingli II, 1. Abth. 218. Gründe der Heiden für ihren Bilderdienst IV, 1122. Die syrisch-ostindische Kirche verehrt keine Bilder I, 672. Widerlegung des Bilderdienstes (1. Nov.) IV, 1319.

Bilek, Jan III, 133.

Bilney, Thomas (10. Nov.) II, 2. Abth. 283.

Bilz, Herr von III, 143.

Blaarer, Margaretha (27. Nov.) II, 2. Abth. 493.

Blaarer, Thomas und Ambrosius II, 2. Abth. 494.

Blasadder, Johann (18. Jan.) III, 96.

Blanc, Moriz III, 157.

Blanchon, Johann III, 177.

Blandina (2. Juni) I, 150.

Blondel, Octavianus II, 2. Abth. 158.

Bluthochzeit, Pariser (24. Aug.) II, 2. Abth. 245.

Böhmische Brüder I, 880; III, 131.

Böhmische Glaubenszeugen vor Huß I, 844.

Böhnisch, Friedrich (19. Jan.) IV, 1013.

Bogaris I, 612.

Bogner, Bartholomäus III, 214.

Boharquia, Johanna und Maria de II, 1. Abth. 363.

Bond, Thomas II, 2. Abth. 286.

Bonifacius I, 326.

Bonifacius, der Apostel der Deutschen (5. Juni) I, 553. Er tadelt den Papst Zacharias wegen Simonie I, 562.

Bonn, zwei Prediger, Märtyrer in III, 379.

Bora, Catharina von II, 1. Abth. 154.

Borhiday, Niklas III, 252.

Bourelli III, 562.

Bourlet, Stephan II, 2. Abth. 146.

Bourg, Johann dü II, 2. Abth. 63.

Bourg, Anna von (23. Dez.) II, 2. Abth. 226.

Bradford, Johann (20. März) II, 2. Abth. 386.

Brenz, Johann (11. Sept.) II, 1. Abth. 319.

Breslau, die Evangelischen in III, 630.

Bresegna, Isabella Manricha von II, 1. Abth. 446.

Bretesche, de la II, 2. Abth. 253.

Bretta, Paula III, 450.

Brinkmann III, 378.

Brion, Herr von II, 2. Abth. 246.

Brixius, von Norden III, 381.

Brousson, Claudius, Prediger der Wüste (4. Nov.) III, 540.

Brown, Johann, der Edelmann I, 841.

„ Johann, von Alshford I, 842.

Brown, Thomas II, 2. Abth. 448.

- Brüder des gemeinsamen Lebens I, 797.
 Brüdergemeinde IV, 931.
 Brugière, Johann II, 2. Abth. 154.
 Brullius, Petrus (19. Febr.) III, 384.
 Brun, Stephan (22. Okt.) II, 2. Abth. 146.
 Brunnstadt, Pfarrer von II, 1. Abth. 40.
 Bruno, oder Bonifacius (14. Febr.) I, 654.
 Bucer, Martin (27. Febr.) II, 1. Abth. 276.
 Buddeus, Professor IV, 942. 1092.
 Budowa, Wenzel von III, 141.
 Buganyi, Niklas III, 236.
 Bugenhagen, Johann (20. April) III, 290.
 Bulgaren, Mission unter den I, 612.
 Bullinger, Heinrich (17. Sept.) III, 742; wird von der Pest
 beim Besuchen der Kranken angesteckt, III, 746.
 Bungay, Cornelius II, 2. Abth. 402.
 Burius, Johann III, 270.
 Buteve, der geistliche Bettler III, 678.
 Burton, Thomas Fowell IV, 1192.

C.

- Cabrières, Waldenser zu III, 157.
 Cäcilius I, 219.
 Calas, Jean (30. März) IV, 1052.
 Calepodius I, 174.
 Calirtiner (Utraquisten) I, 889.
 Calore, Johann II, 2. Abth. 251.
 Calvet, Magdalena III, 574.
 Calvin, Johannes (27. Mai) II, 2. Abth. 42.
 Calvin in Genf (19. Juli) II, 2. Abth. 66. Er hat nicht
 Servet's Feuer = Tod gewollt II, 2. Abth. 100; richtet die
 Kirchengucht ein II, 2. Abth. 90; Luthers Urtheil über Calvin
 II, 2. Abth. 120.
 Candidus I, 257.
 Canstein, Freiherr von, gründet eine Bibel = Anstalt III, 888.
 IV, 929.
 Canus, Alexander II, 2. Abth. 142.
 Caperon, Noel II, 2. Abth. 253.
 Caracalla, Kaiser I, 161.

- Caraccioli, Galeazzo von, Nefse des Papstes (6. Juni) II, 1. Abth. 427.
- Cardmaker, John II, 2. Abth. 387.
- Cargill, Donald III, 105.
- Carignau, Marcellin und seine Frau III, 169.
- Carnesecchi, Pietro (5. Okt.) II, 1. Abth. 424.
- Carpentarius II, 1. Abth. 43.
- Cassianus (3. Dez.) I, 292.
- Castelas, Waldenser zu III, 173.
- Castilla, Isabella de II, 1. Abth. 368.
- Castor I, 268.
- Castulus I, 268.
- Castus (22. Mai) I, 186.
- Catalina, Donna II, 1. Abth. 368.
- Catmer, Johanna II, 2. Abth. 449.
- Caturce, Johann (26. Juli) II, 2. Abth. 140.
- Causton, Thomas II, 2. Abth. 378.
- Cawches, Catharina II, 2. Abth. 469.
- Cazalla, Augustin (21. Mai) II, 2. Abth. 353.
- Cazes, Johann von (14. Mai) II, 2. Abth. 209.
- Cellarius III, 448.
- Ceremonien. Sie brauchen nicht überall gleichförmig zu seyn:
Trenäus I, 163; Papst Gregor I.: I, 514.
- Chamberlain, Nicolaus II, 2. Abth. 388.
- Chartier II, 2. Abth. 253.
- Chastellain, Johann (12. Jan.) II, 1. Abth. 19.
- Chovesia, Franziska II, 1. Abth. 340.
- Chieti, die sechs ungarischen Befenner zu III, 254.
- China, Mission in I, 768.
- Christenverfolgungen unter Nero I, 107; unter Domitian I, 110; unter Trajan I, 117; unter Septimius Severus I, 161; unter Decius I, 176; bis zum Tode Valerians I, 203; unter Diocletian I, 244; in Europa I, 256; in Afrika I, 292; in Asien I, 302; unter Julian I, 382.
- Christian III. von Dänemark (16. Jan.) III, 725. Seine Krönung durch Bugenhagen III, 304. 733.
- Christian VI. König von Dänemark IV, 942.
- Christiana oder Numia (15. Dez.) I, 351.
- Christina I, 266.
- Christophorus I, 192.

Christtag, der heilige (25. Dez.) IV, 1304.

Chronion I, 189.

Chrysostomus, Johannes (27. Jan.) I, 451; widerlegt die Ehrenbeichte I, 463; die Irrlehre von der Sündenvergebung durch Priester IV, 1218. 1219; lehrt, daß alle Menschen die Bibel lesen müssen I, 458; lehrt die Vollständigkeit der h. Schrift als Regel und Richtschnur des christlichen Glaubens und Lebens IV, 1217; Fasten ist kein verdienstliches Werk IV, 1218; er verwirft das Fegfeuer IV, 1218; die Verehrung der Bilder von Heiligen IV, 1218; nicht die Wunder sind Zeichen der wahren Kirche IV, 1217. Er widerlegt die Lehre von der Oberherrschaft des Papstes über die Kirche I, 464; lehrt, Paulus sey der größte unter den Aposteln IV, 1217; lehrt die Rechtfertigung aus Gnaden I, 463.

Cisneros, Leonore de II, 1. Abth. 357.

Citticus I, 166.

Claes, Wendelmuth III, 457.

Clarenbach, Adolph (28. Sept.) II, 1. Abth. 64.

Clark, Johann II, 2. Abth. 287.

Claudia I, 310.

Claudius I, 268.

Claudius von Aegea I, 241.

Claudius, Bischof von Turin (30. Aug.) I, 588; er lehrt die Rechtfertigung durch den Glauben I, 589; widerlegt die Oberherrschaft des Papstes über die Kirche und die Unfehlbarkeit desselben I, 589; stellt die Tradition unter Gottes Wort I, 589; widerlegt die Bilderverehrung I, 590.

Claydon, Johann I, 842.

Clemens, Flavius I, 110.

Clemens von Rom (23. Nov.) I, 113. Der Papst ist nicht das Oberhaupt der Kirche IV, 1211; er spricht die Rechtfertigung durch den Glauben aus I, 116; er nennt Christus: Gott I, 115.

Clemens VII, Papst verdammt den Gegenpapst IV, 1242.

„ VIII, Papst, IV, 1240.

„ XIV, Papst, hebt den Jesuiten-Orden auf IV, 1240.

Clement, Paul III, 178.

Clericus, Petrus II, 2. Abth. 151.

Clivet, Nicolaus (27. Sept.) II, 2. Abth. 220.

Cloet, Hermann Friedrich von III, 380.

Cobham, Lord, John Oldcastle (5. Juli) I, 837.

- Coccicao, Maria von III, 191.
 Codauf, Valentin III, 144.
 Coct, Anemond de, II, 2. Abth. 23.
 Cölestin III, Papst IV, 1242.
 Cölibat, von dem allgemeinen Concil zu Constantinopel 692
 verworfen IV, 1226.
 Cöln, die Evangelischen in, III, 377.
 Coligny, Gaspar de, (23. Aug.) II, 2. Abth. 234.
 Colonna, Viktoria, Markgräfinn II, 1. Abth. 446.
 Columba (11. Apr.) I, 508.
 Columbanus (21. Nov.) I, 521.
 Comel, Maria de, II, 1. Abth. 363.
 Comenius, Johann Amos (15. Okt.) III, 144.
 Commodus, Kaiser I, 159.
 Compaktaten, Baseler I, 885.
 Concordienformel III, 434.
 Conrad, Bischof (26. Nov.) I, 635.
 Constans, Kaiser I, 403.
 Constantin I, 202.
 Constantin, der Große, Kaiser (23. Mai) I, 339.
 Constantina, Martha, Ehefrau von Barral III, 176.
 Constantinopel, 80 Märtyrer von I, 388.
 Constantius Chlorus, Kaiser I, 245.
 Constantius, Kaiser I, 403.
 Constantius, Prediger zu Hispallis II, 1. Abth. 338.
 Conth, Markgraf von, II, 2. Abth. 246.
 Corbinian (8. Sept.) I, 547.
 Corbière III, 555.
 Cornelius I, 30.
 „ „ Bischof von Rom I, 211.
 „ „ Claus III, 502.
 Couleur, Franz II, 2. Abth. 256.
 Coudin, Barthélemy III, 171.
 Coverdale, Miles II, 2. Abth. 316.
 Cranach, Lucas III, 361.
 Cranmer, Thomas, Erzbischof (21. März) II, 2. Abth. 450.
 Credula I, 188.
 Crescenz I, 128.
 Crispina (5. Dec.) I, 297.
 Gros, Arent de, (17. Juni) III, 506.
 Croyet, Quentin II, 2. Abth. 250.

Cunningham, Missionar III, 688.

Cupertino, Baldo II, 1. Abth. 406.

Cyriaci, Martin III, 196.

Cyprianus, Tascius Cäcilius, Bischof (14. Sept.) I, 218; kennt kein Fegfeuer IV, 1212; ist gegen die Irrlehre der Sündenvergebung durch Priester IV, 1212; der Papst ist nicht Oberhaupt der Kirche I, 226. IV, 1212; er verwirft die Tradition I, 226; der Märtyrertod darf nicht gesucht werden I, 220; er verwirft die Verfolgung der Ketzer II, 2. Abth. 2. 3; übertriebene, aber auch laie Kirchenzucht ist nicht die wahre I, 225 f.; drei Kirchenversammlungen unter ihm in Afrika erklären die Ketzer-taufe für ungültig. IV, 1235.

Cyrillus, Kirchenvater, verwirft die Tradition IV, 1215; Apokryphen sind den kanonischen Büchern nicht gleich zu achten IV, 1214; er zeugt gegen das Fegfeuer IV, 1215.

Cyrillus, ein Knabe I, 233.

Cyrillus von Thessalonich (9. März) I, 612.

Czegledy, Peter III, 234.

D.

Dänemark, Mission in I, 600.

Dagila I, 505.

Dalaber, Anthony II, 2. Abth. 287.

Dangerfield, Wilhelm II, 2. Abth. 474.

Daniel I, 371.

Datira I, 503.

Dativ (11. Febr.) I, 294.

„ I, 216.

Dauz, Peter III, 449.

David, König (29. Dec.) IV, 1263.

David, Christian (19. Jan.) IV, 1013; lehrt die Rechtfertigung durch den Glauben IV, 1061.

Decius, Christenverfolgungen unter, I, 176. 197.

Deinoch I, 515.

Deo gratias I, 497.

Demetrius, Bischof von Alexandrien I, 208.

Destailleur, Hugo III, 499.

Desubas, Matthias (2. Febr.) III, 579.

Deutschland, noch einige Märtyrer in, III, 289.

Devay, Matthias (16. März) III, 204.

Diakon. Stephanus ein solcher I, 6.

Diakonissen I, 118; I, 456; IV, 1206.

Diaz, Johannes (27. März) II, 1. Abth. 345.

Didymus (29. Febr.) I, 299.

Digna I, 287.

Diofletian, Christenverfolgungen unter, I, 244.

Dionys I, 202.

Dionysia I, 503.

Dionysius Areopagita (9 Okt.) I, 113.

Dionysius, Bischof I, 189.

Dioskorus, der Knabe (14. Dec.) I, 189.

Dittmar I, 730.

Dober, Leonhard (21. Aug.) III, 944. 999.

Dolanscius I, 889.

Domenico della Casa Bianca, oder Domenicus a domo alba II, 1. Abth. 390.

Dominicus, Stifter des Dominikaner-Ordens I, 689.

Dominikaner spielen Betrug mit Wundern II, 1. Abth. 246.

Domissents Balduin III, 498

Domitian, Kaiser, Christenverfolgungen unter, I, 110.

Domitilla, Flavia, die ältere und jüngere I, 110.

Domnina I, 241.

Donata I, 166.

Donatian (24. Mai) I, 262.

Donatus I, 188.

„ I, 483.

Dongnon, Wilhelm de, II, 2. Abth. 198.

Dorzecki, Procopius III, 144.

Dour, Philippe le II, 2. Abth. 248.

Draendorf, Johann von I, 700.

Dragonaden in Frankreich III, 532.

Dreieinigkeit. Gottheit Christi, von Arius geläugnet, von Athanasius und dem nicänischen Concil vertheidigt I, 343 ff. Ebenso wird die ewige Gottheit Christi von dem Adoptianismus in Spanien geläugnet, auf der Kirchenversammlung zu Regensburg und von Alkuin vertheidigt I, 584. Schon Clemens von Rom nennt Christus Gott I, 115. Die Dreieinigkeit wird geläugnet von Servet II, 2 Abth. 96. Die wahre Gottheit des h. Geistes wird geläugnet von Macedonius, anerkannt von der zweiten allgemeinen Kirchenversammlung zu Constantinopel IV, 1231.

Driver, Alice II, 2. Abth. 484.

Dryander, Franz und Jayme II, 1. Abth. 350

Duma I, 507.

Durand, Peter III, 567.

Dymonetos, Matthäus II, 2. Abth. 283.

G.

Gagles, Georg II, 2. Abth. 480.

Gabbo I, 659.

Gdilbert von Kent I, 511.

Eduard VI, König von England (11. Juli) II, 2. Abth. 323.

Ggede, Hans und seine Frau Gertrud (5. Nov.) III, 903.

Ggidius II, 1. Abth. 335.

Ghe. Ghe ein h. Stand, Niemanden zu verbieten I, 349; Bischof Baphnutius und der römische Mönch Jovinian I, 449. Kein Geistlicher soll „nach den alten Regeln der Apostel“ seine Frau verstoßen I, 448. Die Geistlichen der syrischen Christen in Ostindien leben in der Ehe I, 672. Der Celibat der Geistlichen verboten vom 2. trullanischen Concil zu Constantinopel IV, 1226. Die Ehe wird von Paulus nicht ein Sacrament genannt, sondern ein Geheimniß III, 524. Ein verhehlchter Priester könne die Sacramente nicht in rechter Weise verwalten, sagt die Synode zu Gangra I, 447. Die Ehe der Geistlichen wird von römischen Bischöfen und Cardinälen für eine größere Sünde erklärt, als die Hurerei II, 1. Abth. 38. Papst Innocenz VIII. hatte 16 uneheliche Kinder I, 696.

Eligius von Noyon (1. Dez.) I, 533.

Eliot, John (17. Febr.) III, 796.

Elisabeth, Churfürstinn von Brandenburg (10. Juni) II, 1. Abth. 289.

Elisabeth, Herzoginn von Braunschweig (25. Mai) II, 2. Abth. 486.

Elisabeth, Königin von Dänemark (31. Jan.) III, 721.

Elisabeth von Ungarn, Landgräfinn von Thüringen und Hessen (19. Nov.) I, 737.

Elisabeth von der Pfalz, Gemahlinn des Herzogs Joh. Friedr. von Gotha III, 409.

Emmeran (22. Sept.) I, 531.

- Engel. Engelfest (Michaelis) IV, 1311; Erzengel Michael IV, 1311; Anrufung der Engel ist schriftwidrig IV, 1314.
- England, Reformation in, II, 2. Abth. 273.
- Enzinas, Franz und Jayme, genannt Dryander, II, 1. Abth. 350.
- Eoban I, 567.
- Ephrem, der Syrer (9. Jul.) I, 415; spricht die Rechtfertigung aus dem Glauben aus I, 417.
- Epiphanius, Kirchenvater, lehrt die Erbsünde der Maria IV, 1216; verwirft die Verehrung der Bilder der Heiligen IV, 1217.
- Epipodius (22. Aug.) I, 153.
- Erasmus II, 1. Abth. 143, empfiehlt das Bibel-Lesen II, 2. Abth. 284. III, 391.
- Erbsünde. Kirchenvater Augustinus lehrt über sie, wie die evang. Kirche IV, 1222.
- Ernst, der Fromme, Herzog von Gotha (31. März) III, 783.
- Erscheinung Christi (Epiphania) (6. Jan.) IV, 1308.
- Esch, Johannes (1. Juli) II, 1. Abth. 1.
- Esch, Johann von, Ritter II, 2. Abth. 22.
- Eudoria, Kaiserin I, 453.
- Eugenius, Bischof zu Karthago (13. Jul.) I, 496.
" I, 128.
- Eugen IV., Papst, thut den Gegenpapst Felix V., und die Basler Kirchenversammlung in den Bann IV, 1242.
- Eulalia I, 264.
- Eulogius, der Diafon I, 231.
" von Cordova (27. Juli) I, 593.
- Eunomia I, 287.
- Euphemia I, 334.
- Euphrasia I, 310.
- Euplius I, 273.
- Eusebius, Bischof von Emesa, Kirchenvater, lehrt die Erbsünde der Maria IV, 1213.
- Eusebius, Bischof von Cäsarea I, 347.
- Eutropia I, 287.
- Eperjes, Blutgericht zu III, 263.
- Ewald, die beiden (3. Okt.) I, 542.
- Exsuperius I, 257.



Faber, Carl II, 2. Abth. 166.

Fabian, Bischof (20. Jan.) I, 178.

Fanino, Faventino (3. Sept.) II, 1. Abth. 385.

Farel, Wilhelm (13. Sept.) II, 2. Abth. 28.

Farrar, Robert, Bischof (30. Dec.) II, 2. Abth. 383.

Fasten. Fasten ist kein verdienstliches Werk: Kirchenvater Chrysostomus IV, 1218. Gegen das Fasten: Arnold Monier II, 2. Abth. 209. Gottfried von Hamelle III, 524.

Faut, Max III, 221.

Febvre, Isaaß le (13. Juni) III, 535.

Feldgottesdienste, schottische III, 99.

Fegfeuer. Die Irrlehre vom Fegfeuer widerlegen: Kirchenvater Cyprian IV, 1212; Kirchenvater Chrysostomus IV, 1218; Kirchenvater Cyrillus IV, 1215; Kirchenvater Augustinus IV, 1222; Papst Gregor I.: IV, 1227. Die syrisch-ostindischen Christen kennen es nicht I, 672. Dagegen zeugen auch Heuglin II, 1. Abth. 42; Leonh. Kayser II, 1. Abth. 50; Clarenbach II, 1. Abth. 69. 75; Gilles Tillemann III, 463; Gottfried von Hamelle III, 524.

Felicitas mit ihren sieben Söhnen I, 128.

von Carthago (7. März) I, 167.

Felix I, 128.

„ von Nola, (14. Jan.) I, 181.

„ I, 216.

„ Bischof von Thibaris I, 252.

„ Oskavius I, 295.

„ von Abbirita I, 500.

„ „ Cordova (27. Juli) I, 593.

„ „ Nola I, 181.

Fernandez, Julianus (19. Dec.) II, 1. Abth. 370.

Fernando, Johannes II, 1. Abth. 372.

Filleul, Johann (15. Juni) II, 2. Abth. 191.

Fileti, Stephan III, 252.

Firmus I, 188.

Flavia Domitilla (7. Mai) I, 111.

Flavia Domitilla, die jüngere I, 112.

Flavius, Clemens I, 110.

Fleidl, Johann III, 651.

Fleisteden, Peter, Märtyrer zu Köln (28. Sept.) II, 1. Abth. 64.

- Fleure, Richard le (7. Juli) II, 2. Abth. 188, zeigt, welches die wahre katholische Kirche sey II, 2. Abth. 189.
- Flora von Cordova (27. Juli) I, 597.
- Florian (4. Mat) I, 291.
- Floßer, Christoph III, 381.
- Floutier III, 562.
- Föbdius, Virgil III, 220,
- Folks, Elisabeth II, 2. Abth. 477.
- Foncius, Constantin (1. Okt.) II, 1. Abth. 377, gibt die Beichte eines armen Sünders II, 1. Abth. 381. 382.
- Forge, Etienne de la II, 2. Abth. 63.
- Forrest, Thomas III, 4.
- Fortuna I, 188.
- Fortunio I, 188.
- Foster, Isabel II, 2. Abth. 449.
- „ „ Martin III, 144.
- Fox, Richard II, 2. Abth. 290.
- Fraissinière I, 694.
- Francke, August Hermann (8. Juni) III, 874.
- Franckenstein, die Evangelischen in, verfolgt III, 626.
- Frankreich, Reformation in II, 2. Abth. 13.
- „ „ „ „ Verfolgungen in III, 531.
- „ „ „ „ Waldenser in III, 150.
- Franziskus von Assisi I, 744.
- Fridolin I, 522.
- Friedrich, der Weise, von Sachsen (5. Mai) II, 1. Abth. 91.
- Friedrich III., Churfürst von der Pfalz (26. Okt.) III, 401.
- Friedrich IV., König von Dänemark III, 807, gründet die ev. Mission in Trankebar III, 808; die Mission unter den Finnen und Lappen III, 895; die grönländische Mission III, 905.
- Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, nimmt die Salzburger Emigranten auf III, 639. 642. IV, 959; nimmt sich Zinzendorfs an IV, 955.
- Fritigild, Königin (1. April) III, 693.
- Fructuosus, Bischof (11. Jan.) I, 231.
- Fructus I, 188.
- Frumentius (27. Okt.) I, 372.
- Fry, Elisabeth (14. Okt.) IV, 1189; sie bildet Diaconissen aus IV, 1206.
- Fryth, Johann II, 2. Abth. 298.

G.

Gadiabes I, 368.

Galerius, Kaiser I, 245. 338.

Galimar, Leouhard II, 2. Abth. 161.

Gallienus, Kaiser I, 238.

Gallus, Kaiser I, 203.

Gallus, Missionar (16. Okt.) I, 527.

Galster II, 1. Abth. 202.

Gamba, Franz (21. Jul.) II, 1. Abth. 295.

Gapp, Andreas von Gappenberg III, 637.

Gardener, Wilhelm III, 187.

Garret, Thomas II, 2. Abth. 289.

Gaspard, Prophet III, 563.

Gautbert I, 608.

Gebet. Melanchthons Erklärung von Gebeten II, 1. Abth.

191. Luther betet den Melanchthon gesund II, 1. Abth.

194, und den Myconius II, 1. Abth. 268.

Gefangenen-Besserung fördert Howard IV, 1031. Elisab. Fry IV, 1195.

Geffert III, 314.

Gelasius, Bischof von Rom, ist gegen die Brodverwandlungslehre IV, 1225; das Abendmahl müsse unter beiden Gestalten genommen werden, das Wegnehmen der einen Gestalt sey ein ungeheurer Gottesraub IV, 1225.

Gemeinschaft mit Christo (geistliche) II, 2. Abth. 399. 363. II, 1. Abth. 399.

Genesius, Anna Aldeberta II, 2. Abth. 178.

Genf, 5 Märtyrer von (23. Sept.) II, 2. Abth. 202.

Genou, Martin II, 2. Abth. 256.

Genugthuender Gehorsam Christi: Anselm von Canterbury I, 704; Beza III, 762.

Georg, der Ritter (23. Apr.) I, 306.

Georg, der Zinngießer III, 509.

Georgius von Cordova (27. Juli) I, 593.

Gerengel, Simon III, 217.

Gerhard von Zutphen (4. Dec.) I, 804.

Germanicus I, 138.

Germain, Edikt von St. II, 2. Abth. 237.

Ghesse, Georg von (13. März) II, 1. Abth. 410.

Gill, Johann, (Dr. Egidius) (18. Dec.) II, 1. Abth. 335.

- Girard, Catelan III, 163.
 Giraub, Johann I, 694.
 Gislemar I, 605.
 Glaz, die Evangelischen in, verfolgt III, 624.
 Gleba, Balthasar III, 197.
 Glover, Robert II, 2. Abth. 400.
 Glaubensbekenntniß der franzöf. evang. Kirche II, 2. Abth. 235.
 Goar, Missionar I, 521.
 Goch, Johann von (28. März) I, 814 widerlegt die Unfehlbarkeit des Papstes I, 817; lehrt die Rechtfertigung aus dem Glauben I, 816.
 Gonin, Martin III, 160.
 Gonzaga, Julia, Herzoginn von Trajetto II, 1. Abth. 446.
 Gonzalez, Johannes (24. Sept.) II, 1. Abth. 361.
 Gooch, Alexander II, 2. Abth. 484.
 Goodman II, 2. Abth. 290.
 Googe, Johann I, 842.
 Gordius von Cäsarea (3. Jan.) I, 321.
 Goshert, Herzog I, 540.
 Gotfch, Michael III, 249.
 Gottesdienst. Der Gottesdienst soll in der Landessprache gehalten werden: Kirchenvater Basilius IV, 1214; Kirchenvater Ambrosius IV, 1216. So geschah es in Mähren I, 814. Dies lehren: Tauler I, 785; die Brüder des gemeinsamen Lebens I, 802; die Waldenser I, 683.
 Gottesfreunde I, 781.
 Gottschalk, König (9. Juni) I, 656.
 Gout, Stephan III, 505.
 Gragentius I, 507.
 Grange, Petrus de la II, 2. Abth. 255.
 Gratian, Kaiser I, 437.
 Gravot, Stephan II, 2. Abth. 235.
 Gravelle, Taurin (27. Sept.) II, 2. Abth. 220.
 Green, Bartholemäus II, 2. Abth. 447.
 Gregor, der Waldenser II, 2. Abth. 220.
 Gregor I., Papst, I, 511. Er lehrt: Jeder muß die h. Schrift lesen IV, 1226; Niemand darf sich Bischof der Bischöfe nennen IV, 1227. Er ist gegen das Fegfeuer IV, 1227. Die Kirchengebräuche brauchen nicht in den verschiednen Ländern gleichförmig zu seyn. I, 514.

Gregor II., Papst, IV, 1237.

„ III. „ IV, 1239.

„ VII., Papst, IV, 1236.

„ XII. „ bricht seinen Eid IV, 1239. 1240.

„ XIII. „ läßt eine Denkmünze schlagen zu Ehren
der Pariser Bluthochzeit. II, 2. Abth. 258.

Gregor Thaumaturgus I, 204.

Gregor v. Nyssa I, 206. 420.

Gregori (12. März) III, 199.

Gregorius, der Erleuchter (18. Nov.) I, 353.

Gregor v. Nazianz, Vater I, 412.

Gregorius v. Nazianz, Sohn (12. Mai) I, 429; lehrt
gegen die Irrlehre von der unbefleckten Empfängniß Mariä
IV, 1215.

Gregor von Utrecht (11. Aug.) I, 566.

Gregor, der böhmische Bruder I, 887.

Green, Bartholomäus II, 2. Abth. 447.

Grenier, die drei Edelleute (25. Febr.) IV, 1048.

Grey, Johanna (12. Febr.) II, 2. Abth. 336.

Grönländische Mission von Egede (5. Nov.) III, 905.

Grönländische Mission der Brüder = Gemeinde (19. Jan.)
IV, 1013.

Groot, Gerhard (30. April) I, 794; dringt auf's Bibellefen
I, 798.

Großhead, Robert, Bischof (10. Okt.) I, 756; zeigt das Ver-
derben des päpstlichen Stuhls I, 757; leitet von Gottes
Gnade alles Gute im Menschen her I, 760.

Grubenheimer I, 888.

Gründler, Joh. Ernst, Missionar in Trankebar III, 812.

Grumbach, Argula von (14. April) II, 1. Abth. 289.

Grynäus, Simon III, 195.

Guchsciatazades I, 356.

Guirlando Giulio (15. Sept.) II, 1. Abth. 407.

Gurney, Joseph IV, 1192.

Gustav Adolph, König von Schweden (6. Nov.) III, 596.

Gutbrodt III, 649.

Guthrie, Jakob (15. Juni) III, 80.

S.

Sabidus I, 302.

Hadrian, Kaiser I, 127.

- Halberstadt, Barthelomäusnacht in (4. Sept.) III, 314.
 Haller, Bertold (26. Febr.) II, 1. Abth. 245.
 Hamelle, Gottfried von (23. Juli) III, 522; lehrt gegen das
 Fegfeuer III, 524; gegen das Fasten III, 524; gegen die An-
 rufung der Maria III, 524; gegen die Messe III, 523.
 Hamerken, Thomas (von Kempen) I, 808.
 Hamilton, Patrik (28. Febr.) II, 1. Abth. 81.
 Hananias I, 357.
 Hanna, die greise Prophetin (1. Sept.) IV, 1282.
 Harald I, 601.
 Harant, Graf von Rugenia III, 144.
 Haren Baron II, 2. Abth. 251.
 Harris, Missionar III, 689.
 Harfanyi, Stephan, ungar. Märtyrer auf den Galeeren III, 233.
 Hatchets, Robert II, 2. Abth. 286.
 Hausgottesdienst, bei Spener III, 870; bei Wilberforce
 IV, 1170; bei Elisabeth Fry IV, 1194.
 Hawkes, Thomas II, 2. Abth. 387.
 Hawkins II, 2. Abth. 286.
 Hedinger, Joh. Reinhard, Hofprediger (28. Dez.) III, 818.
 Heidelberger Catechismus III, 405. 419.
 Heilige. Heilige nach der Erklärung der Apostel I, 3.
 Keine Mittlerschaft, keine Fürsprache der Heiligen ist bei Gott
 nöthig: Kirchenvater Ignatius IV, 1131; Kirchenvater
 Chrysostomus I, 462; IV, 1219; Kirchenvater Hierony-
 mus IV, 1220; Kirchenvater Augustinus IV, 1222; Kirchen-
 vater Ambrosius IV, 1215. Die Gemeinde zu Smyrna
 betet nur Gott an, liebt aber die Märtyrer I, 141. Die
 syrischen Christen in Ostindien rufen die Heiligen
 nicht an I, 672; eben so wenig die Waldenser I, 680.
 Gegen die Irrlehre von der Anrufung der Heiligen zeugen
 Leonh. Kayser II, 1. Abth. 50; Luther, 1. Abth. 144;
 Lambert II, 2. Abth. 264; Joh. Filleul II, 2. Abth. 194;
 A. Monier II, 2. Abth. 210; vgl. II, 2. Abth. 292; Gründe
 eines Franziskaners für die Heiligen II, 2. Abth. 292;
 Dagegen: Schwarz IV, 1121.

Irrlehre von der Verehrung der Heiligen, ihrer
 Reliquien und Bilder widerlegt (1. Nov.) IV, 1315 ff.

Um die Geister der Heiligen nicht zu beunruhigen,
 sollen keine Lichter auf dem Kirchhofe angezündet
 werden, beschließt die Synode von Elvira IV, 1236.

- Heim, Bartholomäus III, 652; das Abendmahl muß unter beiden Gestalten genommen werden III, 654.
- Heinrich IV. von Navarra II, 2. Abth. 260.
- „ ein Schneider III, 484.
- „ von Zütphen (11. Dec.) II, 1. Abth. 10.
- Hektor, Bartholomäus III, 164.
- Heliogabalus, Kaiser I, 174.
- Hely, Gregor III, 248.
- Herenäus I, 188.
- Herezuelo, Antonio (14. Aug.) II, 1. Abth. 357.
- Herigar I, 606.
- Hernandez, Julian von II, 1. Abth. 338.
- Hermann V., Churfürst von Cöln (15. Aug.) III, 365.
- Hermes I, 254.
- Heroe I, 189.
- Herrnhut IV, 933.
- Hertel III, 649.
- Hesß, Johann (7. Jan.) II, 1. Abth. 270.
- Heu, Balduin le III, 482.
- Heuglin, Johann (10. Mai) II, 1. Abth. 41; gegen das Fegfeuer II, 1. Abth. 42.
- Héwit, Andreas II, 2. Abth. 304.
- Hieronymus, Kirchenvater (30. Sept.) I, 464. Er lehrt: die Fürsprache der Heiligen ist nicht nöthig IV, 1220; der Papst ist nicht das Oberhaupt der ganzen Kirche IV, 1219; nicht die große Zahl der Glieder ist Zeichen der wahren Kirche IV, 1219; die Apokryphen sind den kanonischen Büchern nicht gleich zu achten I, 466; die h. Schrift ist vollständig als Regel und Richtschnur des christlichen Glaubens und Lebens IV, 1220; der hebräische und griechische Urtext, nicht die Vulgata muß der Erklärung der Bibel zu Grunde liegen IV, 1219.
- Hieronymus von Prag (30. Mai) I, 874.
- Higbed, Thomas II, 2. Abth. 378.
- Hilaria I, 287.
- Hilartanus I, 297.
- Hiller, Simson II, 1. Abth. 24.
- Hinsshaw, Thomas II, 2. Abth. 485.
- Hipparchus I, 302.
- Hippolytus I, 179.
- Hofft III, 649.
- Hohenleitner III, 653.

- Holland, Roger II, 2. Abth. 484.
 Honorius, Papst, erklärt sich für die monotheletische Ketzerei IV, 1242.
 Honter, Johann III, 214.
 Hooper, Johann, Bischof (9. Febr.) II, 2. Abth. 351.
 Hormisdas (8. Aug.) I, 467.
 „ Papst IV, 1237.
 Hofeus, Wilhelm (11. März) III, 496.
 Hosius, Bischof von Cordoba I, 346.
 Hostialit, Max III, 144.
 Hottinger, Claus II, 1. Abth. 202.
 Howard, John (20. Jan.) IV, 1030.
 Hugo von St. Viktor IV, 1228.
 Hunter, William (2. Okt.) II, 2. Abth. 374.
 Huß, Johann (6. Juli) I, 849; widerlegt den Ablass I, 856; fordert das Abendmahl in beiderlei Gestalt I, 853; Christus ist der alleinige König und Oberherr der Kirche I, 857.
 Hussiten I, 880.
 Hußti, Michael III, 254.
 Hy, Insel I, 509.

I.

- Ignatius, Bischof von Antiochien (1. Febr.) I, 122.
 Immanuel (1. Jan.) IV, 1306.
 Immenak, der grönländische Angefok IV, 1028.
 Indianer, Mission unter den nordamerikanischen IV, 1134.
 Ingenuuß I, 190.
 Innocenz I., Papst, erklärt das h. Abendmahl auch für Kinder nothwendig zur Seligkeit IV, 1241.
 Innocenz II., Papst IV, 1237.
 „ III., Papst, organisirt die blutigen Verfolgungen gegen die Abbigenser und Waldenser I, 687.
 Innocenz IV., Papst I, 757.
 „ VIII., Papst, hatte 16 uneheliche Kinder I, 696.
 Inquisition, römische (12. Dez.) I, 672. 692; II, 2. Abth. 1. Zerstörung des Inquisitions-Pallastes zu Madrid II, 2. Abth. 9. Die Kirchenväter Cyprian, Athanasius, Ambrosius, Augustinus u. a. verwerfen die Verfolgung der Kether II, 2. Abth. 2. 3.

Interim, Augsburger und Leipziger II, 1. Abth. 195; II, 2. Abth. 502; III, 354.

Irenäus, Bischof von Lyon (28. Juni) I, 162; lehrt, daß die Ceremonien brauchen nicht überall gleichförmig zu seyn, und straft den Bischof Victor zu Rom wegen seiner Verdammungssucht I, 163; verwirft die Tradition IV, 1212; ist gegen die Brodverwandlungslehre IV, 1212.

Irene I, 188.

Irland, Insel der Heiligen I, 491.

Irländisches Blutbad (23. Oct.) III, 662.

Isidorus von Pelusium IV, 1226.

Isidorus I, 189.

Italien, Reformation in II, 2. Abth. 385.

Jury, die Märtyrer von II, 2. Abth. 26.

Jabloneczai, Johann III, 251.

Jablonsky, Hofprediger in Berlin IV, 952.

Jader I, 216.

Jäger, Jakob III, 7.

Jakob I, 302.

Jakobus der Aeltere, Apostel (25. Juli) I, 12.

„ „ Gerechte (1. Mai) I, 15.

„ „ Jüngere, I, 60.

Janicel I, 887.

Janow, Matthias von I, 844.

Jansenisten IV, 925.

Januarius I, 129.

Jaritz, Anna III, 197.

Jerusalem's Zerstörung (10. Aug.) I, 96.

Jesajas (23. Jan.) IV, 1272.

Jessenius III, 144.

Johann von Goch (Papper) (28. März) I, 814.

Johann, der Beständige, Churfürst, (16. Aug.) II, 1. Abth. 165.

Johann, Markgraf von Küstrin (10. Jan.) II, 2. Abth. 497.

Johann Ferdinand von St. II, 1. Abth. 365.

„ Friedrich der Großmüthige, Churfürst (3. März) III, 341.

„ II, Papst IV, 1237.

„ IX, „ IV, 1239.

„ XXIII, „ verflucht seine zwei Gegenpäpste Benedict XIII. und Gregor XII., und thut sie in den Bann

- I, 853, wird wegen vieler Schandthaten vom Concil zu
Kostniz abgesetzt I, 862; IV, 1240. 1243.
- Johanna von Lilla III, 471.
- Johannes, der Apostel (27. Dez.) I, 63.
- „ des Täufers Geburt (24. Juni) IV, 1286.
- Johannis, des Täufers, Enthauptung (29. Aug.) IV, 1288.
- Johannes, de Monte Corvino I, 766.
- „ der Waldenser I, 699.
- „ von Cordova (27. Juli) I, 593.
- „ Bischof von Mecklenburg I, 659.
- „ Magister, von Nordhausen III, 380.
- Johnson, Johann II, 2. Abth. 477.
- Jonas, Justus (9. Okt.) III, 332.
- Joseph II., Kaiser IV, 1038.
- Joßberg, Just III, 461.
- Jovinian (27. Aug.), erklärt sich gegen den Eölibat I, 447.
- Jüdische Mutter mit ihren sieben Söhnen (den Makkab.) IV, 1278.
- Jütland, Mission auf I, 601.
- Judas Thaddäus, Apostel, (28. Okt.) I, 61.
- Julia I, 188.
- Julian, der Abtrünnige, Kaiser I, 382.
- „ I, 128.
- „ I, 189.
- Julitta von Cäsarea (15. Juli) I, 312.
- „ „ Iconium (15. Juli) I, 314.
- „ I, 310.
- Justin, der Märtyrer (13. April) I, 130; verwirft die Tra-
dition IV, 1212; ist gegen die Irrelhre von der Brodverwand-
lung IV, 1212.
- Justinus I, 128.
- Juventinus (29. Jan.) I, 381.

R.

- Rajarnak, Samuel, der erste von der Brüder-Gemeinde be-
kehrte Grönländer IV, 1020.
- Ralinka III, 228.
- Ralkbrenner, Johann III, 377.
- Ranald, Jakob III, 7.
- Raplioz, Gaspar von III, 143.

Karaßnai, Michael III, 251.

Karl der Große (28. Jan.) I, 577; verbietet die Bilder-Ver-
ehrung I, 584.

Karthago, 5 Märtyrer in I, 167. 185.

Karwis III, 649.

Katechismus, einen großen und kleinen, verfaßt Luther II,
1. Abth. 149.

Katechismus = Examina von Spener III, 868.

Katharer I, 697.

Katharina von Alexandrien (25. Nov.) I, 299.

„ „ Bora II, 1. Abth. 154.

Kayser, Leonhardt (17. Aug.) II, 1. Abth. 47; giebt ein Be-
kenntniß von der Beichte II, 2. Abth. 49.

Kayser, Jakob II, 1. Abth. 224.

Kexer, Andreas von Lippocz III, 268.

„ „ Gabriel III, 269.

Kempen, Thomas von I, 808; ein Jeder muß die h. Schrift
lesen IV, 1230.

Kennedy, Alexander III, 6.

Keppler, Johann (15. Nov.) III, 432.

Kexer. Papst Marcellinus wird ein Kexer, den Götzen
opfernd IV, 1236; Papst Liberius wird ein arianischer
Kexer IV, 1236; Papst Zosimus wird ein pelagia-
nischer Kexer, indem er den afrikanischen Bischöfen erklärt,
es geschehe dem Pelagius und seinen Anhängern, diesen
richtig denkenden Männern, Unrecht IV, 1237. Papst
Vigilius erklärt sich für die Eutychianische Kexerei
von Einer Natur Christi IV, 1237; Papst Honorius er-
klärt sich für die monotheletische Kexerei IV, 1242.

Die römische Kirche verfolgt die Kexer grundsätzlich
mit leiblichen Strafen II, 2. Abth. 347. In dem von jedem
Bischof dem Papst zu leistenden Eide heißt es: „Die Kexer,
die Schismatiker und die Widerspenstigen gegen unsern Herrn
(nämlich den Papst), oder seine vorhergenannten Nachfolger,
will ich nach Vermögen verfolgen und bekämpfen.“ —
Gegen die Kexer-Verfolgung erklären sich: Cypria-
nus II, 2. Abth. 3; Athanasius II, 2. Abth. 3; Ambro-
sius II, 2. Abth. 3; Augustinus II, 2. Abth. 3; Martin
von Tours I, 446; Kath. Zell III, 753. Die römische
Kirche erklärt, den Kexern nicht Wort halten zu
müssen I, 859 ff.

Kid, John III, 94.

Kilian (8. Jul.) I, 539.

King, John III, 94.

Kingswood, die Kohlengräber zu IV, 1065.

Kirche. Nicht die Menge der Glieder ist Zeichen der wahren Kirche: Kirchenvater Hieronymus IV, 1219; auch nicht die Wunder: Kirchenvater Chrysostomus IV, 1217, sondern die Uebereinstimmung mit der heiligen Schrift: Kirchenvater Augustinus IV, 1220. Welches ist die wahre katholische Kirche? Richard le Fleure II, 2. Abth. 189; Wilh. Hofseus III, 497; Brousson III, 547. Christus ist der alleinige König und Oberherr der Kirche: Huf I, 857; Melville III, 63. Die Kirche besteht nicht aus lauter Heiligen I, 483.

Kirche, unsichtbare IV, 1101.

Kirchenlied, evangelisches, vertreibt die Römischen aus der Kirche III, 322; Luther verfaßt Kirchenlieder II, 1. Abth. 149.

Kirchen-Ordnung, sächsische von Luther II, 1. Abth. 149. 166; württembergische von Brenz II, 1. Abth. 328; Calvins Kirchenordnung zu Genf II, 2. Abth. 88; Lamberts hessische II, 2. Abth. 268; Bugenhagens Kirchen-Ordnung Braunschweigs III, 298; Hamburgs III, 300; Lübeds III, 302; Pommerns III, 303; Dänemarks III, 306; der wittgensteinischen, nassauischen u. Kirche III, 415; der lüneburgischen von Arndt III, 780; der alten mährischen Kirche IV, 939.

Kirchenväter. Nur, in so weit ihre Lehren mit der h. Schrift übereinstimmen, darf man ihr Zeugniß annehmen Beza III, 763; vgl. IV, 1233.

Kirchenväter und Kirchenlehrer, Zusätze zu IV, 1211.

Kirchenverfassung, Vorschläge darüber von Luther und Melancthon II, 1. Abth. 166; Calvins Kirchenverfassung zu Genf II, 2. Abth. 87; Knox Kirchenverfassung in Schottland III, 36. 56. 63; Laske's Kirchenverfassung bei der ev. Fremden-Gemeinde in London III, 397; Verfassung der alten Bruderkirche IV, 938; Kirchenverfassung der wesley'schen Methodistens IV, 1069.

Kirchenversammlung zu Ancyra IV, 1236.

„ die aurelianische IV, 1236.

„ zu Basel IV, 1235. 1242.

„ zu Carthago (die dritte) IV, 1235;

die sechste IV, 1225. 1235.

Kirchenversammlung zu Chalcedon I, 454.

2. allgemeine zu Constantinopel IV, 1226; die 6. allgemeine (im J. 680) IV, 1236. 1242; die 2. trullanische (692) IV, 1226; (im J. 754) IV, 1234; (im J. 869) IV, 1234.

Kirchenversammlungen unter Cyprian und in Cappadocien, Cilicien und Bithynien IV, 1235.

Kirchenversammlung zu Elvira I, 350. 433. IV, 1233. 1236.

Kirchenversammlung zu Frankfurt a. M. IV, 1234.

" " " Gangra I, 447.

" " " Laodicea IV, 1235.

" " " Mainz I, 563.

" " " Mileve IV, 1225.

" " " erste allgemeine zu Nicäa I, 342. IV, 1213. 1235; die zweite (im J. 787) I, 584; IV, 1234.

Kirchenversammlung zu Paris (im J. 825) IV, 1234.

" " " Pisa IV, 1243.

" " " Rom (im J. 769) IV, 1234
1 und 3. Lateran-Concil IV, 1234; letztes Lateran-Concil IV, 1235.

Kirchenversammlung zu Soissons IV, 1234.

" " " Kostniz I, 858.

" " " Trident IV, 1234. 1235. 1241. 1242.

Kirchenversammlungen. Nur, insofern ihre Beschlüsse mit der h. Schrift übereinstimmen, sind sie anzunehmen, Bez a III, 763; vgl. IV, 1233; ihre Widersprüche gegen einander IV, 1211.

Kirchen-Visitationen durch Luther und Melancthon II, 1. Abth. 185; durch Cranmer in England II, 2. Abth. 457.

Kirchenzucht, bei den böhm. Brüdern I, 889. Dekolampads Vorschläge II, 1. Abth. 242. Apostolische Kirchenzucht II, 2. Abth. 1. 2. Calvins Kirchenzucht zu Genf II, 2. Abth. 88. Kirchenzucht der ev. Kirche Frankreichs II, 2. Abth. 235; der hessischen Kirche II, 2. Abth. 271; der schottischen Kirche III, 37. 56; der ostfriesischen Kirche III, 395; der pfälzischen Kirche III, 413; der Brüder-Gemeinde IV, 1103.

Kleinkinderschulen, Ursprung derselben IV, 1154.

Knight, Stephan II, 2. Abth. 378.

- Knox, Johannes, Reformator Schottlands (24. Nov.) III, 25.
 Köfer, Matthias III, 376.
 Komorn, ungarische Befenner im Kerker zu III, 236.
 Kopetsi, Basilus III, 236.
 Kordatus, Johann III, 195.
 Kormendi, G. III, 245.
 Korödi, Johann III, 254.
 Kotsi, Valentin III, 243.
 Kranken=Pflege, auch der Pestkranken, fleißig geübt von
 ev. Geistlichen, und andern ev. Glaubenszeugen, von Luther
 II, 1. Abth. 150; von Bugenhagen III, 295; von Zwingli
 II, 1. Abth. 212; von Zwingli's Frau II, 1. Abth. 229;
 von Margaretha Blaarer II, 2. Abth. 495; von Bul-
 linger III, 746; von Arndt III, 777; von Maria An-
 dreä III, 827; von Spener III, 866; von Howard IV,
 1043. 1046.
 Kranz, Johann III, 376.
 Kriegsdienst Der Kriegsdienst verworfen von dem
 I. nicänischen Concil IV, 1236.
 Krümann, Daniel (23. Jun.) III, 274.
 Kunewalde, Matthias von I, 888.
 Kutnaur, Johann III, 144.

L.

- Laboreus, Antonius II, 2. Abth. 202.
 Laborie, Anton II, 2. Abth. 111.
 Lätus I, 502.
 Laktantius, Kirchenvater, eifert gegen die Irrlehre von der
 Verehrung der Bilder der Heiligen IV, 1213.
 Lamb, Robert u. seine Frau Helena III, 7.
 Lambert, Franz von Avignon (10. Apr.) II, 2. Abth. 261;
 gegen die Heiligen-Verehrung II, 2. Abth. 264; richtet die
 Kirchengucht ein II, 2. Abth. 268.
 Landsdale II, 2. Abth. 286.
 Lanzi, Georg III, 234.
 Lashford, Johanna II, 2. Abth. 449.
 Lasfi, Johann von (13. Jan.) III, 390.
 Latimer, Hugo, Bischof (21. Okt.) II, 2. Abth. 421.
 Laurentius von Rom (10. Aug.) I, 211.
 Lausanne, die 5 Studenten von (16. Mai) II, 2. Abth. 166.

- Lawerock, Hugo II, 2. Abth. 358.
 Lawrence, Johann II, 2. Abth. 378.
 Leaf, John II, 2. Abth. 396.
 Lebbäus (Apostel) I, 61.
 Leclerc, Johann II, 2. Abth. 21.
 Lefevre (Faber) (22. März) II, 2. Abth. 14; lehrt die Rechtfertigung durch den Glauben II, 2. Abth. 15.
 Leidet, von Brali III, 181.
 Leipziger Disputation II, 1. Abth. 119.
 Leo I., Papst, lehrt die Erbsünde der Maria IV, 1223, erklärt sich gegen die Lehre vom Schatz von überflüssigen guten Werken IV, 1223; die Schrift ist hinreichend zur Seligkeit IV, 1224; er lehrt gegen die Irrlehre von der Sündenvergebung durch Priester IV, 1224; gegen die Brodverwandlungslehre IV, 1224.
 Leo X., Papst IV, 1240.
 „ XII., Papst, verbietet das Bibellesen IV, 1241.
 Leo Juda II, 1. Abth. 208.
 Leofritia (27. Juli) I, 598.
 Leon, Johann von II, 1. Abth. 372.
 Leonidas I, 206.
 Leopoldstadt, ungarische Befenner im Kerker zu III, 237.
 Leupold, Tobias IV, 1000. 1007.
 Leveille, Julian (15. Jan.) II, 2. Abth. 191.
 Liba, Anna di III, 450.
 Liberius, Papst, erklärt sich für die arianische Ketzerei IV, 1236.
 Lichtensteinische Dragoner, verfolgen die evang. Schlesier III, 625.
 Licinus, Kaiser I, 340.
 Liliofa (27. Juli) I, 593.
 Lille, die vier Märtyrer von (8. März) III, 471.
 Link, Pfarrer II, 1. Abth. 40.
 Littäus, Bischof in Numidien I, 216.
 Liudger (26. März) I, 574.
 Loh, Jakob vom III, (15. Febr.) III, 486.
 Lohse, Peter vom (17. Jan.) III, 375.
 Lollar den (Wilkiffiten) I, 832.
 Lollan von Samosata I, 302.
 Lomas, John II, 2. Abth. 449.
 Loosungen der Brüder-Gemeinde IV, 941.
 Losada, Christobal von II, 1. Abth. 340.

- Loß, Otto von III, 143.
 Lucas, Evangelist (18. Okt.) I, 83.
 Lucius, Bischof von Rom I, 211.
 „ Bischof in Numidien I, 216.
 Ludwig IX., von Frankreich (25. Aug.) I, 761.
 Lüns, Philippine von (27. Sept.) II, 2. Abth. 216; zeugt gegen die Messe II, 2. Abth. 219.
 Luise, Kurfürstin von Brandenburg (18. Juni) III, 831.
 Lull, Raymund (30. Juni) I, 771.
 Lullus I, 563.
 Luther, Dr. Martin (18. Febr.) II, 1. Abth. 101; lehrt gegen den Ablass II, 1. Abth. 113; verlangt das Abendmahl unter beiden Gestalten II, 1. Abth. 146; bekennt die Gerechtigkeit aus dem Glauben II, 1. Abth. 110; die Heiligen sind nicht anzurufen II, 1. Abth. 144; der Papst ist nicht das Oberhaupt der Kirche II, 1. Abth. 120.
 Luther bleibt während der Pest in seiner Gemeinde, und pflegt die Kranken II, 1. Abth. 150. Calvins Urtheil über Luther II, 2. Abth. 119.
 Luthers 95 Sätze gegen den Ablass (31. Okt.) II, 1. Abth. 113.
 Luther zu Worms (18. April) II, 1. Abth. 126.
 Lynceus, Dionysius III, 196.
 Lyon, Märtyrer von I, 142.

M.

- Mac Kail, Hugo (22. Dez.) III, 89.
 Mac Lauchlan, Margaretha (22. Nov.) III, 102.
 Macrianus, Kaiser I, 238.
 Macrina I, 418.
 Madagaskar, Märtyrer von (5. März) III, 656.
 Magdeburg, Zerstörung von III, 605.
 Mähren, Mission in I, 614.
 Mährische Brüder III, 131; IV, 931.
 Märtyrer I, 2.
 Märtyrer unter Nero (2. Aug.) I, 107.
 Märtyrer der h. Bücher (2. Jan.) I, 251.
 80 Märtyrer unter Valens (18. Mai) I, 388.
 40 Märtyrer von Sebaste I, 335.

- 7 Märtyrer von Samosata (9. Dez.) I, 302.
 Spanische Märtyrer unter den Sarazenen (27. Juli) I, 593.
 Märtyrerlied I, 892.
 Mahony, der Ueberfall an der IV, 1105.
 Mailand, Julius von III, 445.
 Majestätsbrief der böhm. ev. Kirche III, 138; der schlesischen III, 622.
 Majorik I, 503.
 Makkabäer, sieben und ihre Mutter (1. Aug.) IV, 1278.
 Malchus I, 202.
 Malcolm I, 664.
 Mamas (2. Sept.) I, 239.
 Man, Thomas II, 2. Abth. 286.
 Mangin, Stephan II, 2. Abth. 151.
 Manichäer I, 473.
 Mappallicus (17. April) I, 187.
 Marburg, Religionsgespräch zu II, 1. Abth. 147. 225. 281.
 Marcellus (3. Dez.) I, 292.
 Marcellianus, I, 268.
 Marcellinus, Papst IV, 1236.
 Marcianus I, 271.
 Marcus, der Evangelist (25. April) I, 80.
 " von Arethusa I, 386.
 " I, 268.
 Marcus Aurelius, Kaiser I, 130.
 Margaretha, Königin von Navarra (22. März) II, 2. Abth. 16.
 " Königin von Schottland (16. Nov.) I, 663.
 Maria, die Mutter Jesu IV, 1297. Ihre Fürsprache ist nicht nöthig: Kirchenvater Ambrosius IV, 1215; Matthias Devay III, 206; Gregor III, 199; Boissin III, 442; Paula Bretta III, 450. Gottfried Hamelle III, 524.
 Maria soll nicht angerufen werden: Kirchenvater Ambrosius IV, 1215. Nähere Widerlegung der Irrlehre von der Anrufung Mariä IV, 1317 ff.
 Die Erbsünde der Maria lehren: Kirchenvater Hilarius IV, 1214. Kirchenvater Augustinus IV, 1222. 1223; Kirchenvater Eusebius IV, 1213; Kirchenvater Gregorius von Nazianz IV, 1215; Kirchenvater Theophilus IV, 1216; Kirchenvater Epiphanius IV, 1216; Papst Leo I.: IV, 1223; Beda, der Ehrwürdige IV, 1227; Bischof Anselmus von Canterbury IV, 1228; Bischof Petrus Damianus

IV, 1228; Hugo von St. Viktor IV, 1228; Bischof Petrus, der Lombarde IV, 1228; Bernhard von Clairvaux IV, 1229; Thomas von Aquin IV, 1229; Matth. Devay III, 206.

Maria Verkündigung (25. März) IV, 1297.

„ Heimsuchung (2. Juli) IV, 1299.

„ Reinigung (2. Febr.) IV, 1301.

Maria Magdalena (22. Juli) IV, 1292.

Maria und Martha (19. März) IV, 1290.

Maria von Cordova (27. Juli) I, 597.

Maria, Königin von Ungarn, Karl's V. Schwester, Freundin der Reformation, III, 198.

Mariona, Frau von Adrian III, 390.

Marinus I, 237.

Marsac, Ludwig von II, 2. Abth. 235.

Marsch, Georg II, 2. Abth. 386.

Martha IV, 1290.

Martell, Karl I, 559.

Martial I, 188.

Martialis I, 129.

Martin von Tours (11 Nov.) I, 443, erklärt sich gegen das Bestrafen von Ketzern durch weltliche Strafen I, 446.

Martin von Lilla III, 471.

Martin, Martha III, 574.

Martinian I, 202.

Marthyn, Henry (1. Nov.) IV, 1331.

Martyr, Peter, s. Pietro Martyre Vermigli (12. Nov.)

Masaryi, Daniel III, 243.

Masson, Peter III, 150.

Masnitius, Tobias III, 249.

Masuri, Daniel III, 243.

Mathias I, 887.

„ III, 169.

Mathildis (14. März) I, 625.

Matthäus, Apostel (21. Sept.) I, 76.

Matthias, Apostel (24. Febr.) I, 62.

„ von Janow I, 844.

„ I, 887.

Matthys, Franziskus und Nikolaus mit ihrer Mutter III, 467.

Matrona I, 310.

Maturus I, 146.

- Maura I, 253.
 Mauritius und seine Legion (22. Sept.) I, 256.
 Marentius, Kaiser I, 340.
 Maximilian I, 202.
 Maximilian II., Kaiser, der ev. Lehre geneigt II, 2. Abth. 503. III, 407.
 Maximinus, Thrac, Kaiser I, 174.
 „ Kaiser I, 250.
 Maximin (29. Jan.) I, 381.
 Marimus, Bischof zu Nola I, 181.
 „ Bischof zu Jerusalem I, 346.
 Meane III, 169.
 Mecheln, Arnold von III, 381.
 Medvedsky, Samuel III, 269.
 Melancthon, (19. Apr.) II, 1. Abth. 177.
 Meliton I, 337.
 Melville, Andreas (19. Mai) III, 52.
 Menedemus I, 389.
 Merindol, Waldenser zu III, 156.
 Merlin, Denys II, 2. Abth. 254.
 Messe. Dagegen zeugen, Zwingli II, 1. Abth. 217; Deso-
 lampadius II, 1. Abth. 236; Joh. Filleul und Jul.
 Laveille II, 2. Abth. 194; Philippine von Lüns II,
 2. Abth. 219; Bischof Ridley II, 2. Abth. 412; König Fer-
 dinand von Ungarn III, 212; Adam Wallace III, 19;
 Gardener III, 188; Robert Ogquier III, 473; Gottfried
 von Hamelle III, 523.
 Methodisten-Kirche IV, 1055.
 Methodius (9. März) I, 612.
 Mez, Märtyrer in II, 2. Abth. 149.
 Meyer, Sebastian II, 1. Abth. 255.
 Michael, der Erzengel (Engel-Fest 29. Sept.) IV, 1311.
 „ der Seiler (17. Juni) III, 506.
 Michalowitz, von III, 143.
 Michelin, Jakob III, 177.
 Miesrob (19. Febr.) I, 485.
 Miklon, Johann Szent III, 240.
 Milicz, Johann I, 844.
 Militsch, die Evangelischen zu III, 630.
 Mill, Walter III, 21.
 Milles, (13. Nov.) I, 368.

- Milon, Bartholemäus II, 2. Abth. 62. 144.
 Miod, Peter III, 390.
 Misa, Jakob von I, 880.
 Misfolzy, Michael III, 234. 255.
 Missions-Anstalten, unter den Gethen durch Chrysostomus errichtet I, 458; Missions-Collegium zu Kopenhagen III, 895.
 Mizlav I, 712.
 Moigne, Susanna III, 574.
 Mollio, Giovanni (5. Sept.) II, 1. Abth. 392.
 Monier, Arnold (14. Mai) II, 2. Abth. 209; zeugt gegen das Fasten II, 2. Abth. 209; gegen die Verehrung der Heiligen II, 2. Abth. 210.
 Monifa, Mutter des Kirchenvaters Augustinus (3. Mai) I, 422.
 Monluet II, 2. Abth. 247.
 Mont, Rogier du II, 489.
 Montarde, Thomas II, 1. Abth. 366.
 Morel, Leonhard II, 2. Abth. 238.
 Morzilius II, 1. Abth. 365.
 Moses (15. Mai) IV, 1253.
 Moyart, Gerhard III, 504.
 Mucius I, 258.
 Mülen, Peter de III, 504.
 Mülheim am Rhein, die Evangelischen zu III, 383.
 Münster, Abrecht III, 376.
 Munt, Wilh. und Alice II, 2. Abth. 477.
 Muritta I, 505.
 Murray, Graf III, 43.
 Mustäus III, 315.
 Myconius (28. Apr.) II, 1. Abth. 259. Sein Religionsgespräch mit dem Mönch Joh. Korbach zu Düsseldorf II, 1. Abth. 266.
 Mystiker I, 781.

N.

- Nacht, die heilige, oder der h. Abend (24. Dec.) IV, 1302.
 Nantes, Aufhebung des Edikts von (17. Okt.) III, 531.
 Narzalis I, 166.
 Natalie (Sabigotha) (27. Jul.) I, 595.

- Nathanael, Bartholomäus, Apostel I, 56.
 Navicherus, Petrus II, 2. Abth. 166.
 Nazarener I, 13.
 Neel, Wilhelm (30. Okt.) II, 2. Abth. 184.
 Negrino, Stephano II, 1. Abth. 402.
 Neisse, die Evangelischen in III, 623.
 Nemesian, Bischof in Numidien I, 215.
 Nemesius I, 128.
 Remetsji, Stephan III, 233.
 Neon I, 241.
 Néro, Märtyrer unter I, 107.
 Nestorianer I, 767.
 Neuenar, Adolph von III, 378.
 Neujahrstag, s. Immanuel.
 Neuß, die Evangelischen in III, 380.
 Nicäa, Concil zu (19. Juni) I, 342.
 Nicephorus I, 235.
 Nicolaus von Hüssinecz I, 882.
 " " Myra (16. Dec.) I, 346. 347.
 " " Basel I, 782.
 " I., Papst I, 613; erklärt die Pseudisidorischen Decretalen für ächt IV, 1238.
 Nicolaus von Arras II, 2. Abth. 146.
 Niederlande, Märtyrer der III, 453.
 Nifander I, 271.
 Nifletius, Samuel III, 239. 241.
 Nikolai, Philipp (12. März) III, 199.
 Nifostrat I, 268.
 Nilus, der jüngere (4. Aug.) I, 647.
 Nitschmann, David (21. Aug.) IV, 944. 999.
 " Melchior IV, 935.
 " Anna, Aeltestinn IV, 965; wird Zinzendorfs Gemahlinn IV, 979.
 Nivetus, Sanctus II, 2. Abth. 156.
 Niwari, Johann III, 251.
 Nonna, Mutter des Kirchenvaters Gregorius von Nazianz (6. Mai) I, 410.
 Nordhausen, Johannes III, 380.
 Norwegen, Mission in I, 600.
 Novatian I, 211. 225.
 Noue, de la II, 2. Abth. 253.

Numia oder Christiana (15. Dez.) I, 351.

Numidicus (9. Aug.) I, 185.

O.

Oberglogau, die Evangelischen in III, 624.

Oberherrschaft des Papstes (s. Primat des Papstes.)

Oberlin, Johann Friedrich (1. Juni) IV, 1148.

Ochino, Bernardino II, 1. Abth. 435. 439.

Odentius, Paulus (8. Dez.) III, 425.

Odilia (13. Dez.) III, 695.

Decolampadius, Johannes (28. Nov.) II, 1. Abth. 233.

Oedenburg, die Evangelischen in III, 219.

Oestreich, Verfolgungen in III, 421.

Oguier, Robert III, 471; erklärt sich gegen die Messe III, 473.

Ohrenbeichte (s. Beichte.)

Olaf, der Heilige (29. Juli) III, 715.

Oldcastle, Johannes, Lord Cobham (5. Juli) I, 837.

Oldevin, Antonius (6. Okt.) II, 1. Abth. 454.

Olexianus, Caspar (15. März) III, 411.

Oranien, Wilhelm von (10. Juli) III, 511.

Ordination. Die Kirchenversammlungen zu Rom, Soissons, Constantinopel, und das 1. und 2. Lateran-Concil verwerfen die Ordination, die von einem in Todssünde lebenden Priester vollzogen ist IV, 1234. Das tridentinische Concil verdammt die, welche eine solche Ordination für ungültig erklären.

Origines von Alexandrien (22. April) I, 206; empfiehlt das Studium der Bibel I, 209.

Orzen, Immandus III, 381.

Osmund, Thomas II, 2. Abth. 388.

Ostindien, Mission in IV, 1116. 1331.

„ „ syrische Christen in I, 670.

Oswald I, 517.

Ostrokotsy, Franz Foris III, 245.

Otto von Bamberg (3. Juli) I, 706.

Oxford, Collegien zu II, 2. Abth. 283.

P.

Päpste, Widersprüche von Päpsten gegen Päpste IV, 1211.

Paillas, Johann III, 178.

- Paleario, Monio (3. Juni) II, 1. Abth. 441; schrieb das Buch von den Wohlthaten des Todes Christi II, 1. Abth. 442.
- Palmaris, Raymundus (28. Juli) I, 732.
- Pammachius I, 174.
- Pamphilus (16. Febr.) I, 331.
- Paphnutius, Bischof (19. Juni) I, 349; er lehrt, die Ehe sey ein h. Stand, und Niemanden zu verbieten I, 349.
- Papper, Johann I, 814.
- Papstthum. Die Versunkenheit des Papstthums zeigen Bernhard von Clairvaux I, 723; Ruysbroek I, 793; Groshend I, 757; Waldenser I, 680; III, 445. Der Papst sey der Antichrist, sagt Lord Cobham I, 837. Das Papstthum stützt die Oberherrschaft über die christliche Kirche, die es in Anspruch nimmt, mit Unrecht auf Petri Person, s. Primat des Papstes.
- Paragrus I, 302.
- Paranne, Jakob II, 2. Abth. 25.
- Paris, Schneider von (25. Okt.) II, 2. Abth. 160.
- Pariser Bluthochzeit (24. Aug.) II, 2. Abth. 245.
- Park, Gregor II, 2. Abth. 435.
- Paschali, Ludovico (9. Sept.) II, 1. Abth. 402.
- Passauer Vertrag III, 359.
- Patricius (17. März) I, 487.
- „ „ I, 422.
- Paul, Thomas von St. (19. Sept.) II, 2. Abth. 163.
- „ IV., Papst IV, 1240.
- „ V., „ erklärt die Lehre des Copernikus, daß die Erde sich um die Sonne bewege, für eine keizerische Irrlehre IV, 1238.
- Paulowiz, Michael III, 252.
- Paulus, Apostel, seine Befehrung (25. Jan.) I, 36.
- Sein Wirken und Leiden (29. Juni) I, 43. Er lehrt die Rechtfertigung des Sünders allein durch den Glauben, ohne Werke I, 46. 47. — Er ist der größte unter den Aposteln: Chrysostomus IV, 1217.
- Paulus I, 188.
- „ Bischof von Neucäsarea I, 346.
- Pelagius, Irrlehrer I, 481.
- Peloquin, Stephan und Dionysius (12. Sept.) II, 2. Abth. 178.
- Pemingat, Frau III, 574.
- Pempflinger, Markus III, 197.
- Perengi, Peter III, 202.

Pereny, Peter von III, 197.

Perez, Monjo I, 356.

„ Juan II, 1. Abth. 337.

Perfektus I, 593.

Perot, Denis II, 2. Abth. 247.

Perpetua, (7. März) I, 167.

Persien, Mission in IV, 1331.

Persische Kirche I, 767.

Peter son, Oluf und Lorenz (7. April) III, 112.

Petit II, 2. Abth. 300.

Petrus, der Apostel (29. Juni) I, 20. Nicht auf Petri Person will Christus seine Kirche bauen, sondern auf Petri Glauben. s. Primat des Papstes. Christus stellt die andern Apostel Petro gleich. s. ebendasselbst.

Petrus, Damianus IV, 1228.

„ der Kombarde IV, 1228.

Phaine I, 310.

Philippus, der Apostel (1. Mai) I, 54.

„ von Heraklea I, 254.

„ I, 129.

„ Kaiser I, 175.

Philothheus I, 302.

Philpot, John II, 2. Abth. 435.

Phusik I, 356.

Pick, Johann III, 499.

Piemont, Waldenser in III, 160.

Pietisten III, 868.

Piggot, William II, 2. Abth. 378.

Pigot, Robert II, 2. Abth. 403.

Pipin von Herstall I, 544.

Pionius I, 198.

Pirmin, Bischof (3. Nov.) III, 703.

Pius II., Papst, verweigert die Anerkennung der Baseler Kompaktaten I, 885.

Pius VI., Papst, erklärt, daß das Lesen der Bibel Allen erlaubt seyn müsse IV, 1230.

Pius VII., Papst, dekretirt, daß die Erde sich um die Sonne bewege IV, 1238; hebt die Bulle des Papstes Clemens XIV. auf, und stellt den Jesuiten-Orden wieder her IV, 1240; verbietet das Bibellesen IV, 1241.

Place, Petrus de la II, 2. Abth. 246.

Plectrudis I, 544.

Plinius I, 117.

Plütschau, Heinrich, Missionar in Trankebar III, 808.

Poille, Henri II, 2. Abth. 63.

Pointet II, 2. Abth. 51.

Pois, Johann de II, 2. Abth. 146.

Poissy, Glaubensgespräch zu II, 2. Abth. 236; III, 760.

Polian I, 216.

Polycarpus von Smyrna (26. Jan.) I, 135; erklärt, daß die Ceremonien nicht überall gleichförmig zu seyn brauchen, und verständigt sich darüber mit Bischof Anicet von Rom I, 136; straft scharf den Marcian als Irrlehrer I, 136.

Pomare, König von Tahiti III, 670.

Potamiāna I, 164.

Pontianus I, 174.

Ponticus, der Knabe I, 150.

Pontius, Johannes (24. Sept.) II, 1. Abth. 360.

Portugal, ev. Märtyrer in III, 187.

Pothinus, der Bischof (2. Juni) I, 146.

Potkin, Alice II, 2. Abth. 475.

Prag, 27 Märtyrer zu (21. Juni) III, 138.

Pragela, Schreckensnacht zu I, 696.

Preibisius, Prediger III, 625.

Preßburg, Verurtheilung der Evangelischen zu III, 231.

Breunlin, Andreas II, 1. Abth. 24.

Priesterthum, allgemeines, lehrt Joh Wessel I, 825; die böhmischen Brüder I, 891.

Primat (Oberherrschaft) des Papstes. Das angebliche Recht der Oberherrschaft des Papstes über die ganze Kirche widerlegt Kirchenvater Chrysostomus I, 464. Dies verneint auch Bischof Clemens von Rom IV, 1211; Kirchenvater Hieronymus IV, 1219; Papst Gregor I.: IV, 1227; Kirchenvater Bischof Cyprianus von Carthago IV, 1212; letzterer streitet gegen den Papst und die päpstliche Tradition I, 226; so auch Kirchenvater Irenäus I, 163. Ferner widerlegen die Oberherrschaft des Papstes: Claudius von Turin I, 589; Joh. Wessel I, 824; John Wifles I, 828; A. Clarenbach II, 1. Abth. 67; Luther II, 1. Abth. 120; Erzbischof Cranmer II, 2. Abth. 461. Um das Jahr 600 glaubt der Abt des größten brittischen Klosters dem Papste nicht mehr Gehorsam, als andern Christen schuldig zu seyn I, 515. Die

Kirchenversammlungen zu Nicäa und Antiochien IV, 1213, zu Mileve (im J. 416) und zu Carthago IV, 1225, zu Costniz (im J. 1414) IV, 1235, und zu Basel (im J. 1431) IV, 1235, erkennen die Oberherrschaft des Papstes nicht an. Die syrische Kirche in Ostindien kennt sie nicht I, 672.

Der Papst hat nicht den Vorsitz geführt auf der 1. allgemeinen Kirchenversammlung zu Nicäa I, 347, auch nicht auf der zweiten zu Constantinopel I, 433, auch nicht auf der dritten zu Ephesus IV, 1232. Petrus wird von Paulus gestraft I, 41. Das Amt der Schlüssel wird ebenso gut allen Aposteln, als dem Petrus übertragen I, 23. 24. Sie werden ihm auch gleichgestellt Off. Joh. 21, 24 f. I, 24. Nicht auf Petri Person, sondern auf Petri Glauben wird die Kirche gegründet I, 23. 24. Dies lehren auch Kirchenvater Ambrosius von Mailand IV, 1215; Kirchenvater Augustinus IV, 1221; Anselmus von Canterbury IV, 1215. Der Papst ist nicht der Nachfolger Petri I, 32. Die Synode zu Carthago erklärt die Appellation an den Bischof von Rom noch im Anfang des 5. Jahrhunderts für nicht erlaubt I, 483 Anm. Kirchenvater Chrysostomus lehrt, Paulus sey der größte unter den Aposteln IV, 1217.

Das letzte Lateran-Concil erklärt den Papst erhaben über alle Concile, und verwirft den Beschluß des Basler Concils vom Gegentheil IV, 1235. Das tridentinische Concil erklärt auch den Papst für erhaben über die Concile IV, 1235.

Primitivus I, 128.

Prin, Jakob und David III, 176.

Priscillian I, 466.

Procopius I, 884.

Propheten der Wüste III, 555.

Protestanten, Entstehung dieses Namens II, 1. Abth. 168.

Protoktetus I, 209.

Pruske, Michael III, 621.

Ptolemäus I, 190.

Purney, Johann I, 842.

Puschlaver und Beltliner Mord (20. Juli) III, 444.



Quirinus von Sisacia I, 285.

R.

- Rabaut, Paul, Prediger der Wüste (26. Sept.) IV, 1078.
 Radewins, Florentius (24. März) I, 800.
 Rade vorm Wald, die Evangelischen in III, 381.
 Rafaralahy III, 657.
 Rambaut, Daniel III, 178.
 Rampa, Jakob III, 451.
 Rang, Louis III, 572.
 Raoul, Daniel (5. April) III, 555.
 Rasalama III, 657.
 Raymund, Graf von Toulouse I, 690.
 Ravere, Lavinia della II, 1. Abth. 446.
 Rebmann, Johann II, 1. Abth. 40.
 Rechtfertigung allein durch den Glauben. Petrus spricht sie klar aus I, 31; ebenso Paulus I, 47; Clemens von Rom I, 116; Claudius von Turin I, 589; Chrysostomus I, 463; Kirchenvater Augustinus, welcher besonders die entgegengesetzte Irrlehre des Pelagianismus bekämpft I, 481. Die Rechtfertigung durch den Glauben lehrt die syrische Kirche Ostindiens I, 673, die Waldenser I, 678. Anselm von Canterbury vertheidigt diese Lehre I, 702; Bernhard von Clairvaux I, 720; Raymund Palmaris stirbt auf sie I, 734. 738; Ludwig IX. glaubt sie I, 763. 764; Johann von Goch stellt die Gerechtigkeit durch den Glauben der Werkgerechtigkeit gegenüber I, 816. Dieselbe Lehre bekennen Joh. Wessel I, 822; Wolfgang Schuch II, 1. Abth. 25; Leonhard Kayser II, 1. Abth. 49; Luther II, 1. Abth. 110; Zwingli II, 1. Abth. 213; Tyndale II, 2. Abth. 308; Pomp. Algieri II, 1. Abth. 398; Donio Paleario II, 1. Abth. 442. 444; Lefevre II, 2. Abth. 15; Scheerer II, 1. Abth. 61. 62; Beza III, 762; Devay III, 207; Christian David IV, 1061 ff.
 Reiser, Friedrich I, 700.
 Reliquien II, 1. Abth. 92; III, 325; ihre Verehrung als schriftwidrig widerlegt (1. Nov.) IV, 1319.
 Renata, Herzogin von Ferrara (12. Juni) II, 1. Abth. 446.
 Renel, Markgraf de II, 2. Abth. 245.
 Renwick, Jakob III, 104.
 Reparatus I, 505.

- Restitutions-Edikt III, 600.
 Revocatus I, 167.
 Rey III, 562.
 Reynders, Cassidoro de II, 1. Abth. 337.
 Rheinlande, evangelische Gemeinden der III, 374.
 Ricetto, Antonio (15. Sept.) II, 1. Abth. 408.
 Riche, Margarethe le II, 2. Abth. 235.
 Ridley, Nikolaus, Bischof (20. Okt.) II, 2. Abth. 406.
 Rieux, Dionysius von (15. April) II, 1. Abth. 86.
 Richter in Stralsund IV, 950.
 Rochefoucault, Graf von II, 2. Abth. 245.
 Rochette, Franz (25. Febr.) IV, 1048.
 Rodrigo de Valer II, 1. Abth. 333.
 Rössner III, 645.
 Rogatian (24. Mai) I, 262.
 „ I, 295.
 Roger, Jaques (6. April) III, 576.
 Rogers, John II, 2. Abth. 346.
 Rokiczana I, 886.
 Roman I, 302.
 „ Benedikt II, 2. Abth. 213.
 „ Franziscus von St. (22. Febr.) III, 1. Abth. 341.
 Romanus (17. Nov.) I, 315.
 Ronc, Jakob III, 177.
 Roper, Georg II, 2. Abth. 435.
 Rostagnol, Sara III, 175.
 Roth, Michael III, 269.
 Rothe, Andreas, Pfr. zu Berthelsdorf IV, 929.
 Rothenius von Verona I, 637.
 Rousseau's Stellung zur protest. Kirche IV, 1088.
 Roussel, Alexander (14. Nov.) III, 567.
 Roras, Domingo de II, 1. Abth. 369.
 Ruffi, Michael I, 694.
 Ruiter, Michael Adrian de III, 257.
 Ruprecht von Worms I, 545.
 Ruffel, Hieronymus III, 6.
 Rutherford, Samuel III, 83.
 Rutimann, Burchard (20. Sept.) II, 1. Abth. 202.
 Ruysbroek, Johannes (2. Dez.) I, 790.

S.

- Sabas, der Gothe (12. April) I, 391.
 Sabina I, 198.
 Sadoth und 128 Gefährten (20. Febr.) I, 366.
 Salis, Joh. Baptista von III, 450.
 Salzburger, Verfolgung und Auswanderung der (5. Aug.) III, 633.
 Samosata, 7 Märtyrer von (9. Dez.) I, 302.
 Samson, Leonhard II, 1. Abth. 211.
 Samuel, Robert II, 2. Abth. 397.
 Sanchez, Johann II, 1. Abth. 369.
 Sanktus I, 146.
 Sapricius I, 235.
 Sarazenen, Märtyrer unter den (27. Juli) I, 593.
 Sartori, Elias III, 273.
 Sartorius, Nikolaus III, 166.
 Sattianaden IV, 1124.
 Satur I, 498.
 Saturnin von Abitine (11. Febr.) I, 294.
 „ I, 167.
 „ Bischof (29 Nov.) I, 183.
 Saunders, Laurentius (8. Febr.) II, 2. Abth. 360.
 Savoutre, oder Soutre, Wilhelm I, 833.
 Schäfer, Magister IV, 934.
 Schärper, Georg III, 634.
 Schattberger, Joseph III, 635.
 Scheerer, Georg (13. Aug.) II, 1. Abth. 61.
 Shepler, Luise IV, 1156.
 Schisma, päpstliches IV, 1242.
 Schläfer, die sieben I, 202.
 Schlesien, Verfolgungen der Evangelischen in (26. April) III, 620.
 Schlick, Graf III, 139.
 Schmalkaldische Artikel III, 345.
 Schmalkaldischer Krieg III, 348.
 Schmeß, Mathias III, 314.
 Schmid, Christoph (19. Dft.) III, 491; seine Feindesliebe III, 493.
 Schober, Christoph III, 144.
 Schottland, die Reformation in III, 1.

Schreiber, Bürgermeister III, 315

Schrietelius, Abraham III, 220.

Schuch, Wolfgang, (19. Aug.) II, 1. Abth. 24.

Schulen, Christliche. Luther fördert Errichtung derselben II, 1. Abth. 149. Die Schule soll ein Bethaus seyn, sagt Melancthon II, 1. Abth. 191. Bugenhagen fördert die Schulen III, 299. 306; Francke III, 883; Ernst der Fromme III, 787.

Schultis, Johann III, 144.

Schulz III, 649.

Schwarz, Christian Friedrich, Missionar (13. Febr.) IV, 1116.

Schwarz, Andreas III, 377.

Schwesternhäuser (vom gemeinsamen Leben) I, 797. 802.

Scillita, 12 Märtyrer von I, 165.

Scriba, Petrus II, 2. Abth. 166.

Scribener II, 2. Abth. 287.

Seaton III, 2.

Sebaste, 40 Märtyrer von I, 335.

Sebastian (20. Jan.) I, 267.

Secundulus I, 167.

Seguinus, Bernhard II, 2. Abth. 166.

Sekunda I, 160.

Selbstprüfung von Francke III, 877; von Howard IV, 1032; von Spangenberg IV, 1110; von Wilberforce IV, 1171. 1178.

Seley, Stephan, ungarischer Märtyrer auf den Galeeren III, 233.

Septimius Severus, Märtyrer unter I, 161.

Serapion I, 202.

Sergius III, Papst IV, 1239.

Servet II, 2. Abth. 96.

Servius, Dionysius III, 144.

Seso, Don Carlos de (8. Okt.) II, 2. Abth. 367.

Severinus (8. Jan.) I, 491.

Severus von Haraklea I. 254.

Severus, Alexander, Kaiser I, 174.

Sextius, Peter III, 270.

Siebenbürgen, Glaubenszeugen in III, 193.

Sieben schläfer (27. Juni) I, 202.

Sigmund, Kaiser I, 858.

Sigmund von Basel II, 1. Abth. 40.

Silvanus I, 129.

Simeon, der Prophet, (5. Jan.) IV, 1282.

" Bischof von Jerusalem (16. Febr.) I, 121.

" " " Seleucia I, 356.

Simon, Peter III, 176.

" Zelotes, der Apostel (28. Okt.) I, 62.

Simplician I, 476.

Simpson, John II, 2. Abth. 387.

Sina (13. Nov.) I, 368.

Siricius, Papst IV, 1242.

Sixtus I, 211.

" V, Papst IV, 1240.

Smith, Wittwe II, 2. Abth. 286.

Snoth, Agnes II, 2. Abth. 449.

Sole, Johanna II, 2. Abth. 449.

Sondermann, Adolph, Märtyrer in Kaiserswerth III, 381.

Sonntags-Heiligung. Eifer der Märtyrer für Heiligung
des Sonntags I, 294. Ernst der Fromme III, 788. Spe-
ner III, 859. Wilberforce IV, 1183.

Sorrazin, Johann II, 2. Abth. 255.

Soteris (10. Febr.) I, 270.

Soubise, Freiherr von II, 2. Abth. 245.

Spangenberg, August Gottlieb (18. Sept.) IV, 1091; gibt
eine Glaubenslehre der Brüdergemeinde heraus IV, 1108.

Spanische Märtyrer unter den Sarazenen (27. Jul.) I, 593.

Spanische Reformatoren II, 1. Abth. 332.

Spener, Philipp Jakob (5. Febr.) III, 857.

Spengler, Peter (12. Aug.) II, 1. Abth. 37.

Speratus I, 166.

" Paul (10. Sept.) III, 318.

Stach, Matthäus und Christian (19. Jan.) IV, 1013.

Stafford, Stephan II, 2. Abth. 287.

Stanislaus von Krakau (8. Mai) I, 660.

Stark, Helena III, 7.

Staupitz II, 1. Abth. 108.

Steffid, Tobias III, 144.

Steller, Thomas III, 243.

Stephan I, 887.

Stephanus, der Diakon I, 6.

" Bischof zu Rom I, 211; IV, 1242.

" Bischof der Waldenser I, 889.

- Stephanus VI., Papst, erklärt alle Verfügungen des Papstes Formosus für ungültig IV, 1239.
- Stiefna, Conrad I, 844.
- Stractus I, 128.
- Stratton, David III, 3.
- Strafgerichte Gottes an den Verfolgern der Märtyrer: an Herodes I, 14; an dem Sohn des Symphronius I, 278; an Hormisdas und Narses I, 371; an Arius I, 402; an dem böhm. Kanzler Colowrat I, 891; an einem röm. Priester II, 1. Abth. 291; an Diaz Bruder, Alphons II, 1. Abth. 350; an König Karl IX. II, 2. Abth. 259, und an andern französ. Mördern II, 2. Abth. 254; an Bischof Gardiner II, 2. Abth. 419; an Cardinal Beaton III, 17; an Kirkaldy III, 45. 49; an einem kath. Edelmann III, 75; an einem engl. Dragoner III, 94; an v. Dypeda III, 159; an v. Renialme III, 485.
- Stüber, Pfr. IV, 1151.
- Sturm, Abt (17. Dec.) I, 568.
- Suanes I, 469.
- Süchteln III, 378.
- Sündenvergebung durch Priester s. Beichte.
- Suitbertus (1. März) I, 543.
- Sumner, Henry II, 2. Abth. 290.
- Surius, Wittwe III, 227.
- Suffiken, Simeon III, 144.
- Sylvester, Johann III, 213.
- Symphorianus (22. Aug.) I, 157.
- Symphorosa und ihre sieben Söhne (4. Febr.) I, 126.
- Synoden der Bräuerkirche IV, 956.
- Syrische Christen in Ostindien oder Thomas-Christen (10. Dec.) I, 670; sie rufen keine Heiligen an I, 672; ihre Geistlichen leben in der Ehe I, 672; sie kennen kein Fegfeuer I, 672; lehren die Rechtfertigung durch den Glauben I, 673; kennen die Oberherrschaft des Papstes nicht I, 672; verehren keine Bilder I, 672; haben nur 2 Sakramente I, 672.
- Szaki, Johannes III, 227.
- Szantai, Stephan und andere Reformatoren Ungarns III, 210.
- Szegedinus, Stephan III, 214.
- Szetzen, Johann III, 243.
- Szilvasy, Stephan III, 242. 252.
- Szimonides, Johann III, 249.

Szoday, Andreas III, 251.

Szomady, Johann III, 251.

T.

Taboriten I, 883.

Taillaret, Waldenser zu III, 173.

Tamotoa III, 671.

Tauber, Gaspar II, 1. Abth. 29.

Taufe. Die Taufe der Ketzer wird von Bischof Stephanus zu Rom im Jahr 253 für gültig erklärt IV, 1235; ebenso von der 1. allgemeinen Kirchenversammlung zu Nicäa IV, 1235. Die Ketzertaufe wird für ungültig erklärt von drei Kirchenversammlungen der afrikanischen Bischöfe unter Cyprian, und von mehreren Kirchenversammlungen in Cappadocien, Cilicien und Bithynien IV, 1235; ebenso von der 6. allgemeinen Kirchenversammlung zu Constantinopel IV, 1236.

Tauler, Johannes (16. Juni) I, 779.

Taupin, Johann II, 2. Abth. 251.

Tauranus, Guiraldus II, 2. Abth. 202.

Taylor, Dr. Rowland II, 2. Abth. 366.

„ Wilhelm I, 842.

Tekusa I, 310.

Tegel, Johann II, 1. Abth. 112.

Thaddäus, Judas I, 61.

Tharba I, 363.

Thelignus II, 2. Abth. 245.

Theodora (29. Febr.) I, 299.

Theodorus I, 389.

Theodosia (2. Apr.) I, 329.

Theodosius, Kaiser I, 440.

Theodosius II., Kaiser I, 462.

Theodotus I, 308.

Theofilus I, 190.

Theonilla I, 241.

Theophylakt, Bischof, lehrt, daß ein Jeder die Bibel lesen müsse IV, 1227.

Theophilus von Alexandrien lehrt die Erbsünde Mariä IV, 1216.

Theoteknus I, 238.

Thistel II, 2. Abth. 287.

Thomas, der Apostel (21. Dec.) I, 58.

„ von Kempen (18. Juli) I, 808, lehrt, daß Jeder die Bibel lesen müsse IV, 1230.

Thomas, St. Mission auf IV, 999.

„ „ Schulmeister von II, 2. Abth. 254.

Thomas=Christen s. Syrische Christen.

Thorn, Blutbad von (7. Dec.) III, 644.

„ Lampertus II, 1. Abth. 1.

Thorp, Wilhelm (3. Aug.) I, 833.

Thuroz, Andreas III, 242.

Thurzo, Alexius III, 197.

Tiburtius I, 268.

Tillemann, Gilles III, 459; gegen das Fegfeuer III, 463.

Timotheus, der Apostelgehülfe (24. Jan.) I, 93.

„ der Diakon I, 253.

Tinkowiz, Johann III, 251.

Tisserano II, 1. Abth. 393.

Titus, Apostelgehülfe (4. Jan.) I, 91.

Titus, Kaiser I, 101.

Tombe, Nikasius de la III, 490.

Tomkins, Thomas II, 2. Abth. 371.

Tonger, Johann III, 376.

Tournau, Peter I, 700.

Toussaint, Peter II, 2. Abth. 22.

Tradition. Viele Kirchenväter verwerfen die Tradition IV, 1220; so Kirchenvater Irenäus IV, 1120. 1212; Kirchenvater Augustinus IV, 1120; Kirchenvater Basilius IV, 1120; Kirchenvater Hilarius IV, 1120; Kirchenvater Hieronymus IV, 1120; Kirchenvater Chrysostomus IV, 1120; Kirchenvater Cyrillus IV, 1215; Kirchenvater Cyprian I, 226. Claudius von Turin stellt sie unter Gottes Wort I, 589. Erzbischof Granmer verwirft sie II, 2. Abth. 458. Wiff. Schwarz IV, 1120.

Traditoren I, 247.

Trajan, Märtyrer unter I, 117. 122.

Tranquillia I, 268.

Trigaletus, Johann II, 2. Abth. 202.

Troppau, die Evangelischen in III, 620.

Truber, Primus (16. Juli) III, 421.

Tudson, John II, 2. Abth. 449.

Turmyn I, 842.

Tyndale, William (6. Febr.) II, 2. Abth. 306.

II.

Ulphilas, Bischof der Gothen (26. Aug.) I, 394.

Ulrich von Augsburg (4. Juli) I, 629.

Ulfenius, Felix II, 1. Abth. 40.

Unfehlbarkeit des Papstes, behauptet von Gregor VII., Papst IV, 1236; widerlegt von Joh. Wessel I, 824; von Claudius von Turin I, 589, von Joh. von Goch I, 817; von Joh. Huf I, 853; widerlegt von den Päpsten selbst durch ihre Widersprüche gegen einander und gegen die offenkundige Wahrheit. Papst Gregor II. verdammt das Zerbrehen der ehernen Schlange IV, 1237. Papst Nikolaus I. erklärt die Pseudisidorischen Decretalen für ächt IV, 1238. Papst Zacharias erklärt die Lehre, daß die Erde rund sey, für eine Keterei IV, 1238. Papst Paul V. erklärt Kopernikus Lehre, daß die Erde sich um die Sonne bewege, für Keterei IV, 1238. Papst Pius VII. erklärt die Kopernikanische Lehre für wahr IV, 1238. Papst Stephanus VI. erklärt alle Verfügungen des Papstes Formosus für ungültig IV, 1239. Papst Johann IX. erklärt diese Verdamnung des Papstes Stephanus für ungültig IV, 1239. Papst Sergius III. erklärt die Verfügungen des Papstes Formosus abermals für ungültig IV, 1239. Papst Gregor III. erlaubt, sich vom Weibe wegen Krankheit scheiden zu lassen IV, 1239. Papst Alexander III. verbietet dieses IV, 1239. Papst Gregor XII. und Papst Benedikt XIII. versprachen eidlich ihre Papstwürde niederzulegen zum Wohl der Kirche, brachen aber ihren Eid IV, 1239. Beide Päpste thaten den Papst Johann XXIII. in den Bann. Dieser that sie in den Bann IV, 1240. Papst Leo X. empfiehlt die Uebersetzung des N. T. von Erasmus IV, 1240. Papst Paul IV. verbietet es IV, 1240. Papst Sixtus V. befiehlt den Gebrauch seiner Ausgabe der Vulgata als allein ächt IV, 1240. Papst Paul IV. verbietet diese Ausgabe IV, 1240. Papst Clemens XIV. hebt den Jesuiten=Orden auf, als höchst schädlich IV, 1240. Papst Pius VII. stellt ihn als höchst wohlthätig wieder her IV, 1240. Papst Gregor I. und Pius VI. erklären das Bibellesen als nützlich für alle Christen IV, 1241. Papst

Pius VII. und Papst Leo XII. verbieten es als eine Pest IV, 1241. Papst Innocenz I. erklärt den Genuß des Abendmahls auch für Kinder nothwendig zur Seligkeit IV, 1241. Das tridentinische Concil spricht den Fluch über diese Erklärung aus IV, 1241. Papst Siricius und Papst Stephanus erklären eine Taufe mit Wein, in Ermangelung des Wassers, für gültig IV, 1242. Das tridentinische Concil belegt diese Erklärung mit dem Fluch IV, 1242. Papst Gōlestin III. erklärt die Ehe durch Kezerei für aufgehoben IV, 1242. Das tridentin. Concil belegt diese Erklärung mit dem Fluch IV, 1242. Papst Eugen IV. thut das Basler Concil und Papst Felix V. in den Bann IV, 1242. Das Basler Concil setzt den Papst Eugen IV. ab als kezerisch, meineidig u. IV, 1242. Papst Urban VI. zu Rom thut seinen Gegenpapst Clemens VII. zu Avignon in den Bann, und dieser den ersteren IV, 1242. Alexander V., als der dritte Papst, thut die beiden vorhergehenden Päpste in den Bann; diese dagegen ihn IV, 1234. — Daß mehrere Päpste in grobe Kezerei gefallen sind, siehe unter dem Artikel: „Kezer“.

Luther über die Fehlbarkeit der Päpste und Kirchenversammlungen IV, 1243.

Ungarn, Glaubenszeugen in III, 193; Verfolgungen in III, 225. 231.

Ungarische Märtyrer auf den Galeeren (13. Mai) III, 234.

Ungarische Märtyrer im J. 1687 (22. Juni). Ende der Verfolgungen der Evangelischen Ungarns, und ihr jetziger Zustand III, 285.

Unschuldige Kinder (28. Dec.) IV, 1284.

Urbanus und Gefährten (18. Mai) I, 388.

Urban VI., Papst, thut den Gegenpapst Clemens VII. in den Bann IV, 1242.

Ursperger, Samuel (3. Apr.) IV, 1009.

Ursinus, Zacharias (6. März) III, 417.

B.

Baldez, Alphons II, 1. Abth. 333.

Baldez, Don Juan (Johann) II, 1. Abth. 333. 434.

Valens, Kaiser, 80 Märtyrer unter (18. Mai) I, 388.

Valentinian, Kaiser I, 435.

Valentinian II., Kaiser I, 437.

Valer, Rodrigo de (18. Aug.) II, 1. Abth. 333.*

Valeria, Cypriano de II, 1. Abth. 337.

Valerian, Christenverfolgungen unter I, 203.

„ Bischof von Abbenza I, 498.

Valerius I, 283.

Valeton, Nicolaus II, 2. Abth. 145.

Vandalen, Märtyrer unter den I, 496.

Varaglio, Gottfried III, 166.

Vassy, Blutbad zu II, 2. Abth. 238.

Weltliner und Buschlader Mord (20. Juli) III, 444.

Venotus, Florentius (24. Juli) II, 2. Abth. 161.

Ventus I, 188.

Verda I, 371.

Verdrickt, Gilles und Antonius III, 479.

Bergerius, Peter Paul, päpstlicher Nuntius (4. Okt.) II,
1. Abth. 414, hat eine Unterredung mit Luther II, 1. Abth.
415.

Bergerius, Johann Baptista, Bischof von Pola II, 1. Abth. 417.

Verklärung Christi (6. Aug.) IV, 1310.

Vermigli, Pietro Martyre (12. Nov.) II, 1. Abth. 433.

Bernutius, Johannes II, 2. Abth. 202.

Bettius Egapathus I, 143.

Bestina I, 166.

Bibero, Eleonore, Franziskus, Blanka, Johann, Constantia de
II, 1. Abth. 355.

Bicelin, Bischof (14. Dec.) I, 726.

Bienne, Märtyrer von I, 142.

Bigilius, Papst, verdammt 3 Bischöfe als irrgläubig, nimmt
dies Urtheil zurück, verdammt sie abermals, und nimmt dies
Urtheil wieder zurück IV, 1237.

Biktor, Bischof zu Rom I, 363.

„ von Massilien I, 260.

„ zu Karthago I, 188.

„ I, 216.

Biktoria I, 295.

Biktorian von Abrumetum I, 504.

Biktirin von Karthago I, 188.

„ Bischof (2. Nov.) I, 290.

„ I, 268.

- Vincentius (22. Jan.) I, 283.
 Vincent, Isabeau III, 555.
 Virves, Maria de II, 1. Abth. 363.
 Vitalis I, 129.
 Vivia I, 167.
 Voess, Heinrich (1. Juli) II, 1 Abth. 1.
 Voltaire's Stellung zur protest. Kirche IV, 1088.
 Voisin, Martin du (7. Okt.) III, 441.
 Voys, Almond de la II, 2. Abth. 149.

W.

- Wagner, Georg (Carpentarius) (7. Febr.) II, 1. Abth. 43.
 Waldenser (16. April) I, 675, verehren keine Heiligen I, 680;
 lehren die Rechtfertigung durch den Glauben I, 679.
 Verfolgungen der Waldenser in Frankreich seit 1540 (27. Apr.)
 III, 150; in Piemont III, 160; unter Karl III.: III, 162; unter
 den Herzögen Philibert Emanuel, Karl Emanuel I.,
 und Viktor Amadeus I., von 1559—1637. III, 168.
 Unter Karl Emanuel II., 1653 und 1655 (7. Juni) III, 171.
 Unter Viktor Amadeus II., im J. 1686 (26. Juni)
 III, 180; Ende der Verfolgungen und ihr jetziger Zustand
 III, 184.
 Waldus, Petrus (16. Apr.) I, 682.
 Wallace, Adam III, 18.
 Warne, John II, 2. Abth. 387.
 Wartburg, Luther auf der II, 1. Abth. 133.
 Wast, Johanna II, 2. Abth. 472.
 Watterville, Friedrich von IV, 920. 933.
 Watts, Thomas II, 2. Abth. 387.
 Waubon III, 799.
 Webb, Johann II, 2. Abth. 435.
 Weihnachtszeit, die IV, 1302.
 Weiler, Anna I, 700.
 Welch, Johann (20. Mai) III, 69.
 Welz, Georg und Philipp III, 251.
 Wenzel, König I, 852. 882.
 Wenzeslaus von Arnostowiz I, 883.
 Werke, gute: Beza III, 762; Werkgerechtigkeit schrift-
 widrig Scherer II, 1. Abth. 61. Pomponio Algieri II,
 1. Abth. 398. Tyndale II, 2. Abth. 308. Devay III, 207.

Wesel, die Evangelischen in III, 381.

Wesley, Johann (2. März) IV, 1055.

„ Karl IV, 1056.

Wessel, Johann I, 818, widerlegt den Ablass I, 828; lehrt das allgemeine Priesterthum I, 825; widerlegt die Unschlbarkeit des Papstes I, 824; lehrt die Rechtfertigung durch den Glauben I, 822.

West, John II, 2. Abth. 449.

Westen, Thomas von, Missionar (9. Apr.) III, 892.

Westerås, Reichstag zu III, 124.

Westindische Mission der Brüder-Gemeinde (21. Aug.) IV, 999.

Weybel, Matthias (7. Sept.) II, 1. Abth. 34.

White, Rawlins II, 2. Abth. 379.

Whitefield IV, 1064.

Whittle, Thomas II, 2. Abth. 443.

Whte, Wilhelm I, 842.

Widensee, Eberhard III, 314.

Wiener Friede III, 219.

Wiesel, Johann III, 314.

Wilef oder Wikliffe (31. Dec.) I, 826, dringt auf's Bibellefen I, 830; ist gegen die Brodrewandlungslehre I, 830; widerlegt die Oberherrschaft des Papstes I, 828.

Wikliffiten oder Lollarden I, 832.

Wilberforce, William (12. Juli) IV, 1168; sein Eifer für die Sonntags-Heiligung IV, 1183.

Wilfried (24. Apr.) I, 519.

Wille, freier, Beza III, 763; Luther II, 1. Abth. 144.

Willehad (8. Nov.) I, 571.

Williams, John (20. Nov.) III, 666.

Willibrord (7. Nov.) I, 548.

Willimar I, 527.

Willis, Johann II, 2. Abth. 485.

Wilson, Margarethe (22. Nov.) III, 102.

Windsheim, Veit III, 201.

Winkler, Georg III, 324.

Winnigstedt, Johannes von III, 317.

Wirth, Johann, mit seinen beiden Söhnen Johann und Adrian (20. Sept.) II, 1. Abth. 202.

Witz, Prediger in Mülheim am Rhein III, 384.

Wishart, Georg (4. März) III, 10.

Withmar I, 605.

Wittstock I, 715.

Wodnianskcy, Nathanael III, 144.

Wolfgang, Fürst zu Anhalt (23. März) II, 1. Abth. 309.

Wolmar, Melchior III, 757.

Wolsey, William II, 2. Abth. 403.

Woodman, Richard II, 2. Abth. 476.

Worms, Reichstag zu (18. Apr.) II, 1. Abth. 126.

Wormser Edikt II, 1. Abth. 133.

Wrigsham II, 2. Abth. 286.

Wunder, angebliche, in Betrug sich auflösend II, 1. Abth. 246.

— Wunder sind nicht Zeichen der wahren Kirche. Chrysostomus IV, 1217.

Wüste, Prediger der III, 540. 567; der letzte Prediger der

Wüste IV, 1078; Propheten der Wüste III, 555.

Wursing I, 550.

Y.

Yverny, Frau von II, 2. Abth. 248.

Z.

Zachäus (17. Nov.) I, 315.

Zacharias, Papst, erklärt die Lehre, daß die Erde rund sey, für Ketzeri IV, 1238.

Zedenyi, Stephan III, 236.

Zeisberger, David (9. Nov.) IV, 1134.

Zeitvogel, Kaspar III, 219.

Zell, Katharina, geb. Schütz (9. Jan.) III, 747.

„ Matthäus III, 749.

Zelotes, Simon, der Apostel I, 62.

Zeno I, 190.

Zerbolt, Gerhard (von Zutphen) (4. Dec.) I, 804.

Zernecke III, 645.

Zeuge I, 1. Christus der treue Zeuge I, 1. Zeugen sind die Jünger, Glaubenszeugen, und einige Blutzegen I, 2.

Zeugniß des h. Geistes von der Gewißheit der Gnade Gottes, von den Römischen geläugnet, von den evang. Märtyrern und andern Glaubenszeugen bestätigt: von Bernutius II, 2. Abth. 203; von Wilney II, 2. Abth. 285; von Allin II, 2. Abth. 476; von G. Woyart III, 505; von Grande

- III, 878; von Zinzendorf IV, 964; von Ursinus III, 420; von Spangenberg IV, 1092. 1093.
- Ziegenbalg, Bartholomäus (23. Febr.) III, 805.
- Zillerthaler, Verfolgung und Auswanderung der (29. Mai) III, 651.
- Zimmermann, Siegmund III, 268.
- Zinzendorf, Graf von (9. Mai) IV, 915.
- „ Erdmuth Dorothea, Gräfinn von (20. Juni) IV, 983.
- Zisbiskey, Wenzel III, 144.
- Ziska I, 882.
- Zoe I, 268.
- Zosimus, Papst, erklärt sich zuerst für die Kegerei des Pelagius, und widerruft es nachher IV, 1237.
- Zütphen, Gerhard von (4. Dec.) I, 804.
- Zütphen, Heinrich von (11. Dec.) II, 1. Abth. 10.
- Zwingli, Ulrich (11. Oct.) II, 1. Abth. 207. Er eilt beim Ausbruch der Pest in Zürich zur Pflege der Kranken zurück II, 1. Abth. 212.
- Zwingli, Anna II, 1. Abth. 219. 229.
- Zwoll, St. Agnesberg bei I, 801.



Monats-Tafel

über die

evangelischen Kalender-Namen für das ganze Jahr.

Januar.

1. Immanuel IV, 1306.
2. Märtyr. der h. Bücher I, 251.
3. Gordius I, 321.
4. Titus I, 91.
5. Simcon (Prophet) IV, 1282.
6. Erscheinung Christi IV, 1308.
7. Johann Heß II, 1. Abth. 270.
8. Severinus I, 491.
9. Catharina Zell III, 747.
10. Markgraf Johann v. Küstrin II, 2. Abth. 497.
11. Fructuosus I, 231.
12. Johann Chastellain II, 1. Abth. 19.
13. Johann von Lasfi III, 390.
14. Felix von Nola I, 181.
15. Filleul und Leveille II, 2. Abth. 191.
16. Christian III., König von Dänemark III, 725.
17. Peter vom Lohse III, 375.
18. Johann Blaskadder III, 96.
19. Grönländische Mission der Brüdergemeinde (Mr. Etach, G. David, G. Etach, J. Bed u. J. Böhnich) IV, 1013.
20. { Fabian u. Sebastian I, 178; I, 267.
- { J. Howard IV, 1030.
21. Agn. s I, 275.
22. Vincentius I, 283.
23. Jesaias IV, 1272.
24. Timotheus I, 93.
25. Pauli Befehrung I, 36.
26. Polykarpus I, 135.
27. Chrysostomus I, 451.
28. Karl der Große I, 577.
29. Juventin u. Maximin I, 381.
30. Bathilde I, 536.
31. Elisabeth, Königin von Dänemark III, 721.

Februar.

1. Janatius I, 122.
2. { Maria Reinigung IV, 1301.
- { Matth. Desubas III, 579.
3. Ansgarius I, 600.
4. Symphorosa und 7 Söhne I, 126.
5. Phil. Jak. Spener III, 857.
6. { Amandus I, 538.
- { W. Tyndale II, 2. Abth. 306.
7. Georg Wagner II, 1. Abth. 43.
8. { Laurentius Saunders II, 2. Abth. 360.
- { Maria Andrea III, 827.
9. Bischof Joh. Hooper II, 2. Abth. 351.
10. { Eotiris I, 270.
- { Isabella de Baena II, 1. Abth. 363.
11. Saturnin u. Dativ I, 294.
12. Joh. Grey II, 2. Abth. 336.
13. Chr. Fr. Schwarz IV, 1116.
14. Bruno I, 654.
15. Jakob vom Loh III, 486.
16. Simeon und Pamphilus I, 121; I, 331.
17. J. Elliot III, 796.
18. Luther II, 1. Abth. 101.
19. { Riesrob I, 485.
- { B. Brullius III, 384.
20. Eadoth I, 366.
21. Pomponio Algieri II, 1. Abth. 398.
22. Franz von St. Roman II, 1. Abth. 341.
23. Barth. Ziegenbalg III, 805.
24. Matthias I, 62.
25. Rochette IV, 1048.
26. Bertold Haller II, 1. Abth. 245.
27. Martin Bucer II, 1. Abth. 276.
28. Patr. Hamilton II, 1. Abth. 81.
29. Theodora u. Didymus I, 299.

März.

1. Suitbertus I, 543.
2. Johann Wesley IV, 1055.
3. Churfürst Johann Friedrich, der Großmüthige III, 341.
4. Georg Wisshart III, 10.
5. Märtyrer auf Madagascar III, 656.
6. Zacharias Ursinus III, 417.
7. Perpetua u. Felicitas I, 167.
8. 4 Märtyrer von Lille III, 471.
9. Cyrillus und Methodius I, 612.
10. 40 Märtyrer von Sebaste I, 335.
11. Wilhelm Huseus III, 496.
12. Nicolai und Gregori III, 199.
13. Georg v. Ghefe II, 1. Abth. 410.
14. Mathilde, Kaiserinn I, 625.
15. Caspar Olevian III, 411.
16. Mathias Devay III, 204.
17. Patricius I, 487.
18. Alexander, Bischof von Jerusalem I, 191.
19. Maria und Martha IV, 1290.
20. John Bradford II, 2. Abth. 386.
21. Erzbischof Cranmer II, 2. Abth. 450.
22. { Lefevre II, 2. Abth. 14.
Königinn Margaretha von Navarra II, 2. Abth. 16.
23. Wolfgang, Fürst zu Anhalt II, 1. Abth. 309.
24. Florentius Radewins I, 800.
25. Maria Verkündigung IV, 1297.
26. Liudger I, 574.
27. Johann Diaz II, 1. Abth. 345.
28. Johann v. Goch I, 814.
29. Bischof Achatius I, 195.
30. Jean Calas IV, 1052.
31. Herzog Ernst, der Fromme III, 783.

April.

1. Fritigild, Königin III, 693.
2. Theodosia I, 329.
3. Ursperger IV, 1009.
4. Ambrosius, Bischof I, 435.
5. Daniel Raoul III, 555.
6. Jaques Roger III, 576.
7. Claus und Lorenz Peterson III, 112.
8. Appianus und Aedesius I, 318.
9. Thomas v. Westen III, 892.
10. Franz Lambert v. Trignon II, 2. Abth. 261.
11. Columba I, 508.
12. Sabas I, 391.
13. Justin der Märtyrer I, 130.
14. Argula von Grumbach II, 1. Abth. 289.
15. Dionysius von Rieur II, 1. Abth. 86.
16. Peter Walduß u. die Waldenser I, 675.
17. Mappalicus I, 187.
18. Luther zu Worms 1521 II, 1. Abth. 126.
19. Philipp Melancthon II, 1. Abth. 177.
20. Johann Bugenhagen III, 290.
21. Anselmus v. Canterbury I, 701.
22. Origenes I, 206.
23. { Georg I, 306.
Adalbert v. Prag I, 642.
24. Wilfried I, 519.
25. Marcus Evangelist I, 80.
26. Verfolgungen in Schlesien III, 620.
27. Waldenser Verfolgung von 1540 an, III, 150.
28. Friedrich Myconius II, 1. Abth. 259.
29. Rose Allen II, 2. Abth. 474.
30. Gerhard Groot I, 794.

Mai.

1. Philippus u. Jakobus, der Gerechte I, 54; I, 15.
2. Athanasius, der Große I, 397.
3. Monika I, 422.
4. Florian I, 291.
5. Friedrich, der Weise II, 1. Abth. 91.
6. Nonna I, 410.
7. Flavia Domitilla I, 110.
8. Stanislaus I, 660.
9. Graf Zinzendorf IV, 915.
10. Heuglin II, 1. Abth. 41.
11. Johann Arndt III, 772.
12. Gregor v. Nazianz I, 429.
13. Ungarische Märtyrer auf den Calceren III, 250.
14. A. Monier u. J. v. Cazes II, 2. Abth. 209.
15. Moses IV, 1253.
16. 5 Märtyrer von Lausanne II, 2. Abth. 166.
17. Alardus III, 588.
18. 80 Märtyrer unter Valens I, 388.
19. Andreas Melville III, 52.
20. Johann Belch III, 69.
21. Augustin Gazalla II, 1. Abth. 353.
22. Castus u. Nemilius I, 186.
23. Constantin, der Große I, 338.
24. Donatian und Rogatian I, 262.
25. Elisabeth, Herzogin von Braunschweig II, 2. Abth. 486.
26. Augustinus von Canterbury I, 510.
27. Johann Calvin II, 2. Abth. 42.
28. Beda, der Ehrwürdige I, 551.
29. Auswanderung der Zillerthaler III, 651.
30. Hieronymus von Prag I, 874.
31. Ludwig von Berquin II, 1. Abth. 88.

Juni.

1. J. Friedrich Oberlin IV, 1148.
2. Pothin u. Blandina I, 150.
3. Donio Paleario II, 1. Abth. 441.
4. Quirinus I, 285.
5. Bonifacius I, 553.
6. Galeazzo v. Caraccioli II, 1. Abth. 427.
7. Waldenser Verfolgung 1655, III, 171.
8. August Hermann Francke III, 874.
9. König Gottschalk I, 656.
10. Churfürstinn Elisabeth von Brandenburg II, 1. Abth. 289.
11. Barnabas I, 87.
12. Herzogin Renata v. Ferrara II, 1. Abth. 446.
13. Isaaq le Fevre III, 535.
14. Basilus, der Große I, 418.
15. Jakob Guthrie III, 80.
16. Johann Tauler I, 779.
17. Arent de Gros u. Michael, der Seiler III, 506.
18. Churfürstinn Luise S. von Brandenburg III, 831.
19. Nicänisches Concil u. Paphnutius I, 342. 349.
20. Erdm. Dorothea Gräfin v. Zinzendorf IV, 983.
21. 27 Märtyrer v. Prag III, 138.
22. Ungarische Verfolgung 1687, III, 263.
23. Daniel Krümmen III, 274.
24. Johannis, des Täufers, Geburt IV, 1286.
25. Augsburger Confessions-Übergabe II, 1. Abth. 169.
26. Waldenser Verfolgungen im J. 1686, III, 180.
27. Sieben-Schläfer I, 202.
28. Jrenäus I, 162.
29. Petrus und Paulus I, 20; 1, 36.
30. Raymund Lull I, 771.

Juli.

1. Heinrich Boes und Johann Esch II, 1. Abth. 1.
2. Maria Heimsuchung IV, 1299.
3. Otto, Apostel der Pommern I, 706.
4. Ulrich I, 629.
5. Johann Oldcastle, Lord Cobham I, 837.
6. Johann Huß I, 849.
7. Richard le Fleure II, 2. Abth. 188.
8. Kilian I, 539.
9. Ephräim, der Syrer I, 415.
10. Wilhelm von Dranien III, 511.
11. König Eduard VI: II, 2. Abth. 323.
12. William Wilberforce IV, 1168.
13. Eugenius I, 496.
14. Mathias Babil III, 277.
15. Zulitta v. Cäsarea u. von Iconien I, 312; I, 314.
16. Primus Truber III, 421.
17. Speratus u. 11 Märtyrer von Scillita I, 165.
18. Thomas von Kempen I, 808.
19. Calvin in Genf II, 2. Abth. 66.
20. Pestliner und Buschläver Mord III, 444.
21. Franz Gamba II, 1. Abth. 395.
22. Maria Magdalena IV, 1292.
23. Gottfried von Hamelle III, 522.
24. Florentius Benotus II, 2. Abth. 161.
25. Jakobus, der Aeltere I, 12.
26. Johann Gaturce II, 2. Abth. 140.
27. Spanische Märtyrer unter den Sarazenen I, 593.
28. Raymund Palmariis I, 732.
29. Olaf der Heilige III, 715.
30. Johann Wessel I, 818.
31. Anna aus dem Hof III, 528.

August.

1. 7 Maccabäer IV, 1278.
2. Märtyrer unter Nero I, 107.
3. Wilhelm Thorp I, 833.
4. Nilus, der Jüngere I, 647.
5. Evangelische Salzburger III, 633.
6. Verklärung Christi IV, 1310.
7. Afra I, 286.
8. Hormisdas I, 467.
9. Numidicus I, 185.
10. { Zerstörung Jerusalems I, 96.
Laurentius I, 211.
11. Gregor v. Utrecht I, 566.
12. Peter Spengler II, 1. Abth. 37.
13. Georg Scheerer II, 1. Abth. 61.
14. Antonio u. Leonore Herenzuelo II, 1. Abth. 357.
15. Churfürst Hermann V. von Köln III, 365.
16. Johann der Beständige II, 1. Abth. 165.
17. Leonh. Kaiser II, 1. Abth. 47.
18. Rodrigo de Valer II, 1. Abth. 333.
19. Wolfgang Schuch II, 1. Abth. 24.
20. Bernh. v. Clairvaux I, 717.
21. Westindische Mission der Brüdergemeinde (L. Döber u. D. Ritschmann) IV, 999.
22. Epipodius u. Symphorianus I, 153; I, 157.
23. Caspar von Coligny II, 2. Abth. 234.
24. Bartholomäus I, 56. Paris. Bluthochzeit II, 2. Abth. 241.
25. König Ludwig IX: I, 761.
26. Ulphilas I, 394.
27. Jovinian I, 447.
28. Augustinus, Bischof von Hippo I, 471.
29. Johannis Enthauptung IV, 1288.
30. Claudius v. Turin I, 588.
31. Aidan I, 516.

September.

1. Hanna, Prophetinn IV, 1283.
2. Mamas 1, 239.
3. Jarentino Janino II, 1. Abth. 385.
4. Bartholomäusnacht in Halberstadt III, 314.
5. Giovanni Mollio II, 1. Abth. 392.
6. Garstas Arias II, 1. Abth. 373.
7. Matthias Weybel II, 1. Abth. 34.
8. Corbinian I, 547.
9. Ludovico Paschali II, 1. Abth. 402.
10. Paul Speratus III, 318.
11. Johann Brenz II, 1. Abth. 319.
12. Stephan u. Dionysius Pezloquin II, 2. Abth. 178.
13. Wilhelm Farel II, 2. Abth. 28.
14. Cyprianus I, 218.
15. G. Guirlando u. A. Ricetto II, 1. Abth. 407. 408.
16. Euphemia I, 334.
17. Heinr. Bullinger III, 742.
18. Bischof A. G. Spangenberg IV, 1091.
19. Thomas von St. Paul II, 2. Abth. 163.
20. Johann Wirth u. Söhne II, 1. Abth. 202.
21. Mathäus Evangelist I, 76.
22. Mauritius u. Emmeran I, 256; I, 531.
23. 5 Märtyrer von Genf II, 2. Abth. 202.
24. Joh. Pontius u. J. Gonzales II, 1. Abth. 360. 361.
25. Johann Beck III, 454.
26. Paul Rabaut IV, 1078.
27. Philippine von Lüns II, 2. Abth. 216.
28. H. Clarenbach u. P. Fleischeden II, 1. Abth. 64.
29. Michaelisfest IV, 1311.
30. Hieronymus I, 874.

Oktober.

1. Constantin Foncius II, 1. Abth. 377.
2. William Hunter II, 2. Abth. 374.
3. Die beiden Ewalde I, 542.
4. Päpstlicher Nuntius Peter Paul Bergerius II, 1. Abth. 414.
5. Pietro Carnesechi II, 1. Abth. 406.
6. Antonius Oldevin II, 1. Abth. 454.
7. Martin du Bois II, 441.
8. Don Carl de Seso II, 1. Abth. 367.
9. { Dionysius Areopagita I, 113.
Justus Jonas III, 332.
10. Rob. Großhead I, 756.
11. Ulrich Zwingli II, 1. Abth. 207.
12. Bartholom. Bartoccio II, 1. Abth. 453.
13. Theodor Beza III, 756.
14. Elis. Frey (Fry) IV, 1189.
15. Amos Comenius III, 144.
16. Gallus I, 527.
17. Aufhebung des Edicts von Nantes III, 531.
18. Lucas Evangelist I, 83.
19. Christoph Schmid III, 491.
20. Bischof Ridley II, 2. Abth. 406.
21. Bischof Latimer II, 2. Abth. 421.
22. Steph. Brun II, 2. Abth. 146.
23. Irländisch. Blutbad III, 662.
24. Aretas u. Genossen I, 507.
25. Schneider von Paris II, 2. Abth. 160.
26. Churfürst Friedrich III. von der Pfalz III, 401.
27. Frumentius I, 372.
28. Simon u. Juda I, 62; I, 61.
29. Alfred der Große I, 615.
30. Wilhelm Neel II, 2. Abth. 184.
31. Luthers 95 Sätze gegen den Ablass II, 1. Abth. 113.

November.


1. Henry Martyn IV, 1331.
2. Viktorinus I, 290.
3. Birmin III, 703.
4. Claude Brousson III, 540.
5. Hans Egede III, 903.
6. Gustav Adolph III, 596.
7. Willibrod I, 548.
8. Willehad I, 571.
9. David Zeisberger IV, 1134.
10. Thomas Bilney II, 2. Abth. 283.
11. Bischof Martin v. Tours I, 443.
12. P. Martyre Vermigli II, 1. Abth. 433.
13. Milles, Ambrosius u. Sina I, 368.
14. Alexander Roussel III, 567.
15. Johann Keppler III, 432.
16. Königin Margaretha von Schottland I, 663.
17. Romanus, Alphäus und Zachäus I, 315.
18. Gregor, der Erleuchter I, 353.
19. Landgräfinn Elisabeth I, 737.
20. John Williams III, 666.
21. Columbanus I, 521.
22. Margarethe Wilson, u. Margarethe Mac Lauchlan III, 102.
23. Clemens von Rom I, 113.
24. Johann Knor III, 25.
25. Catharina I, 299.
26. Bischof Conrad I, 635.
27. Margaretha Blaarer II, 2. Abth. 493.
28. Johann Dekolampadius II, 1. Abth. 233.
29. Saturninus I, 183.
30. Andreas Apostel I, 51.

Dezember.

1. Eligius von Noyon I, 533.
2. Johann Ruysbroek I, 790.
3. Marcellus u. Cassianus I, 292.
4. Gerhard v. Zutphen I, 804.
5. Crispina I, 297.
6. Bischof Nicolaus I, 377.
7. Blutbad v. Thorn III, 644.
8. Paulus Odentius III, 425.
9. 7 Märtyrer v. Samosata I, 302.
10. Thomas, Christen (syrische) I, 670.
11. Heinrich v. Zutphen II, 1. Abth. 10.
12. Römische Inquisition II, 2. Abth. 1.
13. Odilia III, 695.
14. } Dioscurus I, 189.
14. } Bischof Vicelin I, 726.
15. Numia (Christiana) I, 351.
16. Kaiserin Adelheid III, 711.
17. Abt Sturm I, 568.
18. Johann Gill II, 1. Abth. 335.
19. Julian Fernandez II, 1. Abth. 370.
20. Abraham IV, 1248.
21. Thomas, Apostel I, 53.
22. Hugo Mac Rail III, 89.
23. Anna v. Bourg II, 2. Abth. 226.
24. Heiliger Abend IV, 1302.
25. Der h. Christtag IV, 1304.
26. Stephanus I, 6.
27. Johannes Evangelist I, 63.
27. } Unschuldige Kinder IV, 1284.
28. } Hofprediger Hedinger III, 818.
29. David IV, 1263.
30. Bischof Robert Farrar II, 2. Abth. 383.
31. Johann Willef I, 826.



Date Due

[illegible]

PRINTED

IN U. S. A.



GTU Library



3 2400 00595 0609

Fliedner, Theodor, ed.
Buch der mätyrer

IY34
F624
v.4

GTU Library
2400 Ridge Road
Berkeley, CA 94709
For renewals call (510) 649-2500
All items are subject to recall

